Materialien zu einem Katechismus der Socialreform

Katechismus der Sozialreform.

Materialien

zu einem

Katechismus der Sozialreform.

Gesammelte Aufsätze.

Herausgegeben

von

Rudolph von Mosch,

Vorstandsmitglied der „Deutschen Adelsgenossenschaft" und

Redacteur des „Deutschen Adelsblatts".

Berlin.

Verlag der Aktiengesellschaft „Pionier"

zu Berlin SW., Bernburgerstraße 13.

1888.

Vorwort.

> Meine Absicht ist, im Sinne der Aufklärung und Versöhnung auf meine Zeitgenossen zu wirken, aber nicht die Augen von den großen Kämpfen abzuwenden, die den nächsten Generationen bevorstehen. Je blinder wir im Strudel der Zeit diesen Kämpfen entgegentreiben, desto leidenschaftlicher und verwüstender müssen sie werden. Friedr. A. Lange,
> „Geschichte des Materialismus“.

> Wie leicht könnten doch gerade deutsche Stammesgenossen mit dem reichen deutschen Herzen, das bei aller Verschiedenartigkeit seiner Inhaltsfülle immer noch einen ausreichenden Spannungsrest zu gleichem Pulsiren behält, ein einig Volk von Brüdern sein und bleiben, trotz oder just wegen alles Hetzens von rechts und links!
> Prof. Dr. F. Schmidt-Warneck,
> „Die Volksseele“ ꝛc.

Die gegenwärtige Aufsatzsammlung hat ihren Entstehungsgrund in der Bewegung, welche unter dem Namen „Volkswirthschaft und Schule“ bekannt, zuerst von dem früheren Landrath und jetzigen Geheimen Regierungs- und vortragenden Rath im Staatsministerium, Freiherrn von Broich, angeregt, auf sein Betreiben von der „Deutschen Adelsgenossenschaft“ gefördert und schließlich auch vom Herrn Cultusminister von Goßler gebilligt wurde.

Augenblicklich beschäftigt diese Bewegung auf's lebhafteste weitere Kreise: Lehrerversammlungen und Lehrerzeitungen, die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“, die liberale und conservative Zeitungspresse. Wo die Frage erörtert wird, geschieht es

meistentheils unter ausdrücklichem Hinweis auf die Vaterschaft der „Deutschen Adelsgenossenschaft“. Dabei wird leider der maßgebende Gedanke selbst von befreundeten Zeitungen oft derartig verkannt, daß sich der Unterzeichnete in seiner Eigenschaft als Vorstandsmitglied der genannten Genossenschaft genöthigt sieht, durch die gegenwärtige Aufsatzsammlung irrthümliche Auffassungen zu berichtigen.

Weder Freiherr von Broich, noch die Adelsgenossenschaft, noch das deutsche Adelsblatt hegen, wie man uns fälschlich zuweilen zuschreibt, den kindlichen Glauben, die Sozialdemokratie und die Feindschaft derselben gegen die heutige Staats- und Eigenthumsordnung, gegen Monarchie und Christenthum, durch ein volkswirthschaftliches Schulbuch ausrotten zu können. Wir fassen den Begriff „Erziehung und Erziehungsreform“ als Hauptbestandtheil der Sozialreform weiter. Wie Fichte zur Errettung aus der Franzosengefahr einen neuen Aufschwung des Volksgeistes, eine neue Nationalerziehung verlangte, so glauben auch wir, daß zur Errettung aus Sozialdemokratie und Religionslosigkeit wiederum ein neuer Aufschwung des Volksgeistes nöthig ist, vor allen Dingen aber, daß ohne Erziehungsreformen keine ausreichenden Sozialreformen möglich sind. Dieser größere Gesichtspunkt leitete uns, als wir die Losung „Volkswirthschaft und Schule“ in Umlauf brachten.

Die Sozialdemokratie erscheint uns nicht wie eine selbstständige Krankheit, nicht wie ein Localübel, wie eine zwar garstige, aber harmlose Warzenbildung an einem sonst ganz gesunden Leibe, sondern gleich Pest und Pocken wie ein furchtbarer Hautausschlag, herausgetrieben von Säfteverderbniß und Blutvergiftung im Innern des sozialen Körpers. Wären unsere volkswirthschaftlichen Zustände gesund, so könnte keinerlei Volksverhetzung die wirthschaftliche Unzufriedenheit zu einer Volksleidenschaft steigern. Wäre unser deutsches Volk wirklich ein christliches Volk, so könnte die

Sozialdemokratie allein nicht unchristlich sein, selbst bei noch größerem Elend. Wäre unsere Literatur, soweit sie im Volke verbreitet ist, nicht zum großen Theil religionslos, ja oft religionsfeindlich, so könnte auch in der Sozialdemokratie die Religionsfeindlichkeit nicht Wurzel gefaßt, ja sich bis zu wildem Religionshaß, zur Raserei gesteigert haben.

An diesen Zusammenhang muß man denken, wenn man nicht unehrlich sein will. Man muß aber auch daran denken, wenn man noch hoffen und nicht verzweifeln will. Thomas Carlyle, der große Schriftsteller Englands, der Freund Goethe's, der begeisterte Biograph Schiller's und Friedrich's II., der treue und tapfere Vertheidiger Deutschlands, erklärt die Freigeisterei des großen Königs mit den Worten: „Er lebte zu einer Zeit, wo ein aufrichtiger Glaube schwierig, wenn nicht unmöglich war.“

Diese Erklärung kommt auch der sozialdemokratischen Freigeisterei zu Gute; namentlich die davon ergriffenen Arbeiter athmen mit dem Heißhunger eines erst eben erwachten Bildungsbedürfnisses nur den Geist des wissenschaftlichen Materialismus und Naturalismus ein. Gegen das Christenthum hegen sie einen ehrlichen Haß. Zu unwissend in der Culturgeschichte, in persönlicher Gefühlserregung zu unphilosophisch, zu unbesonnen und parteiisch, um die furchtbaren, in der menschlichen Natur liegenden Hindernisse würdigen zu können, welche sich der Einbürgerung des christlichen Ideals entgegenstellen, halten sie sich an die äußerliche Thatsache, daß die christliche Welt der christlichen Lehre so wenig entspricht; sie sehen ein Christenthum, wie es Carlyle schildert, wenn er England das absichtliche Selbstverschließen gegen die Wahrheit, die absichtliche Unaufrichtigkeit vorwirft: „Was bedeuten die Lehrsätze — fragt er — die im Namen Gottes an den Sonntagen verkündigt und im Namen des Teufels in der übrigen Zeit in ihr directes Gegentheil verwandelt werden?“

Am Sonntag wird die Liebe zum Nächsten gepredigt, und in der übrigen Zeit der Egoismus als die soziale Triebfeder angebetet.

„Du England — sagt er — ziehst es vor zu lügen, weil es dir aus verschiedenen Gründen Vortheil bringt. Du vertheidigst diese Lüge so lange mit allerlei Beweisen, bis du zuletzt selbst daran glauben mußt, und so wird die religiöse Seite deines Geistes zur Strafe gelähmt; die Moral wird zum Geschwätz, das Gewissen zur Gemüthsbewegung und dein Leben hat keinen andern gesetzgebenden Führer mehr, als deine eigene persönliche Selbstsucht. So hat England neben dem äußeren Bekenntniß des Christenthums die Nationalöconomie, **die dem Christenthum widerspricht**, als practisches Glaubensbekenntniß angenommen, als ob es an beide zugleich glauben könne. Das Christenthum lehrt uns, daß die Sucht, Geld zu erwerben, die Wurzel alles Uebels ist: die Nationalöconomie behauptet, daß, jemehr ein Mann danach strebt, Geld zu erwerben, es desto besser ist für den Staat! Das Christenthum stellt es als die Pflicht der Obrigkeit hin, Gerechtigkeit walten zu lassen und Wahrheit aufrecht zu erhalten: die Nationalöconomie oder das Regierungssystem, das sich darauf gründet, beschränkt die Gerechtigkeit auf die Aufrechterhaltung des Friedens, erklärt, daß die Obrigkeit mit der Vertheidigung der Wahrheit nichts zu thun habe, und daß es einem Jeden überlassen bleiben müsse, zu denken, was er wolle und seine eigenen Interessen auf irgend welche ihm zusagende Weise zu befördern, außer durch Betrug und Gewalt.“

Soweit Carlyle, dem wir bei Behandlung unseres Gegenstandes vielfach folgen, weil in ihm die geistigen und moralischen, die religiösen, politischen und sozialen Schwächekrankheiten unserer Zeit überwunden sind, und er uns bei ihrer Ueberwindung helfen kann. Mögen die revolutionären Wetterzeichen auch noch so ernstlich drohen, die Sumpfbildungen

der moralischen Zweifelsucht und Auflösung auch noch so weite Gebiete ergriffen haben:

„der Zukunft Deutschlands leuchtet — um mit Professor Dr. Schmidt-Warneck zu reden — noch ein heller Stern. Wie Kaiser Wilhelm zum äußeren Aufbau des Reiches sich das nöthige Mittel schuf und die entsprechenden Männer fand, so wird sein allverehrter Thronerbe seiner Zeit zu neuen Versuchswegen auch die entsprechenden Hülfskräfte gewinnen, um den innern Ausbau des Reiches zu bewerkstelligen, ohne welchen der äußere keinen Bestand haben kann."

Professor Dr. Schmidt-Warneck schrieb diese Worte vor fünf Jahren. Wie Kaiser Friedrichs Botschaft vom 12. März 1888 jene Hoffnungen bestätigte, (die Capitel: „Kaiser Friedrichs Botschaft steht mit der Sozialreform nicht im Widerspruch" und „Kaiser Friedrichs Aufforderung zur Gottesfurcht und Einfachheit" im Nachwort dieses Buches führen das Nähere aus), so bestätigten die ersten Regierungskundgebungen Kaiser Wilhelm II., daß die große Hoffnung fortlebt.

Sollten trotzdem aus dem kaiserlichen Reformwillen keine Reformthaten erwachsen, welche dem Zeitbedürfniß voll entsprechen, so wird solche Enttäuschung die Schuld des deutschen Volkes, der deutschen Wissenschaft, des deutschen Reichstags sein, weil in diesen Kreisen dann dem glühenden Reformwillen des Kaisers kein gleicher Reformeifer zur Seite stand, namentlich im maßgebenden Punkte der Auffindung einer besseren Reformtechnik.

Die Proclamationen des Kaisers Wilhelm II. verbreiten eine sozialreformatorische Gefühlswärme, die hinsichtlich des kaiserlichen Beistandes zu den höchsten Hoffnungen berechtigt. Besonders findet in der kaiserlichen Botschaft vom 25. Juni 1888 der, unsere christliche Civilisation tief be-

schämende Widerstreit zwischen christlicher Lehre und christlicher Welt eine so vielsagende Betonung, daß wir in derselben die lauteste Aufforderung an alle Vaterlandsfreunde erblicken, in neuer nationaler und sittlicher Aufraffung bei der Beseitigung jenes unheilvollen Gegensatzes mit vermehrten Kräften zu helfen, zunächst aber dafür die geeigneten Mittel und Wege eifriger als seither aufzusuchen.

Was schließlich den conservativen Charakter der dem gegenwärtigen Buch vorschwebenden Sozialreform betrifft, so erblickt es den sozialen Ausgleich darin:

die gedrückten Volksclassen zu heben, ohne die oberen herunterzuziehen.

Berlin, 26. Juni 1888.

Rudolph von Mosch.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Die moderne Staatskunst

und das

Schulwesen.

(Die in Abschnitt I abgedruckten 17 Aufsätze erschienen zuerst im „Deutschen Adelsblatt").

„Dem stolzen Wort: ‚Jeder Zoll ein König' muß das stolze Wort: ‚Jeder Zoll ein Staatsbürger' zur Seite treten.

Prof. Dr. Schmidt-Warneck.

Inhalt:

A. Entspricht die heutige Schulung der Menschen den heutigen Zwecken der Staatskunst? Streit zwischen Gymnasium und Realschule.

Wenn die großen Staatskünstler auch nicht als Erzeugnisse ihrer Schulbildung, sondern ihrer großen Begabung aufzufassen sind, so kann gleichwohl nicht geläugnet werden, daß auch das große staatsmännische Genie einer sorgfältigen Schulung und Vorbereitung bedarf. In noch viel höherem Maße ist eine entsprechende Schulung des Volksmaterials erforderlich, mit welchem die Staatskunst zu arbeiten hat. Schon die Staatskunst des Alterthums hing in ihren Leistungen von der körperlichen, geistigen und moralischen Beschaffenheit des Menschenmaterials ab, und zwar nicht nur in den Republiken mit bürgerlichen Vollrechten, sondern auch in Despotien ohne andere Gesetze als solche, die der Wille des Alleinherrschers schuf und duldete. Diese Abhängigkeit der Staatskunst von dem Volksmaterial ist heute größer als jemals und deshalb auch die Wichtigkeit der Schulung größer als früher.

Dieser Thatsache gegenüber entsteht nun die Frage, ob die moderne Schulung des Menschenmaterials den modernen Aufgaben der Staatskunst entspricht? Wir reden absichtlich von „Schulung" und nicht blos von der „Schule". Beide Begriffe decken sich heute nicht mehr. Ob das gut oder schlimm ist, wird aus den weiteren Untersuchungen hervorgehen.

Zunächst wollen wir denjenigen wichtigsten Theil der modernen Schulung ins Auge fassen, welcher den Gymnasien übertragen ist. Wir nennen ihn deshalb den wichtigsten, weil er die wissenschaftliche Vorbildung der leitenden Staatsmänner und Staatsdiener umfaßt. Wegen dieser maßgebenden Wichtigkeit der Gymnasien stehen ihre Einrichtungen und Leistungen ganz naturgemäß im Vordergrunde der Kritik. Auch wir stellen diesen Theil schon deshalb in den Vordergrund unserer Erörterung über „Die moderne Staatskunst und das Schulwesen", weil die bedeutsamste Aufgabe der heutigen Staatskunst, die friedliche

Ueberwindung der Sozialdemokratie auf dem Wege der Sozialreform, also die Ausgestaltung des „praktischen Christenthums" und „sozialen Königthums" im Zeitalter der parlamentarischen Gesetzgebung, durchaus angewiesen ist auf die Beihilfe der gebildeten und besitzenden Klassen, vornehmlich aber auf die sozialreformatorische Brauchbarkeit der aus den Gymnasien hervorgehenden Geistlichen, Lehrer und Staatsbeamten.

Durch diesen letzteren Gesichtspunkt erhalten wir für die vernünftige und gerechte Abwägung der im Streit um die Gymnasien auftauchenden Gründe und Gegengründe einen besonderen Maßstab. Leider wurde dieser ebenso neue wie ganz bestimmte Maßstab seither von keiner Seite angelegt, und dadurch eben die Phrasenhaftigkeit und Ergebnißlosigkeit des Streites verschuldet.

Wenn wir von der friedlichen Ueberwindung der Sozialdemokratie sprechen, so meinen wir nicht nur die Ueberwindung der volkswirthschaftlichen und politischen, sondern auch der materialistischen Irrthümer der Sozialdemokratie, wodurch die Aufgabe an Höhe und Tiefe zu universaler Bedeutung anschwillt. Die Freunde der Gymnasialbildung werden diese Erweiterung als ein gerechtes Zugeständniß an ihre besondere Mission beanspruchen. Wir entsprechen diesem Verlangen gerne und wünschen nichts dringlicher, als daß den Gymnasien der Nachweis großer und genügender Leistungen gegen den Materialismus gelingen möge.

Die Vertheidiger der Gymnasien sind gewohnt, den Mund sehr voll zu nehmen, wenn sie die Gymnasialbildung preisen und jede andere Bildung bemängeln. Schulräthe, Direktoren, Gymnasiallehrer haben in Wort und Schrift wiederholt und entschieden betont, daß das Gymnasium allein die höchste Bildung vermittle, daß die eigentlich leitende Klasse unseres Volkes nur aus den Gymnasien hervorgehen könne, daß nur der ein gebildeter Mensch sei, der einmal etwas aus der griechischen und lateinischen Formlehre gewußt habe. „Ohne hellenischen Anhauch — schreibt Gymnasial-Direktor Axt in seinem Buche „Gymnasium und Realschule" — wäre der Deutsche höchstens ein frommer, solider, hausbackener Philister oder Barbar; ohne die Alten würde Deutschland ein großer Fabrikflecken werden; ohne die Alten würde die Vaterlandsvertheidigung einer Kompagnie strumpfwirkender Stadtsoldaten anvertraut und die Staatsverwaltung von einigen Bankiers und Ouvriers so lange hin und her gerissen werden, bis der armselige und niederträchtige

Pöbel dem Spektakel ein Ende machte: was die Motten fressen, wonach die Diebe graben und stehlen, das erzielt die Realschule, Merkantilraffinerie und Manufakturindustrie ist ihr Geist, während die Schüler des Gymnasiums den Ambrosiaduft des olympischen Jupiter athmen dürfen." Wir nehmen an diesem „Ambrosiaduft" keinen Anstoß und sind weit entfernt, daraus eine Waffe des Hohns und Spotts zu machen, wie es vielfach geschehen ist. Ein starkes und begeistertes Gefühl greift naturgemäß zu starken und begeisterten Ausdrücken. Das muß man verständniß- und pietätvoll aufnehmen, auch wenn es, wie hier, nur der „erhabene Sinn" war, welcher das „Große" in den Gegenstand persönlich hineinlegte. Denn leider verwirklicht unsere Gymnasialbildung das Ideal nicht, welches dem Gymnasial-Enthusiasmus des Herrn Axt vorschwebt. Im Gegentheil neigen wir uns sehr zu der Annahme hin, daß die gegnerische Kritik in den Hauptsachen berechtigt ist, wenn auch nur in der Bemängelung der Gymnasien, nicht aber auch in der Anpreisung der Realschulen. Wir werden später finden, daß die Realschulen und Real-Gymnasien fast an den nämlichen Gebrechen wie die Gymnasien leiden, ja vielleicht noch an größeren. An dieser Stelle wollen wir zunächst dem klassischen Ausspruche eines Vertheidigers der Gymnasien einen klassischen Ausdruck der gegnerischen Kritik entgegenstellen. Wir benutzen dazu den Zeitungsbericht über die Rede, welche Professor Dr. Preyer (Jena) kürzlich auf der Wiesbadener Naturforscher-Versammlung hielt.*)

Er behandelte das seit Jahren in Presse wie Parlament so vielfach besprochene Thema der Ueberbürdung der Kinder mit Schulaufgaben. Der $1^1/_2$stündige Vortrag verbreitete sich über die anzustrebende Reform des höheren Schulwesens, speziell die Bestrebungen zur Erreichung der Gleichberechtigung der Gymnasien und Real-Gymnasien. Redner bezeichnete es als Merkwürdigkeit, daß auf dem Gebiete der Schule die Naturwissenschaft ihre Fahne noch nicht aufgepflanzt habe. Die Ursache liege weniger in der Unkenntniß oder Verkennung oder Unterschätzung des logischen, pädagogischen, ethischen, ästhetischen, realen und idealen Werthes der Naturwissenschaften, als vielmehr in einer deutschen Eigenschaft: dem zähen Festhalten an alten

*) Der Vortrag ist unter dem Titel: „Naturforschung und Schule" auch als Broschüre erschienen. (Verlag von W. Spemann in Stuttgart. 1887.)

Gewohnheiten, auch dann, wenn sie zu den veränderten neuen Zuständen nicht mehr passen. Man vernachlässige die gleichmäßige Ausbildung von Körper und Geist, überfüttere den einen auf Kosten des andern. Wären die höheren Schulen zweckmäßig eingerichtet, so müßten wenigstens die Hälfte der Schüler ihr Ziel erreichen. Die Uebelstände würden auch zuweilen anerkannt, doch geschehe wenig ihnen abzuhelfen. Nach der amtlichen Statistik zählten die höheren Schulen im Jahre 1875: 127 320 Schüler. Davon gingen ab 29 330. Von diesen hatten nur 4204 das Abiturienten-Examen gemacht. Billiges Verlangen wäre es nun, wenn die Hälfte der Abiturienten die vorgeschriebene Schulzeit von neun Jahren inne hielte. Auch dies ist nicht der Fall; drei Viertel sind über 19 Jahre alt, ein Viertel über 21. Selbst die Zahl derer, welche das Zeugniß zum einjährigen Dienst erlangen, ist sehr klein; von 29 330 nur 7360. Dabei ist das Verhältniß der zum Dienst Tauglichen, welche die höhere Schule besucht haben, ein sehr geringes: auf 45 pCt. Dreijährige kommen nicht ganz 32 pCt. Einjährige, die bei der ersten Musterung tauglich erscheinen. Von letzteren ist dazu noch der vierte Theil thatsächlich kurzsichtig. Auf 1000 Einjährige kommen 185 Kurzsichtige, auf 1000 Dreijährige 11.

Aus diesen Zahlen folgt, daß von denen, welche die Berechtigung erlangt haben, mehr als der vierte Theil während der Schulzeit körperlich geschädigt worden ist. Die Kurzsichtigkeit wächst erwiesenermaßen mit der höheren Klasse. Man solle daher namentlich mehr auf gute Beleuchtung und richtige Körperhaltung der Schüler achten. Der Körper müsse in ganz anderer Weise als bisher, aber auch mit ganz anderen Mitteln ausgebildet werden. Schwimm- und Turn-Unterricht müssen mehr Berücksichtigung finden; der Geist werde zu viel und zu lange angespannt. Der Knabe soll vier Stunden Unterricht gespannt zuhören, und vielleicht auch noch später eine Stunde nachsitzen, weil er seine Vokabeln nicht gelernt hatte. Das ist sehr schlimm für die körperliche Gesundheit. Er geht mit 8 Kilo Bücher zur Schule und wiegt selbst nur 25 Kilo. Die Unlust vieler Gymnasiasten rühre davon her, daß ihnen immer wieder Jahre lang die beiden alten, todten Sprachen als die beste geistige Nahrung gegeben werden. Es wird hinzugefügt; es kommt darauf an, den Geist dieser gut einbalsamirten Leiche zu erfassen. Unter diesen Umständen darf man sich nicht wundern, wenn das Gefühl nicht zum Durchbruch kommt, was heißt ein Deutscher

sein? Der Schüler fühlt sich im eigenen Hause nicht behaglich; er soll seine ganze Kraft auf die Uebersetzung von griechischen und römischen Klassikern verwenden, deren Inhalt er doch aus guten Uebersetzungen kennen lernen kann. Was nützt ihm im praktischen Leben Griechisch und Latein, wenn er nicht Philologe oder überhaupt Gelehrter wird? Er kann mit den Tausenden von Vokabeln nichts anfangen. Dieser übertriebene Kultus der beiden Sprachen bringt namentlich den Naturforschern Schaden. Wird ein Arzt, der fließend Euripides lesen kann, deshalb das Vertrauen seiner Patienten haben? Noch ein anderer Nachtheil ist mit dieser grammatischen Dressur für die Naturforscher verbunden, der Mangel in der Ausbildung des Sehens und der Geschicklichkeit mit der Hand. Ich habe oft gefunden, daß die Studenten in dem Laboratorium zu sehen glauben, was nicht da ist, und nicht sehen, was da ist. Sie lernen nicht das Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden. Und wo bleibt die Entwickelung des gesunden Menschenverstandes? Die Leistungen mancher polytechnischen Schule sind schon jetzt in einzelnen Beziehungen besser, als die der mit ihren Institutionen im Mittelalter stecken gebliebenen Universitäten. Warum bevorzugt denn der Staat das Gymnasium? Warum müssen Richter und Forstmänner, die mit Griechisch und Latein gar nichts zu thun haben, die Ilias gelesen haben, um zu den Staatsprüfungen zugelassen zu werden?

Wenn Jemand ein Realgymnasium besucht hat und will Medizin studiren, so muß er noch das andere Examen machen; er lernt in $^3/_4$ oder $1^1/_2$ Jahren das nöthige Griechisch, wozu der Gymnasiast 6 Jahre braucht, und wird der beste Mediziner. Das Abiturientenexamen ist der Passepartout zu allen höheren Staatsämtern. Die Kadettenschulen sind auch nur Realschulen, aber für den Beruf, dem man die höchste Verantwortlichkeit zuschreibt, genügt diese Schulbildung; warum nicht für die Civilisten? Ich habe noch keine befriedigende Antwort erhalten. Nur zwei Gegengründe will ich erwähnen. Erstens behauptet man, die große Zahl von wissenschaftlichen Ausdrücken, die aus dem Lateinischen und Griechischen stammt, machten das vorhergehende Studium dieser Sprachen nöthig, und zweitens habe man eine Art Bürgschaft für eine formale, zu jedem künftigen Beruf gleichmäßig vorbereitende Bildung. Aber es handelt sich im ersten Falle nicht bloß um Griechisch und Latein, und dann ist das keine Sprachkenntniß, sondern Wortkenntniß. Auch

braucht man nicht erst Latein gelernt zu haben, um die neuen Sprachen besser zu lernen; man lernt eine Sprache jung und die, welche früher kein Latein getrieben, lernen sie noch besser. Auch ist der Absolvent des Abiturientenexamens durchaus nicht gleichmäßiger gebildet, im alleinigen Besitz einer höhern Bildung. Abhülfe werde die Bestimmung bringen, daß diejenigen, welche das Examen auf einem Realgymnasium gemacht, auch dieselben Rechte wie die Gymnasial-Abiturienten besitzen sollten. Wird dem Realschüler die Zulassung zu allen Staatsämtern gewährt, so werden die humanistischen Gymnasien ihre Lebensfähigkeit zu zeigen haben. Jetzt werden sie bloß künstlich gezüchtet. Das Gymnasium wird sich umformen müssen, es wird also eine Schulreform eintreten. Die Aufnahme des Turnens, Zeichnens, der Geographie in den Lehrplan der Gymnasien sei jetzt nur eine Konzession an das Realgymnasium und ebenso der lateinische Unterricht in diesem eine Konzession an die Klassicität. 1869 hat eine Abstimmung über die Zulassung stattgefunden. Von 384 ordentlichen Professoren waren 150 für die Zulassung, jetzt haben wir 487 Professoren. Ich glaube das Ergebniß würde heute sehr günstig ausfallen, wenn die Abstimmung auf sämmtliche Docenten, ordentliche, außerordentliche Professoren und Privat-Docenten ausgedehnt würde. Die Zahl der Naturforscher und Mediziner hat sich seit 1870 um 56 pCt. vermehrt. 1830 betrug die Zahl der Theologie- und Jura-Studirenden drei Viertel aller Studenten; 1886 ein Drittel. Auch wird angeführt, man dürfe den geschichtlichen Zusammenhang nicht außer Acht lassen. Aber dieser ist längst durchbrochen."

Halten wir nun an die vorstehenden Aussprüche der Gymnasial-Enthusiasten Art und des Realschul-Enthusiasten Preyer unsern neuen großen Maßstab, so kommen wir schon auf den ersten Blick zu dem trostlosen Eindruck, daß keiner von beiden Streitenden im Besitz des „echten Rings" zeitgemäßer Schulbildung ist.

Beiden möchten wir die Frage vorlegen, was wohl aus Alexander dem Großen und aus den Neugestaltungen der Welt und Kultur geworden wäre, welche sich an das Auftreten dieses wunderbaren Menschen knüpfen, wenn der jugendliche Zögling des Aristoteles von seinem 13. bis 20. Lebensjahre ein Schüler von Schulanstalten gewesen wäre, wie es unsere Gymnasien und Realgymnasien sind, oder wenn er auch nur dem heutigen Bildungsgang und Bildungsstoff unterworfen worden wäre?

Der Gründer des größten Weltreichs war 20 Jahre alt, als er König wurde und sogleich seine phänomenale Laufbahn antrat, und zwar nicht nur ausgestattet mit dem erforderlichen Genie, sondern auch voll ausgerüstet mit der erforderlichen Bildung in allem Wissen und Können. Unsere Gymnasien machen den Anspruch, die Erben der griechischen Bildung zu sein. Sind sie es aber wirklich? O wären sie es doch! Leider aber giebt es kaum größere Gegensätze auf der Welt, als wie sie zwischen den griechischen und unseren Schulen bestehen, sowohl hinsichtlich der Bildungs-Methode wie der Bildungs-Resultate. Damals war ein zwanzigjähriger Jüngling ein fertiger Mann: körperlich ein Athlet, geistig und künstlerisch ein Abbild des Apollo. Und wie heute? Körperlich meistentheils ein bleiches, bebrilltes, blutarmes Jammerwesen; wissenschaftlich ganz unfertig, für die eigentlichen Aufgaben der Zeit denkbar wenig vorbereitet, ein halber Idiot; künstlerisch im Vergleich zu den griechischen Bildungsergebnissen ein vollkommener Barbar.

Unsere Gymnasien und Realgymnasien bleiben also weit hinter den Leistungen der antiken Schulen zurück, während sie solche nach allen Richtungen überflügeln sollten, weil nicht nur die wissenschaftlichen, religiösen, künstlerischen und hygienischen Bildungsmittel unendlich reichere wurden, sondern auch die Aufgaben des höheren Schulwesens mit Rücksicht auf die Erfordernisse der modernen Staatskunst viel höhere Leistungen verlangen.

Suchen wir im nächsten Abschnitt nach den Ursachen dieser wahrhaft entsetzlichen Rückständigkeit, wie auch nach den Mitteln zu deren Beseitigung.

. . ., den 2. Oktober 1887.

B. Das monarchische Staatsprinzip. Die aristokratische Führung. Der Heroencultus. Die militärische Erziehung. Die Bewahrung der Religion. Der praktische Idealismus.

Indem wir dem Abschnitt B unserer Betrachtung über „Die moderne Staatskunst und das Schulwesen“ die vorstehenden 6 Sätze als Ueberschriften geben, wollen wir dadurch kurz 6 Ziele der heutigen Staatskunst bezeichnen, welche das Gymnasium als Vorbereitungsschule für unsere Staatslenker und Staatsdiener

in der maßgebenden Jugendzeit vom 10. bis 20. Lebensjahre nicht nur beiläufig und oberflächlich, sondern als ihm gesetzte pädagogische Zielpunkte ins Auge fassen und das ganze Unterrichtssystem darnach einrichten muß. Thatsächlich geschieht das nicht, und eben deshalb verfehlen unsere Gymnasien ihren Zweck.

So waren sie nicht im Stande, in den gebildeten Klassen eine wissenschaftliche Ueberzeugung und eine sachliche Begeisterung für die Vorzüge des monarchischen Staatsprinzips zu begründen, sondern sie züchteten in Europa förmlich die theoretischen Republikaner, aus denen unter Umständen praktische Revolutionäre oder parlamentarische Confliktspolitiker wurden. Man stößt sehr häufig auf „studirte Männer", die ganz kindlich erklären, durch das Studium der „Alten" seien sie „naturgemäß" mehr für die republikanische als für die monarchische Staatsform eingenommen. Wenn in Deutschland die Monarchie nicht schwächer, sondern stärker wurde, und wenn seit 1870 auch in der akademischen Jugend die Schwärmerei für ein republikanisches Ideal nachließ und die Begeisterung für das monarchische Staatsideal zunahm, so weiß jedes Kind, daß das „Studium der Alten" an dieser Entwicklung unschuldig ist. Leider bieten die griechischen und lateinischen Classiker nicht die allermindeste Bürgschaft gegen republikanische Rückströmungen.

Noch schlimmer steht es um das zweite große Grundprinzip der Staatskunst, um die „aristokratische Führung". In der belletristischen Literatur gehörte die Verhöhnung des Adels und in der politischen die Beseitigung desselben zu dem sittlichen Pathos. Die Gymnasialbildung verhütete eine solche republikanische Agitation nicht, weil sie es unterließ, in den künftigen Führern der Nation das heilige Prinzip der aristokratischen Führung, das noblesse oblige der obersten Klassen, als eine Art soziales Evangelium, als einen sittlichen Codex und Cultus einzubürgern.

Ganz eben so traurig sieht es um den „Heroencultus" aus. Als das deutsche Volk wieder so glücklich war, leibhaftige Helden an der Arbeit zu sehen, und das angeborene Gefühl der Heldenverehrung die künstlichen Schranken des Parteihasses übersprang und einen dankbaren Ausdruck für die großen Thaten und Verdienste des Kaisers und seiner Paladine suchte, waren es gerade akademisch gebildete Parteifanatiker und Doktrinäre, welche dem deutschen Volke dieses Gefühl zu verekeln trachteten, indem sie ihm Byzantinismus, Knechtessinn, bedientenhaftes Streberthum rc.

vorwarfen. Nationalgesinnte Gymnasiallehrer, namentlich solche, welche des „Königs Rock trugen", bemühten sich zwar, hier Wandel zu schaffen, aber der gegenwärtige Unterrichtsplan kommt ihnen nicht entgegen, sondern läßt es zu keinem System kommen. Denn der „Heroencultus" setzt, wenn er nicht ausarten soll, Alles voraus, was wir bei Gelegenheit des „monarchischen Staatsprinzips" und der „aristokratischen Führung" andeuteten, und was wir bei Erörterung der anderen Punkte noch andeuten werden.

Die „militärische Erziehung", ferner die „Bewahrung der Religion" und endlich den „praktischen Idealismus" betreffend, so sind die Gymnasien jedenfalls ohnmächtig gewesen, den Haß gegen den „Militarismus", wie er bis 1866 allgemein war, wie auch Gleichgültigkeit und Haß gegen die Religion, wie sie noch heute zu den Attributen der sogenannten „wissenschaftlichen Bildung" gehören, und endlich auch den „praktischen Materialismus", wie er die besitzenden und gebildeten Klassen entadelt und entnervt, zu verhüten oder diesen Strömungen auch nur ein Hinderniß zu bereiten, d. h. den Studirenden irgend eine leistungsfähige Schutzwaffe für den späteren Kampf gegen die erwähnten drei großen Versuchungen mit auf den Lebensweg zu geben.

Einsichtige, nicht vom Dämon der Rechthaberei besessene Gymnasiallehrer werden geneigt sein, die ganze oder theilweise Richtigkeit unserer Behauptungen zuzugeben, die Kritik aber durch den Einwand zu entwaffnen glauben: „Tadeln ist leicht, besser machen schwer". — „Was soll in dem heutigen Gymnasialunterricht ausfallen und was an die Stelle treten?"

Wir sind auf allen Gebieten Gegner radikaler Umwälzungen, und würden deshalb schon glücklich sein, wenn die Gymnasien eine der beiden alten Sprachen über Bord werfen und die dadurch gewonnenen Unterrichtsstunden der englischen Sprache zuwenden wollten. Den Vortheil erblicken wir in zweierlei: einmal in der Gewinnung eines besseren Bildungsstoffes, eines, den modernen Aufgaben der Staatskunst dienlicheren Gedankeninhalts, und dann in der Gewinnung eines praktisch nützlicheren Sprachmittels. Was den letzteren Vortheil betrifft, so ist derselbe ganz handgreiflich und bedarf deshalb keiner näheren Beleuchtung. Anders bei dem erstern Vortheil, der Gewinnung eines viel dienlicheren Bildungsinhalts. Um in dieser Hinsicht unseren Gedanken zu veranschaulichen, wollen wir annehmen, die Gymnasien

lassen das Lateinische fahren und an die leere Stelle das Englische treten. Giebt es nun englische Classiker, welche für Einbürgerung der oben angegebenen sechs erzieherischen Leitsterne der modernen Staatskunst mehr vermögen als die lateinischen Classiker? Wir bejahen diese maßgebende Frage ganz entschieden, und begründen unsere Bejahung schon dadurch, daß wir bloß den Namen Thomas Carlyle nennen. Carlyle's Schriften bieten fast Alles dar, was dem Gymnasialunterrichts-Stoff unter den angedeuteten Gesichtspunkten fehlt.

„Unter allen europäischen Schriftstellern — sagt Julian Schmidt — giebt es wohl keinen, dem wir Deutsche so viel Dank schulden, als Carlyle. Ich meine das nicht blos äußerlich, nicht blos, daß er sich um unsere Anerkennung draußen große Verdienste erworben hat: er hat uns innerlich eine so warme Liebe entgegengetragen, die nothwendig Gegenliebe hervorruft. Mich überschleicht zuweilen, wenn ich seine Schilderungen deutschen Wesens ansehe, ein beschämendes Gefühl: ist das auch Alles wahr, was er von uns erzählt? Sieht er nicht von seinem idealistischen Standpunkt zu viel in uns hinein? Und doch hat der Mann ein so ehrliches, treuherziges, tapferes Gesicht, daß an der Wahrheit wenigstens seiner eigenen Empfindung nicht zu zweifeln ist, und da jede Wirkung eine Ursache voraussetzt, so mögen wir hoffen, daß er uns wenigstens nicht zu sehr geschmeichelt hat.“

Carlyle brachte zuerst unsere Literatur in England zu hohen Ehren. Er predigte den Cultus unserer Dichterheroen Goethe und Schiller.

Ein zweites großes Verdienst erwarb er sich um uns durch die Vertretung unseres politischen Strebens. Seine Geschichte Friedrichs des Großen begann er 1858, als das Ansehen Preußens in Europa auf's tiefste gesunken war; er vollendete sie 1865, als der preußische Conflict einen fast hoffnungslosen Charakter anzunehmen schien. Sein Buch war nicht bloß die Verherrlichung eines großen Mannes, sondern auch des Staats, der sich in jenem Mann verkörpert hatte. Während alle Welt über den preußischen Militarismus jammerte, zeigte Carlyle schlagend die Vorzüge des Drillens für die Bildung einer Nation, und brachte sogar den großen Drillmeister Friedrich Wilhelm I. wieder zu hohen Ehren. Was diese Apologie für England bedeuten wollte, wird man erst gewahr, wenn man sich das Zerrbild ansieht, welches selbst ein Mann wie Macaulay von den beiden Königen entworfen hatte.

Nun kam die Katastrophe von 1866, und wieder ging Carlyle den Andern voran, nachzuweisen, daß Bismarck im richtigen Verständniß des preußischen Wesens und des preußischen Berufs den einzigen Weg gewählt habe, der zu Deutschlands Größe führen konnte (Essays B., 7, S. 201). Während des französischen Krieges, 11. Nov. 1870, schrieb er jenen fulminanten Brief an die Times, der den Weg durch alle Zeitungen nahm und klar bewies, daß die Abtretung von Elsaß und Lothringen eine Forderung des Rechts und der politischen Nothwendigkeit sei. Die Kraft der Sprache in jenem Aufsatz mußte um so durchschlagender wirken, da der es schrieb, bereits ein Greis von 75 Jahren war. Die Parallele, die darin zwischen den Deutschen und Franzosen gezogen wird, durfte in dieser Form nur ein Ausländer aussprechen und selbst hier getraut sich Julian Schmidt den Schluß nur in der Ursprache zu geben: That noble, patient, pious and solid Germany should be at length welved into a nation and become Queen of the Continent instead of vapouring vainglorious, gesticulating, quarrelsome, restless and oversensitive France, seems to me the hopefulest public fact that has accured in my time."

Dieses Verdienst um Deutschland gewinnt dadurch erst seinen rechten Gehalt, daß Carlyle zu den bedeutendsten Schriftstellern seiner eigenen Nation gehört und als solcher, wenn auch erst nach und nach, sich Anerkennung gewonnen hat.

Carlyle's Schriften sind wahre Evangelien des sozialen Königthums, der aristokratischen Gesinnung und der gemeinnützig aristokratischen That, des praktischen Idealismus und der religiösen Weltauffassung. Er bekämpft nicht nur den revolutionären Gedanken, sondern er rottet ihn aus, indem er an seine Stelle den christlich-monarchischen Gedanken mit den lebendigen Wurzeln setzt. Seine „Geschichte der französischen Revolution" ist ein wahrer Talisman gegen republikanische Anflüge. Sein „Cultus der Heroen" liefert eine unfehlbare Schutzimpfung gegen die oppositionell-kleingeistige Verspottung der Helden-Verehrung.

In Carlyle's Schriften bewegt sich ein Ocean von Empfindung, aber keine Empfindelei. Der Pulsschlag der Welt ist ihm die That, die Handlung.

„Der Zweck des Menschen — sagt er — ist nicht zu denken, sondern zu handeln*). Im Handeln allein haben wir Gewißheit, rings umher liegt unendliche zweifelvolle Dunkelheit. Aus der

*) Schon Lessing sagt das.

Verneinung geht nie eine Ueberzeugung hervor, der Zweifel wird nie durch Nachdenken, sondern nur durch eine durchgreifende That widerlegt. Ein thatloses Zeitalter fühlt sich elend."

„Freilich ist kein Zeitalter glücklich zu nennen, denn Glück ist nicht Bestimmung des Menschen, das Leiden treibt ihn zum Handeln. Aber wenn frühere Zeiten schwer litten, so fehlte ihnen der Glaube nicht, und der Glaube versetzt Berge. Das höchste Elend ist, wenn man sich unter den Rädern des Juggernautwagens zerquetscht fühlt und weiß, daß Juggernaut kein Gott ist, sondern ein geschnitztes Götzenbild. In alten Zeiten stand die Antwort auf jede Lebensfrage fertig geschrieben, leuchtende Symbole des Edlen und Rechten boten sich dem Suchenden, die Ewigkeit blickte durch die Zeit; was Heldenthum war, pflanzte sich in sicherer Ueberlieferung fort."

„Wie anders heute! Wo sind noch Symbole, an denen Niemand zweifelt! Die Natur durstet nach heldenhaftem Thun, aber sie findet keine Fahne. Statt fröhlicher, wenn auch willkürlicher Göttergestalten durchzieht eine unadlige Nothwendigkeit das Leben. Die völlige Unsicherheit auf der Bahn des Ehrgeizes verleitet zum Wahnsinn und zum Selbstmord."

„Nicht der Hunger ist das Schlimmste, sondern die Empfindung, daß man zur Maschine herabgesetzt ist und doch Person sein sollte. Best angelegte Naturen verfallen in reine Tollheiten der Selbstvergötterung."

„Aber tief und traurig, wie unser Gefühl ist, daß wir in der gestaltlosen Nacht umherirren, eben so tief ist unsere Zuversicht, daß der Morgen kommen muß. Ringsum ist es dunkel, aber noch immer leuchtet der Stern des Glaubens, daß alles Gute, was möglich ist, eines Tages auch wirklich werden muß."

„Daß diese Zeit nicht mehr fern ist, dafür ist ein entschiedenes Symptom der Idealismus der deutschen Denker und Dichter."

Carlyle schrieb das im Jahre 1831. Leider sind dem deutschen Volke seine Denker und Dichter fast unbekannt geblieben; sie sind durch das Verschulden der Schulen auch nicht entfernt in Fleisch und Blut unseres deutschen Volksthums übergegangen, wie die Denker und Dichter der Griechen in das hellenische Volks- und Staatenthum. Auf diesen Punkt kommen wir noch zurück.

Carlyle sprach sich 1839 auch über die Arbeiterfrage aus, und zwar ganz und gar gegen das „Laissez faire". Er verlangte, daß man die sozialen Nothstände nicht auf die volkswirth-

schaftliche Harmonie aus sich selbst vertröste, sondern durch soziale Thaten den Armen und Elenden handgreiflich beweise, daß die höheren Klassen ihre Stellung als Führer der Nation begreifen und verdienen.

„Nichts, was ungerecht ist, — sagt Carlyle — kann hoffen, sich in dieser Welt zu erhalten; was nicht hoffen kann, sich in dieser Welt zu erhalten, ist ungerecht. Laissez faire! d. h. legt die Macht aus den Händen, bekennt, daß ihr im Unrecht seid! Ein Wahn, zu behaupten, daß die Menschen nach Freiheit dürsten! Die wilden, schreienden Massen verstehen sich nicht auszudrücken, aber der Weise vernimmt den Sinn ihres wilden, unarticulirten Gebetes: leitet uns! beherrscht uns! wir sind wahnsinnig und elend und können uns nicht selbst beherrschen. — Das erste und höchste aller Menschenrechte ist, von dem Stärkeren beherrscht zu werden, und wenn Freiheit überhaupt einen Sinn hat, so ist es der, dieses Recht zu gewinnen. Demokratie heißt nichts anderes als Unordnung. So lange die Welt steht, hat es noch keine fest gegründete Demokratie gegeben, und das vermeintliche Streben nach Demokratie ist nur das Streben nach einer echten und höheren Gewalt, der man sich fügen darf.

Von Gespenstern freilich und Vogelscheuchen will man sich nicht führen lassen. Wir haben eine angebliche Aristokratie, ein angebliches Priesterthum, aber diese glauben an sich selbst nicht mehr. Freilich war auch im Mittelalter die Aristokratie sehr unvollkommen. Aber so lange noch ein Ideal, eine Seele der Wahrheit, wenn auch noch so verworren, besteht und sich im Wirklichen geltend macht, ist das Geschäft noch immer erträglich. Nicht so, wenn die Wirklichkeit sich bekennen muß, daß sie keine Idee, keine Seele der Wahrheit mehr besitzt: möge dann Königthum oder Parlament auf sein Recht pochen: wenn sie auf die Frage: kannst Du uns beherrschen? keine Antwort finden, so kann man sie davonjagen.

„Das Laissez faire wollen wir deshalb aufgeben, aber was sollen wir eigentlich thun? Steige herunter von deinem sicheren Pult, komme auf den Markt und sage, was wir thun sollen.“

Soviel über Thomas Carlyle, als ein Beispiel aus Vielen zur Widerlegung der Behauptung, es sei leicht, die „Alten“ zu bemängeln, aber schwer, sie im Gymnasialunterricht durch neue Classiker zu ersetzen. Nein, es ist ein solcher Ersatz glücklicherweise gar nicht schwer. Wäre es in der That so schwer, ja, wie die Fanatiker des Lateinischen und Griechischen sagen, un-

möglich, so könnten wir den Aufgaben der modernen Staatskunst gegenüber nur alle Hoffnung fahren lassen, denn sie sind unter Beibehaltung des jetzigen Unterrichtssystems nimmermehr zu verwirklichen. Das Lebensalter vom 10. bis 20. Jahre ist für die Gesammtbildung und ihre spätere Richtung entscheidend. Nach dem Maturitätsexamen läßt sich das in den Elementen Verabsäumte nicht mehr nachholen. Kaum zwei von hundert Menschen sind dazu im Stande, was für unser ganzes Volks- und Staatsleben auf Null hinausläuft.

Im nächsten Abschnitt soll uns die große Cultur-Hoffnung Carlyle's auf die „deutschen Denker und Dichter“ und die Aufgabe beschäftigen, welche den Gymnasien bei Erfüllung der prophetischen Worte des tiefsinnigen Engländers zufällt.

. . ., den 9. Oktober 1887.

C. Der Idealismus der deutschen Denker und Dichter als Leitstern. Die Sittlichkeit unseres Volkes. Schillers Anweisungen zur ästhetischen Erziehung des Menschen.

Nach Veröffentlichung der beiden ersten Kapitel dieser Betrachtung wurde Verfasser derselben von hochgeschätzter Seite zur Benutzung bei gegenwärtiger Arbeit auf die ihm seither unbekannt gebliebenen Schriften des Herrn Professor Dr. F. Schmidt-Warneck aufmerksam gemacht, und zwar auf die folgenden:

„Die Volksseele und die politische Erziehung der Nation.
„(1884.) Die Soziologie Fichte's (1884) und die Noth-
„wendigkeit einer sozialpolitischen Propädeutik. (1885).“

Wir fanden bis heute natürlich keine Zeit, diese drei Werke eingehender zu studiren, wohl aber gewannen wir aus der flüchtigen Durchsicht bereits den Eindruck, daß Schmidt-Warneck für unser Thema einen höchst bedeutsamen Beitrag geliefert hat. Mit Freuden stießen wir auf zahlreiche Standpunkte, wie wir solche in den Jahren 1878 bis 1881 in der Zeitschrift „Der Staatssozialist“, und seit 1883 auch im „Deutschen Adelsblatt“ zu verfechten Gelegenheit hatten. Eine angenehme Wahrnehmung war es für uns auch, auf Seite 73 der „Sozial-politischen Propädeutik“ folgende Aeußerung über Thomas Carlyle zu finden:

„Dieser Autor, einer der treuesten fremdländischen Freunde des deutschen Volkes, welcher in seiner Geschichte Friedrich des Großen in vielen Stücken ein feineres Verständniß für deutsche Heldengröße offenbart hat, als es vaterländischen Autoren gelungen ist, verdiente wohl einer eingehenderen Beachtung gewürdigt zu werden."

Wie unsere Leser wissen, brachten wir im vorigen Abschnitt die nämliche Ansicht zur Geltung.

Nach dieser Einschaltung nehmen wir unsern Faden wieder auf, indem wir daran erinnern, daß Carlyle vor länger als fünfzig Jahren im „Idealismus der deutschen Denker und Dichter" einen „Stern des Glaubens" erblickte, „daß alles Gute, was möglich ist, eines Tages auch wirklich werden muß."

Leider — sagten wir vor 8 Tagen — sind dem deutschen Volke seine Denker und Dichter fast unbekannt geblieben.

Dr. Schmidt-Warneck sagt das nämliche, und er liefert ein Beispiel davon, indem er auf das Schicksal der soziologischen Ideen Fichte's hinweist.

„Die Erschließung der Urelemente (für die Soziologie) ist sein (Fichte's) bahnbrechendes Werk, welches nichts an seiner Größe eingebüßt hat, weil eine geisteslahme Nachwelt es bisher noch nicht zu würdigen verstand".

Wir möchten heute ein weiteres Beispiel liefern, indem wir auf die Anweisungen Schiller's für die ästhetische Erziehung des Menschen und seine Gedanken über „den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten" hinweisen.

Was Schmidt-Warneck über das feinere Verständniß Carlyle's für die Heldengröße preußischer Könige sagt, gilt auch von dem feineren Verständnisse des englischen Denkers für die erwähnten Ideen Schillers.

Carlyle erklärt die „ästhetischen Briefe" Schillers für die werthvollste Arbeit des großen Dichters, für den „Höhepunkt" seines Schaffens.

Für das deutsche Volk blieb dieses Testament seines liebsten Dichters — welchen Carlyle „einen heiligen Mann, einen Priester des Schönen" nennt — bis heute uneröffnet, unerschlossen, ungenutzt: eine räthselhafte Unterlassung, deren Verruchtheit eben so groß ist, wie das Strafgericht entsetzlich, welches uns in Folge dessen in Gestalt der herrschenden Sittenverwilderung heimsuchte.

Wahrlich, der Ministerialrath Bosse würde zu der schmerz-

lichsten Klage seiner bekannten Rede keine Veranlassung gefunden haben, wenn die großen Gesichtspunkte der „ästhetischen Briefe“ Schillers unserer nationalen Erziehung einverleibt worden wären. Leider sind sie es nicht, obwohl Göthe mit der ihm eigenen Tiefe in den Worten:

„Denn hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine“

die unermeßlichen Dienste andeutete, welche Schiller für die sittliche Vervollkommnung seines Volkes leisten konnte.

Wir stellen, wenn wir von der erzieherischen Verwerthung der deutschen Denker und Dichter mit Rücksicht auf „Die moderne Staatskunst und das Schulwesen“ reden, die Volkssittlichkeit in den Vordergrund, weil diese die wichtigste Angelegenheit des Staates ist, und die wachsende Unsittlichkeit die brennendste aller Gefahren, namentlich, wenn sich die moralische Verderbniß nicht auf die natürliche Rohheit der ungebildeten Stände beschränkt, sondern die höheren, die führenden Klassen ergreift und dadurch den Zusammenbruch der Gesellschaft oder doch wenigstens furchtbare Strafgerichte und soziale Katastrophen unvermeidlich macht.

Wie die alten Civilisationen hauptsächlich an der sittlichen Entartung der oberen Klassen zu Grunde gingen, so sahen wir auch in neuerer Zeit, daß es hauptsächlich die moralische Bodenlosigkeit war, durch welche vor 100 Jahren die höhere Gesellschaft Frankreichs hinabstürzte in den Abgrund der Revolution. Nur weil die führenden Klassen in den Augen des beobachtenden Volkes ihren sittlichen Nimbus verloren, verloren sie die staatliche Leitung und Macht, sowie dann auch in einem Blutbad ohne Gleichen ihr Leben.

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, geht die neue französische Gesellschaft wie auch die russische und leider auch die englische ähnlichen Strafgerichten entgegen.

Aber auch in Deutschland steht die Sittlichkeit der oberen Klassen keineswegs auf der Höhe, und leider treten auch innerhalb der deutschen Jugend die bedenklichsten Anzeichen zu Tage. „Wenn auf dem internationalen Weltkongreß der Sozialdemokraten in Chur — schreibt Dr. Schmidt-Warneck — behauptet worden: „die deutsche studirende Jugend ist corrumpirt, charakterlos, verroht“, so liegt hier ein Zeichen der Zeit vor, welches als non plus ultra wohl nicht mehr mit einem Achselzucken erledigt werden kann, sondern den Staat, die Regierung und die

ganze bürgerliche Gesellschaft nöthigt, endlich einmal eine bestimmte Stellung zur Frage zu nehmen: wie hat es zu einer solchen Verwilderung des politischen Urtheils kommen können und was soll daraus werden, wenn die einzigen rationellen Maßnahmen dagegen noch fürderhin nicht in Anwendung kommen — wenn nur die wühlerische Untergrabung fortwährt und keinerlei Schritte begründender, ausbauender Art ergriffen werden? Für das längere Offenlassen der Frage steht die Moral schon längst geschrieben: „Wen Gott verderben will, schlägt er mit Blindheit."

Was hat man sich zur Abwendung dieser Gefahr nun unter den Maßregeln „ausbauender Art" zu denken? Zunächst nach Schmidt-Warneck das, was er als „sozialpolitische Propädeutik" empfiehlt. Hinsichtlich der deutschen Jugend und des propädeutischen Mittels der Vorbeugung meint er, es sei „der gegenwärtige Augenblick ganz besonders indicirt zu einem propädeutischen Anfange".

Wenn Schmidt-Warneck dabei hauptsächlich an die Widerlegung des der deutschen Jugend gemachten Vorwurfs des Byzantinismus ꝛc. denkt, indem er sagt, „in der neu erwachten Jugendliebe für Kaiser und Reich liege die allergünstigste Willensdisposition zur loyalsten Achtung für die Regierung und zur Begründung der jugendlichen Achtungsintention mittels Gewinnung motivirter Ueberzeugungen", so läßt sich diese günstige Willensdisposition auch für eine sittliche Aufraffung der Jugend annehmen und ebenfalls aus den nationalen Impulsen der großen Ereignisse unserer neuesten Geschichte herleiten.

Carlyle gab nach 1870 den Ton an, die kriegerischen Erfolge Deutschlands auf die höhere Sittlichkeit Deutschlands zurückzuführen. Aus jener Zeit haben wir die folgende Auslassung einer englischen Zeitung aufbewahrt.

Dieselbe knüpft an Tacitus und die alten Germanen an und ist des Glaubens, daß die stolze Sittlichkeit, die der Römer unsern Vorfahren nachrühmte, auch heute noch nicht erloschen sei, vielmehr nach wie vor das Geheimniß unserer Kraft bleibe.

„Nur weil die deutsche Nation nüchtern, enthaltsam und tugendhaft geblieben ist, heißt es dort, waren ihre Kinder so furchtbar in der Schlacht, trotz der Auswanderung, welche Deutschland viel mehr als Frankreich geschwächt hat. Und es ist eine Thatsache, daß dieselben Züge wie zu Zeiten des Tacitus auch heute noch das deutsche Volk charakterisiren. Wer persönliche Erfahrung und Bekanntschaft unter der Jugend der verschiedenen

Länder hat, wird bereitwillig einräumen, daß in einer Beziehung wenigstens unter den jungen Leuten in Deutschland ein reinerer Ton herrscht; daß man dort ein längeres Knabenalter, ein festeres Familienregiment und daher auch ein gesunderes und unschuldigeres Mannesalter hat als anderswo. In wie weit das Ehegesetz mit seinen verschiedenen Bestimmungen auch anderswo möglich und anwendbar wäre, braucht nicht erörtert zu werden. Wenn es auf die Dauer doch zu einem neuen Kampfe zwischen Deutschen und Franzosen kommen sollte, so müßte eigentlich dieses letzte Beispiel des gesellschaftlichen Genius ihrer Feinde den Parisern furchtbarer erscheinen, als die neuen Bestimmungen über den Landsturm. Die Sittlichkeit ist der echte Urquell der Macht, und wenn die Deutschen einem entschieden verweichlichten und zügellosen Zeitalter das Beispiel der Sittenreinheit und Familientugend geben wollen, so können wir nur sagen, daß diejenige auswärtige Politik Seitens der englischen Staatslenker am weisesten wäre, welche mit Deutschland einen festen Bund schlösse."

Indem wir diesen englischen Hymnus auf die deutsche Sittlichkeit heute nach länger als 10 Jahren wiederholen, beschleicht uns gerade wie den Culturhistoriker Julian Schmidt Angesichts der Carlyle'schen Lobeserhebungen das beschämende Gefühl: „ist das auch Alles wahr?" Ja noch schlimmer: als Julian Schmidt diese Frage aufwarf, konnte er — im Jahre 1874 — hoffen, der Sinnenrausch der Milliardenzeit werde schnell verfliegen und der deutsche Idealismus sich bald aufraffen, um nach Niederwerfung des äußeren Franzosenthums auch das innere Franzosenthum bei uns zu überwinden, — heute aber im Jahre 1887 sind solche Hoffnungen tief gesunken. Heute muß jeder Wahrheitsfreund mit vaterländischem Schmerz eingestehen, daß Deutschland seit 1887 auf dem Gebiete der bürgerlichen Moralität die hohen Erwartungen Carlyles und seines oben citirten Landsmanns nicht rechtfertigte. Und weshalb nicht? Weil Deutschland es unterließ, die weisen Lehren Schillers über „die ästhetische Erziehung" und „den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten" zu einem Bestandtheil der Nationalerziehung zu machen.

Als höchster Zweck der ästhetischen Cultur gilt Schiller die Veredlung der moralischen Menschennatur. Der schöne Schein soll die Leerheit des menschlichen Lebens ausfüllen und die Armseligkeit desselben zudecken. Der idealische Schein soll die ge-

meine Wirklichkeit veredeln. Der ästhetische Sinn ist ihm der „aufgethane Weg zur Gottheit“. Wie der Religionspriester den Segen von oben holt, aber auch nach unten hin vertheilt, so verlangt Schiller auch vom Kunstpriester, daß er das Muster aus dem Reich der Ideale und nicht aus der Wirklichkeit empfängt, aber der Wirklichkeit das ideale Muster übergiebt.

Was Schiller in den genannten Aufsätzen seinem Volke mit auf den fernern Lebensweg gab, ist — wie schon bemerkt — nicht ausgenutzt worden. Die in diesen herrlichen Abhandlungen enthaltenen Wahrheiten harren wie vergrabene Schätze noch der Ausmünzung und Inumlaufsetzung. Auf vielen Gebieten hat die von Schiller im Jahre 1795 empfohlene Veredlung der moralischen Menschennatur durch die ästhetische Cultur eher Rückschritte als Fortschritte gemacht. Gegenwärtig wird freilich die intellektuelle Cultur, die Einbürgerung des wissenschaftlichen Lehrstoffes, mehr gepflegt, aber einen Ersatz liefert das zu Gunsten der allgemeinen Volkssittlichkeit nicht. Oder will ein Optimist etwa einwenden, im Großen und Ganzen werde heute mehr Kunst getrieben und dem Volke mehr an Kunstgenüssen geboten, als vor 30 und 50 Jahren? In quantitativer Hinsicht mag das richtig sein, doch qualitativ liegt das umgekehrte Verhältniß vor. Gar Vieles, ja vielleicht das Meiste, was gegenwärtig namentlich in größeren Städten dem Volke an Kunstgenüssen dargeboten wird, ist, um mit Schiller zu reden, „kein aufgethaner Weg zur Gottheit“, keine „Vergeistigung des sinnlichen Menschen“; in diesen Kunstgenüssen wirkt „die Schönheit nicht als ein Instrument der Cultur“, in ihnen wird den „Menschen nicht geboten, was sie bedürfen“, sondern dasjenige, was ihre gemeine Sinnlichkeit verlangt und lobt. Schiller fordert, daß der „schöne Schein ästhetisch (nicht materialistisch) sei, wenn er erheben und nicht entnerven soll.“ Ist es nicht, als sei von Staatswegen ein Preis darauf gesetzt worden, um die dem Volke dargebotenen öffentlichen Vergnügungen zu einer vollendeten Carrikatur des Schiller'schen Ideals zu gestalten? In der That, es ist eine vollständige Cultur-Ironie, was der „Cultur-Fortschritt“ auf diesem Gebiete aus dem von Schiller seinem Volke gelieferten ästhetisch-moralischen Codex gemacht hat. Man muß die Schiller'schen Worte zuweilen wieder schwarz auf weiß vor Augen sehen, um sich den zwischen seiner idealen Theorie und unserer brutalen Praxis fast unvermerkt eingeschlichenen Contrast in ganzer greller Häßlichkeit zu veranschaulichen.

„Denke sie dir — ruft der große Dichter den Künstlern zu — wie sie sein sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst. Ihren Beifall suche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth berechne ihr Glück, so wird dein eigener Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiel ertragen sie sie noch; ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz*), und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannst du deine bildende Hand versuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgieb sie mit edlen, mit großen, mit geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit, die Kunst die Natur überwindet."

Welche Antwort haben wir dem edlen Dichter auf diese Mahnungen ertheilt? Die Antwort der Tingeltangel in Tönen, Bildern und Dichtungen! Das Strafgericht hat sich in entsetzlicher Gestalt eingestellt; unsere Volkssittlichkeit ist tief, tief gesunken, die begonnene Veredlung hat sich in Verwilderung verwandelt. Aus dem Genius, wie ihn Schiller versteht, wurde bei einem solchen „Kunsttreiben" ein wilder Vergnügungs-Dämon.

Schiller schrieb seine berühmten Abhandlungen über die ästhetische Erziehung des Menschen unter den erschütternden Eindrücken der französischen Revolution. Da nun die damaligen Zustände eine verblüffende Aehnlichkeit haben mit den heutigen, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn manche Bemerkungen Schillers so klingen, als seien sie nicht vor ungefähr hundert Jahren, sondern gestern geschrieben. Dahin gehören namentlich die folgenden Stellen:

„In seinen Thaten malt sich der Mensch, und welche Gestalt ist es, die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erschlaffung! Die zwei Aeußersten des menschlichen Verfalls, und beide in einem Zeitraum ver-

---

*) In diesem Punkte ist es seit Schillers Zeiten schlimmer geworden.

einigt. In den niedern und zahlreichern Klassen stellen sich uns rohe, gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln und mit unlenkbarer Wuth zu ihrer thierischen Befriedigung eilen" . . .

. . . „Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück. Auf der andern Seite geben uns die civilisirten Klassen den noch widrigern Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des Charakters, die desto mehr empört, weil die Cultur selbst ihre Quelle ist. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, daß das Edlere in seiner Zerstörung das Abscheulichere sei; aber man wird sie auch im Moralischen wahr finden. Aus dem Natursohne wird, wenn er ausschweift, ein Rasender; aus dem Zögling der Kunst ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befestigt. . . ." (Wer denkt hier nicht an die neuesten Enthüllungen der französischen Corruption?)

„. . . Mitten im Schooße der raffinirtesten Geselligkeit hat der Egoismus sein System gegründet und ohne ein geselliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft. Unser freies Urtheil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung, unser Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unsern Willen ihren Verführungen; nur unsere Willkür behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Genügsamkeit zieht das Herz des Weltmanns zusammen, das in dem rohen Naturmenschen noch oft sympathisch schlägt, und wie aus einer brennenden Stadt sucht Jeder nur sein elendes Eigenthum aus der Verwüstung zu flüchten. Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl. Die Kultur, weit entfernt uns in Freiheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns ausgebildet, nur ein neues Bedürfniß; die Bande des Physischen schnüren sich immer beängstigender zu, so daß die Furcht zu verlieren, selbst den feurigen Trieb nach Verbesserung erstickt, und die Maxime des leidenden Gehorsams für die höchste Weisheit des Lebens gilt. So sieht man den Geist der Zeit zwischen

Verkehrtheit und Rohigkeit, zwischen Unnatur und bloßer Natur, zwischen Superstition und moralischem Unglauben schwanken, und es ist blos das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt . . ."

„Nicht genug also, daß alle Aufklärung des Verstandes nur insofern Achtung verdient, als sie auf den Charakter zurückfließt; sie geht auch gewissermaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöffnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens ist also das dringendere Bedürfniß der Zeit, nicht blos weil sie ein Mittel wird, die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam zu machen, sondern selbst darum, weil sie zur Verbesserung der Einsicht erweckt . . ."

„. . . Es gehört also zu den wichtigsten Aufgaben der Cultur, den Menschen auch schon in seinem blos physischen Leben der Form zu unterwerfen und ihn, so weit das Reich der Schönheit nur reichen kann, ästhetisch zu machen, weil nur aus dem ästhetischen, nicht aber aus dem physischen Zustande der moralische sich entwickeln kann. Soll er fähig und fertig sein, aus dem engen Kreis der Naturzwecke sich zu Vernunftzwecken zu erheben, so muß er sich schon innerhalb der erstern für die letztern geübt und schon seine physische Bestimmung mit einer gewissen Freiheit der Geister, das ist nach den Gesetzen der Schönheit, ausgeführt haben . . ."

Wenn Carlyle unsern Schiller einen „heiligen Mann" nennt; wenn Goethe das Carlyle'sche Buch über Schiller der „deutschen Jugend" empfiehlt, und wenn der deutsche Dichterfürst die Eigenthümlichkeit seines früh geschiedenen Freundes darin erkennt, daß er ihn als verkörperten Gegensatz des „Gemeinen" feiert, so treten uns darin wesentlich religiöse Momente vor die Augen.

„Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edlen endlich komme."

Was Goethe hier in einem seiner weihevollsten Augenblicke von Schiller rühmt, läuft auf eine geistliche Mission hinaus. Von diesem religiösen Charakter seiner volkserzieherischen

Vorschläge war der Verfasser der „ästhetischen Briefe“ selbst mit vollkommenem Bewußtsein durchdrungen, wie u. A. seine häufigen Bemerkungen über die Aufgaben der Religion im Staate bezeugen. In der Abhandlung: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“ heißt es z. B.:

„Derjenige, welcher zuerst die Bemerkung machte, daß eines Staates festeste Säule Religion sei — daß ohne sie die Gesetze selbst ihre Kräfte verlieren, hat vielleicht, ohne es zu wollen oder zu wissen, die Schaubühne von ihrer edelsten Seite vertheidigt. Eben die Unzulänglichkeit, diese schwankende Eigenschaft der politischen Gesetze, welche dem Staat die Religion unentbehrlich macht, bestimmt auch den sittlichen Einfluß der Bühne. Gesetze, wollte er sagen, drehen sich nur um verneinende Pflichten — Religion dehnt ihre Forderungen auf wirkliches Handeln aus. Gesetze hemmen nur Wirkungen, die den Zusammenhang der Gesellschaft auflösen — Religion befiehlt solche, die ihn inniger machen. Jene herrschen nur über die offenbaren Aeußerungen des Wollen, nur Thaten sind ihnen unterthan. — Diese setzt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgensten Winkel des Herzens fort und verfolgt den Gedanken bis an die innerste Quelle. Gesetze sind glatt und geschmeidig, wandelbar wie Laune und Leidenschaft — Religion bindet streng und ewig. Wenn wir nun aber auch voraussetzen wollten, was nimmermehr ist, — wenn wir der Religion diese große Gewalt über jedes Menschenherz einräumen, wird sie oder kann sie die ganze Bildung vollenden? — Religion (ich trenne hier ihre politische Seite von ihrer göttlichen), Religion wirkt im Ganzen mehr auf den sinnlichen Theil des Volkes — sie wirkt vielleicht durch das Sinnliche allein so unfehlbar. Ihre Kraft ist dahin, wenn wir ihr dieses nehmen — und wodurch wirkt die Bühne? Religion ist dem größeren Theile der Menschen nichts mehr, wenn wir ihre Bider, ihre Probleme vertilgen, wenn wir ihre Gemälde von Himmel und Hölle vernichten. Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anschauung und lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemälden faßlich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöst, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt und die Wahrheit unbestechlich Gericht hält.“

In diesen Sätzen erscheint dem Dichter die Kunst als ein Hülfsmittel der religiösen und moralischen Volkserziehung.

Aber auch als ein mächtiges Hebelwerk der nationalen Erziehung faßt er sie auf.

„Wenn in allen unsern Stücken — sagt er — ein Hauptzug herrschte, wenn unsere Dichter unter sich einig werden und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten — wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihte — mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Was zog das griechische Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? Nichts Anderes als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, das große überwältigende Interesse des Staates, der besseren Menschheit, das in denselbigen athmete. —"

Eine Nation sind wir inzwischen äußerlich auf anderen Wegen geworden, aber die innere nationale Erziehung steht noch als eine Aufgabe der Zukunft vor uns; diese Erziehung ist nicht beendet und noch weniger vor Entartungen geschützt, sondern im Gegentheil noch stets, ja auf einzelnen Punkten mehr als je von innerem Mottenfraß ergriffen.

Am wenigsten haben wir es seit 100 Jahren verstanden, den großen Weisheitssatz auf dem Gebiete der praktischen Moral in unserem nationalen Erziehungsplane zu verwirklichen, welchen das Gebet des Herrn in den tiefen Worten:

„Führe uns nicht in Versuchung"

ausdrückt, und welchen Schiller in die Worte kleidete:

„Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst Du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen."

In diesem Punkte steht unsere nationale Erziehung noch auf einer sehr tiefen Stufe, ja, was die Wirkungen der Vergnügungen im Großen betrifft, tiefer als vor hundert Jahren. Die Vertheidiger der auf dem Gebiete der belletristischen und künstlerischen Volksunterhaltung herrschenden Tingeltangel-Richtung berufen sich auf die Nothwendigkeit, dem Volk Abwechselung zu bieten. Auch Schiller geht von dieser Nothwendigkeit aus, aber er kommt zu anderen und besseren Schlüssen, indem er bewies, daß nur die edle Kunst wahre Erquickung bieten kann. —

„Die menschliche Natur“ — schließt der letzterwähnte Aufsatz in herrlicher Sprache — „erträgt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Folter der Geschäfte zu liegen, die Reize der Sinne sterben mit ihrer Befriedigung. Der Mensch, überladen von thierischem Genuß, der langen Anstrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thätigkeit gequält, dürstet nach besseren auserleseneren Vergnügungen, oder stürzt zügellos in wilde Zerstreuungen, die seinen Hinfall beschleunigen und die Ruhe der Gesellschaft zerstören. Bacchantische Freuden, verderbliches Spiel, tausend Rasereien, die der Müßiggang ausheckt, sind unvermeidlich, wenn der Gesetzgeber diesen Hang des Volkes nicht zu lenken weiß. Der Mann von Geschäften ist in Gefahr, ein Leben, das er dem Staate so großmüthig hinopferte, mit dem unseligen Spleen abzubüßen — der Gelehrte zum dumpfen Pendanten herabzusinken — der Pöbel zum Thier. Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern gespannt, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genossen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsere einsamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geschäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsere Seele drücken und unsere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufes zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne — in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selber wiedergegeben, unsere Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsere schlummernde Natur, und treiben das Blut in frischere Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremden Kummern seinen eigenen aus —. Der Glückliche wird nüchtern und der Sichere besorgt. Der empfindsame Weichling härtet sich zum Manne, der rohe Unmensch fängt hier zum ersten Mal zu empfinden an. Und dann endlich, wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch eine allwebende Sympathie verbrüdert, in ein Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückung Aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen, und seine Brust giebt jetzt nur einer Empfindung Raum — es ist diese: ein Mensch zu sein.“

Wir bitten unsere Staats- und Schulmänner, vor allen Dingen aber die Veranstalter von künstlerischen Vergnügungen aller Art, wie auch die Vollstrecker des gesetzlichen Aufsichtsrechts, sich trotz der Ueberfülle ihrer Geschäfte zuweilen einen Augenblick frei zu machen, um Angesichts dieser Schiller'schen Gedanken über Volkserziehung eine Gewissenserforschung anzustellen.

. . ., den 16. Oktober 1887.

D. Gefahren des Partei-Standpunktes bei Erörterung dieses Gegenstandes.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" veröffentlichte am 26. Oktober d. J. einen Leitartikel, welcher sich mit Recht gegen die Ausnutzung des über die Reformbedürftigkeit des Schulwesens entbrannten Streites zu Gunsten der politischen Tagesmeinungen wendet. Die mannigfachen Gefahren einer solchen Parteispekulation sind so ernsthaft und die wichtigsten Lebensinteressen der Nation für Gegenwart und Zukunft so bösartig bedrohend, daß wir es für unsere Pflicht halten, den ruhigen Gang unserer Erörterungen heute zu unterbrechen, indem wir den Gedanken der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" aufnehmen, um ihn mit dem höchsten Standpunkte zu vermählen, welchen wir in dieser nationalen Existenzfrage gewinnen möchten.

Lassen wir zunächst den erwähnten Leitartikel hier folgen:

Die Thatsache, daß die gebildete Jugend sich von den allein seligmachenden Ideen des „Freisinns" abgewendet hat, und daß an Stelle der unzufriedenen Gesinnung eine freudige Anerkennung der bestehenden Zustände, eine Bewunderung der Männer getreten ist, deren Thätigkeit wir die glückliche Gestaltung der politischen Verhältnisse unseres Vaterlandes zu verdanken haben, giebt Veranlassung zu allerhand interessanten politischen Betrachtungen, und es scheint, als ob dieselben zu einer Klärung der Ansichten auch über die Gestaltung unseres höheren Schulwesens führen sollen.

Die „Konservative Korrespondenz" giebt einem Artikel der „Haynauer Zeitung" Raum und wünscht ihm eine weitere Verbreitung; derselbe führt die Ueberschrift: „Das Zukunftsgymnasium des Freisinns" und befaßt sich in äußerst glück-

licher Weise mit den hohlen Anklagen, die von Seiten jener Partei gegen die studirende Jugend geschleudert werden. Das genannte Blatt schreibt:

„Wir lassen dahingestellt, ob wirklich ein Nachlassen ernsten Sinnes und Eifers bei den heutigen Studenten zu bemerken sei — die Behauptungen der Fachmänner widersprechen sich in diesem Punkt —; aber das leugnen wir auf das Allerentschiedenste, daß, wenn jener Vorwurf begründet sein sollte, dies die wiedererwachte nationale Begeisterung der Jugend zu verschulden habe. Der Widersinn dieser Behauptung ist offenbar, als daß er erst nachgewiesen werden müßte. Der Freisinn aber ist davon überzeugt, und sein ganzes Streben ist darauf gerichtet, die Jugend, aus welcher die künftigen Diener des Staates, der Kirche und der Schule hervorgehen, wieder in seinen Bann zu bringen. Universität und Gymnasium hängen auf das Engste zusammen; die Studenten, die Bismarck einen Salamander reiben und Eugen Richter ein Pereat bringen, sind früher Gymnasiasten gewesen, folglich muß, so behaupten die freisinnigen Blätter, der Grund jener für den Freisinn so bedauerlichen Erscheinung in den Gymnasien liegen, in ihrer Unterrichtsweise, in ihrem Lehrplan, in ihrer den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr entsprechenden Gestaltung.“

Man führt auf „freisinniger“ Seite die verschiedensten Gründe an, daß die heutige Jugend eine andere Richtung einschlage, als jene Partei es wünscht. So lasen wir z. B. jüngst in der „Danz. Ztg.“, daß der mangelhafte Geschichtsunterricht, die ungenügende Kenntniß der jüngsten Vergangenheit die Schuld trage an der Abkehr der Jünglinge von dem „freisinnigen“ Programm. Es unterliegt nun für einen Kenner unseres Unterrichtswesens keinem Zweifel, daß der Geschichtsunterricht in den Zeiten, welche der Blüthe der Fortschrittspartei vorangingen und noch in dieselbe fielen, zum mindesten kein besserer war als heute. Wie die ganzen staatlichen Verhältnisse bei uns in den letzten Jahrzehnten Fortschritte gemacht haben, so ist auch die Pflege der historischen Wissenschaft auf unseren höheren Schulen eine energischere geworden, und es ist vielleicht gerade dem Umstande, daß man früher jene Disciplin nicht in genügender Weise berücksichtigt hat, die nicht auf historischer Grundlage beruhende Verbissenheit der Fortschrittspartei und ihr kurzsich-

tiges Verfahren in der Konfliktsperiode und außer den welterschütternden Ereignissen der letzten Jahrzehnte, der erweiterten Kenntniß und dem größeren Interesse an der Geschichte des Vaterlandes die erfreuliche und in hervorragendem Maße bei der Jugend zu findende Erstarkung des nationalen Gedankens zuzuschreiben.

Dieser Gedanke, daß die mangelhafte Kenntniß der Vergangenheit des deutschen Volkes die Jugend zu einer „blinden Vergötterung der jeweilig herrschenden politischen Strömung", wie das genannte Blatt geschmackvoll die Gesinnungen der Jugend bezeichnet, geführt habe, wird aber in der „freisinnigen" Presse nicht weiter ausgeführt, und man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man denselben für eine verlegene Ausflucht angesichts der trüben Situation hält. Auf „freisinniger" Seite bemüht man sich vielmehr, in der Aussicht auf einen besseren Erfolg, die Grundlage unserer Bildung überhaupt anzugreifen und stellt dieselbe als eine den Ansprüchen der Neuzeit nicht genügende dar. Die „Haynauer Zeitung" charakterisirte diese Bemühungen treffend mit folgenden Worten:

„Und so erscheinen denn, um den Boden für eine Umänderung der Gymnasien im Sinne des Freisinns vorzubereiten, in den großen, wie in den kleinsten freisinnigen Blättern Artikel, etwa mit der Ueberschrift: „Die akademische Vorbereitung des Streberthums", oder man druckt einen in der „Täglichen Rundschau" erschienenen Aufsatz des benannten Ernst Häckel ab, der „die deutsche Zukunftsschule" schildert, oder man begeistert sich für den „Ansturm gegen das Gymnasium", welchen ein Herr Professor Preyer auf der 60. Naturforscher-Versammlung in Wiesbaden unternommen hat. In all' diesen Ergüssen wird das heutige Gymnasium mit seiner „sogenannten klassischen und humanistischen Bildung" in Grund und Boden verdammt. Es sei, so wirft man ihm vor, weiter nichts als eine formale Dressuranstalt; die Gymnasien sind nicht mehr im Stande, den hoch gesteigerten Bildungsansprüchen unserer Zeit zu genügen; sie schädigen die körperliche Gesundheit der Schüler, indem sie Rückgrat, Gehirn und Nervensystem derselben verkümmern lassen und in der Entwicklung hemmen; sie begünstigen die Herrschaft der Phrase, der hohlen Redensarten, des öden, trostlosen Autoritätsglaubens, sie verschulden das Unglück der geistigen Auswanderung unserer Jugend nach Athen und Rom.

Vor Allem richtet man seinen ganzen Grimm gegen den lateinischen und griechischen Unterricht. Letzterer müsse überhaupt vollständig aus den Gymnasien der Zukunft verbannt, ersterer um zwei Dritttheile der heute dafür „vergeudeten" Zeit beschränkt werden. Dafür aber sei nun der Schwerpunkt in die Naturwissenschaft zu legen und die gesammte Gymnasialbildung auf derselben aufzubauen. Anthropologie, Zoologie, Entwickelungslehre, Geologie, Physik, Chemie, Astronomie, Mathematik, daneben Englisch und Französisch, das müssen die Hauptunterrichtsgegenstände des Gymnasiums der Zukunft werden, dann wird es auf dem Höhepunkt der Bildung und des Freisinns stehen."

Wir sind gewiß keine Verächter einer ausgiebigen naturwissenschaftlichen Bildung, und verkennen sicherlich nicht den Werth, welchen Kenntnisse dieser Art für das praktische Leben haben, aber wir halten es für sehr bedenklich, ja für eine Sünde an der Erziehung der Jugend, die allgemeinen Grundlagen der nationalen Bildung zu sehr nach der realistischen Seite hin zu verschieben. Ganz abgesehen von allen anderen Rücksichten beruhen diese namentlich von „freisinniger" Seite erhobenen Forderungen auf einer verhängnißvollen Verwechselung der Begriffe von Bildung und Wissen. Eine Summe von Kenntnissen macht noch lange keine Bildung aus, zu dieser gehört das geistige Band der allgemeinen Weltanschauung, unter welche die Kenntnisse subsummirt erst ihren Werth erhalten."

Soweit die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung".

In Nr. 42 des „Deutschen Adelsblatts" kamen auch wir darauf zu sprechen, daß man unserer studirenden Jugend den schweren Vorwurf mache, sie sei „corrumpirt, charakterlos, verroht". Wir brachten eine Stelle aus der hochbedeutsamen Schrift eines Geistlichen, des Professors Dr. Schmidt-Warneck, „Die Nothwendigkeit einer sozialpolitischen Propädeutik" (1885, Berlin) bei, weil uns dieselbe den rechten Weg zur Schlichtung dieses Streits anzuzeigen schien. Schmidt-Warneck hält jenen furchtbaren Vorwurf

„für ein Zeichen der Zeit, welches als non plus ultra wohl nicht mehr mit einem Achselzucken erledigt werden kann, sondern den Staat, die Regierung und die ganze bürgerliche Gesellschaft nöthigt, endlich einmal eine bestimmte Stellung zur Frage zu nehmen: wie hat es zu einer solchen Ver-

wilderung des politischen Urtheils kommen können und was soll daraus werden, wenn die einzigen rationellen Maßnahmen dagegen noch fürderhin nicht in Anwendung kommen — wenn nur die wühlerische Untergrabung fortfährt und keinerlei Schritte begründender, ausbauender Art ergriffen werden? Für das längere Offenhalten der Frage steht die Moral schon längst geschrieben: „Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit."

Angesichts dieses Wegweisers eines bedeutenden Denkers und Reformators, der gleichzeitig ein hochkonservativer und christlicher Mann ist, bedauern wir es lebhaft, daß sich der Artikelschreiber der „Haynauer Zeitung" nicht auf einen ähnlichen Standpunkt stellte; er würde die Gegner des heutigen Gymnasialunterrichts dann nicht ohne Weiteres mit den politischen Gegnern Eugen Richters auf einen Haufen geworfen haben. Diese Kampf-Methode halten wir für ebenso schädlich, ja noch für schädlicher, als die parteipolitischen Uebertreibungen und Nutzanwendungen der freisinnigen und sozialdemokratischen Blätter. Selbst die maßloseste Kritik der letzteren kann nutzen, weil sie zu der von Schmidt-Warneck geforderten Behandlung der Frage antreibt, während eine Vertuschung der konservativen Zeitungen die Freunde der Regierung einlullt und die ehrlichen Gegner „mit Haß und Verachtung" erfüllt.

Wenn sich Herr Ministerialdirektor Bosse in seinem Gewissen verpflichtet fühlt, öffentlich zu erklären, daß

> „Richter und Professoren sich beschweren über die Interessenlosigkeit und Unwissenheit junger Leute, die von der Universität kommen, namentlich aber über ihren gänzlichen Mangel an idealer Lebensauffassung",

so ist es ganz unthunlich und nach allen Richtungen schädlich, solche Mahnungen zu überhören und zu vertuschen, weil sie zufällig von politischen Oppositionsparteien mißbraucht werden können. Solche Gefahren des Mißbrauchs sind in der That nicht tragisch zu nehmen, wenn man sich nur ernsthaft auf den vernünftigen Standpunkt der Abhülfe stellt, wie ihn Schmidt-Warneck bezeichnet.

Was Herr Bosse von Richtern und Professoren gehört hat, ist zu einem großen Theil wesentlich leider nur zu wahr, wie Jedermann weiß und sich tagtäglich davon überzeugen kann. Es treten neben den unerfreulichen Erscheinungen natürlich auch erfreuliche zu Tage, wie das auch Niemand in Abrede stellt. Selbst die extremsten Gegner halten an ihrem Glauben an den guten

Fonds unseres Volkslebens und also auch unserer Jugend fest, andernfalls hätte ja ihr Reformverlangen gar keinen Sinn. Der Vorwurf, unsere studirende Jugend sei corrumpirt, charakterlos, verroht, ist eine sozialdemokratische Uebertreibung, die Schmidt-Warneck mit Recht als ein „Zeichen der Zeit, als ein non plus ultra von Verwilderung des politischen Urtheils" bezeichnet, aber ebendeshalb vor einer Vertuschung der wirklichen Uebelstände unseres Bildungswesens warnt und einer solchen Erledigungsmethode das Urtheil spricht: „Wen Gott verderben will, schlägt er mit Blindheit."

In der höchst beachtenswerthen Schrift des erwähnten Denkers und Schulreformators: „Die Soziologie Fichte's" (Berlin 1884) spielt der vom Ministerial-Direktor Bosse angedeutete

„Mangel an idealer Lebensauffassung"

mittelbar und unmittelbar eine große Rolle, wie dies bei dem Grundgedanken Schmidt-Warneck's:

„durch die Jugend eine politische Regeneration der Nation zu bewirken"

natürlich und selbstverständlich ist.

Diese Wiedergeburt soll nach ihm aber „von Innen" erfolgen und gerade hier weist er zahlreiche Lücken in unserem Erziehungswesen und seinen Ergebnissen nach.

„Alles — sagt er — was der kurzsichtigen Klugheit des heutigen Tages außerhalb des Bannkreises der nächsten materiellen Interessen zu liegen scheint, selbst die hehre Liebe zum Vaterlande muß jetzt die Schmach dulden, sich sogar mit der schmutzigen Gefahr buhlerischer Dirnenliebe auf eine Linie gestellt zu sehen — ja muß überdies die Schmach dulden, daß dieser glatte Cynismus mit der Miene der Ueberlegenheit sich in die Brust zu werfen und von Sicherstellung, von Rettung des Vaterlandes zu reden sich erfrecht, wenn er geilem Eigennutze fröhnend die Wahrheit mit Füßen tritt."

Schmidt-Warneck constatirt ausdrücklich (Seite 13):

„einen großen Unterschied deutschen Geisteslebens zwischen sonst und jetzt",

und er meint damit eine Verminderung idealer Lebens-Auffassung.

Er stellt das „Urtheil des allgemeinen Zeitgeistes" als ein „verkommenes" an den Pranger und er läßt es wahrlich nicht an Begründung seiner Entrüstung fehlen. In dieser und an-

derer Hinsicht weisen wir hier nochmals auf seine Schriften*) hin und bitten alle diejenigen, welche, um mit einem Schriftwort zu reden, „guten Willens sind", ohne Unterschied der Partei, sich mit den ebenso tiefen wie praktisch verwerthbaren Gedanken dieses aufrichtigen Vaterlandsfreundes bekannt zu machen, bevor sie den Streit um die großen Fragen unserer nationalen Erziehung weiter führen.

Was nun schließlich die Methode der „Haynauer Zeitung" betrifft, den Kampf gegen die alten Sprachen mit dem Kampf für ein Gymnasium des sogenannten „Freisinns" zu identificiren, so ist auch diese Behandlungsweise tief beklagenswerth. Wenn Herder bereits vor hundert Jahren sagte:

„Statt des Lateinischen soll die Muttersprache den ersten Platz im Unterricht erhalten,"

und wenn Goethe derselben Ansicht war, so dürften schon solche, gewiß unverdächtige Zeugen ausreichen, um die Gegner einer Ueberwucherung unseres höheren Bildungswesens mit Griechisch und Latein vor dem Verdacht zu schützen, auf ein Zerrbild von Schulideal hinzusteuern, wie es mit den Worten „Gymnasium des Freisinns" in der uns nicht angenehmen Sprache des politischen Parteikampfs angedeutet wird.

Dem politischen Tageskampf mit seinen schnell wechselnden Interessen und Symbolen sollten die Fragen der nationalen Erziehung überhaupt entzogen und dafür nur Standpunkte und Maßstäbe gebraucht werden, wie sie den Existenzbedingungen des deutschen Staatswesens zu entlehnen sind. Ein solcher Maßstab liegt z. B. in der Frage: Welches Aussehen gewinnt der Streit vor dem erhabenen Forum eines deutschen Kaisers? Eine derartige Fragestellung könnte vor vielerlei Ausgeburten des kritischen Urtheils schützen, weil sie dem Kritiker ein Niveau aufnöthigt, welches der nationalen und geschichtlichen Höhe des Gegenstandes entspricht.

. . ., den 30. Oktober 1887.

E. Wie ist die Volkswirthschaft durch die Schule nutzbar zu machen?

Wir fühlen uns durch bedeutsame Gründe bewogen, schon heute unser allgemeines Thema unter den Gesichtspunkten zu

*) Die Volksseele und die politische Erziehung der Nation (Berlin 1884); Die Soziologie Fichte's (Berlin 1884); Die Nothwendigkeit einer sozialpolitischen Propädeutik (Berlin 1885).

behandeln, welche den Lesern des „Deutschen Adelblatts“ in den Nummern 22 bis 35, Jahrgang 1886, unter der Ueberschrift: „Volkswirthschaft und Schule“, sowie den Theilnehmern der diesjährigen Februar-Versammlung der Deutschen Adelsgenossenschaft in den Referaten und Reden der Herren Freiherren von Liliencron, von Durant und von Broich bei dem Gegenstand der Tagesordnung: „Volkswirthschaft und Schule zugleich in ihrer Bedeutung und Tragweite für die soziale Frage“ vorgeführt wurden.

Der Grundgedanke der erwähnten Artikel und Reden gipfelte in dem Satze:

> „Eine verständige, der kindlichen Auffassung entsprechende volkswirthschaftliche Belehrung in den Schulen erscheint als ein wirksames Mittel zur Bekämpfung der Sozialdemokratie.“

Als Vorkämpfer dieses Standpunktes erscheint in jenen Verhandlungen Herr Geheimrath, Freiherr von Broich, ein Mann, dessen gemeinnützige Thätigkeit als Landrath an das bekannte Beamten-Ideal, an den alten Oberpräsidenten von Vincke, erinnert. Seit Herr von Broich die Regierung in Kassel bewog, das nach dem preisgekrönten französischen Werke von Rapet frei bearbeitete Volkslesebuch „Volkswirthschaft für Jedermann“ zu empfehlen, sind ungefähr 10 Jahre verflossen: ein für die Behandlung dieses Gegenstandes ungewöhnlich lehrreiches Decennium. Es haben Ereignisse stattgefunden, sowohl auf dem Gebiet der wirthschaftlichen und sozialpolitischen Thatsachen, wie auch auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Forschung, welche dem nach Rapet bearbeiteten Buche in den wesentlichen Punkten den Stempel der Veraltung aufdrückten: eine Auffassungsweise, welche Herr Geheimrath von Broich vollkommen theilt, wie wir aus mehrfachen Unterredungen mit demselben zu unserer Freude erfuhren. Seit 10 Jahren hat die wirthschaftliche Auffassung und Behandlung der sozialen Frage in der ganzen civilisirten Welt ihr altes manchesterliches Gesicht verloren. In Deutschland erschien die Kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881, welche mit dem System der sozialpolitischen und volkswirthschaftlichen „Sichselbstüberlassung“ feierlich brach und durch Wiedereinsetzung des Prinzips der activen Landesväterlichkeit eine neue Aera der Staatskunst — die des sozialen Königthums — einleitete. — In England, Belgien und Amerika machte die auf das Laissez faire gebaute Regierungsweisheit schmachvollen Bankerott; in sämmtlichen drei Ländern vollzog sich in der Arbeiterwelt ein vollständiger Umschwung zu Gunsten der Sozial-

revolution. Die nichtbesitzenden Klassen glauben nicht mehr an die alten Volkswirthschaftslehren; sie kündigen den seitherigen Führern den Gehorsam und wenden sich den sozialdemokratischen Heilslehren zu, weil die herrschende Gesellschaft es unterließ, ihnen andere Heilsquellen in glaubwürdiger Gestalt vorzuführen. — Auch in Frankreich haben die alten Doktrinen Bankerott gemacht. Das beliebte „Gehenlassen" führte die französische Gesellschaft immer tiefer in den Abgrund der Verderbniß und innerlichen Auflösung. Die Schrecknisse der nächsten Katastrophe werden die Schrecknisse der ersten Revolution und der Pariser Commune wahrscheinlich bedeutend übersteigen.

Was die Sozialdemokratie in Deutschland betrifft, so haben weder die Polizei-Maßregeln noch die Erstlingsleistungen der Sozialreform es vermocht, den inneren Rück- und Umbildungsprozeß zu befördern. Vorkommnisse, welche in diesem Sinne gedeutet werden könnten, — wie z. B. die Verminderung sozialdemokratischer Reichstagsmandate — stellen sich immer schnell durch andere Vorkommnisse als trügerische heraus. Ein solches tritt neuerdings wieder in den Ergebnissen der sächsischen Landtagswahlen zu Tage. Während 1875 noch 94,2 Procent der Wähler für die Ordnungsparteien stimmten, sank diese Ziffer bei den jüngsten Wahlen auf 75,8 Procent. Die Sozialdemokraten brachten es von 4,3 Procent auf 20,5 Procent, trotz eines Wahlsystems, welches den nichtbesitzenden Klassen enge Schranken zieht.

Alles dieses betrifft einen Theil neuer Erscheinungen auf dem Gebiet der Thatsachen, welche seit der Empfehlung des Rapetschen Buches hervortraten. Ebenso bedeutsam sind auch die neuen wissenschaftlichen Erscheinungen. Die Nationalökonomie der Universitäten hat den alten Standpunkt mehr oder weniger preisgegeben. Außerhalb der Zunft haben namhafte Privatgelehrte Bücher erscheinen lassen, welche den neuen Thatsachen mehr oder weniger Rechnung tragen, jedenfalls aber den Bruch mit der alten Schule vertiefen und unheilbar machen. Den Lesern des „Deutschen Adelsblatts" sind diese literarischen Erscheinungen aus besonderen Berichten bekannt.

Ein volkswirthschaftliches Lesebuch für die Schulen muß auf die so gänzlich veränderten Verhältnisse nothwendig Rücksicht nehmen, wenn das Lehrmittel statt Segen nicht den schlimmsten Unsegen bringen soll.

Dem Verfasser eines solchen Buches müssen ganz klar die

verschiedenen Kennzeichen des sozialen Elends, der Berechtigung der sozialdemokratischen Kritik vor Augen schweben; ist solches gar nicht oder nicht genügend der Fall, so muß die Arbeit unvermeidlich mangelhaft ausfallen.

Als solche Kennzeichen zählen wir zur besseren Veranschaulichung dessen, was wir eigentlich meinen, die folgenden auf, ohne ihre Zahl damit zu erschöpfen.

Als Hauptanklage der Sozialdemokratie gegen die heutige Volkswirthschaft ist die Thatsache zu betrachten, daß die todten Produktions- und Consumtionskräfte nicht belebt, d. h. die vorhandene Arbeitskraft nicht genügend in Tausch- und Kaufkraft verwandelt wird. Hunderttausende möchten gerne arbeiten, aber sie finden keine Gelegenheit dazu, und Millionen möchten ihrem häufig bitteren Mangel an Bedarfsgegenständen abhelfen, aber es fehlt ihnen die Kaufkraft. Der katholische Sozialpolitiker Hitze bezeichnet in seinem Buche „Kapital und Arbeit und die Reorganisation der Gesellschaft" jenen Zustand als einen „unerträglichen", und er fügt mit Recht hinzu: „Wenn das unsere Gesellschaft nicht abändern kann, dann ist sie werth, daß sie zu Grunde geht."

Die Entwicklung der Maschinentechnik hat die volkswirthschaftliche Organisationstechnik überflügelt und dadurch volkswirthschaftliche Revolutionen erzeugt. Näheres darüber bringt das beachtenswerthe Buch von Moritz Wirth „Bismarck, Wagner, Rodbertus" in dem Abschnitt „Das moderne Elend und die moderne Uebervölkerung" bei. Gestützt auf die amtliche Statistik Englands wird der Beweis geführt, daß die Maschine direkt viel mehr Handarbeit vernichtet, als sie indirekt durch Verkehrsbelebungen neu schafft, daß die „Volkswirthe der Sichselbstüberlassung" also irren und Elend und Sozialdemokratie systematisch fördern, wenn sie noch an die „volkswirthschaftliche Harmonie aus sich selbst" glauben und die Dinge wie seither „frei" gehen lassen.

Die vorgeführten Zahlen stempeln diesen Standpunkt der Sichselbstüberlassung als ein öffentliches Unglück ersten Ranges; sie predigen ein thätiges Eingreifen in ebenso gewaltiger Sprache, wie es die Enthüllungen über den „Jungfrauentribut" thaten; ja beide „Enthüllungen" gehören ursächlich zusammen. Ohne das hier entschleierte Volkselend als nothwendige Folge der volkswirthschaftlichen Revolution würde es den Entschleierungen der Pall Mall Gazette an Stoff gefehlt haben, ebenso wie es

ohne Beseitigung des Volkselends gegen den Mädchenhandel keinen eigentlichen Erfolg haben kann, wenn man in England die „Schonzeit" für junge Mädchen von 13 bis auf 16 Jahre erhöhte.

Nach dem Wirth'schen Buche hat sich das eherne Lohngesetz in ein ehernes Vernichtungsgesetz verwandelt. Das eherne Lohngesetz besagt, so grausam es an und für sich ist, doch immer noch, daß, wie der Lohn, so auch die Zahl der Arbeiter um einen festen Punkt sich bewegen. Diese Formulirung ist jedoch für die mitgetheilte Thatsache, nach welcher von 1861—71 in 25 Gewerben Englands 80 000 Arbeitsstellen weniger geworden waren, nicht mehr anwendbar. Und zwar bestand diese Verringerung nicht etwa blos in schlechten, sondern auch während eines besonders guten Wirthschaftsjahres, und sie war, wie der offizielle Bericht ausdrücklich feststellt, entstanden „in Folge Einführung arbeitersparender Maschinen". Wir haben also nicht mehr ein ehernes Lohngesetz, sondern ein ehernes Vernichtungsgesetz vor uns.

Man schlage — fügt Moriz Wirth mit Recht hinzu — nun die Werke unserer berühmten Nationalökonomen nach, man lege ihnen persönlich die Frage vor: was fängt die Wissenschaft und die von ihr geleitete Praxis mit den 80 000 Menschen an, welche allein in England jährlich von der Arbeit und damit von jeglicher Möglichkeit zu leben ausgeschlossen werden?

Zu dieser ersten nehme man noch die zweite Thatsache der wachsenden Einstellung von Kindern und Frauen in die Arbeit, der wachsenden Ausschließung der Männer von derselben.

Moriz Wirth glaubt, alle unsere Nationalökonomen, persönlich durchaus achtbare Männer, würden zugeben, die Formel für die christliche Familie heiße:

Der Mann an die Arbeit, die Frau ins Haus, die Kinder in die Schule.

Man lege nun unseren berühmten Nationalökonomen noch die zweite Frage vor, wie sie es anfangen, dieser Formel Geltung zu verschaffen. Denn thatsächlich heißt es in der modernen Wirthschaft:

Die Kinder und Frauen an die Arbeit, der Mann auf's Pflaster.

Selbstverständlich gilt das nicht nur von England, sondern auch von Deutschland: wachsendes Elend, wachsende Sozialdemo=

kratie, wachsende Sittenverwilderung und Prostitution, wachsender Mord und Selbstmord bezeugen es.

Wie die Guillotine während der Schreckensherrschaft mit den Menschenleben, so räumt die Maschine mit den Arbeitsgelegenheiten und dadurch mit der Existenz des Arbeiters auf. Dafür nur einige Daten.

Vor Einführung der mechanischen Webstühle arbeiteten in Meerane und Glauchau ca. 31000 Handwebstühle mit 50- bis 60000 Personen. Im Jahre 1880 waren nur noch 3194 Handwebstühle im Gange, neben 3807 mechanischen Stühlen. Bei voller Beschäftigung fanden bei letzteren etwa 5700 Personen Arbeit. An 50000 Menschen verloren die Brodstellen. Neuerdings hat sich der eiserne Weber noch mehr entwickelt, d. h. die Handarbeit in noch höherem Maße verdrängt. Der Glauchauer „Beobachter" schrieb vorlängst, daß in der mechanischen Webstuhlfabrik von Schönherr u. Co. in Chemnitz 3 neu construirte mechanische Webstühle in Betrieb gesetzt seien. Der eine derselben ist auf Plüsch eingerichtet und stellt nunmehr auch den einzigen Artikel mechanisch her, welcher bis jetzt noch von der Handweberei gefertigt wurde.

Wie bekannt, bedroht das „eiserne Gespenst" in ganz gleicher Weise auch das eigentliche Handwerk. In Wien wurde ein „eiserner Schuhmacher", d. h. eine Maschine ausgestellt, welche bei Anfertigung von Schuhzeug so viel leistet, wie fünf Schuhmacher.

Was über dieses eherne Vernichtungsgesetz in dem Wirthschen Buche behauptet wurde, fand seit jener Zeit, außer den angedeuteten, noch zahlreiche andere Bestätigungen. Vor einigen Tagen meldeten die Zeitungen, daß die Zahl der in Fabriken beschäftigten Kinder seit 1884 von 18880 auf 21153 stieg. Es enthält das Alles eine traurige Bewahrheitung der vor 50 Jahren paradox klingenden Warnung Carlyle's: „Ihr müßt entweder für Reform sorgen oder 600000 Menschen in Reih und Glied stellen und niederschießen."

Ein volkswirthschaftliches Lehrbuch für die Schule, welches die gerechten Hauptanklagen der Sozialdemokratie gegen die heutige Volkswirthschaft übersieht und es nicht versteht, ihnen durch Bezeichnung sozialreformatorischer Hebelwerke den Boden zu entziehen, würde seinen Hauptzweck gänzlich verfehlen. Es würde sogar schaden, indem es der sozialdemokratischen Kritik einen neuen Beweis, entweder für den bösen Willen oder die Un-

fähigkeit der herrschenden Staatskunst lieferte. Den nämlichen Vorgang erlebten wir beim Erscheinen des „Arbeiterkatechismus“ von Schulze-Delitzsch. Den bürgerlichen Parteien gereichte er zum Fluche, statt zu dem erhofften Segen. Lassalle benutzte ihn zum öffentlichen Schandpfahl, an welchen er die bürgerliche Nationalökonomie stellte. Der Niedergang der Schulze'schen Partei, die Massenflucht der Arbeiter aus der Schulze'schen Gefolgschaft und das Inslebentreten der Sozialdemokratie in heutiger Gestalt knüpfte sich unmittelbar an den Schulze'schen Arbeiterkatechismus: eine ernste Warnung für alle diejenigen, welche darauf ausgehen, in die sozialdemokratische Finsterniß durch volkswirthschaftliche Lehrbücher ein rettendes Licht zu werfen.

Während wir heute einige Schattenseiten der herrschenden Volkswirthschaft bezeichneten, welche das angestrebte Schulbuch aus vielen Gründen nicht verschweigen darf, soll im folgenden Abschnitt von den „sozialreformatorischen Zukunftskeimen und Hoffnungssternen“ die Rede sein, welche das neue Buch wie eine strahlende Morgensonne erhellen müssen.

. . ., den 6. November 1887.

F. Sozialpolitische Zukunftskeime und Hoffnungssterne.

In dem vorigen Abschnitt: „Wie ist die Volkswirthschaft durch die Schule nutzbar zu machen?“ gaben wir unserer Ueberzeugung über die Beschaffenheit des angestrebten volkswirthschaftlichen Schulbuchs dahin Ausdruck, daß in einem solchen nicht nur die Schattenseiten des bestehenden Wirthschafts-Systems zu berücksichtigen, sondern auch Zukunftskeime zu legen und Hoffnungssterne anzubringen seien,

„welche das neue Buch wie eine strahlende Morgensonne erhellen“.

Leider gestattet uns der beschränkte Raum an dieser Stelle keine ausführliche Darlegung, sondern immer nur eine kurze Andeutung unserer Gedanken und Gesichtspunkte. Und so können wir auch heute nur an einem praktischen Beispiele zeigen, was wir unter „Socialpolitischen Zukunftskeimen und Hoffnungssternen“ eigentlich verstehen. Wir führen unseren Lesern als ein solches Beispiel Bruchstücke aus einer Rede hier vor, welche im Jahre 1882 in einer größeren Fabrikstadt vor einer auch

von Sozialdemokraten stark besuchten Volksversammlung gehalten wurde. Redner wandte sich gleichermaßen an Herz und Kopf der Zuhörer, und wir entnehmen dem Referate eines Zeitungsblattes, daß dadurch selbst auf die Sozialdemokraten eine ungewöhnlich starke Wirkung hervorgebracht wurde. „Die Kraft des Gemüthes ist es, welche Siege erkämpft," rief Fichte seinen Volksgenossen in ernster Zeit zu, und Herr Professor Dr. Schmidt-Warneck that wohl daran, daß er in seinem empfehlenswerthen Buche: „Die Soziologie Fichte's" diesen wahren Ausspruch des großen Patrioten der heutigen Zeit ins Gedächtniß zurückrief. Jener erwähnte Versammlungsvortrag handelte über „Die soziale Mission der erbarmenden Liebe". Indem wir einige Stellen daraus mittheilen, glauben wir gleichzeitig der irrigen Annahme entgegenzutreten, als sei es uns und der „Deutschen Adelsgenossenschaft" bei dem angestrebten Schulbuch lediglich nur um Bekämpfung der Sozialdemokratie zu thun. Davon kann keine Rede sein. Es handelt sich darum, „durch die Jugend eine Regeneration der Nation von Innen zu bewirken". In dieses Ziel ist die Bekämpfung der Sozialdemokratie mit eingeschlossen. Die Letztere ist ja kein selbstständiges Gewächs, sondern ein aus Degenerations-, Stockungs- und Fäulnißprozessen des ganzen Volksthums herausgewachsenes Krankheitsgebilde.

Der erwähnte Vortrag knüpfte an das Wort eines Weihnachtspredigers also lautend an:

„Welchen Sonnenschein die Liebe verbreiten kann, sehen wir Weihnachten. Was würde aus den Menschen werden, wenn diese Liebe das ganze Jahr anhielte."

„Diese tiefen und schönen Worte von heiliger Stätte — fuhr Redner fort — müssen die ideale Richtschnur liefern auf den realen Wegen, welche jede ernsthafte Sozialreform wandeln muß, denn das, was wir in der Kirche hören, sollen wir, eingedenk der Mahnung des Apostels Jacobus: „Seid Thäter des Worts und nicht Hörer allein!" im Leben verwirklichen.

Wenn der ehrwürdige Prediger ausrief: „Welchen Sonnenschein könnte die Liebe unter den Menschen verbreiten!" so bringe ich diesen Ausruf auf das spezielle Gebiet der sozialen Frage, indem ich hinzufüge: Wie könnte sich die Nacht des sozialen Elends in sozialen Sonnenschein verwandeln, wenn die erbarmende Liebe endlich in die verschlossenen Herzen der Menschen einziehen wollte!

Fürchte man bei Nennung der „erbarmenden Liebe“ nicht, als sei ich im Begriff, unser Thema herabzudrücken auf die überwundene Kulturstufe des bloßen privaten Almosengebens, nein — ich schließe die Spenden des Glücklichen an den Unglücklichen, des Menschen an den Menschen zwar nicht aus, aber ich verlange, daß die erbarmende Liebe endlich als Tagesgestirn am Horizont unseres öffentlichen und staatlichen Lebens aufgehe, mit einem Wort, daß das Liebesprinzip zur Verwirklichung des praktischen Christenthums endlich ein soziales und volkswirthschaftliches Prinzip werde.

Glücklicherweise ist für diese große culturgeschichtliche Wandlung die Möglichkeit vorhanden, und auf diese Möglichkeit der Verallgemeinerung und Verstaatlichung der erbarmenden Liebe findet das Wort des Weihnachts-Predigers seine volle Anwendung.

... Für den endlichen Sieg des großen Prinzips ist heute alles reif. Gott der Herr hat den Menschen in unsern Tagen drei Wege und Hülfsmittel für diesen Sieg bereitet, welche früher fehlten und deren jetziges Vorhandensein die Verantwortlichkeit für das lebende Geschlecht zu einer so ungeheuer schweren gestaltet. Früher fehlten zur Umwandlung der Mördergrube vorherrschender Lieblosigkeit in einen Gottestempel der erbarmenden Liebe die vollen Möglichkeiten, heute aber liegen diese Möglichkeiten vor. Und worin bestehen sie? Sie bestehen in drei ganz neuen Cultur-Erscheinungen und zwar:

Erstens darin, daß in unseren Tagen die weltliche induktive Philosophie in ihren ethischen Schlußresultaten ganz zu denselben metaphysischen und sozialen Lehrsätzen gelangt ist, wie die Theologie, daß sie nämlich ebenfalls sagt und wissenschaftlich beweist: „Alles Unglück der Menschheit wurzelt im Egoismus und alle Erlösung im Mitleid, in der Ertödtung der Eigenliebe, des Eigennutzes, in der grenzenlosen Hingabe an die erbarmende Liebe.“

Die zweite neue Cultur-Erscheinung besteht darin, daß die Staatsgewalten zum ersten Mal in Europa offiziell und thatsächlich die erbarmende Liebe zum leitenden Prinzip der Staatskunst erhoben, wie solches durch unsern ehrwürdigen Kaiser in der weltgeschichtlichen Botschaft vom 17. November 1881 geschehen ist; daß zum ersten Mal in der Weltgeschichte ein be-

wußter Staatssozialismus*) einer bewußten Sozial-Revolution entgegengestellt wird.

Und die dritte neue Cultur-Erscheinung besteht darin, daß zum ersten Mal in der Weltgeschichte in den umnachteten Verstand der Menschen neben den schon erwähnten neuen metaphysischen und sozial-politischen Erkenntnissen auch so viele neue physikalische Erkenntnisse fielen und dadurch so viele neue, seither verborgene Naturkräfte in den Dienst der erbarmenden Liebe gestellt wurden, daß von jetzt ab das wirthschaftliche Elend eine natürliche Existenzberechtigung nicht mehr hat.

Gestatten Sie mir, daß ich bei jeder dieser neuen rettenden Cultur-Erscheinungen einen Augenblick näher verweile.

In philosophischer Hinsicht sagte ich, daß heute zum ersten Mal in der Cultur-Geschichte die Resultate des weltlichen Denkens und der wissenschaftlichen, ja der naturwissenschaftlichen Forschung zusammenfallen mit den Aussprüchen der Theologen. Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß die philosophische Wissenschaft in unsern Tagen hauptsächlich von zwei Koryphäen beherrscht wird, die in dem Rufe, und zwar dem nicht grundlosen Rufe unchristlicher, jedenfalls unkirchlicher Denkungsart stehen: Schopenhauer und Hartmann. Diese beiden Männer sind die Philosophen unserer Tage, sie beherrschen das philosophische Denken, sie sind die Mode-Philosophen. Das erste große Werk von Hartmann erschien bereits in 6—7 Stereotyp-Ausgaben, was bis jetzt noch mit keinem andern philosophischen Buche der Fall gewesen ist. Trotzdem diese beiden Denker nun durchaus kirchenfeindlich sind, kommen sie in ihrer Ethik ganz zu denselben Schlüssen, wie die christlichen Theologen. Sie predigen die Unterdrückung des Egoismus, die Entsagung von der Weltlust, die Hingabe an die erbarmende Liebe. Diese wissenschaftliche Erscheinung ist von einer außerordentlichen Tragweite, auch für die practische Gestaltung der Dinge, denn eine neue Cultur-Praxis ist doch schließlich immer nur das Ergebniß eines neuen Cultur-Prinzips, wie Thomas Buckle in seiner Geschichte der Civilisation überzeugend nachgewiesen hat. Die Thatsachen-Welt gestaltet sich der Ideen-Welt vornehmer und

*) Was Redner „Staatssozialismus" nennt, nämlich die Wiedereinsetzung des aktiven Prinzips der Landesväterlichkeit, nennt Herr Prof. Dr. Schmidt-Warneck „Soziologie". Das letztere Wort ist das bessere. Die Red.

leitender Geister gemäß. Nun ist es noch nicht lange her, da galten in der weltlichen Wissenschaft ganz die gegentheiligen Postulate der Schopenhauer-Hartmann'schen Schule. Alle diejenigen, welche die überirdischen Wahrheiten leugneten, sagten ungefähr: „Der Mensch ist wesentlich ein Thier. Um was es sich handelt auf der Welt ist nur das möglichst hohe Maß von Individual-Glückseligkeit. Der Egoismus hat deshalb seine Berechtigung, ja er ist das vorzugsweise berechtigte, das leitende Prinzip.“ Dieser Grundsatz, welcher sich keineswegs schon verloren hat aus den Köpfen der Menschen und aus den Schriften untergeordneter Geister der Tagesliteratur; dieser materialistische Grundsatz hat eine wissenschaftliche Berechtigung in den Erzeugnissen vornehmerer Geister nicht mehr, auch derer nicht, welche die Theologie verwerfen. Ich wiederhole es: Das ist als wissenschaftliche Reaction gegen den wissenschaftlichen Materialismus eine ganz neue Cultur-Erscheinung von unabsehbarer Tragweite! Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen einige Lehrsätze der Schopenhauer-Hartmann'schen Schule vorführe. Sie werden erstaunt sein, auf Aussprüche zu stoßen, die Sie bei keinem Religionsfeind vermuthet haben, die man bisher nur in christlichen Erbauungsbüchern antraf.

Schopenhauer sagt in seinem großen bahnbrechenden Werk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ im ersten Bande:

„Wenn vor den Augen eines Menschen jener Schleier der Maja so sehr gelüftet ist, daß derselbe nicht mehr den egoistischen Unterschied zwischen seiner Person und der fremden macht, sondern an den Leiden der andern Individuen so viel Antheil nimmt, wie an seinen eigenen, und dadurch nicht nur im höchsten Grade hülfreich ist, sondern sogar bereit, sein eigenes Individuum zu opfern, sobald mehrere fremde dadurch zu retten sind; dann folgt von selbst, daß ein solcher Mensch, der in allen Wesen sich, sein innerstes und wahres Selbst erkennt, auch die endlosen Leiden alles Lebenden als die seinen betrachten und so den Schmerz der ganzen Welt sich zueignen muß. Ihm ist kein Leiden mehr fremd. Alle Qualen Anderer, die er sieht und so selten zu lindern vermag, alle Qualen, von denen er unmittelbar Kunde hat, ja die er nur als möglich erkennt, wirken auf seinen Geist wie seine eigenen. Es ist nicht mehr das wechselnde Wohl und Wehe seiner Person, was er im Auge hat, wie dies bei dem noch im Egoismus befangenen Menschen der Fall ist; sondern ihm liegt Alles gleich nahe, er kennt des Ganze, faßt

das Wesen desselben auf und findet es in einem stetigen Vergehen, nichtigem Streben, innerm Widerstreit und beständigem Leiden begriffen, er sieht, wohin er auch blickt, die leidende Menschheit und die leidende Thierheit und eine hinschwindende Welt. Dies Alles liegt ihm aber jetzt so nahe, wie dem Egoisten nur seine eigene Person. Wenn uns Anderen, welche noch der Schleier der Maja umfängt, auch zu Zeiten im schon empfundenen eigenen Leiden, oder im lebhaft erkannten fremden, die Erkenntniß der Nichtigkeit und Bitterkeit des Lebens nahe tritt, und wir durch völlige und auf immer entschiedene Entsagung den Begierden ihren Stachel abbrechen, allem Leiden den Zugang verschließen, uns reinigen und heiligen möchten; so umstrickt uns doch bald wieder die Täuschung der Erscheinung, und ihre Motive setzen den Willen auf's Neue in Bewegung: wir können uns nicht losreißen. Die Lockungen der Hoffnung, die Schmeichelei der Gegenwart, die Süße der Genüsse, das Wohlsein, welches unserer Person mitten im Jammer einer leidenden Welt, unter der Herrschaft des Zufalls und des Irrthums, zu Theil wird, zieht uns zu ihr zurück und befestigt auf's Neue die Banden. Darum sagt Jesus: „Es ist leichter, daß ein Ankertau durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Reich Gottes komme."

Noch ergreifender redet Schopenhauer im zweiten Bande seines Hauptwerks wie auch in seiner „Preisschrift über die Grundlage der Moral".

Einen sozialen Charakter bekommt die Schopenhauer'sche Lehre durch Eduard von Hartmann. In eine populäre Form brachte seine erste Frau unter dem Pseudonym A. Taubert den sozial verwendbaren Gedanken in der Schrift „Der Pessimismus und seine Gegner".

Es heißt dort u. A. wie folgt:

„Die Ertragung des Daseins ohne einen dasselbe ausfüllenden Zweck, ohne ein gewisses Streben nach einem gegebenen Ziele ist unmöglich und es gilt daher zunächst, dem aus süßen optimistischen Träumen zur bittern pessimistischen Realität Erwachten Ersatz zu bieten für seinen hierbei verloren gegangenen optimistischen Lebenszweck der Erreichung individuellen Glückes. Da die Erlangung positiven Glückes für den Einzelnen wie für die Gesammtheit aber gleich unmöglich ist, und als einzig Greifbares und Sichtbares dem Menschengeiste nur das Leid gegenüber steht, so bleibt nichts

übrig, als sich mit dem Leid (den Uebeln der Welt) zu beschäftigen, d. h. es zu überwältigen und mit ihm zu ringen, bis es, wenn möglich, zu Nichte geworden ist. Dies ist die Mission des Menschengeistes und sein ewiger Triumph."

„Ob es je gelingen wird, das vom Glückseligkeitswahne heraufbeschworene Elend völlig aufzuheben, ist eine Frage, die vorläufig der Entscheidung gänzlich unzugänglich und darum nicht geeignet ist, unser praktisches Verhalten zum Leben zu begründen."

„Dem Daseinswillen aber seine heftige Gluth zu benehmen und ihm jene Stacheln auszubrechen, welche durch die Geltendmachung des Individualwillens der Gesammtheit in das Fleisch getrieben werden, dazu ist der Menschengeist befähigt und berufen. Mit Gewißheit vermögen wir dies aus der bisherigen Entwickelungsgeschichte der Menschheit zu erkennen und man unterschätze die Summe dieses Leides nicht. Die fürchterlichsten ihrer Qualen bereitet sich die Menschheit selbst; die tiefsten Wunden schlagen wir uns gegenseitig, und die meisten aller vom Geschick dem Menschen auferlegten Leiden könnten, kraft der uns innewohnenden Vernunft, gemildert, ja viele ganz verhütet werden. Zwar der Anfang zum Kampfe gegen diese Leiden ist gemacht! Allerorten schon beginnt es aufzudämmern in den Köpfen, daß wir solidarisch, Glieder eines Leibes sind, daß, was dem Einen schadet, auch des Andern Unheil ist, und was dem Einen nützt, der Allgemeinheit zu Gute kommt. Das Losungswort der Zukunft, die Assoziirung ist bereits gefunden, — allein wie dunkel und wie nebelhaft, wie unklar, schwankend und wie viel bekämpft ist noch die neue Lehre vom nothwendigen solidarischen Einstehen Aller im Kampfe gegen das gemeinsame Leid. Wie Wenige erst blicken mit Bewußtsein zu dieser neuen Fahne auf."

„Es gilt aber, sie mit Bewußtsein zu erfassen! In deutlicher Gestalt zeigt sich Denen, welche durch Erkennung der Unerreichbarkeit des Glückes ein bewußtes Lebensziel verloren haben, ein neues Ziel, und wenn sie auch vielleicht nicht hoffen dürfen, die endgültige Erlösung dieser Welt vom Leide fördern zu können, mit Gewißheit können sie doch glauben, durch Bekämpfung des allerorten sich darbietenden Elends dasselbe zu mildern, welches unbekämpft in noch viel schrecklicherem Maße auf dem Dasein lasten würde."

Um es mit einem kurzen Worte zu sagen, laufen, wie wir sehen, die Hartmann-Taubertschen Auseinandersetzungen darauf hinaus, den Individual-Egoismus zum Kollektiv-Egoismus zu veredeln und das überhaupt mögliche Weltheil, statt wie bei Schopenhauer durch Abtödtung des ganzen Ich, durch Vernichtung des bösen Ich zu verwirklichen.

In seinem späteren großen Werke: „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" hat Hartmann den „Bankerott des Egoismus" (S. 49 u. f.) kulturhistorisch beleuchtet und der erbarmenden Liebe einen wissenschaftlichen Triumph bereitet.

Selbst seine Schrift über die „Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft" läuft wesentlich auf die Verherrlichung des christlichen Liebesprinzips hinaus. Was er „die Zukunft der Religion" nennt, ist lediglich das Urprinzip der christlichen Religion und die Zukunft des Christenthums.

Doch dies hier nur beiläufig. Beide Philosophen reden über die erbarmende Liebe so ergreifend, wie es nur ein christlicher Geistlicher zu thun vermag, ja ergreifender, weil sie, äußerlich Feinde des Christenthums, durch das Ueberströmen ihres Innern, ohne es zu wollen, die lautesten Zeugen für das Christenthum sind. Sie, die Religionsfeinde, predigen der religionslosen Welt dasselbe, was vor 2000 Jahren in dem Evangelium der Liebe gepredigt worden ist. Dies Prinzip der erbarmenden Liebe, welches nunmehr auch die kirchenfeindliche Philosophie verherrlicht, das nicht nur für die Einzelnen und die Gesammtheit proklamirt, sondern auch in seiner wissenschaftlichen Unwiderlegbarkeit dargelegt ist, dies Prinzip der Liebe ist nun auch das Lebensprinzip der Sozialreformer. Diese wollen gar nichts anderes sein, und kein anderes Programm haben, als die praktische Verwirklichung des Mitleids und der erbarmenden Liebe, und zwar nicht in den sozial unzureichenden Grenzen und Formen der Privatwohlthätigkeit, sondern weit darüber hinaus in den großen Formen sozialer Humanität, staatsbürgerlicher Aufraffung und nationalwirthschaftlicher Ausrenkung. In der größten Noth unseres Volkes appelliren die Sozialreformer über die kleinen Mittel hinaus an die großen, von dem Schwächlichen an das Gewaltige, von der Quacksalberei an radikalere Heilungen, von der Behandlung eines Symptoms an die Gesundmachung des Gesammtorganismus, und das alles in logischer Deutung dessen, was die erbarmende Liebe dem ungeheuern Elend gegenüber verlangt, wenn sie nicht Phrase, ja noch mehr als schon jetzt ein

Hohn werden soll für diejenigen, welche in der Welt nur Egoismus erblicken und darauf schwören, daß nicht Gott, sondern der Teufel die Welt regiere.

Die Sozialreformer bemühen sich, die erbarmende Liebe volkswirthschaftlich in ein größeres, der Größe des Elends und der Größe der heutigen Hülfsmittel angemessenes System zu bringen. Nach ihnen erfordert die soziale Mission der erbarmenden Liebe ein universelles System der Vermehrung und Sicherung der Nahrungsquellen. Nach ihnen fordert die soziale Mission der erbarmenden Liebe eine organisirte Rücksichtnahme auf die 5 bis 600000 Menschen, die in Deutschland alljährlich mehr geboren werden, als sterben. Die soziale Mission der erbarmenden Liebe darf sich nicht wie jetzt damit begnügen, daß in Folge besserer Gesundheitspflege weniger Menschen sterben, als früher, sie muß weiter gehen und auch dafür sorgen, daß die von der Pest verschonten Menschen nicht Opfer der Ueberbevölkerung, nicht eine Beute der Arbeitslosigkeit und demnach eine Beute des materiellen und sittlichen Elends werden. Die soziale Mission der erbarmenden Liebe darf sich nicht wie jetzt mit der seligen Freude darüber begnügen, daß zahllose Maschinen erfunden wurden, welche den Menschen vom verthierenden Uebermaß schwerer Körperarbeit befreien, sie muß weiter gehen und auch dafür sorgen, daß die durch die märchenhaften Fortschritte des Maschinenwesens überflüssigen Handarbeiter nicht einem noch größeren Elend, als dem Arbeitsübermaß, nämlich dem Arbeitsmangel und dadurch wie jetzt der Vagabondage verfallen. Die soziale Mission der erbarmenden Liebe hat nicht wie jetzt bei dem Entzücken darüber zu beharren, daß unser herrliches Schulwesen alljährlich eine steigende Anzahl menschlicher Geister aus der Nacht der Unbildung befreit und zu den lichten Höhen wissenschaftlicher Bildung emporträgt — die soziale Mission der erbarmenden Liebe hat einen großen Schritt weiter zu gehen und dafür zu sorgen, daß die in steigender Zahl gezüchteten Intelligenzen nicht wie jetzt wegen Ueberfüllung der gelehrten Berufsstände dem Elend des geistigen Proletariats verfallen: ein Elend, das schrecklicher ist, als dasjenige des sonstigen Proletariats, weil alle Qual mit der Entwickelung des Bewußtseins wächst, und Glück und Unglück auf Contrastwirkungen beruhen.

In dieser Auffassung der sozialen Menschenliebe hat die soziale Reformthätigkeit neue Bahnen zu verfolgen, neue Hebel

anzusetzen, neue Aufraffungen der sittlichen und wirthschaftlichen Kräfte herbeizuführen; sie hat den Reformgedanken in concrete Organisationen, in ein großes, zusammenhängendes System zu bringen. Sie muß dabei helfen, daß in Anwendung auf neue sociale Bedürfnisse practisch gethan wird, was die den Armen und Elenden vor 2000 Jahren in Bethlehem verkündete Liebesbotschaft verlangte und was neuerdings auch die weltliche, ja die kirchenfeindliche Philosophie durch wissenschaftliche Verherrlichung der erbarmenden Liebe als den einzigen Weg des Heils proclamirt. Der neuen Culturerscheinung der weltlichen Liebespredigt muß sich die neue Culturerscheinung der weltlichen, der socialen und staatlichen Liebesthat hinzugesellen.

Wir gelangen jetzt zu der zweiten neuen Culturerscheinung, welche Eingangs angedeutet wurde und welche darin besteht, daß zum ersten Mal in der Weltgeschichte Seitens einer großen, ja der mächtigsten Regierung die erbarmende Liebe zu den Armen und Elenden als neues und leitendes Prinzip der Staatskunst aufgestellt wird. Selbstverständlich schwebt mir dabei die soziale Botschaft des deutschen Kaisers vom 17. November 1881 vor. Bereits vor vier Wochen habe ich an dieser Stelle über dies weltgeschichtliche Manifest geredet und damals ausführlich dargelegt, daß es mehr ist als ein Wahlprogramm, mehr als eine gewöhnliche Thronrede: daß es für die Monarchie dasselbe ist, was für den Kaufmann ein Wechsel. Ja, es ist ein Accept, das von unserer Monarchie, von unserer Dynastie eingelöst werden muß, und das immer wieder präsentirt werden wird zur Einlösung, selbst in dem Falle, daß die Nachfolger dieses Kaisers die Einlösung vergessen sollten, oder bekennen müßten, daß sie zu schwach seien, den Schuldbrief einzulösen. Die in der Kaiserbotschaft zu Gunsten der Armen und Elenden übernommene soziale Mission der erbarmenden Liebe muß durch die Staatskunst erfüllt werden, voll und ganz, gerade wie ein acceptirter Wechsel bis zum letzten Pfennig bezahlt werden muß.

Wir gelangen jetzt zu der dritten ganz neuen Culturerscheinung, bestehend in einer märchenhaften Fülle neuer Entdeckungen und Erfindungen, denen gegenüber das physische Elend keine Existenzberechtigung mehr hat. Es gab allerdings Zeiten, in denen es unmöglich war, das Elend in großem Styl zu beseitigen. Diese Zeiten sind vorbei, jene Unmöglichkeit liegt nicht mehr vor. Sie Alle sind umgeben mit den Wundern der neuen Technik, des Dampfes und der Electricität. Ebenso wissen

Sie Alle, daß wir uns erst in den Anfängen dieser wunder=
baren Entwicklung befinden. Nicht minder ist Ihnen Allen
bekannt, daß die Möglichkeit, das Elend zu mildern, nicht blos
in den Erfindungen beruht, sondern daß die Entdeckung neuer
Welten und Paradiese hinzukommt, welche uns durch Dampf
und Electricität in früher ungeahnter Weise örtlich näher gebracht
werden. Auch diese neuen Culturerscheinungen mußten wieder
zusammenwirken, um aus der überseeischen Politik einen so
großartigen Hebel sozialer Reformen und volkswirthschaftlicher
Regulirungen im Dienst der erbarmenden Liebe zu machen, wie
in frühern Zeiten gar nicht daran zu denken war.

Es ist wirklich etwas Neues in die Welt gekommen auf
allen drei Gebieten. Aber mit den neuen Culturerscheinungen
und Culturmitteln entstanden auch neue sittliche und soziale
Pflichten, namentlich für uns Deutsche. Es waren weltliche
Philosophen aus unserm Volke, welche auf dem Boden der
heutigen Naturwissenschaften und bewaffnet mit der ganzen welt=
lichen Wissenschaft des Jahrhunderts, den Egoisten bewiesen, daß
der Egoismus nicht nur eine sittliche Niederträchtigkeit, sondern
auch vom Standpunkt der persönlichen Glückseligkeit aus eine
Narrheit ist, weil alle Weisheit und alles Glück in der er=
barmenden Liebe liegt.

Es waren große Männer unseres Volkes, welche zum
ersten Male in der Weltgeschichte die erbarmende Liebe zu den
Armen und Elenden als Staatsprinzip und die Verwirklichung
des practischen Christenthums als neue Aufgabe auch der Staats=
kunst proklamirten und für ihre Person die That dem Worte
folgen ließen. Alle die großen Männer an der Spitze unseres
Staats sind nicht bloß Hörer, sondern auch Thäter des großen
Liebeswortes. Die soziale Reform können sie zwar nicht
decretiren, sie sind nicht mehr Alleinherrscher, sondern an das
Parlament gebunden; sie machen aber Vorschläge ohne Rast
und mit heiligem Ernst. Wo sie jedoch noch Herrscher sind,
da verwandeln sie alle barbarischen Sitten sofort in christliche
Sitten, z. B. auf dem Gebiet des Kriegswesens. Zum ersten
Mal in der Weltgeschichte zeigen sie der Menschheit, daß Siege
ohne Gleichen eine ebensolche Demuth, daß eine Kriegsfähigkeit
ohne Gleichen eine ebensolche Friedensliebe und der Besitz einer
Waffenmacht ohne Gleichen eine ebensolche Furcht vor dem Miß=
brauch erzeugte. Das geht von deutschen Männern aus und
enthält deshalb für das deutsche Volk die Aufforderung, daraus

neue große Maßstäbe für sein eigenes Thun und Lassen abzuleiten. Doch auch in den neuen Entdeckungen und Erfindungen liegen für das deutsche Volk größere Pflichten als für die meisten anderen Völker, weil bei uns wegen der besser organisirten Sozialdemokrate mehr als bei anderen die Nothwendigkeit ihrer Ausnutzung im Interesse der erbarmenden Liebe vorliegt, und mehr als bei anderen die Möglichkeit, vermöge unserer unerschöpflichen Bevölkerungskraft, vermöge unseres hochentwickelten Schulwesens, vermöge unserer militärischen Ausbildung und vermöge unserer bedeutenden Weltstellung. Diese Stellung beruht jedoch zum großen Theil auf den Augen weniger alter Männer, die sich bald schließen werden. Schon deshalb ist Eile nöthig. Sie ist aber auch nöthig, weil die Größe des wirthschaftlichen Elends in Deutschland und die Leidenschaftlichkeit des fremden Wettbewerbs überhaupt keinen Aufschub duldet. Darum rufe ich zum Schluß mit unserem Vorkämpfer des Germanismus, Max Müller: Eile mit Weile. Aber vor allem: Eile! Eile! Eile!

* * *

Soweit die Bruchstücke aus einer sozialpolitischen Weihnachtsbetrachtung, welche wir lediglich als ein praktisches Beispiel ansehen, wie wir uns die „sozialpolitischen Zukunftskeime und Hoffnungssterne" eines volkswirthschaftlichen Unterrichts denken. Für unsere Leser reichen diese Andeutungen aus, da wir ja seit Jahren zahlreiche Reformvorschläge an der Hand sozialreformatorischer Schriften vorführten. Wir erinnern hier nur an unsere Berichte über Rodbertus, Samter, Witte, Hitze, Hertzka und viele andere, welche Mittel bezeichneten, um Arbeitskraft in Tausch- und Kaufkraft zu verwandeln und die jetzt umgehenden Gespenster des sozialen Elends, der sozialen Unzufriedenheit, der „Ueberproduktion" und „Uebervölkerung" zu verscheuchen.

In allen unseren erwähnten Berichten wiesen wir nach, daß es nicht an „Zukunftskeimen und Hoffnungssternen" fehlt, sondern daß dieselben nur durch den finstern Nebel manchesterlicher Irrthümer dem sehnsuchtsvoll ausschauenden Auge verborgen gehalten werden.

Vermag ein volkswirthschaftliches Lehrbuch diesen Nebel nicht zu zerstreuen, um dem Volksgeiste die „Volkswirthschaft der Zukunft" wie eine strahlende Morgensonne zu enthüllen, so unterbleibt die Veranstaltung eines solchen Buches besser noch.

. . ., den 13. November 1887.

G. Nochmals die Rathlosigkeit der Staatskunst den großen Fragen der Volkswirthschaft gegenüber.

In dem Abschnitt E. vom 6. November deuteten wir bereits an, daß die Entwicklung der Maschinentechnik die volkswirthschaftliche Organisationstechnik weit überflügelte, und daß diese Rückständigkeit der Brutofen aller volkswirthschaftlichen und sozialpolitischen Uebel sei. Ohne diesen Umstand würde die vorhandene Arbeitskraft gleichbedeutend sein mit Tausch- und Kaufkraft, während solches heute so wenig zutrifft, daß der katholische Sozialpolitiker Hitze den herrschenden Zustand einen ganz „unerträglichen“ nennt und mit Recht hinzufügt: „Wenn das unsere Gesellschaft nicht abändern kann, dann ist sie werth, daß sie zu Grunde geht.“

Augenblicklich sind weder die Professoren der Nationalökonomie, noch die privaten Volkswirthe der Manchesterschule, noch die von der Regierung häufig für Informationsertheilung in Anspruch genommenen Körperschaften (Staatsrath, Volkswirthschaftsrath, Handelskammern, Industrie-Vereine u. s. w.) im Stande, jene große Lücke auszufüllen, d. h. die Frage zu beantworten:

„Was ist zu thun, um jede vorhandene Arbeitskraft in Tausch- und Kaufkraft zu verwandeln?“

In England, der klassischen Pflanzschule der manchesterlichen Theorie und Praxis, hat die kapitalistische Entwicklung im Verein mit der in ihren Dienst gezogenen maschinellen Entwicklung eine Beschäftigungslosigkeit der Arbeitermassen erzeugt, welche naturnothwendig zu gewaltthätigen Lösungsversuchen hintreibt, wenn das volkswirthschaftliche Genie nicht mit friedlichen Lösungsmitteln aushilft.

In Deutschland gehen wir demselben Abgrund entgegen, denn auch bei uns steigt wie eine Sündfluth die sogenannte „Ueberproduktion“: ein mystisch klingender Kunstname für das herrschende Unvermögen, Arbeitskraft in Kaufkraft zu verwandeln und die Consumtionsfähigkeit der großen Massen der Produktionsfähigkeit der Maschinentechnik anzupassen. Auch bei uns ist man außer Stande, diese neue Aufgabe der Volkswirthschaft und der Staatskunst zu lösen, ja die Art und Weise, wie man die „Ueberproduktion“ und die sonstigen Krankheitserscheinungen

unserer geschäftlichen, wirthschaftlichen und sozialen Zustände öffentlich bespricht, beweist sogar, daß jenes große Problem nicht einmal im wissenschaftlichen Bewußtsein der Wortführer vorhanden ist, was gleichbedeutend erscheint mit einer wahren egyptischen Finsterniß der Volkswirthschaft.

Um diese unsere Behauptung zu bewahrheiten, wollen wir aus hundert Kennzeichen, welche jeder Tag erzeugt, nachfolgend einige herausgreifen.

Bekanntlich sind die leitenden Männer des Staats und der Großindustrie noch nicht einmal darüber einig, ob es ein Segen oder ein Unsegen ist, daß die Zahl der Millionäre sich vermehrt. Vor einigen Jahren wurde bei Gelegenheit der Verhandlungen über Colonialpolitik im deutschen Reichstage der hervorragende Antheil mehrerer Börsenfürsten an einigen überseeischen Unternehmungen als ein schlimmer Umstand hingestellt.

Fürst Bismarck widersprach dieser Anschauung und fand in solcher Betheiligung reicher Leute und der daraus hervorgehenden Entstehung neuer Millionäre nicht nur nichts Bedenkliches, sondern er bedauerte umgekehrt, daß Deutschland so arm an Millionären sei.

Mit diesem Bedauern scheint es im Widerspruch zu stehen, daß einer der größten Industriellen Deutschlands am 4. Oktober 1885 in der Delegirten-Versammlung des Central-Verbandes deutscher Industrieller das Vorhandensein zu vieler Millionäre, zu vieler Reichthümer und Ersparnisse als ein großes Unglück, ja als die eigentliche Ursache des industriellen Nothstandes bezeichnete.

Nach einem Berichte der „Kölnischen Zeitung“ erblickte der Geheime Commerzienrath Stumm die Ursache der Krankheit, an welcher die Industrie leide, in der Ueberproduktion, welche hervorgerufen sei durch die ganze beispiellose Kapitalflüssigkeit. Seiner Meinung nach sei die größte Gefahr in volkswirthschaftlicher Hinsicht gerade die Menge der vorhandenen Ersparnisse von Rothschild bis zum kleinsten Sparkassen-Mitgliede herab, die Verwendung suchten und bald nicht mehr finden könnten.

Wenn diese Behauptung des großen Fabrikanten auf richtiger Beobachtung beruht, so ist sie geeignet, Alles über den Haufen zu werfen, was bisher sowohl in der Volkswirthschaft wie in der Privatwirthschaft als Wahrheit und Weisheit

galt.*) Jedenfalls hat das große Publikum ein Recht auf weitere Begründung der neuen Lehre, und vor allen Dingen auf einen neuen praktischen Wegweiser. Stiften die Ersparnisse Unheil, so müssen die Menschen angehalten werden, keine Ersparnisse mehr zu machen, sondern ihr Geld zur Vermehrung des Absatzes auszugeben. Denn „Ueberproduktion" ist lediglich Absatzmangel. Werden die Ersparnisse, den seitherigen Geboten der Volkswirthschaft gemäß, als neue Produktionsmittel benutzt, so steigt unsere volkswirthschaftliche Erkrankung. Benutzt man sie aber, um den Consum zu steigern, so mildert sich die Krankheit, die Ueberproduktion: die Fabriken haben Absatz, die Arbeiter reichliche Beschäftigung und Lohn, die Handwerker bekommen neue Bestellungen, die Kaufleute neue Kunden, die Gutsbesitzer ausreichende Preise für landwirthschaftliche Erzeugnisse. Demgemäß ist schon längst nicht mehr der Sparsame, sondern der Verschwender der vernünftige, nützliche und tugendhafte Bürger.

In dieser Weise wird sich der einfache Menschenverstand die neue Lehre von der unheilstiftenden Menge der Ersparnisse zurecht legen. Die Stumm'sche Verkündung ist nach allen Richtungen hin zu revolutionär, als daß man sie einfach überhören könnte.

Seit Adam Smith bezogen die Staatsmänner wie auch die Staatsbürger ihre volkswirthschaftliche Erleuchtung aus den gelehrten Büchern der Nationalökonomen. Neuerdings legt man — wie die Errichtung des Volkswirthschaftsraths beweist — größeren Werth auf die Einsichten praktischer Geschäftsleute, namentlich der großen Fabrikanten, der Großgutsbesitzer und Bankiers.

Als die Regierung der praktischen Vernunft ein solches Vertrauen erwies, bezeigte sie den berufenen Männern des praktischen Lebens nicht nur eine große Ehre, sondern sie legte

---

*) In derselben Stunde, da Herr Stumm die Ueberfülle an Ersparnissen als die Quelle des volkswirthschaftlichen Unheils charakterisirte, feierte der französische Nationalökonom Maurice Block die Steigerung der Ersparnisse als die Quelle des volkswirthschaftlichen Heils, indem er in einer Sitzung der „Akademie der Wissenschaften" eine Arbeit über die „Betheiligung der Arbeiter am Unternehmergewinn" zur Verlesung brachte und darin auf die Gefahr hinwies, welche diese Betheiligung der Volkswirthschaft durch Verminderung der Kapitalbildung bereite.

ihnen eine noch größere Verantwortlichkeit auf. Die Regierung hält an ihrem Vertrauen heute noch fest.

In der That, es sind große Erwartungen, welche Regierung und Publikum von solchen praktischen Autoritäten hegen, und es werden diese außerordentliche Anstrengungen machen müssen, um jenen Erwartungen namentlich im Punkt der Auffindung und Beleuchtung wirthschaftlicher Reformwege zu entsprechen.

Was in Köln an Belehrungen zu Tage trat, bewegte sich vorläufig noch in verneinender Richtung. Blos die mitanwesenden Doppelwährungsmänner behaupteten im Besitz eines Heilmittels zur Abwendung des geschäftlichen Nothstandes zu sein, was aber die Goldwährungsmänner auf's Heftigste in Abrede stellten, Geheimrath Stumm sogar unter dem erstaunten Hinzufügen, „daß er nicht verstehe, wie Industrielle sich hier den Anschein geben könnten, als seien sie über die wahren Ursachen der jetzigen Schwierigkeiten im Klaren".

Aus diesen Worten wäre zu schließen, daß auch er noch nicht im Klaren war, als er gleich darauf seine neue Lehre von der unheilvollen Ueberfülle der Ersparnisse verkündete.

Doch sei dem, wie ihm wolle, die große Masse des Publikums kann in der seitherigen Unklarheit nicht länger verbleiben, weil es weniger in der Lage ist, den allmählichen Durchbruch des Lichtes geduldig abwarten zu können. Selbst die weniger großen Fabrikanten sind in dieser Lage nicht, sondern auch für sie wird der Tag der Ungeduld kommen, wenn auch in anderer Weise, als er für die sozialdemokratisch gesinnten Nichtbesitzenden längst gekommen ist.

Auch für die Großgrundbesitzer ist er längst gekommen, aber auch hier sind wir von einer tieferen Ergründung der in Betracht kommenden Fragen noch sehr weit entfernt, obwohl der den „Agrariern" in freisinnigen und sozialdemokratischen Blättern gemachte Vorwurf:

> „ihren Nothstand durch übertriebene Luxusausgaben selbst verschuldet zu haben",

sehr geeignet wäre, eine sorgfältigere Prüfung des Segens der Sparsamkeit auf die Tagesordnung zu bringen. Wahrscheinlich würde sich dabei etwas ganz Neues, nämlich die Thatsache ergeben, daß unter den heutigen Verhältnissen die Sparsamkeit der einzelnen Staatsbürger für die Privatwirthschaft vielleicht ein Segen, für die Volkswirthschaft aber jedenfalls ein

Unsegen*) ist. Aber auch für die Privatwirthschaft würde der finanzielle Segen der Sparsamkeit sogleich aufhören, sobald diese Tugend sich verallgemeinerte.

In diesem Augenblick würde die vom Herrn Stumm bezeichnete Gefahr einen entsetzlichen Charakter annehmen. Die Absatzkrisis stieg unerträglich, Arbeiterentlassungen, Preis- und Lohndruck nähmen überhand, die Verzinsung der Sparkassengelder müßte ganz aufhören.

Wir machen auf diese Wirkung der Sparsamkeit unter den heutigen Verhältnissen nicht ohne Absicht aufmerksam, weil nämlich die vorhandenen volkswirthschaftlichen Lehrbücher dadurch den Boden verlieren.

Uebrigens ist die angedeutete Meinungsverschiedenheit zwischen dem Fürsten Reichskanzler und dem Geheimen Commerzienrath Stumm für alle großen Fragen der Volkswirthschaft durchaus typisch. Hinsichtlich der Geld- und Bankfrage, namentlich hinsichtlich eines wichtigen Bruchtheils derselben, der Münzfrage, sind diese Meinungsverschiedenheiten allgemein bekannt. Weniger bekannt sind sie von anderen, ebenso wichtigen Fragen, z. B. von der sogenannten „Uebervölkerung". Der Professor und Nationalökonom Dr. v. Schönberg aus Tübingen hielt unlängst in Dresden einen Vortrag über Sozialismus und Sozialreform. Wie das „Berl. Volksbl." meldet, kam er auch auf das moderne Proletariat und seine Entwicklung zu sprechen, und er leitete dessen Entstehung aus den zu frühen Eheschließungen her. Dadurch, meinte er, würden zu viele Kinder geboren und so das Proletariat in's Unermeßliche vermehrt.

„Die Erscheinungen der modernen Gesellschaft — fügt das erwähnte sozialdemokratische Blatt hinzu — sind dem Herrn Professor unlösbare Räthsel. Wenn die moderne Produktionsform mit ihrer rapiden technischen Arbeitskraft erspart und sonach viele Tausende von Händen außer Beschäftigung bringt, so sehen die Herren darin eine „Uebervölkerung." Gesetzt, die Maschinen und technischen Vorrichtungen, welche

---

*) Der bekannte Großfabrikant und Sozialpolitiker M. Flürscheim erblickt eine Hauptursache der in „Unterconsumtion" bestehenden „Ueberproduktion" darin, daß die Millionäre außer Stande seien, ihre Einnahmen entsprechend zu consumiren. Zehn Menschen mit einer Jahres-Einnahme von 10000 Mark verzehren mehr und verschaffen einer größeren Anzahl Arbeitern Beschäftigungsgelegenheit, als ein reicher Mann mit 100000 Mark Jahreseinkünften.

menschliche Arbeit ersparen, hätten einmal einen hundertmal höheren Grad der Vervollkommnung erreicht, als heute, und die Produktionsform hätte immer noch keine für die Arbeiter vortheilhafte Anpassung an eine solche Veränderung gefunden — dann müßte für dieselben Herren Professoren Deutschland schon übervölkert sein, wenn es nur drei Millionen Einwohner hätte. Ob das wohl ausreicht, um den Herren den Widersinn ihrer Auffassung zu beweisen?“

Das sozialdemokratische Blatt führt den berühmten Universitätslehrer hier in siegreicher Weise ad absurdum. Daß es dazu in der Lage war, halten wir für ein sehr großes Unglück.

Am 27. und 28. September d. J. fand in Magdeburg eine Versammlung des „Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit“ statt. Hier hätte doch der endliche Durchbruch der Erkenntniß erfolgen sollen, daß man das leck gewordene Schiff unserer Volkswirthschaft in gründlichere Reparatur nehmen, d. h. das immer größer werdende Loch der Beschäftigungslosigkeit verstopfen muß, nicht aber länger in der kindlichen Auffassung beharren darf, durch das bloße Auspumpen des hereindringenden Wassers, d. h. durch Armenpflege und verbesserten Arbeitsnachweis, das Sinken des Fahrzeuges und den Massentod der Passagiere verhüten zu können. Wir haben nachgewiesen, daß es sich um ein neues Entwicklungsgesetz handelt, welches von Jahr zu Jahr Maschinenarbeit vermehrt und Handarbeit vermindert. Diese neue Lage erfordert neue Behandlungsweisen, namentlich aber erheischt die Größe des neuen Umwälzungsfaktors eine entsprechende Größe neuer Regulirungsfaktoren. Demzufolge mußte man sich in Magdeburg nicht darauf beschränken, den Arbeitsnachweis zu verbessern, — das berührt den Sitz des Uebels in keiner Weise — sondern man mußte neben diesem kleinen, aber doch empfehlenswerthen Linderungsmittel wenigstens die Nothwendigkeit eines Beseitigungs- oder doch eines größeren Linderungsmittels betonen, mit einem Worte die Frage aufwerfen: „Wie sind die vorhandenen Beschäftigungsarten zu vermehren, wie ist Arbeitskraft in Tausch- und Kaufkraft zu verwandeln?“

Denn in der Beantwortung dieser Frage liegt die beste Lösung der „Armenpflege“ und „Wohlthätigkeitsfrage“. Daß der Magdeburger Congreß auf jene große Frage nicht gleich eine Antwort gefunden hätte, würden wir ihm nicht zum Vorwurf

gemacht haben, wohl aber werfen wir ihm vor, daß er die Frage nicht einmal aufstellte. In solchen Unterlassungssünden besteht das Unheilvolle und eigentlich Trostlose der öffentlichen Behandlung sozialer Fragen, nämlich das Anhalten der volkswirthschaftlichen Finsterniß, das Ausbleiben sozialreformatorischer Hoffnungssterne.

Stände jene große Frage — nämlich die bessere Gegenwarts-Versorgung der gesunden Arbeiter — seit Jahren auf der Tagesordnung, so würde die Versorgung kranker, namentlich aber die Zukunfts-Versorgung alter Arbeiter fast gar keine Schwierigkeiten finden, weil die Aufbringung der Finanzmittel dafür dann leicht wäre. Vor allen Dingen aber hätte die praktische Sozialreform in jenem Falle einen Angriffspunkt erfahren, welcher dem sozialreformatorischen Punkt des Archimedes näher liegt als der gewählte.

Wir haben dieser unserer Auffassung bei Besprechung der kaiserlichen Botschaft stets offenen Ausdruck gegeben und immer bedauert, daß die volkswirthschaftlichen Rathgeber unserer wohlwollenden Staatsregierung nicht die bessere Gegenwarts-Versorgung der gesunden Arbeiter, d. h. die bessere Verwandlung von Arbeitskraft in Tausch- und Kaufkraft nach den Vorschlägen von Rodbertus, Samter, Stöpel, Witte, Braun u. s. w. zum Ausgangspunkt nahmen. Besonders lebhaft empfanden wir dieses Bedauern kürzlich angesichts zweier Leitartikel der „Nordd. Allg. Ztg." vom 3. und 4. November d. J. über die Sozialreform.

In dem ersten Artikel kam folgende hoffnungsreiche Stelle vor:

„Eine jede Nation, welche nicht nur ihren gegenwärtigen Bestand, sondern auch ihre Zukunft sichern will, muß sich zwei Aufgaben stellen. Die erste dieser Aufgaben, wenigstens die zunächst in die Augen springende, ist Sicherstellung der nationalen Selbstständigkeit nach außen durch Entfaltung und Pflege der Wehrkraft. Die zweite Aufgabe aber, welche hier speziell in's Auge zu fassen sein wird und welche, wichtiger noch als jene erste für die Zukunft der Nation, aber auch schwieriger als jene zu lösen sich erweist, geht dahin, Sorge zu tragen, daß der in der Nation, als Gesammtheit betrachtet, vorhandene Fonds von Arbeitskraft, einmal zu seiner wirthschaftlichen Bethätigung in solcher Weise gelangen könne, daß die Erwerbsthätigkeit der Nation

sich bestmöglichst zu entfalten vermag, dann aber dahin, daß der nächsten und den zukünftigen Generationen dieses Nationalkapital: Arbeitskraft in ungeschmälertem Maße überliefert werde."

Von ganz den nämlichen Gesichtspunkten ließen wir uns stets leiten, wenn wir der „Organisation der Arbeit"*) das Wort redeten und Maßregeln empfahlen, um Arbeitskraft in Tauschkraft zu verwandeln, denn etwas Anderes verstehen wir unter „Organisation der Arbeit" nicht. Hätte der prinzipielle Gesichtspunkt der „Nordd. A. Ztg." in der öffentlichen Erörterung eine Anwendung und Zuspitzung erfahren, wie wir sie hier andeuten, so würde die offizielle Presse nicht genöthigt sein, die vollen Wirkungen der sozialreformatorischen Gesetzgebung, nämlich der Kranken-, Unfall- und Altersversorgungskassen, erst in die Zukunft zu verlegen, wie die „Nordd. A. Ztg." solches in ihrem zweiten Artikel zu thun gezwungen ist. Wir haben volle Gegenwarts-Wirkungen nöthig, wenn das soziale Elend und die soziale Krisis beschworen werden sollen. Diese vollen Gegenwartsreformen sind aber gar nicht zu erzielen, wenn der Rathlosigkeit unserer Staatskunst in den großen Fragen der Volkswirthschaft nicht durch große Leistungen der volkswirthschaftlichen Wissenschaft, oder richtiger dadurch ein baldiges Ende gemacht wird, daß das in zahlreichen guten Büchern wie in Blendlaternen verschlossene Licht eine weite Ausstrahlung in den Geist der Nation findet. Wir würden schon zufrieden sein und eine Rettung aus der stockfinstern Nacht der herrschenden Rathlosigkeit darin erblicken, wenn nur die Probleme zur theoretischen Erörterung, ja nur zur allgemeineren Kenntniß gebracht würden, welche Schriftsteller wie Rodbertus, Samter, Stöpel, Braun, Hitze, Witte, Wirth, Hertzka u. s. w. unter Bezeichnung praktischer Lösungsmaßregeln behandelt haben. In dem Augenblick, wo solches geschieht, wird die Kaiserliche Botschaft selbst den ehrlich gesinnten Sozialdemokraten anfangen, als eine wirkliche

*) In der höchst lesenswerthen Schrift: „Die Eigenthumsfrage der Neuzeit" von Professor Dr. Schmidt-Warneck lesen wir den Satz: „Vom soziologischen Gesichtspunkte ist als Regel nicht Organisation der Arbeit, sondern Entlähmung der Arbeit aus den Fesseln des Kapitals angezeigt." Wer die Artikel des „D. Adelsbl." über „Organisation der Arbeit" mit einigem Verständniß gelesen hat, wird wissen, daß wir unter jener Organisation ebenfalls Entlähmung der Arbeit aus den Fesseln des Kapitals verstehen. Nichts Anderes haben wir im Sinne, wenn wir von Lösung der Geld- und Bankfrage reden.

Sonne zur thatsächlichen Verscheuchung der Nacht sozialer Nothstände und wirthschaftlicher Rathlosigkeit zu erscheinen.

. . ., den 27. November 1887.

H. Das Christenthum gegenüber den Armen und Elenden.

Wir haben unsere Leser seit dem Bestehen dieses Blattes mit zahlreichen Systemen der Sozialreform bekannt gemacht, welche den stolzen Anspruch erheben, die Armuth aus der Welt schaffen zu können. Einige christliche Sozialpolitiker glauben sich gegen eine solche Möglichkeit aus Bibelgläubigkeit sträuben zu sollen, weil im „Neuen Testament“ geschrieben stehe: „Es werden alle Zeit Arme sein im Lande“.

Der Schreiber dieses hat diesem Bibelwort niemals eine solche Bedeutung zuerkannt. Er wandte sich aber gleichwohl um eine theologische Belehrung an einen gläubigen Gelehrten, welcher mit seiner tiefen Kenntniß der heiligen Schrift eine ebenso große Kenntniß der praktischen und theoretischen Volkswirthschaft verbindet. Dieser Mann nannte die erwähnte Auffassung eine „verkehrte Sozialtheologie“ und begründete sein Urtheil in nachfolgender Weise:

„Unter den Schlummertränken, — sagt er — welche zur Einschläferung des sozialen Gewissens dienen, giebt es leider auch einige, die der Bibel entnommen sind. „Es werden alle Zeit Arme sein im Lande“ (5. Mos. 15,11), „Reiche und Arme müssen untereinander sein, der Herr hat sie alle gemacht“ (Sprüche 22,2) und „Ihr habt alle Zeit Arme bei euch“ (Mth. 26,11). Das sind die drei Stellen, allerdings auch die einzigen, die man in der ganzen Schrift gefunden zu haben scheint, welche mit einigem Schein der Wahrheit jenen Zwecken dienen können. Man zieht nämlich aus ihnen den Schluß, daß die Armuth eine von Gott bestimmte unabänderliche Thatsache sei, deren Wegschaffung niemals gelingen könne oder gar niemals gelingen dürfe.

Wenn man indessen jene Sprüche im Zusammenhange betrachtet mit demjenigen Ernste und derjenigen Gründlichkeit, die einem so einzigartigen Buche wie die Bibel jedermann schuldig ist, mag er ihr gegenüber einen Standpunkt einnehmen, welchen er wolle, dann findet man bald, daß jene Schriftstellen weiter nichts besagen, als das thatsächliche Vorhandensein von

Reich und Arm ohne irgend eine prinzipielle Erörterung dieser Thatsache, ohne die geringste Andeutung darüber, ob sie das unabänderliche Loos der natürlichen Menschheit sei.

Nach der Uebersetzung von de Wyle, der wir hier folgen, sagt Jehovah, der Gott Israels, der Herr und Schöpfer Himmels und der Erde, zu seinem Volke durch seinen Knecht Moses: „Denn es wird nicht an Armen fehlen im Lande, darum gebiete ich dir und spreche: Aufthun sollst du deine Hand deinem Bruder, deinem Dürftigen und deinem Armen im Lande!" Es ist hier also der Umstand, daß es nicht an Armen fehlen werde im Lande, als eine Aufmunterung zur Wohlthätigkeit und als eine Begründung ihrer Nothwendigkeit gebraucht, nicht aber ist die Rede von der Armuth als eines unabänderlichen, gottgewollten Zustandes. Daran darf man aber auch deshalb gar nicht denken, weil Gott der Herr kurz vorher die Einführung des Jubeljahres geboten hatte, in welchem nach je siebenmal sieben Jahren alle inzwischen eingetretenen Besitzveränderungen in Israel wieder aufgehoben werden mußten. Durch diese umfassende und radikale sozialpolitische Maßregel Gottes wurde jede Kapitalherrschaft und jede Proletarisirung der Volksmassen unmöglich gemacht. Denn das einzige Kapital, was damals Bedeutung hatte, der Ackergrundbesitz, konnte wegen dieses Gesetzes von keiner Familie dauernd aufgehäuft und von keiner Familie dauernd verloren werden. Es war also eine radikale Prophylaxe gegen alles Latifundienwesen, aber auch gegen alle Volksarmuth. Wenn dieses Gesetz von dem ungehorsamen Israel niemals ganz durchgeführt worden ist, so kann es deshalb nie die Würde und Weihe verlieren, von Gott selbst gewollt und verordnet zu sein. Wie kann man allein dieser Thatsache gegenüber davon reden, daß es irgend welchen biblischen Bedenken unterliege, Einrichtungen gegen die Massenarmuth und Massenverarmung zu treffen? Oder daß solche Einrichtungen nach Gottes Rathschluß unmöglich wirkungslos sein müßten, wenn Gott selbst eine solche Einrichtung detaillirt geboten hat?

„Reich und Arm begegnen sich, der Herr hat sie alle geschaffen," sagt der weise König Salomo in seinen Sprüchen. Aber das besagt nicht, wie Manche anzunehmen scheinen, der Herr habe die Einen reich, die Andern arm geschaffen, vielmehr ist es über allem Zweifel erhaben, und hat auch Salomo nie daran gezweifelt, daß jeder Mensch ohne Ausnahme ganz bettelarm aus der Hand des Schöpfers hervorgeht. Giebt es doch

keine Kreatur auf der Erde, die so hülfsbedürftig und nackt das Licht der Welt erblickt, wie ein Menschensäugling; und geht auch jeder ohne Ausnahme wieder von hinnen als ein armseliger, wenn auch aufgeputzter „Madensack", um Luther's Ausdruck zu gebrauchen. „Denn wir haben nichts in die Welt gebracht, darum ist's klar, daß wir nichts mit hinausnehmen werden," schreibt Paulus an Timotheus (1. Timoth. 6,7). Davon also, daß der Reiche von Gott reich, der Arme arm geschaffen sei, ist in jenem Spruch gar nicht die Rede, die Gaben, mit denen Gott die Menschen von Geburt ausstattet, sind viel höherer Art, sondern davon ist die Rede, daß beide, Reich und Arm, denselben Schöpfer haben, der Reiche also nicht hochmüthig, der Arme nicht verzagt zu sein braucht.

„Ihr habt alle Zeit Arme bei euch, und wenn ihr wollt, könnt ihr ihnen wohlthun, mich aber habt ihr nicht alle Zeit." Das sagt Jesus zu seinen Jüngern, als der geizige Kassenführer dieser kleinen Gemeinde, Ischarioth, über die Verschwendung jenes Weibes murrte, die in naiver, selbstvergessener Liebe ihrem Retter und Befreier das Beste darbrachte, was sie hatte, indem sie den Menschensohn mit einer Flasche Nardenwasser, dem kostbarsten Parfüm jener Zeit, salbte am Tage vor seiner Kreuzigung. Wo ist in dieser wunderbar ergreifenden Erzählung auch nur im Mindesten die Rede davon, daß Christus etwa die gottgewollte unabänderliche Permanenz der Armuth habe weissagen wollen? Der Zusammenhang ergiebt den einfachen Sinn, ihr braucht dem Weibe für ihre scheinbar unbesonnene Liebesthat keine Vorwürfe zu machen, denn ihr werdet bald keine Gelegenheit haben, mir persönliche Liebesdienste zu erweisen, aber den Armen eure Liebe zu beweisen, habt ihr auch noch Gelegenheit genug, wenn ich fort bin.

Nein, die Bibel bietet von Anfang bis zu Ende keine Handhabe, an der sich eine soziale Schlummerpolitik festhalten könnte. Sie enthält vielmehr die dringendsten Aufmunterungen nicht allein zu individueller Wohlthätigkeit, sondern auch zu sozialen Sicherheitsbauten. Ja, *die ganze biblische Weltanschauung ist überall, wo sie politische Dinge betrifft, eine durchaus sozialpolitische.* Allerdings darf dabei nicht vergessen werden, daß das Volk, welches die biblische Politik im Auge hatte, ein Volk Gottes war, dessen Glieder alle an den Gott der Väter, Jehovah, als ihren Schöpfer nicht allein glaubten, sondern auch ihren einzigen Gesetzgeber ver-

ehrten. Göttliche Sozialpolitik ist nur möglich bei einem Volke, das sich in allen Gliedern ganz Gott unterwirft; bis dieses verheißene einst erreicht ist, müssen wir uns begnügen mit den unvollkommenen Surrogaten menschlicher Sozialpolitik."

Soweit unsere Autorität in einem Gutachten, welches jeder christlichen Staatskunst zur Richtschnur dienen, zunächst aber bei Beantwortung der Frage: „Läßt sich die Armuth aus der Welt schaffen?" den theologischen Aberglauben beseitigen kann, als sei die Bejahung der Frage schon gleichbedeutend mit einer titanenhaften Auflehnung gegen ein ewiges Gesetz der göttlichen Weisheit.

Wir legen diesem Punkte die allerhöchste Wichtigkeit bei, weil wir in Folge unserer genauen Kenntniß derjenigen Gedanken- und Gefühlsströmungen, aus welcher der Sozialdemokratismus erwuchs, wissen, daß unsere ausdrücklich auf den Boden des praktischen Christenthums gestellte Staatskunst mit den nichtbesitzenden Volksklassen nimmer fertig wird, wenn sie jene Frage nicht herzhaft zu bejahen vermag, und zwar gerade im Namen des Christenthums und mit Hinweis und unter Ausnutzung der verschwenderischen Hülfsmittel, welche eine gütige Gottheit der menschlichen Wissenschaft darbot.

Freilich wird behauptet, jener Glaube oder Aberglaube an die Vermeidbarkeit der Armuth sei der eigentliche Vater aller sozialdemokratischen und communistischen Phantasien, Agitationen und Verschwörungen. Lösche man diesen Aberglauben aus, so sei damit auch dem Sozialdemokratismus das Lebenslicht ausgeblasen. Auf den ersten Anblick verbreitet diese Auffassung den Schein der Wahrscheinlichkeit — aber auch nur den Schein. Bei näherem Zusehen nämlich stößt man auf zahlreiche Thatsachen, welche jene Wahrscheinlichkeit aufheben und in ihr Gegentheil verwandeln. Zunächst tritt die jedermann bekannte Thatsache hervor, daß die zahllosen Bücher, Zeitungsartikel und Vorträge, welche seit dem Auftreten des modernen Sozialismus der Erbringung des Beweises gewidmet waren, daß die Armuth niemals aus der Welt zu schaffen sei, auf die nichtbesitzenden Klassen eine Wirkung hervorbrachten, die derjenigen gerade entgegengesetzt ist, welche man erzielen wollte. Jemehr man den Besitzlosen predigte, die Armuth sei unabwendbar, desto mächtiger loderte in ihnen das geistige und moralische Mißtrauen und der Haß gegen die besitzenden Klassen auf. Wir sagen „das geistige und moralische Mißtrauen", denn die

Sozialdemokraten erklären die besitzenden Klassen des Vertrauens für unwerth, weil diese die Armuth nicht fortschaffen wollen und nicht fortschaffen können.

Das „Nichtkönnen" — das geistige Armuthszeugniß — wurde von den Gegnern der Sozialdemokratie bis jetzt nicht hinlänglich gewürdigt. Man hat sich die Widerlegung des sozialdemokratischen Aberglaubens zu leicht gemacht und namentlich übersehen, daß das krasse Mißverhältniß zwischen dem technischen und dem sozialen Fortschritt unmöglich dem scharfen Auge der sozialdemokratischen Kritik entgehen konnte. Der von Armuth unterjochte Mensch versteht unter Armuth nicht den schwer zu beseitigenden Unterschied zwischen Luxus und Nothdurft, oder den gar nicht zu beseitigenden Unterschied zwischen Besitz und Befriedigung, sondern lediglich seine gegenwärtige Entbehrung solcher Bedürfnißbefriedigungen, für welche die wunderbar gefüllten Arsenale unserer hochentwickelten äußeren Cultur alle Vorausbedingungen liefern. In dieser Auffassung der Armuth findet die sozialdemokratische Kritik unbedingten und vollen Glauben, wenn sie eine Volkswirthschaft für geistig bankerott erklärt, welche es nicht versteht, die dringendsten Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung und Wohnung zu befriedigen, obwohl zahllose Menschen und noch zahllosere Maschinenkräfte nur auf Gelegenheit warten, jene Bedarfsgegenstände in Hülle und Fülle hervorzubringen.

Dieses Unvermögen der heutigen Gesellschafts-Ordnung ist die eigentliche Quelle der Sozialdemokratie, nicht aber der Glaube an die Möglichkeit, daß sich die Armuth aus der Welt schaffen lasse.

Wer an die unsägliche Geduld denkt, mit welcher die leidende Menschheit durch Jahrtausende ein immer großes und häufig entsetzliches Elend ertragen hat; wer dann die Macht der Gewohnheit, die anerzogene und den Nichtbesitzenden zur zweiten Natur gewordene Ehrfurcht vor den Trägern der sozialen, staatlichen und kirchlichen Gewalten berücksichtigt, der wird anerkennen müssen, daß es nicht bloße sozialdemokratische Hetzreden sein konnten, sondern daß es neue und überwältigend große Culturerscheinungen sein mußten, um jenen geschichtlichen Zauberbann zu brechen und mit elektrischer Schnelligkeit das Mißtrauen und die Auflehnung in den dumpfen Massen zu entzünden. Und wahrlich, solche leuchtende Cultur-Phänomene waren es wirklich, welche den Brand sozialer Unzufriedenheit

erzeugten. Noch vor hundert Jahren unterwarfen sich die Armen und Elenden dem Verhängniß der Unabwendbarkeit. Wenn in der Vorzeit Empörungen der Nichtbesitzenden gegen die Besitzenden ausbrachen, so waren diese gegen einzelne Härten und Grausamkeiten der sozialen Ordnung gerichtet, nicht aber gegen den allgemeinen Glaubenssatz von der Unausrottbarkeit der Armuth selbst. Dieser Satz wurde kaum angefochten, und wo es geschah, gelang es bald, ihm nicht nur in den Thatsachen, sondern auch in den Ueberzeugungen die Herrschaft zurück zu erobern. Anders in neuerer Zeit, wo die Wunder der Technik bewirkt haben, daß die Beseitigung der jetzigen Armuth nicht mehr als Wunder, sondern als eine Leistung erscheint, welche durch die Inhaber der gesellschaftlichen Gewalt gerade als Legitimation der Führerschaft vollbracht werden muß.

Nur deshalb, weil die höheren Klassen selbst die Anstellung von hinlänglich großen und hoch zielenden Versuchen ablehnten, weil „die Aufgabe unlösbar sei" — nur aus dieser Ursache konnte die Sozialdemokratie im jetzigen Umfang entstehen. Und daß sie überhaupt entstand, ist mindestens ebenso wunderbar, als daß die moderne Technik entstand. Beide Erscheinungen drücken unserm Jahrhundert einen culturgeschichtlichen Stempel auf, der es von allen früheren Jahrhunderten unterscheidet. Beide Erscheinungen gehören in Ursache und Wirkungen zusammen; sie sind unzertrennbar.

Das Genie der Menschheit gab sich aus, indem es den technischen Fortschritt gebar, so daß das Genie, welches für einen dadurch bedingten sozialen Fortschritt erforderlich war, zur selben Zeit fehlte. Hauptsächlich aus dieser Abwesenheit wuchs der Sozialdemokratismus hervor. Heute ist der technische Fortschritt zwar nicht beendet, aber hinlänglich weit gekommen, um dem Genie der Menschheit die Muße auch für einen entsprechenden sozialen Fortschritt zu gestatten. Alle Mühe aber bleibt unfruchtbar, wenn sie nicht zunächst durch den Glauben an die Möglichkeit dieses Fortschritts beseelt wird, wie auch der technische Fortschritt undenkbar war ohne den inbrünstigen, häufig genug verlachten Glauben der Erfinder und Entdecker. Auch auf dem Gebiete geistiger Hervorbringungen hat der Glaube eine bergversetzende Kraft, und eben deshalb ist die Bejahung der Frage, ob sich die jetzige Armuth beseitigen lasse, der erste Schritt auf den Bahnen eines wirklichen sozialen Fortschrittes,

namentlich aber eine unerläßliche Vorstufe für die Ausbildung einer heute noch fehlenden sozialen Reform-Technik.

Der Ausführung dieser sozialen Reform-Technik darf eine verkehrte Sozialtheologie kein Hinderniß durch den Aberglauben entgegenstellen, der Beseitigung der Armuth stehe ein göttliches Wort wie eine ewige Felswand unübersteigbar entgegen. Unsere oben vorgeführte Autorität hat Recht, daß die ganze biblische Anschauung eine durchaus sozialpolitische, d. h. eine auf Beseitigung des Pauperismus gerichtete sei. Was der Herr bei der wunderbaren Speisung der Viertausend sagte:

„Es jammert mich des Volkes . . . ich will sie nicht hungrig von mir lassen, auf daß sie nicht verschmachten auf dem Wege" —

diese Worte gelangen erst in unseren Tagen zu ihrer vollen Bedeutung, denn die Güte Gottes hat es gewollt, daß das Wunder jener Speisung heute kein Wunder, sondern eine Normalleistung der angewandten Naturwissenschaften ist und in noch höherem Maße sein könnte.

Gott der Herr will nicht, daß das Volk auf dem Wege verschmachte; verschmachte an Leib und Seele, verzweifle an der Gerechtigkeit und Güte Gottes, an seinem gekreuzigten Sohne und dessen gnadenreichem Worte: „Kommet Alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken."

Allerdings bezieht sich diese Einladung auch auf die geistig und seelisch Mühseligen und Beladenen, aber zunächst auf die Erlösung von einem verthierenden Uebermaß an Arbeit, Entbehrung und Elend. Für dieses nächste Erlösungswerk sind heute alle Vorbedingungen erfüllt, und gerade in dieser kulturgeschichtlichen Thatsache liegt ein an die herrschenden Klassen, vor allen Dingen an die weltlichen und geistlichen Obrigkeiten gerichtetes Gebot Gottes, jenes nächste Erlösungswerk mit allen Kräften zu vollziehen. Was in den Tiefen des Volkes grollt, was die Lüfte mit einem unheimlichen Getöse erfüllt, was wir wie ein sozialrevolutionäres Gewitter heranziehen sehen — alles dieses ist lediglich eine Wiederholung des „Donnerns und Blitzens, der dicken Wolken, der starken Posaunen, des Rauchens und Feuerns, des Erbebens" von Sinai.

Wie damals der Herr zu Moses sprach: „Steige hinab und zeuge dem Volke, daß sie den Herrn sehen, und daß die Priester sich heiligen, daß sie der Herr nicht zerschmettere," so spricht der Posaunenton der sozialen Frage auch heute zu dem

Volke, daß sie den Herrn sehen, und zu den Priestern, daß sie sich heiligen, daß sie den sozialen Gehalt des Christenthums enthüllen, verwirklichen helfen und auf die Verwirklichung hindrängen, damit der Herr sie und die ganze christliche Gesellschaft nicht zerschmettere.

. . ., den 4. Dzember 1887.

I. Die Auferstehung der christlichen Staatsidee und die daraus quillende Mission des Schulwesens.

So heftig auch immer die Anfechtung ist, welche das dogmatische und kirchliche Christenthum in unserer Zeit von den verschiedensten Seiten her erfährt, nur selten oder fast nie erstreckt sich diese Anfechtung auf die christliche Moral. Ja gerade diese wird fast stets als Waffe gegen das offizielle Christenthum gebraucht. So verfehlen die Sozialdemokraten niemals, der von Jesus Christus gebotenen „Bruderliebe" ihre Huldigung darzubringen, und den zwischen dieser idealen Vorschrift und den realen Verhältnissen vorhandenen Kontrast dann der bestehenden Gesellschaft, dem bestehenden Staat und der christlichen Kirche als schwere Anklage entgegenzuschleudern. Die ursprüngliche Idee des Christenthums ist abhanden gekommen — sagen sie; sie ist eingesargt und wird erst mit Verwirklichung der Sozialdemokratie ihre Auferstehung feiern.

Fürst Bismarck, dem auch seine Feinde noch niemals einen Mangel an Welt- und Menschenkenntniß vorwarfen, redete ganz und gar aus der innersten Gefühlsweise der heutigen Menschheit, namentlich der dem Christenthum entfremdeten, heraus, als er die Verwirklichung des praktischen Christenthums als das Ziel seiner sozialen Reformpolitik verkündete. Seit das Manchesterthum — dieser in der Praxis denkbar größte Gegensatz der christlichen Bruderliebe — Einfluß auf unsere Volkswirthschaft gewann, kehrte ein wachsender Bruchtheil des Volkes dem in den Staatsgesetzen und den Verhältnissen eingesargten Christenthum den Rücken, und suchte Trost und Hoffnung in der Sozialdemokratie. Da kam ein leitender Staatsmann und wälzte den Stein der unchristlichen Staatsidee fort, indem er dem Staat ausdrücklich wieder die Aufgabe zuerkannte, die christliche Bruderliebe auch durch die Gesetzgebung und in den praktischen Verhältnissen des Lebens zu verwirklichen.

In der That, es ist durch diese Auferstehung des christlichen Staatsgedankens für die Menschheit ein neuer Ostermorgen angebrochen. Wie der Sklave vor zwei Jahrtausenden durch das Christenthum aus einer rechtlosen Sache der Bruder seines Herrn wurde, so wurde heute der durch eine heidnische Volkswirthschaftslehre zur Sache herabgedrückte Arbeiter wieder eingereiht in die christliche Brudergemeinschaft des christlichen Staates, der zur That gewordenen Landesväterlichkeit. Als vor zwei Jahrtausenden in den christlichen Urgemeinden Sklaven und Herren auf einer Bank saßen, um das Evangelium der Liebe und Brüderlichkeit zu hören, und wo nach gemeinsamem Gebete Keiner dem Andern den Bruderkuß versagte und bei der Feier des Abendmahls ein Brod unter Alle vertheilt und derselbe Kelch Allen gereicht wurde, da sahen alle Heiden, daß es sich nicht nur um eine Umwälzung der Gedanken, sondern auch des Lebens handelte. Dasselbe werden heute alle Heiden sehen, wenn die christliche Staatsidee zu Gunsten der heutigen Arbeiter dieselbe Bruderliebe verwirklicht, welche damals die Nacht der antiken Sklaverei erhellte.

Damals war der Sklave kein Mensch. Die vornehmen römischen Damen waren bei jeder Gelegenheit mit der Kreuzigung, der gewöhnlichen Todesstrafe für die Sklaven, bei der Hand. Wenn ein römischer Dichter sie durch den Eheherrn mahnen läßt, erst genau zu untersuchen und dann erst zu richten, denn „niemals säumt man zu lang mit dem Tod eines Menschen," so antwortet die Dame entrüstet: „Bist Du verrückt? Ist denn der Sklave ein Mensch?"

Selbst Aristoteles hält die Sklaven nur für Automaten.

„Nach ihm muß „der freie Bürger Andere haben, welche für ihn alle niedere Arbeit verrichten"; er kann Sklaven nur dann entbehren, wenn es Geräthschaften giebt, welche sich von selbst bewegen. Solche Automaten sind eben die Sklaven. Die Natur hat aber auch für Menschen gesorgt, welche sich dazu eignen, solche lebendige Werkzeuge für andere Menschen zu sein und diesen anzugehören, wie das Glied dem Leibe und der Körper der Seele. Wer nämlich von Natur so angelegt ist, daß er einem Anderen in der bezeichneten Weise angehören kann, d. h. wer soviel Antheil an der Vernunft empfangen hat, daß er die Vernunft eines Andern begreifen kann, selbst aber keine Vernunft hat, ist ein geborener Sklave; und dann ist es

geradezu heilsam, auch thatsächlich als Sklave einem Herrn anzugehören."

So urtheilte der heidnische Philosoph. Spuren seiner Denkweise sind noch heute in dem Verhältniß zwischen Herren und Dienern, Frauen und Dienstmädchen, Arbeitgebern und Arbeitnehmern sichtbar genug; sie konnten seither nicht schwinden, weil die Entwicklung der christlichen Bruderliebe in den Staatsgesetzen hinter der sonstigen humanen Bildung unserer Zeit zurückblieb.

Wenn die christliche Idee nicht zugleich Staatsidee und zwar nicht blos dem Namen, sondern auch der That nach ist, so muß nothwendig ein häßlicher Kontrast zwischem dem christlichen Ideal und dem praktischen Leben entstehen.

Zur Zeit des Chrysostomus (347—407 n. Chr.) war das Christenthum zwar sogenannte „Staatsreligion", aber nicht Staatsidee. Deshalb siegte der Egoismus auch wieder in der Sklavenfrage über die christliche Bruderliebe. Chrysostomus predigte damals gegen die Sklaverei, aber seine Predigt war machtlos, weil sie nur bei den Guten wirkte, die Staatsgewalt aber auch die Bösen zwingen kann, wenn auch nicht dazu, für ihre Person wirkliche Christen zu werden, so doch wenigstens nicht gegen offene Gebote der christlichen Bruderliebe schwer zu freveln.

„Daher kommt alles Unheil," klagte der große Kirchenvater, „daß wir uns nicht um unsere Dienerschaft bekümmern, sondern die Verachtung derselben mit den Worten begründet wird: es ist ja ein Sklave, es sind ja Mägde, während wir doch täglich hören, daß in Christus nicht Sklave noch Freier ist."

Die christliche Moral ist in solcher Lage für den Staat todt, und für die Mehrzahl aller Menschen, sowie für ihre sozialen Beziehungen eingesargt. Um sie für diese Sphäre der Weltmission zu wirklichem Leben zu erwecken, war deshalb stets ein christlicher Machthaber von Nöthen, um das abstrakte Christenthum in das reale zu verwandeln. Freilich wurden dabei häufig genug schwere intellektuelle Mißgriffe begangen, welche die neue deutsche Staatskunst indessen zu vermeiden hofft, indem sie sich ausdrücklich mit dem keiner Deutelung unterworfenen praktischen Christenthum identifizirt.

Für die Menschheit selbst und zwar für die gesammte Menschheit, für alle politischen, religiösen und sozialen Bekennt-

nisse, hat die Proklamation der christlichen Staatsidee die Bedeutung eines neuen Ostermorgens, weil diese Idee gleichbedeutend ist mit allgemeiner Bruderliebe und allgemeiner Gerechtigkeit.

Der schwere Stein, der das Grab dieser Idee solange bedeckte, ist hinweg gewälzt und für Tausende und Millionen damit ein religiöser Stein des Anstoßes entfernt. Das Ereigniß ist allerdings von so blendend weltgeschichtlichem Glanze, daß viele Hüter der seitherigen heidnischen Staatsidee erschrecken. Doch wie vor zweitausend Jahren am Ostermorgen zu Jerusalem, so mag es auch heute allen Erschrockenen und Zweiflern tröstend entgegentönen: Fürchtet euch nicht!

Diese von einem Engel des Himmels zu zagenden Menschenkindern gesprochenen Worte bildeten das Leitmotiv vielfacher Abhandlungen des Deutschen Adelsblattes über die Sozialreform, namentlich in den Artikeln: „Das soziale Königthum als nationales Heiligthum" und über „die Nothwendigkeit einer staatssozialistischen Beamtenerziehung".

Aus Raummangel sind wir genöthigt, an dieser Stelle auf den Inhalt dieser unserer früheren Artikel Bezug zu nehmen, um indessen Mißverständnisse und Gedankenlücken zu verhüten, wollen wir doch wenigstens einen kleinen Absatz aus dem Artikel: „Die dem sozialen Königthum aus dem Beamtenthum drohende Gefahr" (D. Adelsbl. vom 16. November 1884) hier wiederholen:

„Je idealer ein Gedanke und eine Einrichtung ist — sagten wir vor 4 Jahren — desto größer ist die Gefahr der Schädigung durch die eigenen Träger und Vollstrecker des Gedankens. Wo eine Religion zu Grunde gerichtet wurde, war es eine schlechte Priesterschaft, und wo eine Monarchie gestürzt wurde, waren es die Fehler und Sünden der Monarchen selbst, welche den Untergang verschuldeten. Ganz in derselben Weise wird das neue Heiligthum, welches inmitten einer aus den alten Gelenken gehenden Welt als Trost und Rettung der Kulturmenschheit im sozialen Königthum vor unsern Augen aufgerichtet werden soll, nur dann ein Raub revolutionärer Gewalten werden, wenn die praktischen Träger des sozialen Königthums eine staatssozialistische Praxis errichten, welche den angekündigten Geist der Landesväterlichkeit verleugnet und damit innerhalb der Bevölkerung den Glauben an die neue soziale Heilslehre untergräbt.

Wir halten uns für verpflichtet, gerade diese Gefahr in den Vordergrund unserer Beleuchtung der neuen Staatskunst zu stellen, weil sie bei weitem größer und dringlicher ist, als die Gefahr, welche der kaiserlichen Wirthschafts- und Sozialreform aus dem Manchesterthum und dem Sozialdemokratismus droht. Beide Feindesmächte sind zur Ohnmacht verdammt, wenn sich der Staatssozialismus bei seinen praktischen Verwirklichungen auf der Höhe seiner Reinheit zu behaupten weiß. Die Bürgschaft wirklicher Siege könnten beide Gegner nur aus schweren Fehlern der staatssozialistischen Praxis gewinnen; solche Fehler allerdings würden siegreiche Waffen in Feindes Händen werden, ja der ersten Periode der Sozialreform unzweifelhaft den Untergang bereiten."

Die dem sozialen Königthum aus dem Beamtenthum drohende Gefahr besteht in allerhöchstem Grade, weil die Wissenschaft noch bis vor ganz kurzer Zeit von einem Geiste erfüllt war, und alle Gebildeten, also auch die Staatsbeamten, mit einem Geiste erfüllte, welcher auf den wichtigsten Gebieten ein dem sozialen Königthum und dem praktischen Christenthum prinzipiell entgegengesetzter, ja vielfach ein absolut feindlicher war. Lebten wir nicht im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, d. h. verbreiteten und organisirten sich die Gedanken des Umsturzes heute nicht mit einer früher unbekannten Schnelligkeit, so daß die geistigen und moralischen Gegenströmungen einer ähnlichen Schnelligkeit bedürfen, so würden wir uns mit den schwachen Widerständen begnügen, welche den feindlichen Mächten der entchristlichten Wissenschaft neuerdings erwachsen. Auf ökonomischem Gebiete z. B. würde uns der Kathedersozialismus Trost spenden und die Hoffnung einflößen, daß die nächste Beamtengeneration nicht mehr durch manchesterliche Irrlehren verseucht sein und das soziale Königthum dann bessere Werkzeuge finden wird als heute. Leider kann uns dieser Trost keinerlei Beruhigung verschaffen. Das soziale Königthum kann auf die Zukunft nicht warten, sondern bedarf schon in der Gegenwart eines Beamtenthums, welches geistig tiefer eingeweiht und technisch besser zur Verwirklichung des praktischen Christenthums befähigt ist, als der Kathedersozialismus auf seinem Gebiete selbst eingeweiht und befähigt erscheint. In diese Lücke müssen „Soziologische Lesebücher für den Beamtenstand" eintreten, welche nach dem Vorbilde von Rodbertus, Braun, Hitze, Stöpel, Samter, Witte,

Schmidt-Warneck, Moritz Wirth u. s. w. sowohl richtigere Principien wie auch positive Reformvorschläge liefern, und erst dadurch für die sozialreformatorische Armee die Bewaffnungsfrage lösen. Augenblicklich steht diese Armee hinsichtlich der gegen die Sozialdemokratie, d. h. gegen das soziale Elend gerichteten Bewaffnung noch auf der Entwickelungsstufe der hölzernen Kinderflinten.

Volkswirthschaftliche und soziologische Lese- und Handbücher für den Beamtenstand, wie wir sie im Sinne haben, wären gleichzeitig die richtigen Lesebücher für die gesammte Lehrerwelt.

. . ., den 11. Dezember 1887.

K. Wie ist dem manchesterlich erzogenen Beamtenthum ein begeisterter Gehorsam und dadurch die Fähigkeit der activen Beihülfe und Initiative für die Gebote des sozialen Königthums zu verleihen?

Als am 4. Januar 1882 der Königliche Erlaß über Beamtentreue zu Tage trat, stellten es die dagegen gerichteten Anfechtungen und Bemängelungen außer allen Zweifel, daß dieses denkwürdige Manifest insofern einer irrigen Auffassung unterlag, als dasselbe in weiten Schichten der Bevölkerung im Lichte einer „reaktionären Wahlreglementirung“ erschien, während es doch entgegengesetzt nur im Lichte des humanen Fortschritts, nämlich als eine nothwendige Ergänzung der sozialreformatorischen Kaiserbotschaft vom 17. November 1881 erscheinen durfte und fortgesetzt erscheinen darf.

Es handelt sich bei dem Königlichen Erlasse vom 4. Januar 1882 ganz offenbar nur um die Consequenzen des Kaiserworts vom 17. November 1881, nämlich um die Ausgestaltung desselben zu einer Kaiserthat, d. h. zur Mobilmachung aller gouvernementalen Kräfte und Organe für die Verwirklichung der aktiven Landesväterlichkeit auf dem neuen Arbeitsfelde der sozialen Reform. Ein sozialreformatorischer Kaiser mit einem manchesterlichen Beamtenheere würde Aehnlichkeit mit einem deutschen Soldatenheer haben, an dessen Spitze zwar Moltke stände, dessen Offiziere aber Franzosen und Russen wären.

Indem der Kaiser für Verwirklichung der sozialreformatorischen Kaiserpolitik willige Heeresfolge verlangt, muthet er unseren hochgebildeten Beamten ebenso wenig eine Preisgabe ihrer Männerwürde zu, wie solche vom Soldaten, Offizier und General verlangt wird. Gleich diesen sollen sich die Beamten lediglich zu freiwilligen und begeisterten Organen der Landesvertheidigung machen: die Einen gegen den äußeren, die Anderen gegen denjenigen inneren Feind, welcher in der wirthschaftlichen Noth und der drohenden Sozialrevolution besteht.

Leider haben die entmannenden Irrthümer der Manchesterschule seit länger als einem Menschenalter dafür gesorgt, daß eine Wirthsschafts- und Sozialpolitik der activen Landesväterlichkeit bei einem großen Theil aller Gebildeten, also auch der Beamten, kaum noch verstanden wird. Natürlich ist es diesen Elementen schwer, ja unmöglich, der sozialreformatorischen Regierungspolitik einen begeisterten Gehorsam entgegen zu bringen, und in Folge dessen ist es auch nicht möglich, daß die nichtbesitzenden Klassen so schnell als wünschenswerth den thatsächlichen und lebendigen Eindruck vom „sozialen Königthum" und seinem eigentlichen Wesen erhalten. Diese bedauerliche Sachlage schwebte der „Deutschen volkswirthschaftlichen Correspondenz" vor, als sie vor 6 Jahren — damals unter der sozialreformatorisch begeisterten Redaktion des Herrn Freiherrn von Roëll stehend — zwei Artikel veröffentlichte, welche es verdienen, daß wir sie heute reproduziren, weil ihr Inhalt noch unerledigt ist, aber seiner verhängnißvollen Wichtigkeit wegen baldigst durch Vervollkommnung unseres nationalen Erziehungswesens erledigt werden muß.

Die beiden Artikel lauteten wie folgt:

Der Erlaß des Königs und die neue Wirthschaftspolitik.

So große Verwunderung der über die Beamtentreue unterm 4. Januar 1882 ergangene Erlaß des Königs auch in liberalen Blättern erregt und so groß auch die neue sittliche Entrüstung ist, welche sich dieses Erlasses wegen in der fortschrittlichen Presse gegen den Fürsten Bismarck als verantwortlichen Gegenzeichner richtet, so wenig Veranlassung ist doch sowohl zur Verwunderung als Entrüstung vorhanden, weil dieser landesväterliche Erlaß des Königs von Preußen weiter nichts ist, als die naturnoth-

wendige Konsequenz der landesväterlichen Kaiserbotschaft vom 17. November 1881.

Ein deutscher Kaiser wäre doch eine armselige Figur in Deutschland, in Europa und vor allen Dingen in der Geschichte, welcher, wie im ersten Akt eines Theaterstücks, irgend eine große That ankündigen, die Vollbringung aber im Getöse des Geredes vergessen und im fünften Akt sterben wollte, wie jeder andere Sterbliche, ohne daß es zu der großen That kam.

Die landesväterliche Kaiserbotschaft vom 17. November 1881 war die weltgeschichtliche Proklamation einer sozial=reformatorischen Kaiser=Politik. Es war eine förmliche Kriegserklärung gerichtet gegen das manchesterliche Gehenlassen. Ließ sich nun von Kaiser Wilhelm und seinem Kanzler Bismarck erwarten, daß der angekündigten That nicht auch die vollbrachte That, der Kriegserklärung nicht auch die Schlacht oder doch wenigstens die Vorbereitung zur Schlacht, die Reorganisation und bessere Disziplinirung der Beamten=Truppe folgen werde? Oder glauben die Gegner des neuen Kaisersozialismus etwa, Kaiser und Kanzler würden der Rechthaberei ihrer Widersacher den Gefallen thun, das von ihnen gezeichnete Zerrbild dieser neuen vaterländischen Sozialpolitik zu acceptiren, damit eine monarchische Vogelscheuche entstehe und in allen Völkern eine brennende Sehnsucht nach dem sozialen Republikanismus Gambetta's emporlodere? Hat das Manchesterthum wirklich die Kindlichkeit besessen, die zwei Männer an der Spitze des Reichs für europäische Siebenschläfer zu halten, die von der in Deutschland neu entbrannten Debatte über „Monarchie und Republik" kein Wort gehört haben? Oder hält man sie für altersschwache Logiker, die sich nichts mehr dabei denken können, wenn die höchst kritischen Fragen erörtert werden:

1. ob die hohenzollernsche Monarchie mit dem Parlamentarismus vereinbar ist? und
2. ob sich die republikanische oder die monarchische Staatsform besser zur Durchführung von Sozialreformen eignet?

Was uns betrifft, so sind wir ganz entgegengesetzt davon überzeugt, daß diese keineswegs akademischen Erörterungen in der Nähe des Thrones nicht nur vernommen, sondern auch der practischen Regierungspolitik assimilirt werden. Aus diesem Grunde hat uns weder die Kaiserbotschaft vom 17. November 1881, noch der Königserlaß vom 4. Januar 1882 im geringsten

überrascht, vielmehr haben wir beide Staatsacte erwartet, ja wir erwarten deren noch weitere.

Auch die Manchesterpartei hätte sich schon längst auf diesen Standpunkt der „Erwartungen" stellen dürfen, und zwar nicht erst seit dem 17. November, sondern schon von dem Tage an, als sich Kaiser Wilhelm in verschiedenen Staatsacten zu der neuen Wirthschaftspolitik Bismarcks und den Consequenzen derselben bekannte. Denn nur noch in der Komödie halten die Könige heutzutage Monologe, welche, im ersten Act gesprochen, im fünften von ihnen und dem Publicum vergessen sind. Nahmen die Gegner der Bismarckschen Wirthschaftspolitik die kaiserlichen Zustimmungen früher auch noch nicht tragisch, vom Tage der Kaiserbotschaft ab hätte sich dieser Ernst jedenfalls einstellen sollen, weil diese Botschaft das sozialreformatorische Testament des ersten deutschen Kaisers aus dem hohenzollernschen Hause und deshalb der sozialreformatorische Staats-Codex aller folgenden Kaiser ist. Kaiser Wilhelm sprach am 17. November ein Kaiserwort aus, welches, einmal ausgesprochen, die Bedeutung einer Kaiserthat hat. Die Consequenzen dieses Wortes erstrecken sich auf den ganzen Staatskörper, vor allen Dingen aber auf die gesammten amtlichen Organe des Staatswesens. Das soziale Königthum erfordert ein Beamtenheer, welches ganz in der monarchistischen Repräsentation der sozialen Idee dieses Königthums, d. h. in der Idee der activen Landesväterlichkeit aufgeht. Vorbilder für ein solches Beamtenthum sind zahlreich vorhanden, und zwar nicht etwa blos unter der Zahl sogenannter conservativer, sondern auch unter der Zahl sogenannter liberaler Staatsdiener, von denen hier nur der Minister von Stein und der alte Oberpräsident von Vincke genannt sein sollen.*) An solche Repräsentanten des sozialen Königthums denken wir, wenn wir von dem gesammten Beamtenthum die monarchische Vertretung der activen Landesväterlichkeit im Gegensatz zum manchesterlichen Gehenlassen als absolutes Erforderniß der sozialreformatorischen Kaiser-Politik, als organisatorische und organische Voraussetzung des monarchi-

---

*) In neuerer Zeit ist uns in der ebenso rastlosen wie erleuchteten Thätigkeit des früheren Landraths und jetzt vortragenden Raths im Staatsministerium, Herrn Frh. v. Broich, auf gemeinnützigem Gebiete ein an den unvergeßlichen von Vincke erinnernder Repräsentant der Landesväterlichkeit entgegen getreten. Die Red.

schen Siegs im sozialreformatorischen Concurrenzkampfe zwischen Monarchie und Republik verlangen.

Dieser Concurrenzkampf besteht nicht nur in der Theorie, sondern er besteht in der Praxis; er ist die eigentliche Pulsader der Regierungskunst des 19. Jahrhunderts. Gambetta war sich dieses Sachverhältnisses vollkommen bewußt. Disraeli handelte darnach nicht weniger als Gladstone. Die große Emancipationsmaßregel des verstorbenen Zaren war eine bewußte Kampfmaßregel der sozialen Monarchie gegen die herankommende soziale Revolution, wie auch der Nihilismus blos die Antwort, d. h. das Mißtrauensvotum ist auf die Unzulänglichkeit jener fast nur äußerlich durchgeführten Kaiserthat. In Spanien und Italien liegt eine mächtig organisirte Republikanerpartei im Hinterhalt, um die im sozialreformatorischen Concurrenzkampf zu schwach befundene Monarchie zu günstiger Stunde vom Throne zu stürzen. Dabei bestehen diese Republikaner und Revolutionäre keineswegs aus dem moralischen Abschaum der Menschheit, sondern neben diesem häufig aus den idealsten, d. h. denjenigen Elementen, welche sich in blasirter Zeit noch den reichlichsten Fonds an Begeisterungs- und Aufopferungsfreudigkeit bewahrten.

Auch von dieser Thatsache ist unser Kaiser und sein Kanzler vollkommen unterrichtet; schon die Nähe eines Bucher verbürgt in maßgebender Hinsicht die erforderliche Kenntniß. Welche Consequenzen quillen nun aus einer solchen Lage der Dinge? Auf die „monarchische Treue" der Unterthanen, als auf ein unzerstörbares „Erbtheil der Väter," verlassen sich unsere Staatslenker nicht; sie wissen, daß von diesem Erbtheil mehr als von jedem anderen gilt: „erwirb es, um es zu besitzen". Die von der Frankfurter Zeitung mit löblicher Offenheit ausgesprochene Behauptung, daß die preußische Monarchie mit der parlamentarischen Regierung unvereinbar sei, enthält eine Wahrheit, welche unsere ganze Situation beherrscht und wie eine Naturkraft nicht unterdrückbar ist. Die Völker verlangen eine Regierung der sozialreformatorischen That. Alles Andere ist ihnen schließlich gleichgültig. Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck wissen das und handeln demgemäß. Des parlamentarischen Geredes sind sie ebenso müde wie die Bevölkerung; sie weisen die parlamentarische Regierung zurück, gleichzeitig aber übernehmen sie die Bürgschaft für die Verwirklichung des sozialen Königthums, für die sozialreformatorische Kaiserthat, und verlangen zu diesem Zweck, daß sich jeder Staatsbeamte in

einen monarchischen Repräsentanten der aktiven Landesväterlichkeit verwandelt.

Eine Unterdrückung der Manneswürde setzt diese Verwandlung ebensowenig voraus, wie eine solche im Soldaten, im Offizier und General eintritt, indem er sich in heute allgemein überzeugter Weise zum Werkzeug der äußeren Landesvertheidigung macht. Die Sozial- und Wirthschaftsreform gehört zur inneren Landesvertheidigung; sie ist dem Vaterland ebenso unentbehrlich wie die äußere, denn die Sozialrevolution ist kein blos eingebildeter Feind. Beide, sowohl der äußere wie der innere Feind, erfordern eine disciplinirte Armee, wenn Sieg und Ehre, statt Niederlage und Schande, der Mühe Preis sein soll.

Das ist das Licht, in welchem uns der königliche Erlaß und das Verhältniß desselben zur neuen Wirthschaftspolitik erscheint.

Die wissenschaftliche Unterstützung des Beamten-Gehorsams.

Als die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" in ihrer Abend-Ausgabe vom 24. Januar 1882 über die sensationellen Vorgänge im Reichstage bei Erörterung des Beamten-Gehorsams Bericht erstattete, hatte sie den glücklichen Takt, an leitender Stelle unseren Artikel über den „Erlaß des Königs nnd die neue Wirthschaftspolitik" als „bemerkenswerth" abzudrucken, welcher den geforderten Beamten-Gehorsam unter höheren und solchen Gesichtspunkten beleuchtet, daß jeder Beamte von Bildung und Selbstachtung diesen Gehorsam nicht als eine mechanische Pflicht, sondern als eine individuelle und sittliche Lust üben kann. Die „Nordd. Allg. Ztg." fühlte offenbar, daß die mechanische Disciplin den Anforderungen der Lage nicht gerecht wird, und daß die Aufregung und Ablehnung, welche der offenbar vielfach mißverstandene Königserlaß in liberalen Kreisen gefunden hat, ein gewisses sittliches und wissenschaftliches Etwas in der Brust der Beamten berührt, welches anders behandelt werden muß, als der rohe Rekrut auf dem Exercierplatz.

Diese, aus einer höheren Auffassung resultirende „andere Behandlung" findet in dem von der „Nordd. Allg. Ztg." als „bemerkenswerth" reproducirten und dadurch officiell adoptirten Artikel eine nähere Beleuchtung und Exemplification. Die Widersacher des „Beamten-Gehorsams" können daraus die Be-

lehrung und Beruhigung schöpfen, daß der Manneswürde des Beamten nicht nur keine kränkende Zumuthung, sondern umgekehrt eine Gelegenheit zu rühmlicher Bewährung und Steigerung bereitet wird. Oder wird die Männerwürde der Staatsdiener etwa nicht erhöht, wenn sie sich voll begeisterten Gehorsams in den Dienst der landesväterlichen Wirthschafts- und Sozialreform stellen und Jeder in seinem Kreise ein Repräsentant der activen Landesväterlichkeit und ein Organ der sozialen Kaiser-Politik wird, wie die leuchtenden Vorbilder des Beamtenthums, der Freiherr v. Stein und der Oberpräsident v. Vincke, zu ihrer Zeit Repräsentanten der activen Landesväterlichkeit waren?

Freilich sind die Aufgaben, die Mittel und Wege heute weniger einfach, als sie es damals waren. Deshalb genügt ein bloßer Appell an „die sittliche Pflicht des Beamtengehorsams" in keiner Weise; viel wichtiger als ein solcher ist ein Appell an die aufklärende, pfadfindende Wissenschaft.

„Es ist ein Gesetz der Geister und Gespenster,
Wo sie hineingeschlüpft, da müssen sie hinaus."
(Goethe.)

Die jetzige Widersacherei gegen die heutige Wirthschafts- und Sozialpolitik der Regierung ist wissenschaftlichen Ursprungs, weshalb auch das Kurmittel nur ein wissenschaftliches sein kann. Seither war unsern Gebildeten, also auch unsern Beamten, Adam Smith und seine Schule der Stern, dem sie in wissenschaftlicher Ueberzeugung folgten. Seit länger als 50 Jahren besitzt Deutschland zwar als nationalwirthschaftlichen Leitstern einen eigenen Nationalökonomen, Friedrich List, jedoch die Deutschen kennen ihn nicht, noch weniger benutzen sie ihn seit 50 Jahren als ihren staats- und volkswirthschaftlichen Führer, obwohl er ein Genie ersten Ranges ist, was jedoch der große amerikanische Nationalökonom Carey erst entdecken mußte. Seit Beginn der schutzzöllnerischen Campagne (1876) wurde Friedrich List in Deutschland zwar wieder ausgegraben und als wissenschaftlicher Sturmbock gegen den Freihandel „benutzt". Nachdem er als solcher seine Schuldigkeit gethan, ist er wieder in die Rumpelkammer der Vergessenheit gewandert. Und doch enthalten die Schriften Friedrich List's außer dem Schutzzoll Ideen, Winke und Pfadzeigungen, welche nicht nur den damaligen Bedürfnissen, sondern zur Schande und zum Unglück Deutschlands auch den heutigen Bedürfnissen unseres Vaterlandes

in so verblüffender Weise entsprechen, als habe Friedrich List seine Bücher nicht vor 50 Jahren, sondern im vorigen Jahre geschrieben.

In den Werken unseres genannten Nationalökonomen steht alles, was unsere gebildeten Klassen, also auch unsere Staatsdiener, nöthig haben, um die neue Wirthschafts- und Sozialpolitik nicht in mechanischer, sondern in begeisterter Anhängerschaft fördern zu können.

Von dieser in Deutschland scheinbar unbekannten Thatsache ausgehend, ist unter dem Namen „List-Club“ eine nationalwirthschaftliche und sozialreformatorische Propaganda ins Leben gerufen worden, welche in den wissenschaftlichen Ueberzeugungen unseres Volkes, also auch der Staatsdiener, die unerläßliche Voraussetzung einer begeisterten Gefolgschaft für eine nationalwirthschaftliche und sozialreformatorische Regierungspolitik schaffen will.

Auch dem Auslande will der „List-Club“ den Beweis liefern, daß die Weissagung des großen amerikanischen Nationalökonomen Carey: „es werde das deutsche Europa das wahre Denkmal Friedrich List's sein,“ anfängt, im Vaterlande des zu Lebzeiten verkannten Mannes eine angemessene Beachtung zu finden.

Was die speziellen Winke und Leitsterne betrifft, welche in den Werken List's für das deutsche Volk enthalten sind, so eignet sich der List-Club die nachfolgenden als Spezialpunkte seines Programms an:

Die Wissenschaft muß in's Leben eingeführt werden.

Staatspolizei ist Wohlfahrtspflege.

Die Wichtigkeit der Nahrungsstände.

Die Aufgaben der konstitutionellen Monarchie bestehen in der Vermittelung der demokratischen und aristokratischen Elemente.

Die Hebung des kleinen Mannes durch Beschäftigung und Unternehmungen.

Die Belebung des deutschen Unternehmungsgeistes.

Das Gleichgewicht zwischen Manufactur- und Agriculturkraft.

Die Wichtigkeit der Colonialpolitik für die Industrie.

Die Colonialpolitik als Hebel der Wirthschafts- und Sozial-Reform.

Keine gewerbliche Beschränkung ohne Schaffung neuer Beschäftigungs-Gelegenheiten.

Deutschland als europäischer Vermittler.

Die Coalition gegen revolutionäre Tendenzen.

Gegen die Einzel-Auswanderung und für national organisirte Auswanderung.

Die Bildung großer Actiengesellschaften für überseeischen Landankauf und deutsche Ansiedelung.

Schutz für die wirthschaftlich schwachen Existenzen.

Der List-Club sucht seine Zwecke zu verwirklichen durch Verbreitung geeigneter Schriften, durch Versammlungsvorträge, durch Aussendung von Reiseagitatoren, durch Anregung und Vorbereitung praktischer Organisationen u. s. w.

Der List-Club rechnet auf die zahlreiche Theilnahme aller Anhänger der neuen Wirthschafts- und Sozialpolitik. Er bittet dieselben nicht nur um ihren Beitritt, sondern auch um die Einrichtung lokaler Mitgliedschaften.

Wenn diese nationalwirthschaftliche und sozialreformatorische Propaganda unter allen Volksklassen Deutschlands die dem Bedürfniß entsprechende Unterstützung findet, so wird nicht nur für den Beamtengehorsam die unerläßliche wissenschaftliche Voraussetzung, sondern für ganz Deutschland die Bürgschaft gegen einen Rückfall in das Manchesterthum, vor allen Dingen aber unserm übervölkerten Vaterland die Aussicht entstehen, daß die überseeische Politik den Ideen List's gemäß endlich in einen organischen und organisatorischen Zusammenhang mit der ganzen Wirthschafts- und Sozialreform gebracht wird.

Eine solche, an der führenden Hand unseres großen Nationalökonomen eingeleitete und betriebene nationalwirthschaftliche Propaganda wird uns vor einer Vergiftung und Versimpelung der großen und schwierigen Frage des „Beamtengehorsams" bewahren. Denn daß diese Frage nicht mechanisch, sondern nur wissenschaftlich, d. h. nur durch intellectuelle Erleuchtung und nationalökonomische Pfadfindung gelöst werden kann, erhellt schon aus der sattsam bekannten Thatsache, daß unsere obersten Staatslenker nationalwirthschaftlich wiederholt auf falschen Wegen wandelten und also auch dafür den mechanischen Gehorsam forderten.

Die Einbürgerung List'scher Grundanschauungen wird Deutschland vor solchen peinlichen und gefährlichen Zwiespalten zwischen der wissenschaftlichen Einsicht und der mechanischen Disciplin bewahren.

Die Anhänger und Vertreter des „mechanischen Beamtengehorsams" mögen sich doch eins merken: der würdige Mensch,

also auch der würdige Beamte, wird sich eher in Stücke zerschneiden lassen, bevor er auf rein intellektuellem Gebiete ohne und gegen seine Ueberzeugung handelt!

* * *

Soweit zwei Artikel aus dem Januar des Jahres 1882, deren Gesichtspunkte seit den nahezu vergangenen sechs Jahren nichts an theoretischer und praktischer Bedeutsamkeit verloren haben.

Der List-Club konnte sein patriotisches Vorhaben nicht ausführen, weil er nicht hinlänglich unterstützt wurde. Die Begründer desselben errichteten später die Actiengesellschaft Pionier, um auf einer gesicherten Finanzgrundlage die sozialreformatorische Propaganda weiter zu führen und die geistige Autorität List's durch solche volkswirthschaftliche Denker (Rodbertus u. s. w.) zu verstärken, welche ihre Vorschläge mehr als Friedrich List auf die moderne Gestalt der sozialen Frage zuspitzen.

Aber auch der Pionier ist für die Größe der Aufgabe zu schwach. Nur der Staat selbst kann diese durch eine Vervollkommnung des nationalen Erziehungswesens lösen. Diesen Punkt noch ausdrücklicher zu betonen, als es im vorigen Abschnitt geschah, hielten wir bei Behandlung unseres Themas für eine gebieterische Pflicht. Denn es ist zweifellos, daß der dem Königlichen Erlaß vom 4. Januar 1882 vorschwebende Zweck noch in keiner Weise erreicht wurde. Der begeisterte Beamtengehorsam für die Sozialreform und die moralische Ueberwindung der Sozialdemokratie fehlt noch immer. Wir meinen eine Begeisterung, die sich nicht darauf beschränkt, in mechanischer Weise der „neuen Ordre zu pariren“, sondern welche, weil sie die Seelen in Flammen setzt, auch die Köpfe erleuchtet, also eine active Beihülfe, eine schöpferische Initiative für die Gebote des sozialen Königthums im Großen und Kleinen erzeugt. Eine solche Repräsentation der Landesväterlichkeit schwebte der damaligen „Deutschen volkswirthschaftlichen Correspondenz“ vor, und eben deshalb erfolgte der Hinweis auf die glänzenden Namen von Stein und von Vincke.

Wie sehr es an solcher Begeisterung, an Entflammung der Seelen und Erleuchtung der Köpfe fehlt, wurde uns kürzlich bei der Lectüre eines Artikels schmerzlich klar, welchen die regierungsfreundlichen „Grenzboten“ über: „Die Kehrseiten unserer wirthschaftlichen Zustände“ veröffentlichten. Der schöne und in der Vertheilung von Licht und Schatten sehr glückliche

Artikel lief auf den Satz hinaus, daß die große Aufgabe auf sozialem Gebiete vor allem darin bestehe, die Armen konsumtionsfähiger zu machen. Wie dies aber anzustellen, darüber kein Wort!

Aber gerade auf diesen Punkt lenkt das „Deutsche Adelsblatt" seit 4 Jahren unaufhörlich die öffentliche Aufmerksamkeit hin, und zwar nicht blos, wie die „Grenzboten", durch Verkündung der These, sondern auch durch Vorführung zahlreicher Vorschläge, um „Arbeitskraft mehr als jetzt in Tausch- und Kaufkraft zu verwandeln."

Unsere Vorführungen und Mahnungen sind ohne Widerhall, ohne Unterstützung geblieben, weil es an Begeisterung für die Sozialreform, an Entflammung der Herzen und deshalb an Erleuchtung der Köpfe fehlte und fortgesetzt fehlt.

Wäre es anders, so würde die „Consumtionsfähigkeit der Armen" durch die bei Rodbertus, Samter, Stöpel, Braun, Witte, Hitze u. s. w. vorgeschlagene Verwandlung von Arbeitskraft in Kaufkraft bis zu einem Grade gesteigert worden sein, daß der freihändlerische Nothschrei über Korn- und Brodvertheuerung ohne Echo geblieben wäre, was er jetzt leider nicht bleiben wird, und zwar als Strafe dafür, daß man die Gebote des sozialen Königthums nicht tief genug ergründete, wissenschaftlich keinen begeisterten Gehorsam dafür erzeugte.

. . ., 24. Dezember 1887.

L. Die wissenschaftliche Ueberwindung der Religionslosigkeit.

Wenn in dem vorigen Abschnitt über die Austreibung volkswirthschaftlicher Irrthümer als Leitmotiv aus dem Goethe-schen Faust der Vers citirt wurde:

„Es ist ein Gesetz der Geister und Gespenster,
Wo sie hineingeschlüpft, da müssen sie hinaus,"

so gilt diese tiefsinnige Marschordre in noch höherem Grade für die Austreibung religiöser Irrthümer: der naturalistischen Freigeisterei.

In diesem Punkte bedarf nicht nur der Religionsunterricht in niederen und höheren Schulen, sondern auch die gesammte Seelsorge einer gründlichen Umgestaltung.

Bei Gelegenheit einer Besprechung über die „Versamm-

lung bei Graf Waldersee" mußten wir zugeben, daß der durch eine freiconservative Zeitung behauptete „Widerwille der höher gebildeten Kreise der Nation gegen Muckerei ꝛc." in der That besteht, so daß wir zu dem Schlusse gelangten:

„In den Vordergrund aller Bestrebungen, um dem kaiserlichen Wunsche gemäß dem Volke die Religion zu erhalten, muß der wissenschaftliche Kampf gegen den Materialismus, die wissenschaftliche Ueberbrückung der im Bewußtsein der Gebildeten irrthümlich liegenden Kluft zwischen Wissenschaft und Glauben treten."

Indessen handelt es sich nicht blos um die sogenannten „Gebildeten", die Religionslosigkeit, ja der leidenschaftliche Haß gegen die Religion, namentlich gegen Christenthum und Kirche, ist unter der arbeitenden Bevölkerung weit verbreitet, und zwar nicht nur als Ergebniß der sozialdemokratischen Agitation, sondern als reife Frucht derjenigen „naturwissenschaftlichen und freigeistigen Aufklärung", welche seit 1848 fast unsere ganze Volks- und Tagesliteratur zu ihrer Lebensaufgabe machte und fortgesetzt macht. Aus diesem Grunde sprachen wir soeben von der nothwendigen Umgestaltung des Religionsunterrichts auch in den niederen, den Volksschulen. Fast in jeder Arbeiterfamilie besitzt die liberale oder die sozialdemokratische Freigeisterei einen Vertreter, der es bei dem diesen Leuten eigenthümlichen Fanatismus für seine Pflicht hält, sein „Licht" leuchten zu lassen und die „Finsterniß zu erhellen". So stehen schon die Schulkinder unter dem fortwährenden Einfluß religionsloser und regierungsfeindlicher Gespräche und Spöttereien. Noch verderblicher wirkt dieses Gift, sobald nach der Entlassung aus der Schule fast jede Gegenwirkung aufhört. Der Religionsunterricht verleiht keinen Schutz, weil er auf die wissenschaftliche Widerlegung des Materialismus nicht zugeschnitten ist. Hier ist eine Lücke auszufüllen, durch welche die jungen Seelen rettungslos hinabstürzen in den Abgrund des religiösen Zweifels und Abfalls. Man wende uns nicht ein, Alter und Bildungsgrad der Elementarschüler eigne sich nicht für einen derartigen Religionsunterricht. Wir geben gewisse Schwierigkeiten zu, überschätzen sie aber nicht und halten sie noch weniger für unüberwindlich. Der Geist der Elementarschüler ist vom 13. bis 14. Lebensjahre für eine gemeinverständliche Widerlegung des Naturalismus mindestens ebenso empfänglich als für einen rein dogmatischen Religionsunterricht, ja empfänglicher. Wir haben

in dieser Hinsicht hinlängliche Erfahrungen gemacht und namentlich auch hier gefunden, daß es falsch ist, den jugendlichen Verstand zu unterschätzen. Indem man das thut, macht man unsere Jugend in systematischer Weise gegen die Versuchungen und Gefahren des Lebens wehrlos. Die Sozialdemokratie nimmt das geistige Niveau ihrer Volksliteratur nicht so niedrig, sondern sehr hoch, ja selbst in ihren wohlfeilsten Unterhaltungsblättern höher als solches in Unterhaltungsblättern für die wohlhabenden Klassen zu geschehen pflegt. Als sprechenden Beweis für diese unsere Behauptung unterbreiten wir unsern Lesern heute auszugsweise einen Artikel, welchen das sozialdemokratische „Sonntagsblatt für Wissenschaft, Belehrung und Unterhaltung" über den „Einfluß religiöser Vorstellungen auf die Strafrechtspflege" kürzlich veröffentlichte. Dieses Blatt ist eine Gratisbeilage des „Berliner Volksblatt".

Hören wir, welche Rolle in diesem Artikel die Religion spielt:

„Die oberste Repräsentantin der Gottheitsidee, die Theologie, welche leider auch heute noch auf gewisser Seite als „Wissenschaft" betrachtet und anerkannt wird, lehrt bekanntlich: daß es ihr Beruf sei, zu erklären, was der Gottheit gefalle und mißfalle, welche Pflichten der Mensch gegen die Gottheit zu erfüllen habe und wie er für die Vernachlässigung dieser Pflichten zu bestrafen sei. Die theologischen Erklärungen über diesen Gegenstand sind, weil die Theologen selbst sich über Gott nie einig waren, nirgends zu Haltbarkeit und Uebereinstimmung gelangt; im Gegentheil, es entstanden und blieben eine Masse der subtilsten Unterscheidungen, und darnach war auch der Einfluß der Religion auf die Strafhandlung nicht überall der gleiche.

Im Allgemeinen bewirkte die Theologie eine Unterscheidung der Verbrechen in solche gegen Gott und in solche gegen die Menschen, die jedoch auch Gott trafen, indem sie seine angeblichen Gebote, wie: „Du sollst nicht tödten", „Du sollst nicht stehlen" 2c. 2c. verletzte. Sie stellte die Gottheit förmlich als Rechtssubject auf, dessen Beleidigung strafbar sei, weil Staat und Bürger durch dieses Verbrechen mittelbar getroffen würden, indem Gott darob zürne und in seinem Zorn auch über diejenigen Strafen verhänge, die es dulden, daß er unmittelbar oder mittelbar beleidigt werde. — Das Strafrecht erscheint sowohl nach dem mosaischen Gesetz wie nach der christlichen Lehre als

ein „der Obrigkeit von Gott übertragenes Recht". So lesen wir im alten Testament: „Richter und Aufseher sollst du dir setzen in allen deinen Thoren, die der Ewige, dein Gott, dir giebt nach deinen Stämmen, und sie sollen richten das Volk nach gerechtem Gericht."

Im fünften Buch der Dekretalen Gregors IX. befindet sich der wichtigste Theil des kanonischen Strafrechts; es ist nach der von der Kirche angenommenen Ordnung der mosaischen zehn Gebote eingetheilt und werden die einzelnen Bestimmungen unter dieselben subsumirt:

I. Götzendienst, Häresie, Kirchenraub, Simonie; — II. Gotteslästerung, unnöthiges Schwören, Meineid; — III. Entweihung des Sabbaths; — IV. Verbrechen der Kinder gegen Eltern, der Dienstboten gegen die Herrschaft und der Unterthanen gegen die Regenten; — V. Tödtung und Verstümmelung jeder Art; — VI. Vollbrachte und versuchte Fleischesverbrechen; — VII. Raub, Brandstiftung, Diebstahl, Wucher; — VIII. Verleumdung und falsches Zeugniß, betrügerische Zauberkünste, Fälschung durch Alchymie; — IX. Sündliche Begierden und X. ungerechte Anmaßungen und Verletzungen fremder Güter.*) Nach dieser Subsumtion richtet sich also jedes Verbrechen ohne Unterschied gegen eines der zehn Gebote, und die Justiz erscheint als Dienerin der Gottheit, als rächende Macht.

Heute zweifelt kein vernünftiger und gebildeter Mensch mehr an der ja so offen zu Tage liegenden Wahrheit: daß dem Strafrechtverhältniß nichts Anderes zu Grunde liegt, als das Element der Macht und daß nur in der Macht das „Recht" liegt, welches in erster Linie rechnet mit den Interessen der Macht. So war es stets und so ist's auch noch! Durch das von der Macht zwischen sich und den ihr Untergebenen geschaffene Rechtsverhältniß erhält die Sache den Begriff „Strafe". Besonders scharf ist der rächende Charakter der öffentlichen Strafgewalt stets hervorgetreten in denjenigen Gesetzen, mittelst welchen man die „göttliche Ordnung" in Staat und Gesellschaft aufrecht erhalten, schützen und vor Umsturz bewahren wollte. Die Annahme, daß Gott selbst die Ordnung bestimmt habe, ließ die schärfsten Strafen für Angriffe auf dieselbe gerechtfertigt erscheinen, was selbstverständlich der jeweilig herrschenden Macht zu Gute kam.

---

*) Wolter, Kirchenrecht S. 195. — Percunander, Kirchenrecht, S. 554

Hugo Grotius erwarb sich in seinem 1625 erschienenen berühmten Werke über das Recht des Friedens und Krieges*) das Verdienst, den Wahn vom göttlichen Strafrecht der Obrigkeit anzugreifen. Er erklärte, daß für den Menschen nur das Naturrecht in Betracht komme, dessen Prinzipien völlig unabhängig seien von der Idee der Gottheit. Der Gerechtigkeit Gottes will er die edlere menschliche gegenüber gestellt wissen; „es ist kein Gott, um das Recht der Menschen auf sich zu stellen“. Ihm ist die Strafe kein Mittel zur Befriedigung der Gottheit, sondern ein Uebel, welches ein Verbrecher für ein einem Andern zugefügtes Uebel zu erleiden habe, und zwar aus Gründen der Gerechtigkeit, um ihrer selbst willen. Dabei beruft er sich, zum Beweis, daß auch die Kirche so denken müsse, auf den Spruch Salomons: „Alles schuf Gott um seiner selbst willen, auch den Frevler, zu dem Tage des Unheils.“**)

Die Sache liegt aber zweifelsohne so: Wollte die Kirche ihrem Dogma, daß im Rathschlusse Gottes alles bestimmt sei und daß ohne seinen Willen nichts geschehen könne, daß es Sünde sei, in die Rathschlüsse Gottes einzugreifen, entsprechend handeln, so müßte sie jedes Verbrechen ruhig und ungeahndet geschehen lassen; denn schuf Gott „den Frevler zu dem Tage des Unheils“, so hat kein Mensch das Recht, den Verbrecher in seiner Eigenschaft als Werkzeug Gottes zu strafen, sich zum Richter über Gottes Rathschlüsse aufzuwerfen. Zu solch unerhörten Konsequenzen führt die „Wissenschaft“ der Theologie!

Wie die Theologen und frommen Juristen auch drehen und deuteln mögen, es wird wohl oder übel schon bleiben müssen bei der ernsten Lehre, die uns die Geschichte giebt: Die Frucht der Humanität erwächst nicht auf einem Dogma, sei dasselbe religiöser oder — moralischer Natur. Die moralischen Vergeltungsstrafen sind am menschlichsten. Wenn die Strafe, auf die Religion gestützt, durch ihre Sätze gerechtfertigt wird, ist es eben nichts anderes, als eine Beschönigung des Rachetriebes durch Zurückführung seiner irdischen Existenz auf göttliche Abstammung, und was früher mit Beziehung auf Gott beschönigt wurde, wird heute beschönigt mit Beziehung auf ein mystisches

---

*) Grotius, „Drei Bücher über das Recht des Krieges und des Friedens“. Aus dem Lateinischen des Urtextes von Kirchmann.

**) Grotius, 2. B., Cap. 20, § 1 und 4.

Sittengesetz, oder einen kategorischen Imperativ.*) Auch dem „Weisen von Königsberg", Kant, war das Strafgesetz ein kategorischer Imperativ, ein unbedingtes Vernunft- und Sittengesetz, worin die Idee der Gerechtigkeit sich begreift. „Wenn diese Gerechtigkeit untergeht" — so ruft er aus — „hat es keinen Werth mehr, daß Menschen auf der Erde leben! Die Strafe kann niemals blos als Mittel, ein anderes Gut zu befördern, für den Verbrecher oder die bürgerliche Gesellschaft angewandt, sondern muß jederzeit auch darum wider ihn verhängt werden, weil er verbrochen."**) Der alte Philosoph bedachte bei diesem metaphysischen Räsonnement nicht, daß die bürgerliche Gesellschaft selbst die Quelle aller Verbrechen, daß sie es ist, die durch vernunftwidrige Einrichtungen die Motive des Verbrechens an die Hand giebt und dieses gewissermaßen als einen nothwendigen Theil der Gesellschaftsordnung erscheinen läßt. Den Verbrecher darum strafen, weil er verbrochen hat, das heißt nichts anderes, als an ihm die Unterlassungs- und Begehungssünden der Gesellschaft ahnden, und ist nichts anderes als eine metaphysische Umschreibung des bekannten religiösen Dogmas: Der Mensch ist verantwortlich für seine Handlungen, weil er Verstand und freien Willen hat. Daß jede Aeußerung des sogenannten freien Willens im Grunde genommen lediglich das Resultat der stärksten Motive ist, welche der Mensch aus den gegebenen Verhältnissen schöpft, bezw. daß der Verstand von diesen Verhältnissen beeinflußt wird, — diese Wahrheit findet in den Erwägungen der Dogmatiker keinen Platz. Wenn ich einen durch die Schuld schlechter wirthschaftlicher und sozialer Einrichtungen dem Hunger und Elend verfallenen Menschen, der mir ein Brot stiehlt, deshalb strafe, weil er gestohlen hat, so bin ich der Verbrecher gegen das Naturrecht und Naturgesetz. Letzteres macht sich bei dem Dieb in Hunger geltend, ersteres darin, daß er zugreift, um den Hunger zu stillen, da die Gesellschaft ihm die Mittel, das auf gesetzliche Weise zu bewirken, vorenthält. Seinen naturrechtlichen Anspruch ans Dasein wahrt er, indem er für die Befriedigung der äußersten Lebensnothdurft eine gegen die positiven Gesetze anstoßende Handlung begeht. Der kategorische Imperativ erscheint da in keineswegs gutem Lichte; die Straf-

---

*) Pfanninger, „D. Begr. d. St.", S. 133.

**) Kant, „Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre und Tugendlehre". S. 196.

handlung ist Rache — und diese hat mit der Gerechtigkeit als Gleichheit nichts zu thun, im Gegentheil, sie dokumentirt das im Sonderinteresse wurzelnde Bestreben, die Ungerechtigkeit der Ungleichheit der Existenzbedingungen zu erhalten.

Wie kann man das Strafgesetz als ein unbedingtes Vernunft- und Sittengesetz ansehen, wo es doch immer nur ein sehr bedingter Ausfluß herrschender Interessen war! Das Strafrecht steht — wie fünfzig Jahre vor Kant der scharfsinnige Montesquieu hervorhob*) — immer in einem natürlichen und nothwendigen Verhältniß zu den Bedingungen der Zeit und der Gesellschaft, sowie des Ortes. Diese Bedingungen sind stets, wie das Recht des Stärkeren logisch die Wege der Selbstvernichtung wandelt, dem Wechsel und der Veränderung unterworfen. Greifen wir aus der Masse der dies beweisenden Thatsachen nur eine, aber sehr schwer wiegende, heraus: Zu Moses Zeiten war bei den Völkern die Blutrache als Gewohnheitsrecht ausgebildet, die nächsten Verwandten des Ermordeten tödteten, ohne irgend eine Strafe zu gewärtigen, den Mörder. Das mosaische Gesetz that nun nichts weiteres, als dieses lange vorher dagewesene Gewohnheitsrecht regeln. „Der Bluträcher" — sagt Moses als direct von Gott empfangenes Gebot — „soll selbst den Todtschläger tödten, wenn er ihn trifft." Die Annahme eines Lösegeldes für die Person des Mörders wurde verboten. — Seit langer Zeit ist die Blutrache, welche den Mörder der ordentlichen Justiz entzieht, eine strafbare Handlung. Wo bleibt da der kategorische Imperativ? — Trotz aller Religion und Metaphysik ist es wahr: Verbrechen gewinnen besondere Bedeutung durch die besonderen materiellen Grundlagen, auf denen die Gesellschaft aufgebaut ist, oder durch eine directe Beeinträchtigung der herrschenden Macht. So sehen wir z. B. in den ersten Zeiten festerer staatlicher Gliederung, im Agriculturstaat, daß Baumfrevel und Marksteinversehen mit außerordentlicher Härte bestraft wurden**), während Todtschlag

---

*) Montesquieu, „Geist der Gesetze" B. VI und XII

**) Grimm, „Rechtsalterthümer" § 19. — Lersner, „Frankfurter Chronik" S. 468 und Stisser „Forst- und Jagd-Historie der Deutschen" Cap. X. § 28. S. 475 ist die auf das Baumschälen gesetzte Strafe der Tödtung durch das Aufschneiden des Leibes und Ausziehung der Gedärme mitgetheilt. Es heißt in der Chronik: „Man soll ihm den Nabel und Bauch aufschneiden, einen Darm daraus thun, denselben nageln an einen Stamm, und mit ihm um den Baum herumgehen, so lange,

und Körperverletzung mit Wargeld und Buße gesühnt werden konnten. Jenes war gerichtet gegen die Staatsgrundlage, dieses nur gegen den Einzelnen.*) So straft ein Handelsvolk Verbrechen des Verkehrs, z. B. den Schmuggel, (eine That, die mit dem unbedingten Vernunft- und Sittengesetz doch gewiß nichts gemein hat, die vielmehr erst durch ein vom Interesse dictirtes Staatsgesetz geschaffen wird und jederzeit auch wieder abgeschafft werden kann, ohne daß Vernunft und Sittlichkeit darunter leiden) sehr strenge;**) ein Kriegsvolk Verbrechen, welche die Kriegstüchtigkeit beeinflussen, und zwar auch nur aus Interesse nach Maßgabe der Erwägung, daß diese Tüchtigkeit ihm Existenzbedingung ist, wie z. B. die alten Deutschen, die eine Genossenschaft in Waffen bildeten; Muth vor dem Feinde war ihr oberstes Gesetz und der Verstoß dagegen wurde mit schimpflichem Tode bestraft***), der auch seine religiöse Seite hatte, indem er den Eingang in die Freuden Walhallas unmöglich machte.

Welche Bewandtniß hat es denn mit der Gerechtigkeit, von der man sagt, sie stamme von Gott? Diese Gerechtigkeit ist nichts als ein von der Macht geschaffener Rechtszustand für eine organisirte, im Staate zusammengefaßte Menschenmasse; sie ist „Rache, regulirt als Strafe“. Die echte und rechte, sich an kein System und an keine Zeit bindende Gerechtigkeit, das ist die Gerechtigkeit als Gleichheit. Danach liegt der Begriff der Idee des Rechtes, des Sittlichen, Gerechten und Guten nicht im Sein, sondern im Streben, im Kampfe für das Bessere. Allerdings ist dieser Begriff kein klarer, und doch müssen wir sagen: es ist etwas daran. Die Ideen von „Recht“ von

---

bis alle seine Gedärme aus dem Bauch gewunden sein.“ — Gegen das Marksteinversehen galt in Hessen folgende Verordnung: „Wo einer wissentlich Markstein ausgräbet, den soll man in die Erde graben bis an den Hals und soll dann nehmen vier Pferde, die des Ackers nicht gewohnt seyn, und einen Pflug, der neu ist, und soll man ihm nach dem Halse ähren, bis so lange er ihn den Hals abgefahren hat.“ Schwincke, „Morimenta, Harrioca“ II. Th. S. 746 und 750. —

*) Pfanninger, „D. Begr. d. Str.“ S. 224. —

**) Buckle, „Gesch. d. Civilisation“ I. B. V. Cap. S. 240 ff. erklärt, die Schleichhändler lebten von der Empörung gegen die Gesetze, die ihnen unwissende Regierungen auferlegt hatten. „Die zahlreichen Verbrechen, die daraus entstanden, fallen den europäischen Regierungen, die sie hervorriefen, zur Last. Die Verbrechen wurden durch die Gesetze veranlaßt, und nachdem man die Gesetze zurückgenommen, sind die Verbrechen verschwunden.“

***) Tittmann, „Gesch. d. deutsch. Strafges.“. § 3.

„Menschenrechten" sind nicht bloße philosophische Hirngespinste und Gemeinplätze; sie gehören vielmehr zu den Grundideen, die sich stets gleich bleibend, nie alternd, immer von unmittelbarem, ernstem Lebensinteresse, sich durch die menschliche Entwickelung ziehen. Es sind Ideen, die in jeder Form sich finden, den gegenwärtigen Bedürfnissen der Massen sich anpassen und still, aber mächtig ankämpfen gegen die Macht des erworbenen Rechtes. Bei aller Körperlosigkeit wohnt ihnen jene explosive Kraft inne, welche durch Umwälzungen verneint. Es hat sich keine größere religiöse, politische oder soziale Reform vollzogen, ohne diesen einheitlichen stets in einer Richtung wirkenden Masseninstinkt, der sich aussprach in der Formel: Recht, Gleichheit, Freiheit.

Die Macht setzt die Strafe. Der Drang nach Verwirklichung der Rechtsidee verneint diese Macht unausgesetzt und mildert die Strafe von Stufe zu Stufe, bis dasjenige, was uns den Begriff machte, nicht mehr in der gedachten Weise existirt: die Strafe in unserem Sinne aufgehört hat zu sein.*)

Daran kann weder die Lehre der Theologen vom „göttlichen Strafrecht der Obrigkeit", noch die Lehre der Metaphysiker vom „kategorischen Imperativ" etwas ändern. Beide können auch mit all ihren religiösen Phrasen nicht hindern, daß das Resultat vorurtheilsfreien Nachdenkens über die Natur der Verbrechen oft genug den Verbrechern günstiger ist, als denen, welche sie mit Strafe bedachten und bestraften. Wie viele Verbrecher mag es wohl schon gegeben haben, die in der Nichtigkeit ihrer „Unterthanenschaft" nicht denken lernten, um sich zu beklagen, sondern nur empfinden konnten, um zu verzweifeln?!"

Soweit ein sozialdemokratischer Artikel als Beweis dafür, daß die grimmigen Feinde der Religion gerade die „Wissenschaft" gebrauchen, um das Christenthum in das düsterste Licht zu stellen, und zwar in Blättern, welche fast ausschließlich in Arbeiterkreisen, in Arbeiterfamilien gelesen werden.

Um gegen diese religionsfeindliche Volkspresse ein jetzt fehlendes Gegengewicht zu schaffen, erließ ein Vorstandsmitglied des bereits einigemale erwähnten „Centralvereins für Sozialreform", der practische Arzt Dr. Alberts in Steglitz, im Mai 1880 an die evangelischen Geistlichen ein gedrucktes Circular, welches uns vorliegt. Wir theilen aus demselben folgende

---

* Pfanninger, „D. Begr. d. Str.", S. 125.

Stellen mit, da der Inhalt an zeitgemäßer Dringlichkeit nicht verloren, sondern gewonnen hat.

Die christliche Apologetik betreffend.

Hochwürdigster Herr!

In der Generalversammlung des Centralvereins für Sozial-Reform vom 25. Februar 1879 wurde der Unterzeichnete mit dem Auftrage betraut, behufs Veranstaltung eines antimaterialistischen Schriftenverlags zur Zurückgewinnung der dem Christenthum „wissenschaftlich" entfremdeten Volkselemente die erforderlichen Einleitungen zu treffen. Da mein Beruf mir wenig Zeit läßt und ich auch nur wenig Unterstützung gefunden habe, so konnte ich leider nichts weiter thun, als Material zu einem umfassenden Cataloge der einschlägigen Literatur zu sammeln, wobei sich mir die Ueberzeugung aufdrängte, daß es durchaus nicht an antimaterialistischen und christlich-apologetischen Schriften jeder Richtung mangelt, wohl aber an einer Ausmünzung dieser Schätze in das literarische Kleingeld kurzer an Tagesereignisse anknüpfender Zeitungsartikel, welche bei dem größten Theil des lesenden Publikums allein noch Cours haben. Der erfolgreichste Weg, solche Artikel zu verbreiten, wäre unstreitig der einer Zeitungscorrespondenz, welche willige Blätter mit Originalartikeln dieser Richtung versähe. Da es nicht anging, den Central-Verein mit einem solchen Unternehmen zu belasten, ich auch selbst an eine Herausgabe nicht denken konnte, so suchte ich eine geeignete Kraft dafür zu interessiren und fand bei dem Herausgeber der „Deutschen Geschichtscorrespondenz" ein bereitwilliges Entgegenkommen, insofern derselbe geneigt ist, diese bereits bestehende Correspondenz in ein Spezialorgan für Geschichte, Sozialreform und wissenschaftliche Apologetik zu verwandeln. Ich gestatte mir deshalb in Folgendem den Plan desselben Ew. Hochwürden zu unterbreiten, mit der Bitte, denselben nach Kräften zu unterstützen.

Der Zweck dieser Correspondenz soll darin bestehen, den kleinen Zeitungen der Provinz kurze Leitartikel und Feuilletons zum Nachdruck zu liefern. Die Artikel werden so streng objectiv und wissenschaftlich gehalten sein, daß sie nicht nur in conservativen Blättern, sondern auch in der Presse eines ehrlichen und maßvollen Liberalismus abgedruckt werden können. Die christliche Missionsthätigkeit muß durchaus auf diese Kreise

ausgedehnt werden, wenn nicht der Protestantismus immer neues Terrain unter Gebildeten und Ungebildeten verlieren will. Dabei mit apostolischem Eifer thatkräftig zu helfen, wird gewiß in erster Linie in den Wünschen der für die religiöse Wiedergeburt unseres Volkes begeisterten Geistlichkeit liegen.

Diese apologetischen Artikel sollen diejenigen Resultate der antimaterialistischen Wissenschaft, welche gegenwärtig durch gelehrte Fachschriften, wie im „Beweis des Glaubens", zum unermeßlichen Schaden der Religiosität nur an kleine Kreise kommen, im populären Gewande zum Gemeingut des ganzen Volkes machen und dadurch der Mahnung unseres Kaisers: „Dem Volke die Religion zu erhalten" ein Hinderniß aus dem Wege räumen, welches von allen Klippen, woran seither die religiöse Wiedergeburt scheiterte, die bedeutenste war und noch ist.

Neben der finanziellen Unterstützung erbittet der Herausgeber von den Herren Geistlichen für die erwähnte Zeitungs-Correspondenz noch eine fortdauernde literarische, und zwar durch Einsendung kleiner antimaterialistischer Miscellen aus der Lectüre und Erfahrung, sowie Beispiele apologetischer Bekehrungen und schöner christlicher Liebeswerke. Solche kleine Sachen werden am meisten gelesen. Leider ist es vorwiegend das Schlechte, das Brutale, das Grauenhafte und Niederdrückende, womit man gegenwärtig das Bedürfniß des Publikums nach kleinen Mittheilungen befriedigt, nicht aber das Gute, das Edle und Erhebende. Vielleicht kann man gegen dies Krebsübel unserer Presse durch Wort und Werk erfolgreich ankämpfen. Nothwendig ist ein solcher Kampf im höchsten Grade, denn neben der Entchristlichung besteht in den Mord- und Unflathberichten der Zeitungen die Hauptquelle der gegenwärtigen Verrohung. Die Zeitungen bilden für jede Scheußlichkeit, die früher durch Mangel an Publicität isoliert blieb, eine das ganze Land umspannende Leitungs-Kette, die jede moralisch krankhafte Disposition electrisch ergreift und reizt, gerade weil ein epidemisches Gift bei allgemeinen Seuchen die körperlich krankhafte Disposition in Gefahr bringt. Sollte es nicht möglich sein, die Zeitungspresse aus einer Leitungskette für das Schlechte und Brutalisirende in eine Leitungskette für das Gute und Erhebende zu verwandeln?

Die für diesen wahrhaft christlichen Missionszweck unumgänglich nothwendige Mithülfe der evangelischen Geistlichkeit

bitte ich durch gütige Ausfüllung und Zurücksendung des untenstehenden Formulars eintreten lassen zu wollen. Die christlichen Laienkreise werden ihren Pfarrer bei diesem Werke gewiß nicht im Stich lassen. Es bedarf dazu nur, daß er die gebildeten und wohlhabenden Personen der Kirchengemeinde zu einer Besprechung einladet und ihnen die unermeßliche Wichtigkeit der Sache mit Klarheit und Wärme darstellt. Denn wie einleuchtend muß es jedem gebildeten Protestanten sein, daß das Christenthum immer da vertheidigt werden muß, wo es gerade am bedrohtesten erscheint, und daß diese Bedrohung augenblicklich am schlimmsten im wissenschaftlichen Bewußtsein der gebildeten Welt stattfindet. Gegen diese Gefahr hat der Papst bekanntlich den katholischen Clerus eindringlich zur Verallgemeinerung der Philosophie des h. Thomas von Aquin aufgefordert. Kann dieser Schriftsteller einem Protestanten auch nicht als das Ideal eines Philosophen gelten, so beweist die philosophische Mobilmachungsordre des Papstes doch die dringliche Nothwendigkeit der wissenschaftlichen Apologetik in unserer Zeit selbst für das unfehlbare Papstthum, was doch von der Wissenschaft viel unabhängiger ist als der Protestantismus.

Diese Thatsache wird jeder gebildete und wohlhabende Protestant in ihrer außerordentlichen Tragweite begreifen. Ebenso leicht wird es auch einleuchten, daß die Vertheidigung des Christenthums im wissenschaftlichen Bewußtsein der gebildeten Welt die erste Voraussetzung nicht nur für eine allgemeine religiöse Wiedergeburt unseres Volkes, sondern sogar für die Erhaltung des jetzigen schon so sehr geschmälerten Besitzstandes, wie auch nicht minder die unerläßliche Vorausbedingung der Judenmission, der inneren Mission und der Heidenmission ist. Denn wie kann eine Religion Andersgläubigen imponiren, die es nicht versteht, ihre eigenen Anhänger festzuhalten oder zurückzugewinnen, sofern sie durch den wissenschaftlichen Zweifel abtrünnig wurden! Die wissenschaftliche Apologetik bildet in der That augenblicklich die Kardinalfrage der Christenheit, nämlich diejenige Aufgabe, an deren Vernachlässigung alle anderen christlichen Aufgaben naturnothwendig scheitern müssen und auch thatsächlich scheitern.

Die erwähnte Zeitungscorrespondenz wird in apologetischer Hinsicht zunächst Aufsätze bringen:

1. Ueber die Unausrottbarkeit des metaphysischen Bedürfnisses;

2. Ueber den transscendentalen Idealismus als wissenschaftliches Bollwerk der Theologie;
3. Ueber das Alter des Menschengeschlechts;
4. Ueber den Ursprung des Menschengeschlechts.

Steglitz bei Berlin, im Mai 1880.

Hochachtungsvoll empfohlen

Dr. Alberts, Arzt.

Leider fand diese zeitgemäße Bitte eines gläubigen Arztes bei der evangelischen Geistlichkeit kein Verständniß, keine Unterstützung. Ganz naturgemäß blieb bei solcher Verblendung die Kluft zwischen Wissenschaft und Glauben unausgefüllt; ja der Widerwille der höher gebildeten Kreise der Nation gegen die Kirche stieg sogar und theilte sich selbst conservativen Kreisen mit: fürwahr ein trostloses Ergebniß der kaiserlichen Mahnung, dem Volke die Religion zu erhalten.

Die heutige Staatskunst hat zu diesem großen Worte des Kaisers in ganz anderer Weise Stellung zu nehmen, als es seither geschehen ist, namentlich hat sie das Schulwesen und darüber hinaus die ganze nationale Erziehung zu der kaiserlichen Forderung in einen systematischen Zusammenhang zu bringen. Wie wir uns dieses denken, wollen wir in einem folgenden Abschnitt darzulegen suchen.

. . ., den 15. Januar 1887.

M. Die religiöse Jugenderziehung muß umkehren.

In dem vorigen Abschnitte über „Die wissenschaftliche Ueberwindung der Religionslosigkeit" kamen wir zu dem Schlusse, daß die brennend nothwendig gewordene Mahnung unseres ehrwürdigen Kaisers, dem Volke die Religion zu erhalten, ohne Wirkung bleiben mußte, weil die Vertheidiger des Christenthums den Kampf nicht an denjenigen Stellen aufnahmen, wo die religiöse Weltanschauung am bedrohtesten erscheint, nämlich im wissenschaftlichen Bewußtsein der Zeitgenossen. Die allermeisten Geistlichen und gläubig gebliebenen Laien fühlen die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Ueberwindung der Religionslosigkeit entweder gar nicht, oder nicht in genügendem Maße, und sie sind schon dadurch außer Stande, zur Verwirklichung der kaiserlichen Mahnung irgend eine ersprießliche Wirksamkeit zu entfalten. Was sie thun, ist lediglich Danaidenarbeit, so

lange das „wissenschaftliche Loch“ nicht verstopft ist. Die in offiziellen Kirchenkreisen herrschende Blindheit gegen diese Wahrheit muß dem genaueren Kenner der ursachlichen Zusammenhänge als ein viel größeres Unglück erscheinen, als die vorhandene Religionslosigkeit selbst, denn letztere hätte ohne jene Blindheit nicht entstehen oder, wo sie zeitweilig entstand, verhältnißmäßig leicht beschworen werden können. Seiner inneren Beschaffenheit nach ist der Mensch nämlich ein metaphysisches Wesen. Wie es nun schwer ist, die Natur überhaupt auszutreiben, so war es auch schwer, den Menschen die metaphysische, die religiöse Natur auszutreiben. Demgemäß muß es in eben demselben Verhältniß leicht sein, das unausrottbare Bedürfniß unserer religiösen Natur wieder in seine Rechte einzusetzen. Es gehört dazu nur die Hinwegschaffung des schweren Steins wissenschaftlichen Anstoßes, welcher das Grabgewölbe des zeitweilig eingesargten religiösen Gefühls verschließt. Ein Mittel, um diesen Stein — die materialistische Literatur — fortzuwälzen, hat Herr Dr. med. Alberts den evangelischen Geistlichen im Mai 1880 mit seinem Rundschreiben über „Die christliche Apologetik“ beleuchtet, leider ohne Erfolg. Anstatt sich derartiger wissenschaftlicher Mittel zu bedienen, fahren evangelische Geistliche und Gelehrte mit ihrer religiösen Danaidenarbeit fort. Natürlich bleiben dabei die Worte des Kaisers über die Nothwendigkeit, dem Volke die Religion zu erhalten, so erfolglos, als seien sie gar nicht gesprochen worden. Ja, die religiöse Gleichgültigkeit und der Widerwille gegen das dogmatische Christenthum steigern sich unter Gebildeten und Ungebildeten in einem Maße, als habe der Kaiser umgekehrt eine Aufforderung zur Ausrottung des biblischen Glaubens erlassen.

Zwei Jahre nach dem Alberts'schen Rundschreiben an die evangelische Geistlichkeit wandten sich hervorragende Männer aus kirchlichen Kreisen, nämlich Gymnasial-Direktor Alexi, Regierungsrath Cuno, Landgerichtsrath Fulda, Seminar-Direktor Dr. Ed. Kaiser, Divisionspfarrer Dr. Rocholl und Pastor Weber, an die Christenheit um Unterstützung einer von ihnen herausgegebenen „Monatsschrift für christliche Volksbildung.“ Das veröffentlichte Programm dieser ausgezeichneten Männer zieht angesichts der wachsenden „Gottlosigkeit, Unsittlichkeit und Zügellosigkeit“ mit Macht die Sturmglocken, um die „Streiter Gottes“ mobil zu machen. Ein schönes Gedicht: „Hinein in's Volk in Christi Namen!“ enthält Worte wie diese:

Auf! zeigt dem Volk die Bahnen
Zu seinem wahren Heil!
Kämpft unter Christi Fahnen —
Der Sieg wird uns zu Theil!

Obwohl im Vorwort des ersten Heftes die falsche Wissenschaft für die wachsende Religions- und Sittenlosigkeit verantwortlich gemacht wird, enthält ein in demselben Heft abgedruckter Artikel über „Die religiöse Erziehung und Bildung der höheren Gesellschaftsklassen“ keine Silbe von der wissenschaftlichen Bekämpfung der Religionslosigkeit, vielmehr wird in so typischer Weise das Heil in bloßen Nebendingen gesucht, daß wir nachfolgend die hervorragendsten Gesichtspunkte dieses „religiösen Erziehungsprogrammes“ unsern Lesern vor Augen führen möchten. Unsere daran geknüpften Bemerkungen werden die zahllosen Gründe für die Nothwendigkeit einer Umkehr der religiösen Erziehung wenigstens andeuten.

„Es ist eine traurige Erscheinung der Gegenwart, daß der größere Theil der sogenannten Gebildeten sich entweder gleichgiltig oder feindselig gegen die christliche Religion oder mindestens gegen die christliche Kirche verhält. Die tieferen Ursachen dieser betrübenden Erscheinung wurzeln in dem unchristlichen Zeitgeiste überhaupt, insbesondere aber in der unzureichenden religiösen Bildung und Erziehung der Jugend auf den höheren Schulen. Ja man kann soweit gehen und sagen, alle Mängel, welche heute unseren Gymnasien, Realschulen und höheren Töchterschulen vorgeworfen werden, wurzeln am letzten Ende in dem Umstande, daß die Religion nicht mehr den Mittelpunkt des gesammten erziehlichen Unterrichts bildet.

In erster Linie ist hieran die Errichtung sogenannter paritätischer (konfessionsloser) Anstalten schuld, in denen der Religionsunterricht zwar als obligatorischer Lehrgegenstand beibehalten ist, aber nicht mehr den Mittelpunkt des gesammten Unterrichtes und der Erziehung bildet, sondern kaum noch als ein den anderen gleichberechtigtes Unterrichtsfach angesehen und behandelt wird. Der Geist, welcher sich auf diesen konfessionslosen Anstalten herausbildete, ist auf einen großen Theil der noch stiftungsgemäß und staatlich anerkannten konfessionellen Gymnasien übergegangen. Die Abneigung gegen Christenthum und Kirche hat in den höheren Ständen, die aus den höheren Lehranstalten hervorgehen,

von Jahr zu Jahr zugenommen; die Lehrerwelt, die bei zum Theil unzureichender philosophischer und pädagogischer Schulung eine Bildung erhält, die sehr häufig zum Unglauben und unter der Maske des Indifferentismus, d. h. der Gleichgiltigkeit, zur Christusfeindschaft führt, macht es selbst der Schulregierung, welche auf religiöse Erziehung dringt, fast unmöglich, die Schulen im christlichen Sinne zu führen. Und doch haben die Eltern das Recht, zu verlangen, daß ihre Kinder christlich erzogen werden. Man hat ja auch schon zu dem Mittel gegriffen, privatim christliche Gymnasien zu gründen, wie in Gütersloh, Greifenberg, Treptow u. a. Orten, wo man die Lehrer verpflichtet, nichts zu lehren, was dem im Bekenntniß der Gemeinde formulirten Worte Gottes widerspricht. Das ist ja auch als letztes Auskunftsmittel ganz gut; aber es wäre durchaus verkehrt, wenn die in ungeheurer Mehrzahl vorhandene christliche Bevölkerung, welcher nach natürlichem und historischem Rechte der Staat und die Schule gehört, sich aus ihrem Besitze von Atheisten (Gottesleugnern) und Juden herausdrängen lassen wollte."

Es ist richtig, daß die religiöse Bildung und Erziehung der Jugend auf den höheren Schulen unzureichend ist, aber es ist unrichtig, die Hauptschuld auf die paritätischen Anstalten zu schieben. Neunundneunzig Prozent aller Abgefallenen sind auf confessionellen Schulen erzogen worden. Besonders gilt solches von den Lehrern und Schülern der Volksschulen. Auch hier ist der Abfall sehr groß. Ein Berliner Lehrer bezeugte uns kürzlich, daß man seinen Kollegen mit dem Worte „christlich" nicht kommen dürfe.

Es ist ferner richtig, „daß die Religion den Mittelpunkt des gesammten erziehlichen Unterrichts bilden muß"; es ist aber unrichtig, zu glauben, eine solche wissenschaftliche Centralstellung für die Religion durch dogmatische Forcirungen wieder erobern zu können. Das christliche Prinzip kann nur dann wieder in den Mittelpunkt des ganzen Unterrichts gelangen, wenn es durch die Sozialreform, durch Verwirklichung des practischen Christenthums, wieder in den Mittelpunkt des ganzen Volkslebens und durch die wissenschaftliche Ueberwindung des Materialismus wieder in den Mittelpunkt des ganzen Geisteslebens gelangt. „Eigene christliche Schulen" leisten ohne diese zwei Hebelwerke gegen die wachsende Glaubenslosigkeit gar nichts, wie die Erfahrung in

Frankreich und Belgien sattsam lehrt; ja sie arbeiten dem Zwecke sogar entgegen.

„Gesetze allein genügen nicht. So wünschenswerth auch eine bestimmte gesetzliche Formulirung ist, vor allem muß der Geist unseres Volkes wieder christlich gemacht werden — und das geht nicht, ohne daß die Kreise der Gebildeten wieder dem Christenthum und der christlichen Weltanschauung gewonnen werden. Die großen Massen unseres Volkes sind, Gott sei Dank, noch nicht entchristlicht; aber es wird eifrig daran gearbeitet, den Boden des christlichen Glaubens zu unterwühlen; und die Masse wird und muß dem Unglauben verfallen, wenn die führenden und maßgebenden Kreise der Nation in der Weise wie jetzt fortfahren, durch eine verkehrte Gesetzgebung, durch einen zügellosen Mißbrauch der Preß- und Versammlungsfreiheit christlichen Sinn und christliche Sitte zu untergraben. Also gerade auf die gebildeten Kreise unserer Gesellschaft muß eingewirkt werden, wenn es anders werden soll."

Es ist richtig, daß der Geist unseres Volkes wieder christlich gemacht werden muß, wie auch, daß dabei das Beispiel der Gebildeten von großer Wichtigkeit ist. Unrichtig ist es aber, zu glauben, durch bloße Zügelung der Preß- und Versammlungsfreiheit lasse sich dieses Ziel erreichen. Man hat diese Praxis ja häufig befolgt, aber das „Christenthum" ist dadurch oft in einer Häßlichkeit zum Zerrbild geworden, daß die freigeistige Literatur sich dieser „Karrikatur von Christenthum" mit Vorliebe und sicherem Erfolg bedient, um das historische Christenthum mit der idealen Lehre des göttlichen Heilands in Gegensatz zu stellen und dadurch Haß und Verachtung gegen Religion und Kirchenthum zu erregen.

„Zum großen Theile — heißt es weiter — stammt der Unglaube in den gebildeten Kreisen aus der Unkenntniß des Christenthums."

Hier ist zu bemerken, daß zur Kenntniß des historischen Christenthums auch alle die ungeheueren Frevel gehören, welche im Namen des Christenthums an der Menschheit begangen wurden. Die Erinnerung daran im Bewußtsein der Gebildeten und Ungebildeten auszulöschen, giebt es kein anderes Mittel als die Vollbringung leuchtender Thaten des practischen Christenthums nach dem Vorbilde unseres erhabenen Kaisers. Es wird zu nichts führen, unter Gebildeten und Ungebildeten die Vorstellung

einzubürgern, als sei das Christenthum in früheren Zeiten überhaupt schon verwirklicht gewesen. Die christliche Bruderliebe hatte noch niemals auf Erden eine Heimath; sie ist nicht in der Vergangenheit zu suchen, sondern ihre zukünftige Verwirklichung in der Gegenwart mit sozialen Reformthaten anzubahnen.

„Alles Urtheil, alle Werthschätzung der Dinge muß unbedingt von einem festen Punkte aus geschehen: und das allein kann das Christenthum sein, und zwar dasjenige Christenthum, welches auf die Bibel fest gegründet ist und das aus ihr abgeleitete Bekenntniß, welches selbst wieder nichts anderes ist, als der wissenschaftlich formulirte Ausdruck des Bibelglaubens. Bei consequenter Durchführung des Prinzips der Confessionslosigkeit nun ist der Lehrer genöthigt, jeden solchen Ausdruck religiöser Ueberzeugung, zu dem er sich als Pädagog bei der Lectüre oder bei der Behandlung der Geschichte, der Literatur u. s. w. veranlaßt finden kann, zu unterdrücken.“

In diesen Worten ist eine Tendenz ausgesprochen, welche — wie wir kürzlich erfahren haben — selbst offiziöse und conservative Zeitungen wild macht, nämlich mit Schrecken vor der Herrschaft der „hochkirchlichen Richtung“ erfüllt. Man könnte über die Zorn- und Angstausbrüche dieser Zeitungen ja ruhig zur Tagesordnung übergehen, wenn sich in ihnen nicht die Anschauungen der sogenannten „Gebildeten“ abspiegelten. Da dieses aber thatsächlich der Fall ist, so muß man andere Wege einschlagen, um die „Kreise der Gebildeten wieder dem Christenthum und der christlichen Weltanschauung zu gewinnen“.

„Die Simultanschule oder paritätische Schule — heißt es weiter — löst die Schwierigkeit nicht, die sie lösen will; ja sie vereitelt geradezu den letzten Endzweck aller Erziehung und alles Unterrichts, nämlich die Charakterbildung, die Herausbildung der gesammten Persönlichkeit nach dem Ideale unseres Erlösers. Wie soll denn Charakterbildung möglich sein, wenn man keinen bestimmten Halt in der Person des Lehrers hat, wenn die Lehrer verschiedene Weltanschauungen vertreten, die sich einander befehden?“

Hier tritt es handgreiflich zu Tage, daß man das Heil in bloßen Nebendingen sucht. Mag man doch über die Simultanschule oder paritätische Schule denken, wie man will, die Religionslosigkeit wurzelt nicht in ihr, und sie würde mit Beseitigung jener Schulen wahrlich nicht schwinden, ja sich nicht

einmal vermindern. Im Gegentheil, die Wichtigkeit, welche man diesen Schulen beilegt, hat große Nachtheile; sie lenkt nämlich die Aufmerksamkeit von den wahren Quellen des Uebels nur noch mehr ab und verschlimmert dasselbe dadurch, ja macht es für die nächsten Generationen unheilbar. „Die Herausbildung der gesammten Persönlichkeit nach dem Ideale unseres Erlösers“ hat ganz andere Voraussetzungen, als sie in dem citirten Erziehungsprogramm auch nur angedeutet werden; sie erfordert eine vollständige Umkehr des ganzen heutigen Religionsunterrichts. Sollen wir dafür erst noch Beweise erbringen? Genügt nicht die furchtbare Thatsache, daß die moderne Erziehung auf das absolute Gegentheil jener „Herausbildung nach dem Ideale unseres Erlösers“ hinausläuft, und zwar trotz eines Religionsunterrichts, welchen jeder Volksschüler volle acht Jahre und jeder Gymnasiast mindestens 12 Jahre empfängt? Dieser lange und sorgfältige Religionsunterricht wird wohl an einem viel tieferen Mangel kranken, als am Mangel strenger Confessionalität. Ja, er krankt wirklich daran, und eben deshalb behaupten wir: „Die religiöse Jugenderziehung muß umkehren.“ Er muß vorläufig seinen Schwerpunkt in die Verwirklichung der christlichen Bruderliebe verlegen, und das Dogmatische so lange mehr zurücktreten lassen, bis dafür durch die wissenschaftliche Ueberwindung des Materialismus erst wieder ein fester Boden gewonnen wurde. Man darf den Kampf gegen die Religionslosigkeit nun und nimmermehr vorzugsweise auf Beseitignng der Paritätsschulen zuspitzen, sondern muß denselben mit Waffen führen, welchen, wie wir nunmehr darthun wollen, der Sieg auch über die religiösen Hindernisse solcher Schulen innewohnt.

. . ., den 22. Januar 1888.

N. Der religiöse Liberalismus.

Für die religiöse Wiedergeburt in Europa haben die Eigenthümlichkeiten und Weltauffassungen des religiösen Liberalismus ungefähr die nämliche Bedeutung, wie für die äußere Mission die Denk- und Sprachformen der außereuropäischen Heiden. Unter den Begriff des „religiösen Liberalismus“ fallen nämlich nicht nur die Anhänger des politischen Liberalismus, sondern auch die ganze Sozialdemokratie, wie nicht minder sehr zahl-

reiche Elemente der conservativen und Regierungsparteien. Der religiöse Liberalismus ist also das eigentliche Arbeitsfeld derjenigen Staatskunst, welche sich auf den Boden des „praktischen Christenthums“ und „sozialen Königthums“ stellt, und zu deren Verwirklichung auf eine entsprechende National-Erziehung lossteuert.

Bei unseren andeutungsweisen Betrachtungen über diese große Aufgabe sind wir bestrebt, überall für ein Knochengerüst zu sorgen. Als solches betrachten wir bestimmte Vorkommnisse auf dem Gebiete des praktischen Lebens, der gelehrten und Tages-Literatur, wie auch der Agitation und Propaganda.

Seit Jahren sammeln wir solche Sachen als Baumaterial, indem wir aus der Ueberfülle des Lesestoffs dasjenige aufheben, welches in irgend einer Weise von hervorragender Bedeutung, sowie späterer Ausgrabung und Ausnutzung würdig ist.

In diesem Sinne führen wir im gegenwärtigen Abschnitt unsern Lesern ein Stück aus dem lehrreichen Feuilleton vor, welches die „National-Zeitung“ im Frühjahr 1880 unter der Ueberschrift: „Zur religiösen Frage“, veröffentlichte. Dasselbe lautet:

„Unsere Zeit ist keine religiös-productive. Aber die großen Kirchengemeinschaften und in ihnen das religiöse Gefühl haben noch eine große Macht und der Culturkampf hat uns gelehrt, daß die Aufklärung der jüngst vergangenen Zeit diese Macht der religiösen Gefühle vielfach unterschätzt hat. Und nicht nur in der Masse des Volkes sind diese Gefühle noch stark — sie sind bei den Gebildeten selbst wieder stärker geworden.*) Frei-

---

*) Diese Macht des religiösen Gefühls bei den Gebildeten offenbart sich gegenwärtig hauptsächlich in zwei Zeiterscheinungen: im Spiritismus und in den Richard Wagner-Gemeinden. Wenn Superintendent Haupt in seinem Vortrage über den „Aberglauben der Gebildeten“ als einen solchen auch den Spiritismus bezeichnet, so stützt sich diese Behauptung allerdings auf die bemerkenswerthe Thatsache, daß, wie im Novemberheft der „Sphinx“ (1887) zu lesen ist, besonders derjenige Theil des Occultismus, welcher den präsumtiven Verkehr mit übersinnlichen Wesen betrifft und gemeinhin „Spiritismus“ genannt wird, unter den gebildeten Classen schon etwa 14 Millionen Menschen im Bereich der europäischen Cultur umfaßt.

Ebenso lehrreich ist der religiöse Zug der Wagner-Gemeinden, welcher namentlich den „Parsifal“ als einen „Gottesdienst“ auffaßt.

Durch alle diese und ähnliche Erscheinungen offenbart sich die große und trostvolle Wahrheit, daß das metaphysische Bedürfniß der Menschen unausrottbar ist. Die Red. des „D. A.-Bl.“

lich verhält sich die Mehrzahl derselben gegenüber orthodoxen Dogmen ablehnend, gegenüber intoleranten herrschsüchtigen Hierarchien oppositionell. Aber dieselbe Mehrzahl der Gebildeten wies auch den Radicalismus, den David Strauß zuletzt in seinem „Alten und Neuen Glauben" entwickelte, zurück.

Die Arbeit politischer Neugestaltung und der Kampf um das materielle Dasein lassen uns wenig Zeit, die rein religiösen Probleme ruhig und consequent auszudenken. Aber weit verbreitet ist das Bewußtsein, daß diese Probleme durch Indifferenz und weltliche Bildung nicht aus der Welt geschafft sind und daß es Aufgabe der Zukunft ist, sie in positivem Sinne zu lösen. Es handelt sich um die große Frage, daß Formeln gefunden werden, welche die Gesammtheit moderner Menschen wieder zu einem wirklich gemeinsamen, lebendigen, begeisternden Gottesglauben als unentbehrlicher Grundlage practischer Sittlichkeit verbinden. Es handelt sich um die Frage, inwieweit dabei die wahren Grundlagen des ererbten Christenthums beibehalten werden können resp. müssen.

Gewiß leistet bei der Vorarbeit für die Lösung dieser Fragen der zelotische Eifer orthodoxer Kirchenlichter oft einen schlechten Dienst, indem er einen großen Theil der Gebildeten abschreckt. Ebensowenig kann ein großer Theil wohlgemeint apologetischer Schriften als förderlich bezeichnet werden, deren Zirkelschlüsse einen logisch geschulten Geist verletzen und die für den Verstand beweisen wollen, was nur durch Empfindung und Glauben erfaßt werden kann. Aber auch die aufgeklärteren freieren Anschauungen des Protestantenvereins erobern nicht in raschem Siegeslaufe die Welt, sondern lassen viele Herzen kalt. Und die Weltanschauung des Materialismus, die aller Religion entgegengesetzt ist, fängt an, die Denkenden abzustoßen, seitdem die hervorragendsten Vertreter der Naturwissenschaft sie selbst als unbeweisbar abgelehnt haben, seitdem sie in Kreisen von Besitzenden krankhaften Pessimismus, unter den Arbeitern cynische Sozialdemokratie erzeugt hat.

Wir glauben nicht, daß schon bald eine all diesen Extremen gleich fernstehende positiv religiöse Weltanschauung bei uns siegreich durchdringen wird. „Doch einige Bausteine können, bis die rechte Zeit und der rechte Mann erschienen, wir Heutigen immerhin herbeitragen."

So lauten die letzten Worte eines jüngst erschienenen hochinteressanten Buches: „Der christliche Glaube und die mensch-

liche Freiheit. Erster Theil: Präliminarien. Mit einem offenen Brief an Herrn R. v. Bennigsen als Vorwort (Gotha, F. A. Perthes)" *), dessen Titel vielleicht Manchem den Eindruck macht, als handle es sich um Apologetik gewöhnlichen Schlages. Es ist aber in der That ein sehr bedeutender Versuch, das religiöse Problem der Zeit zu definiren und seiner Lösung vorzuarbeiten.

Der Verfasser ist offenbar ein Mann, der nicht nur in Wirklichkeit „mit der ganzen Bildung des Jahrhunderts bewaffnet ist", sondern der auch an den großen politischen und sozialen Aufgaben der Zeit thätig mit Aufwand aller Kraft seines Geistes und seines Herzens mitgearbeitet hat. Er hat unser ganzes Leben der letzten Jahrzehnte mitempfunden und mitgerungen. Es ist kein von jeher ungetrübt gläubiges Gemüth, das seinen in stiller Beschaulichkeit erhaltenen gottvertrauenden Seelenfrieden uns anderen mildlächelnd mittheilen will. Er hat selbst andere Anschauungen gehabt, durchgedacht und durchgelebt, er hat mitempfunden, mitgehandelt, mitgeopfert, wo andere als religiöse edle Leidenschaften unser Volk ergriffen haben.

Der Verfasser ist Christ; er hat sich sein Christenthum selbst innerlich erworben; aber ein Christenthum, das auf voller Kenntniß und vollem Verständniß aller nicht specifisch christlichen Ideale unserer Zeit beruht, und ein Christenthum, das keineswegs in entsagender Hingebung an ein fest formulirtes Dogma besteht. Ein ganzer Mann und ein wahrer Protestant schöpft mit einem freien, ethisch hochgestimmten Geist selbstständig aus dem Born seines Gottesbewußtseins und der Bibel, in der er Gottes Wort erkannt hat.

---

*) Der erste Band II. Aufl. hat folgenden Inhalt:
Vorrede zur II. Auflage.
Offener Brief an Herrn R. v. Bennigsen.
Einleitung.
I. Cap. Weltanschauung und sittliche Erkenntniß.
II. „ Weltanschauung und Sittlichkeit.
III. „ Die Frage der Religion; Einwände gegen die Glaubenspflicht.
IV. „ Vom Einfluß des Willens auf die Ueberzeugungen.
V. „ Der Beweis der Glaubenspflicht und seine Grenzen. I.
VI. „ Die psychologische Freiheit als Bedingung aller Moralität.
VII. „ Der Beweis der Glaubenspflicht und seine Grenzen. II.
Der zweite Band scheint leider noch nicht erschienen zu sein, trotz der Aufmunterungen, welche dem Verfasser seitens der Kritik zu Theil wurden. Die Red. des „D. A.-Bl."

So haben wir ein Buch, das jeden Philosophen und jeden Psychologen interessiren muß, mag er gesinnt sein, wie er will. Es steht vor uns ein Mensch, dessen Denken zu einer inneren That geworden ist. Es versteht sich nach dem Gesagten von selbst, daß ein solcher Verfasser nicht schreibt, um schon Gläubige in ihrem Glauben zu befestigen. Er schreibt vielmehr, um solchen, die ohne positiven Christenglauben, aber vertraut mit der deutschen Philosophie sind und auf dem festen Boden sittlicher Grundsätze stehen, die Frage vorzulegen:

Drängt nicht die ewige Unvollkommenheit des menschlichen Wissens und das Verlangen nach einer Basis für unsere einmal unentbehrlichen und bis zu gewissem Grade feststehenden sittlichen Grundsätze nach einem christlichen Gottesglauben?

Das Buch ist für moderne Menschen, die von dem freien Forschungstrieb unserer Zeit erfüllt und beherrscht sind, geschrieben von einem Manne, der selbst mehr gedacht und geforscht hat als die große Mehrzahl, und dem zuletzt der christliche Glaube, d. h. das Wesen dieses Glaubens, sein innerster Kern, der „moralische Wirksamkeit auszuüben vermag", zur selbsterworbenen inneren Wahrheit geworden ist. Kein Denkender kann das Buch lesen, ohne bei Betrachtung der größten und letzten Fragen, welche die Menschheit bewegen, auf einen höheren Standpunkt gehoben zu werden. Es wird nicht zu erwarten sein, daß alle Leser des Buches unbedingt für die Weltanschauung des Verfassers gewonnen werden: vielmehr wird das Schwanken zwischen verschiedenen Weltanschauungen, das die jetzige Welt beherrscht und verwirrt, noch lange fortdauern. Aber ein wissenschaftlich und ethisch hochstehendes originelles Buch ist unter Umständen eine Etappe im menschlichen Fortschritt, und kein Leser des Buches, der ehrlich über diese Probleme denken wird, kann es aus der Hand legen ohne den Wunsch, daß der Verfasser die Fortsetzung bald möge erscheinen lassen."

Nachdem wir vorstehend eine hervorragende liberale Zeitung über das bedeutende Buch hörten, wird es unsere Leser interessiren, auch den politisch freisinnigen, aber religiös gläubigen Verfasser selbst in seinen eigenen Worten und Gedanken kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke folgende Originalstellen aus dem tiefsinnigen, leider aber zu wenig beachteten Werke:

„Wenn Schelling einmal meint — sagt er — das Schicksal des Christenthums werde in Deutschland entschieden werden, so lasse ich dahin gestellt, ob das nicht zuviel gesagt ist; aber das

Umgekehrte ist mir nicht zweifelhaft, daß Deutschlands Schicksale bedingt sein werden durch die Stellung, die es zum Christenthum einnimmt. . . . Es steht freilich nirgends geschrieben, daß gerade unser Volk zu seinen Altären sich zurückfinden werde und müsse, selbst wenn kein Zweifel bleibt, daß es auf seinen bisherigen Pfaden auch als Nation den Weg des Todes wandelt; denn die Fortdauer seiner politischen Existenz und Machtstellung ist ebensowenig verbürgt. Was bei mir und allen denen, welche die Verjüngung und Gesundung der deutschen Volksseele durch den Lebenssaft des Evangeliums für das Heilserforderniß unserer nationalen Zukunft halten, die Hoffnung auf jene Rückkehr nicht sterben läßt: das ist in letzter Instanz wieder der patriotische Glaube. Nur wenige Jahre hinter uns liegt die Zeit, wo auch jenes andere, von uns gemeinsam angestrebte Ziel dieses Glaubens dem Kurzsinn des Alltagsverstandes in traumhafter Ferne zu liegen schien; und wie schnell und alle Träume überragend ist des Reiches mächtiger Bau emporgestiegen! Nur das freilich war ein Traum, wenn viele damals wähnten, allein durch die Macht der nationalen Idee, durch Reden, Resolutionen, Parlamentsbeschlüsse werde das schwere Werk sich vollführen lassen. Eine ähnliche Täuschung wäre es, zu denken, daß das in seiner Art ebenso schwere, wo nicht schwerere der Wiederherstellung des Glaubens ausschließlich durch die Mittel der theoretischen Discussion, durch die Kraft von Gründen und Beweisen, durch den Appell an den Wahrheitssinn auszurichten sein werde. Die Hauptsache in dem, was Menschen, was die Kirche und ihre Gläubigen bei dem Werke thun können, ist der Beweis der That, „der Beweis des Geistes und der Kraft", vor allem auf dem Felde der Liebesthätigkeit; und nur Unkenntniß und Verblendung können leugnen, daß die Führung dieses Beweises eine von Jahr zu Jahr fortschreitende ist. Aber zu entbehren ist die Vor- und Mitarbeit der Theorie darum doch nicht; schon weil die Verständigung zwischen Bildung und Christenthum vor allem erfordert, daß der Schutt der vielen, und vielfach von der Kirche selbst verschuldeten Mißverständnisse und Irrungen über das, was denn das Christenthum eigentlich ist, was zum vollen christlichen Heilsglauben wesentlich gehört und was nicht, aus dem Wege geräumt werde." . . . .

Speziell über die christlich-soziale Mission des Christenthums äußert sich der Verfasser wie folgt:

. . . „Den Prüfungen, Versuchungen und Gefahren, welche

die materielle Cultur, sobald sie einen gewissen Höhegrad erreicht hat, den Völkern bereitet, scheint mir der weltliche Idealismus, Bildung und Wissenschaft, Staatsgeist und Staatsgesinnung, für sich allein nicht gewachsen; ebensowenig, wie sich versteht, eine vorweltliche, conventionelle, in Dogmatismus erstarrte oder sonst wie salzlos gewordene Kirche und Kirchlichkeit, überhaupt keine andere Kraft und Macht in der Welt, als wahrhafte und lebendige Religiosität. Die Entwicklung der materiellen Cultur gehört ja zu den unserem Geschlecht gestellten irdischen Aufgaben, und der Punkt, wo sie zu Reichthum führt, wo die äußeren Güter und Genüsse sich ausbreiten und anhäufen, muß in ihrem Verlaufe erreicht werden. Aber stets wird sich dann gleichzeitig die Tendenz zur Ueberschätzung dieser Güter und Genüsse, zur Anbetung des goldenen Kalbes, mit einem Worte zum praktischen Materialismus einstellen. Und fehlt jenes Gegenwicht, so wird sie bald über alle besseren Gewohnheiten und Ueberlieferungen der alten, einfacheren Zeiten den Sieg davon tragen, Leb- und Genußsucht mehr und mehr in alle Klassen eindringen, Plenoxie, Hoffart und Schwelgerei die Besitzenden, Neid und Begehrlichkeit die Aermeren erfüllen; und in den dann unstillbaren und unausgleichbaren Kämpfen der gesellschaftlichen Parteien um die Staatsgewalt versinkt zuerst die Freiheit und schließlich Staat und Volk selber.

Zudem bringt es der Naturlauf der wirthschaftlichen Entwickelung der modernen Völker und ihrer freien Gesellschaft mit sich, daß an eben jenem Punkt die Frage der Gütervertheilung, der Milderung des allzu schroff werdenden Gegensatzes zwischen reich und arm, die sogenannte soziale Frage in weiterem Sinne sich herandrängt, und bei Strafe des Untergangs ihre Lösung heischt. Und zwar ist sie den modernen Völkern gestellt, gerade sofern sie, ihrer geistigen und sittlichen Erziehung nach, zugleich christliche Völker sind. Denn als solche fühlen sie sich in ihrem Gewissen durch das Gebot der brüderlichen Liebe verpflichtet, und müssen sie ferner die Idee der Gleichberechtigung aller Menschen in dem, was zu den wesentlichen Merkmalen eines menschlichen, „menschenwürdigen“ Daseins gehört, als gültig anerkennen. Aber die Bewältigung der hieraus sich ableitenden Aufgaben wird einem Volke nur dann gelingen, wenn die christliche Lebensanschauung und Gesinnung die vorwaltende bei ihm ist; mehr noch, es liegt in dem Auftreten der sozialen Frage eine Mahnung an die Kirche selbst, nunmehr die Ethik des

Christenthums energischer, voller und folgerichtiger auch auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Lebens zur Wahrheit zu machen; es ist dies gleichsam das Maturitätsexamen der Epoche, das sie bestehen muß, wenn sie nicht zu leicht befunden werden soll."

Unsere Leser werden finden, daß dieses von einem Liberalen entworfene Programm christlich-sozialer Staatskunst in den wesentlichen Punkten ganz genau übereinstimmt mit dem Gedankengange, welchen wir in den vorhergegangenen Abschnitten entwickelten. Ein demnach eingerichteter Religionsunterricht würde also im Gegensatz zu den Meinungen der Herren Alexi und Genossen nicht an den Klippen der Paritätsschulen scheitern, weil er ja gerade auf die Gewinnung auch der liberalisirenden Richtungen berechnet wäre.

Den orthodoxen Standpunkten muß man zugeben, daß weder die Philosophie noch die praktische Menschenliebe im Stande sind, einen Glauben zu verleihen, wohl aber können sie eine Menge wissenschaftliche und sittliche Vorurtheile beseitigen. Gegenwärtig besteht bei Hoch und Niedrig ein bewußter Haß und wissenschaftlicher Aberglaube gegen die Religion, ein nicht frivoler, sondern ernster, fanatischer, sittlich ergriffener wissenschaftlicher Unglaube. Es besteht, abgesehen von der sozialdemokratischen Meinung, daß die Kirche eine Polizeieinrichtung zu Gunsten der Reichen sei, eine wissenschaftliche Kluft zwischen dem modernen Geschlechte und den religiösen Heiligthümern. Hinsichtlich der fehlenden Brücken sprach Professor Dr. J. J. Hoppe, Verfasser der Schrift: „Erforschung der Begriffe und Gefühle zur Begründung der Religion, der Moral und der Cultur (1874 bei Manz) vor neun Jahren von dem Unterschiede zwischen den jetzigen Apologien und denen, wie sie sein sollten und wie wir sie noch nicht haben. Die jetzigen Apologien — meinte er — geben meistens nur den einzelnen Gläubigen eine erbauliche, freudige Betrachtung. Aber allen Apologien fehlt nach seiner Meinung die Hauptsache, nämlich der Beweis aus der Seele selbst, der psychologische Beweis der Nothwendigkeit einer Religion und religiösen Moral, wie auch der psychologische Nachweis, daß die jetzige, die christliche Religion die richtige ist, sowie auch, daß die durch die bisherigen Lehrer überlieferte Moral, die kirchliche Einrichtung und Verwaltung und der kirchliche Cultus richtig sind, das heißt: der menschlichen Denkthätigkeit und den geistigen Gefühlen des Menschen entsprechend, für sie geeignet und sie, namentlich die geistigen Gefühle, fördernd.

Was über eine solche Apologetik behufs der religiösen Wiedergeburt in Europa, oder was dasselbe ist, zur religiösen Wiedergeburt des Liberalismus, noch weiter zu sagen wäre, und zwar alles im Interesse eines Religionsunterrichts auch auf den Paritätsschulen, soll uns mit Anschluß an die Philosophie Kants, Schopenhauers, Schellings und Lotzes später beschäftigen.

Weiterhin wären noch die ganz anderen Erfordernisse des Religionsunterrichts für Volksschulen zu erörtern, aber auch diese mit dem ausdrücklichen Zielpunkte auf die religiösen Gefahren der rohesten Freigeisterei, welchen das junge Geschlecht gegenwärtig völlig schutzlos preisgegeben ist.

. . ., den 29. Januar 1888.

O. Das Christenthum als Prinzip des Fortschritts.

Was wir in den vorhergegangenen Abschnitten über die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer religiösen Umkehr des Liberalismus andeuteten, erfordert wegen der maßgebenden Wichtigkeit dieses Gegenstandes für die moderne Staatskunst und die neuen Anforderungen derselben an das Schulwesen noch eine Betrachtung über „Das Christenthum als Prinzip des Fortschritts."

Zwar gingen die sämmtlichen Abhandlungen, welche wir seit Jahren im „Deutschen Adelsblatt" über das „Practische Christenthum", über die Kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 und über die sozialreformatorische Ueberwindung der Sozialdemokratie, wie auch neuerdings über die besonderen Aufgaben der modernen Staatskunst veröffentlichten, von dem ausdrücklichen Standpunkt aus, daß christliche Volksentwicklung mit Culturfortschritt gleichbedeutend ist; doch erfordert diese Auffassungsweise zur allgemeinen Einbürgerung derselben ein höchst eindringliches Beweisverfahren, denn was dem Ansehen des Christenthums im bildungsstolzen 19. Jahrhundert am meisten geschadet hat, ist ja bekanntlich das ganz entgegengesetzte, nämlich die Auffassung: das Christenthum sei der schlimmste Feind eines jeglichen Culturfortschritts, des geistigen, des moralischen und des sozialen. Da nun die Menschheit unter keinen Umständen auf den Fortschritt verzichten will und verzichten darf, sondern gewillt ist, jeden Widerstand des Fortschritts aus dem Wege zu räumen, also nöthigenfalls auch das Christenthum, so giebt es

kein anderes Mittel, um die fortschrittstrunkene Menschheit mit dem Christenthum wieder zu versöhnen, als den Nachweis, daß Christenthum und Culturfortschritt nicht nur theoretisch gleichbedeutend sind, sondern auch in den wichtigsten Epochen der Weltgeschichte practisch als gleichbedeutende Faktoren auftraten, und neuerdings abermals dazu im Begriffe sind.

Aus diesem Grunde machten wir unsere Leser im vorigen Abschnitt mit dem tiefsinnigen Buche „Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit" bekannt, denn in ihm sind die Mittel und Wege auf's genaueste bezeichnet, welche eine, auf die religiöse Wiedergeburt ausgehende Staatskunst zu benutzen hat, um den unter den Gebildeten aller Volksklassen tiefeingewurzelten Aberglauben, das Christenthum sei die Verneinung des Culturfortschritts, auszurotten. In jenem bedeutenden Buche ist es ein Anhänger der liberalen Partei, welcher behauptet und beweist, daß der religiöse Fortschritt durchaus gleichbedeutend ist mit dem gesammten Culturfortschritt, also auch mit dem wissenschaftlichen und moralischen Fortschritt, besonders aber, daß

> „das Maturitätsexamen der Epoche darin bestehen müsse, die Ethik des Christenthums in der sozialen Frage energischer, voller und folgerichtiger zur Wahrheit zu machen."

Hiernach kann eine wahre Fortschrittspartei nur auf dem Boden des practischen Christenthums stehen, während jede Partei, die den Fortschritt anstrebt, einen Selbstmord begeht, wenn sie sich zum Christenthum in einen feindlichen Gegensatz stellt. Letzteren Frevel gegen den Fortschritt begehen in erster Linie alle diejenigen Lehrer, welche als vermeintliche Träger des Fortschritts das Christenthum innerlich ablehnen, ja hassen, so daß man ihnen, wie bereits früher erwähnt, nicht mit dem Worte „christlich" kommen darf. Alle diese dem Christenthum entfremdeten Männer haben in einer Gedankenwelt, wie sie das Buch „Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit" erschließt, ihre religiöse Wiedergeburt zu bewerkstelligen. Das ist das erste und nothwendigste Ziel, auf welches unsere Staatskunst loszusteuern hat, welches sie aber bis heute leider noch nicht einmal gehörig in's Auge faßte. Was von kleinen Privatkreisen in dieser Hinsicht seit zehn Jahren unternommen wurde, hat seitens der Unterrichtsverwaltung keine Unterstützung erfahren. Es ist bis jetzt kein Schulbuch im Gebrauch, welches, den heutigen Bedürfnissen entsprechend, der Erbringung des culturgeschicht-

lichen Beweises gewidmet wäre, daß Christenthum und Fortschritt gleichbedeutend sind. Besäßen wir ein solches Schulbuch, so hätte kein Berliner Lehrer der Wahrheit gemäß die skandalöse Thatsache bezeugen können: „meinen Kollegen darf man mit dem Worte christlich nicht kommen!"

Der bereits oft erwähnte „Centralverein für Sozialreform" ließ im Jahre 1878 zum Zweck der Massenverbreitung eine kleine Schrift drucken mit dem Titel: „Das Christenthum als Befreier der Menschheit"*). Der zeitgemäße Inhalt zerfiel in die folgenden sieben Capitel:

1. Angriffe und Pläne gegen das Christenthum.
2. Sclaverei und Mißhandlung der Sclaven bei den alten Griechen.
3. Sclaverei und Mißhandlung der Sclaven bei den Römern.
4. Frauen-Entehrung und Kindertödtung im alten Griechenland und Rom.
5. Der Kampf des Christenthums gegen die Sclaverei.
6. Der Kampf des Christenthums gegen Noth, Krankheit und Bedrückung.
7. Die heutigen Befreieraufgaben des Christenthums.

Wäre der Verein damals unterstützt worden, so würde dieses kleine Schriftchen in die Hände jedes Lehrers und sein Inhalt dadurch wieder dem Kopf und Herzen unseres Volkes nahe gekommen sein. Angesichts der auf den 14 Blättern zusammengedrängten Culturthatsachen leuchtet die Wahrheit des Satzes, daß Christenthum und Fortschritt gleichbedeutend sind, den meisten Schulmännern gewiß ein und überzeugt sie davon, daß sie als Fortschrittsmänner nicht auf dem richtigen Wege sind, wenn sie das Christenthum ablehnen, weil nicht nur seine Lehren das beste Fortschrittsprogramm, sondern auch seine Thaten Empfehlungen dieses Programms darstellen, wie sie so glänzend für kein anderes Fortschrittsprogramm beizubringen sind.

Aus den sonstigen Veröffentlichungen des erwähnten Centralvereins ist zur Verstärkung dieses Beweises, daß das Christenthum das absolute Fortschrittsprinzip ist, noch die folgende Stelle aus der Schrift: „Der Untergang der alten Parteien und die Partei der Zukunft" von Konstantin Frantz höchst beachtenswerth.

---

*) Das Schriftchen ist im „Anhang" dieses Buches abgedruckt.

„Die weltliche Mission des Christenthums.

Ist der Staatsbürger und der religiöse Mensch das eine und selbe Subject, so frage ich: was für eine Religion müßte das wohl sein, die nicht auf das öffentliche Leben einwirkte? Ihr Einfluß ist ebenso unabweisbar als unentbehrlich, weil mit bloßen Rechtsgesetzen überhaupt nicht auszukommen wäre. Damit aber die Religion um so kräftiger einwirken könne, darum darf sie nicht selbst mit der weltlichen Ordnung verquickt, sondern sie muß eine unabhängige Macht sein, die über der ganzen weltlichen Ordnung als ein absolutes Sollen schwebt. Bildlich gesprochen, wie die Sonne, die in das ganze Menschenleben hineinscheint, ihm das Licht und die Wärme spendend, ohne welche es nicht bestehen kann.

Wären nun unsere Staaten wirklich schon christliche Staaten und hätte die ganze gesellschaftliche Ordnung eine göttliche Sanction für sich, — ei, was hätte das Christenthum noch daran zu verbessern? Es könnte nur seinen Segen dazu sprechen.... — Zwar ist das Christenthum nicht von dieser Welt, wohl aber ist es für diese Welt, die es reinigen und veredeln soll und — um doch ein Stichwort der Zeit zu gebrauchen — unter diesem Gesichtspunkt ist gerade das Christenthum das absolute Fortschrittsprinzip, indem es der Welt unaufhörlich zuruft: „Du bist noch lange nicht, wie Du sein solltest."

Ich weiß ja, das Christenthum hat noch eine ganz andere Bedeutung, als blos für diese Welt, wie auch der Mensch nicht blos für diese Welt bestimmt ist; in unserer Betrachtung aber handelt es sich um diese Welt, die allein das Gebiet der Politik ist, und was wäre es mit der weltüberwindenden Kraft des Christenthums, oder warum hieße Christus der Welterlöser, wäre er nicht auch zum Heile für diese Welt erschienen, nicht blos um der ewigen Seligkeit willen? Darum müssen folglich alle diejenigen, welche sich für Vertreter des Christenthums ausgeben, auch diese Seite desselben ins Auge fassen, und die daraus entspringenden Forderungen geltend machen. Sie werden dadurch am augenfälligsten bezeugen, daß der christliche Glaube wirklich die Kraft hat Berge zu versetzen. Denn Berge von Schwierigkeiten wären dabei allerdings zu überwinden.

Trat die mosaische Religion zugleich als eine weltliche Gesetzgebung auf, — wie desgl. im Koran vorliegt, und in allen andern Religionsbüchern außer im neuen Testamente, — so ist sie auch ausdrücklich die Religion des Gesetzes. Das Christen-

thum hingegen, als die Religion der Freiheit, hat keine weltliche Ordnung festgestellt, sondern überläßt das den Menschen, an deren Gesinnung allein es sich wendet. Haben dann aber die Menschen das Christenthum in sich aufgenommen und bekennen sich dazu, so müssen sie folgerichtig sich verpflichtet fühlen, eine solche Ordnung der Dinge herzustellen, die sie als der christlichen Lebens- und Weltansicht entsprechend erachten dürfen. In dieser Arbeit dürfen sie nie ermüden, denn es ist damit eine unendliche Aufgabe gestellt. Menschenwerk wird um deswillen doch Alles bleiben, was in dieser Richtung geschieht und erreicht ist, so gewiß als es von Menschen ausging, aber die Menschen werden gethan haben, was menschenmöglich war. Ich wüßte nicht, warum die Kirche, insbesondere ihre Vorsteher, von der Theilnahme an solcher Arbeit entbunden sein sollten. Vielmehr hätten sie mit der Arbeit voranzugehen . . . .

Die ganze Zukunft des Christenthums hängt davon ab, daß über die bisherige einseitig dogmatische Auffassung desselben, wonach es lediglich auf die jenseitige Welt gerichtet wäre, hinausgegangen werde, indem es zugleich als lebendiges Prinzip der ganzen menschheitlichen Entwicklung erkannt und geltend gemacht wird. Denn dadurch gerade sind die Menschen allmählich an ihrem Glauben irre und gleichgültig gegen das Christenthum geworden, daß sie so häufig das Gegentheil von dem geschehen sehen, was nach den Forderungen christlicher Gesinnung geschehen sollte, indessen die Kirche dazu schweigt, und über die bestehende Weltordnung, wonach so unchristliche Dinge geschehen, noch obendrein ihren Segen spricht, wie wenn diese Weltordnung selbst schon die christliche wäre. Hat man viele Jahrhunderte lang für diesen klaffenden Widerspruch fast kein Gefühl gehabt, so ist jetzt allmählich das Bewußtsein darüber erwacht. Auch mußte es um so mehr erwachen, je mehr man anfing, sich ernsthaft mit den Angelegenheiten dieser Welt zu beschäftigen. Hatte hingegen die Kirche diese Angelegenheiten beiseite gelassen, so konnte es kaum anders geschehen, als daß die auf die weltlichen Angelegenheiten gerichteten Wissenschaften um deswillen sich auch ihrerseits je mehr und mehr von allen Beziehungen zur Religion lossagten und allmählich auch das allgemeine Denken in diese Richtung gerieth, wonach es schließlich dahin gekommen ist, daß gerade die Lossagung von der Religion als Grundbedingung aller Geistes-

freiheit gilt. Unter solchen Umständen ist es freilich um so schwieriger geworden, der Religion einen regulirenden Einfluß auf die Weltordnung zu verschaffen, um so dringender wird jetzt die Aufgabe.

Ist das Christenthum für die ganze gesellschaftliche und staatliche Entwickelung des neuen Europas die geschichtliche Voraussetzung gewesen, so mußte wohl dieser ganze Bau haltlos werden und in sich selbst zusammenbrechen, wenn die gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen ihren früheren Zusammenhang mit dem Christenthum je mehr und mehr verloren und abstreiften, und in dem allgemeinen Bewußtsein der Völker der Glaube an das Christenthum wankend wurde. Mit der förmlichen Lossagung vom Christenthum, zur Zeit der Revolution, begann daher nicht nur der allgemeine Umsturz in Frankreich, über ganz Europa brach eine Katastrophe herein. Die darauf versuchte Restauration konnte keinen dauernden Bestand gewinnen, überall brach die Revolution von neuem hervor, und wird noch immer von neuem hervorbrechen. Täuschen wir uns nicht darüber, daß wir uns ganz allgemein in einer Periode revolutionärer Entwickelung befinden, die nicht zum Abschluß kommen kann, außer durch eine Erneuerung des religiösen Bewußtseins. Denn was die menschliche Gesellschaft zusammenhält und ihr Haltung giebt, sind zuletzt die sittlichen Ueberzeugungen der Menschen, die ihrerseits sich wieder in der Religion concentriren. Wie soll also eine neue sozialische und politische Ordnung Bestand gewinnen, wo der alte Glaube dem Zweifel verfiel, indessen ein neuer Fond von festen und allgemein gültigen Ueberzeugungen noch nicht gewonnen ist?

Selbst die ernster denkenden großen Revolutionsmänner erkannten sehr wohl, daß ihre Schöpfungen keine Zukunft hätten, wenn sie nicht durch den religiösen Glauben der Menschen getragen würden. Man erinnere sich an Robespierre mit seinem Fest des „höchsten Wesens". Noch mehr gilt dies von St. Simon. Ging er auf die Begründung einer neuen Gesellschaft aus, so fordert er dazu auch einen Umschwung der religiösen Ueberzeugungen, woran sich unter seinen Nachfolgern der Versuch eines neuen Cultus anschloß. Im Grunde genommen verhält es sich mit dem deutschen Rationalismus auch nicht anders, der eben eine Vernunftreligion gründen wollte, worauf die Zukunft der Welt beruhen sollte. Fichte insbesondere hat ganz ernstlich geglaubt, daß mit seiner Philosophie die Grundlagen dazu gegeben seien. Später hat ein Feuerbach ganz ausdrücklich eine Zukunftsreligion proclamirt.

Selbst der Philosoph des Unbewußten hat neuerdings eine Aussicht darauf eröffnet. Auf unserm Standpunkt sind das zwar alles beklagenswerthe Verirrungen, woraus aber doch die große Wahrheit hervorleuchtet, daß in dem allgemeinen Umschwung der Dinge, in welchem wir uns unleugbar befinden, die letzte Entscheidung auf dem Gebiete der Religion erfolgen muß.

Wie in Lapidarschrift steht diese Wahrheit vor unseren Augen in dem Schicksal der altklassischen Welt, die alle ihre Wissenschaften und Künste doch schließlich nicht vor ihrem Untergange bewahren konnten. Inmitten ihrer glänzenden Civilisation starb sie innerlich ab, weil der alte Götterglaube abstarb und keiner Wiedergeburt fähig war. Wird denn die neuere Welt demselben Schicksal entgegengehen? Ohne Zweifel würde sie das, wenn es sich mit dem Christenthume ebenso verhielte als mit dem alten Götterglauben. Denn in der Gestalt, in welcher das Christenthum bisher bestand, ist es unverkennbar im Absterben begriffen, und ist daher die einzige Frage: ob eben diese Gestalt des Christenthums schon seine wahre Gestalt gewesen? Wäre dies der Fall, — und alle diejenigen, welche das Mittelalter für das spezifisch christliche Zeitalter ansehen, müssen allerdings so urtheilen, — wäre dies also der Fall, so ginge es auch mit dem Christenthum unaufhaltsam bergab. Und damit zerfiele auch die ganze neuere Welt, für deren Entwicklung das Christenthum die geschichtliche Voraussetzung war. Gerade wie wir jetzt sehen, daß die mohamedanische Welt mit dem Islam verfällt und wie vordem die altklassische Welt mit ihrem Götterglauben verfiel. Denn überhaupt kann keine Weltordnung die Religion überdauern, von welcher sie ausging. W i r hingegen sind der besseren Ueberzeugung, daß jene Gestalt des Christenthums, nach welcher es im Absterben begriffen ist, noch lange nicht seine wahre Gestalt gewesen, sondern daß es erst in Zukunft in seiner wahren Gestalt auftreten und durch eine Erneuerung des christlichen Geistes erst seinen wahren Triumph feiern wird." So weit Konstantin Frantz.

Was dieser Schriftsteller hier über das Christenthum als absolutes Fortschrittsprinzip, wie auch über die Nothwendigkeit einer religiösen Wiedergeburt als Existenzbedingung der europäischen Cultur sagt, wird den meisten Gebildeten zunächst wie eine ganz fremde Sprache klingen, aber doch allmählich verständlich werden, namentlich durch Unterstützung der weltgeschichtlichen

Anschauungsbeweise über practisches Christenthum, welche die großen Männer an der Spitze unseres Staatswesens zur Verwirklichung der Engelsbotschaft: „Friede den Menschen auf Erden" auf dem Gebiete der auswärtigen und sozialen Politik liefern. Hätte unser modernes Bildungswesen soviel System und fleißige Arbeit zur Einbürgerung christlicher Culturideale der oben angedeuteten Art aufgewandt, als zur Einbürgerung und Verherrlichung griechischer und römischer Bildungsidole, so würde unserem heutigen Geschlechte das Verständniß des in der deutschen Politik liegenden, unermeßlich großen Culturfortschritts weniger schwer fallen; es würde allgemeiner als jetzt einleuchten, daß Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck, indem sie im Namen des Christenthums eine Staatsmacht ohne Gleichen in den Dienst einer äußeren und inneren Friedenspolitik, in den Dienst der internationalen und sozialen Versöhnung, also der christlichen Bruderliebe stellen, die ersten Fortschrittsmänner des Jahrhunderts sind. Kommende Geschlechter werden nicht begreifen, wie unsere Gegenwart die ungeheure Tragweite dieser welt- und culturgeschichtlichen Thatsache blind verkennen konnte, und wie zu Lebzeiten der beiden großen Männer sowohl Gebildete wie Ungebildete im Wahne, damit dem Fortschritt zu dienen, jener wirklich fortschrittlichen, weil christlichen Staatskunst Trotz und Widerstreit entgegenzustellen vermochten, anstatt sie mit Begeisterung zu unterstützen. Am wenigsten aber wird man das Schulwesen eines christlichen Staatswesens begreifen, welches nicht im Stande war, den Zeitgenossen Kopf und Herz mit der großen Culturwahrheit zu erfüllen, daß gerade das Christenthum das absolute Fortschrittsprinzip ist.

. . ., den 5. Februar 1888.

P. Dürfen und müssen die Begriffe „Practisches Christenthum" und „Soziales Königthum" der nationalen Erziehung einverleibt werden?

Am 30. October v. J. wurden wir durch einen Leitartikel der „Nordd. Allgemeinen Zeitung" veranlaßt, den systematischen Gang unserer Darlegungen über „Die moderne Staatskunst und das Schulwesen" zu unterbrechen, indem wir eine Betrachtung über „Die Gefahren des Parteistandpunktes bei Erörterung

dieses Gegenstandes" einschoben. Heute müssen wir zu einer neuen Unterbrechung schreiten, weil wir von mehreren hochgeschätzten Freunden unserer Bestrebungen aufgefordert werden, einen weiteren Leitartikel der „Nordd. A. Ztg." zu beantworten. Derselbe befindet sich in der Nummer vom 28. December v. J. abgedruckt und hat folgenden Inhalt:

„Zu den Lieblingswünschen unserer Manchesterdemokratie gehört bekanntlich, in die Volks- und Fortbildungsschule, mindestens aber in letztere, den Unterricht über die Grundlagen der Volkswirthschaft und die bestehenden staatsrechtlichen Organisationen, Rechts- und Gesetzeskunde rc. eingeführt zu sehen. Obgleich eine derartige Forderung von anerkannten Wortführern einer bestimmten politischen Gruppe erhoben und obgleich sie dementsprechend von der correspondirenden Parteipresse protegirt worden wäre, könnte auf den ersten Blick etwas Bestechendes in derselben gefunden werden. Man könnte nämlich zu der Annahme gelangen, wenn die späteren Wähler schon in ihrer Jugend objectiv über den wirthschaftlichen und politischen Zusammenhang mancher Dinge aufgeklärt würden, möchte es bei Wahlen und sonstigen Gelegenheiten dem gewerbsmäßigen Wahlmacherthum in Zukunft minder leicht werden, die von ihm angestrebte Verwirrung der Begriffe in den Köpfen der Wähler herzustellen.

Solcher Ansicht mag auch wohl die deutsche Adelsgenossenschaft gewesen sein, als sie die von Herrn Rickert präsidirte „Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung" aufforderte, gemeinsam mit ihr das Ziel der Einführung solchen Unterrichts zu erstreben. Letztere „Gesellschaft" ist bekanntlich eine Institution zur Verbreitung linksliberaler und manchesterlicher Ideen, oder ist wenigstens je länger je mehr zu einer solchen Institution herausgebildet worden[1]), sie lehnte also folgerichtig

---

[1]) Anmerkungen der Redaction des „D. A.-Bl." Die „Deutsche Adelsgenossenschaft" trat durch ihr Berliner Vorstandsmitglied, Herrn Frhr. v. Broich, Geh. Reg.-Rath und vortragenden Rath im Staatsministerium, mit der „Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung" zum gedachten Zweck in Verbindung, weil sie diese Gesellschaft nicht für eine „Institution zur Verbreitung linksliberaler und manchesterlicher Ideen", sondern ihrem Programm und Statut gemäß für eine politisch parteilose und lediglich gemeinnützige Gesellschaft hielt. In ihrem Preß-Organ „Der Bildungsverein", vom 10. Februar 1887 wird dieser Charakter wie folgt dargestellt:

ab, mit der Adelsgenossenschaft gemeinsam solchem Ziele nachzu=

„Die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" hat die Aufgabe: die Entfaltung der im deutschen Volk ruhenden, sittlichen, geistigen und culturellen Anlagen behufs Erringung einer gesegneten Zukunft desselben nach Maßgabe ihrer Kräfte vorbereiten und fördern zu helfen. Das Statut besagt deshalb in seinem § 1:

Die Gesellschaft verfolgt den Zweck: „Der Bevölkerung, welcher durch die Elementarschulen im Kindesalter nur die Grundlagen der Bildung zugänglich gemacht werden, dauernd Bildungsstoff und Bildungsmittel zuzuführen, um sie in höherem Grade zu befähigen, ihre Aufgabe im Staate, in Gemeinde und Gesellschaft zu verstehen und zu erfüllen."

Im Jahre 1871, kurz nach dem Schluß des Krieges, von hervorragenden Männern, wie: Schulze=Delitzsch, Bennigsen, Miquel, Friedrich Kapp, Fritz Kalle u. A. m. gegründet, erhielt sie im Jahre 1876 von Sr. Majestät dem Kaiser die Rechte einer juristischen Person und besteht gegenwärtig aus etwa 200000 Seelen, getheilt in 700 Vereine und 3—4000 persönliche (zahlende) Mitglieder.

Die Gesellschaft hat weder eine politische noch kirchliche Stellung; es sind Männer aller Parteien und Glaubensbekenntnisse in ihr vereinigt. Auf nationalem und sittlich=religiösem Boden stehend, sucht sie die gesunden Triebe des Volkes zu kräftigen, die krankhaften zu bekämpfen, das Gute zu fördern, Opferwilligkeit und Thatkraft zu erwecken, der Pflege des Idealen die praktische Befähigung zu gesellen, den Gemeinsinn zu entwickeln, die Leistungsfähigkeit zu heben und die Liebe zur Selbstverantwortung und zum Pflichtgefühl auszubreiten. So faßt sie ihre Aufgabe von der historischen Seite auf. Sie beschränkt sich nicht darauf, Wissensstoff allein dem Volke darzureichen. Sie wünscht dasselbe zu einem menschenwürdigen Streben zu erziehen, ihm statt genußlicher, sittliche Bedürfnisse anzugewöhnen. Sie will ihm, durch Schaffung gemeinnütziger Einrichtungen, die Mittel zur besseren Förderung seines Wohles gewähren und es zur Anerkennung der Bedingungen seines culturellen Daseins heranbilden helfen.

„Macht die Köpfe hell und die Herzen warm,"

ist der Wahlspruch, den man als den ihrigen bezeichnen könnte. Von jeher wirkte sie auf die Veredelung der Volksseele und bekämpfte die zerstörenden Einflüsse mit Ausdauer und Erfolg."

Soweit die „Gesellschaft für Volksbildung" über den Charakter ihrer eigenen Bestrebungen. Die „D. Adelsgenossenschaft", welche ebenfalls keine politischen Parteizwecke anstrebt, hat keine Veranlassung, die Aufrichtigkeit dieses Programms zu bezweifeln. Ja, noch mehr, sie hat Beweise von dieser Aufrichtigkeit. Was speziell den Verdacht der „Nordd. A. Ztg." betrifft, die „Gesellschaft ꝛc." gehe auf Verbreitung linksliberaler und manchesterlicher Ideen aus, so läßt sich nicht leugnen, daß in zahlreichen, dem Verband angehörenden Bildungs=Vereinen Vorträge gehalten worden sind und auch noch gehalten werden, welche jenen Verdacht rechtfertigen. Das erklärt sich einfach daraus, daß es bis vor kurzer Zeit kaum eine andere, als eine manchesterliche Volkswirthschaftslehre gab. Auf allen Universitäten wurde sie gelehrt, die Staatsdiener und Staats=

streben[2]), steckte sich selbst aber dasselbe vor. Mit den in Coburg diesbezüglich gepflogenen Verhandlungen haben wir uns s. Z. beschäf-

---

gesetze waren davon erfüllt, die Zeitungsblätter, auch conservative, athmeten jeden Tag manchesterlichen Geist. Vielfach besteht dieser Zustand noch heute. Die Kaiserbotschaft konnte wohl mit dem Manchesterthum prinzipiell brechen, aber nicht gleich eine neue Volkswirthschaftslehre schaffen, und noch weniger ihren Geist an Stelle des alten setzen. Im Vorstand der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" steht man dem neuen Geist der Kaiserlichen Botschaft sympathisch gegenüber, wie unsere Correspondenz ausdrücklich bezeugt. Haben die conservativen Anhänger der Kaiserlichen Botschaft den Wunsch, die sozialreformatorischen Gedanken dieser Staatsschrift in den Bildungsvereinen schneller in Umlauf zu bringen, so mögen sie doch in diese Vereine gehen und den manchesterlichen Vorträgen solche über die Kaiserliche Botschaft entgegenstellen.

[2]) Von einer solchen Ablehnung ist der „Deutschen Adelsgenossenschaft" nichts bekannt. Die vorliegende Correspondenz zwischen den Herren Frhrn. v. Broich und Generalsecretär Wislicenus beweist vielmehr das freundliche Entgegenkommen der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung". In einem Briefe des letzteren Herrn heißt es u. A.:

> „Indem ich zunächst für meine Person den Ihrerseits ausgesprochenen, sowie durch Herrn von Mosch im „Deutschen Adelsblatt" dargelegten Anschauungen über die Nothwendigkeit einer wirksamen Bekämpfung der sozialistischen Irrlehren voll und ganz beipflichte und ebenso die Volksschule für einen im Ganzen recht geeigneten Boden für die Aussaat gesunder, volkswirthschaftlicher Anschauungen — fußend auf dem kaiserlichen Erlaß — gern anerkenne, scheint mir der Wirkungskreis der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung", nach Maßgabe des Statuts derselben, allerdings weniger auf die Volksschule selbst sich zu erstrecken, als vielmehr die aus derselben entlassenen erwachsenen Personen in sich zu schließen. Das dürfte indessen eine Einwirkung der Gesellschaft auf die Volksschule nicht absolut ausschließen, falls es gelingen dürfte, die richtigen Wege zu einer solchen einzuschlagen."

Am 7. Januar 1887 wurde der Vorstand der Deutschen Adelsgenossenschaft vom Vorstand der Gesellschaft (Vorsitzender Rickert) benachrichtigt, daß der Centralausschuß von dem Antrag der Deutschen Adelsgenossenschaft mit Interesse Kenntniß genommen und eine gemischte Commission niedergesetzt habe mit der Aufgabe: „Den Antrag einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen und eine Verhandlung desselben auf der Ende Mai nach Coburg einzuberufenden ordentlichen Generalversammlung der Gesellschaft vorzubereiten." Diese Verhandlung hat in einem dem Gegenstand sympathischen Geiste stattgefunden. Für die Absicht, diese Bestrebungen „zur Verbreitung linksliberaler und manchesterlicher Ideen" auszunutzen, ist dabei kein eigentlicher Beweis geliefert worden. Im Gegentheil wurden alle politischen Parteizwecke ausdrücklich zurückgewiesen. Herr Rickert nahm sogar Anstoß daran, daß die Ver-

tigt und hervorgehoben, derartige Forderungen müßten schon deshalb abgewiesen werden, weil die Volksschule nicht den Parteien und den zwischen denselben obwaltenden politischen und sonstigen Gegensätzen ausgeliefert werden dürfe, was durch derartigen Unterricht unfehlbar geschehen würde, indem es unmöglich ist, das politische und wirthschaftliche Leben betreffende Streitfragen anders als subjectiv zu behandeln.

Gegen diese unsere Ausführungen wurde aber eingewendet, wenn es nur gelänge, ein gutes Lehrbuch für diesen Unterricht herzustellen, so werde unser Bedenken sich als nicht substantiirt ergeben.

Es sind nun von verschiedenen Seiten Versuche gemacht, für die Volks- resp. Fortbildungsschule solche Lehrbücher zu verfassen; was aber von solchen bisher uns vor Augen gekommen, hat zur Befestigung der von uns schon anfänglich ausgesprochenen Meinung beigetragen und dieselbe in keiner Weise erschüttert. Entweder stellen diese „Lehrbücher" den Stoff in manchesterlich-demokratischer Auffassung dar, dienen also den Parteizwecken dieser Richtung, oder sie gehen von entgegengesetzten Auffassungen aus, arbeiten also jener Richtung entgegen. Weder dieses Eine noch jenes Andere kann aber unseres Erachtens Aufgabe der Volksschule sein.[3])

---

handlungen des Deutschen Adelstages politische Zwecke verrathen hätten. Hier trat eben dasselbe Mißverständniß zu Tage, welches auch dem Artikel der „N. A. Z." zu Grunde liegt und durch die gegenwärtige Betrachtung über das, was Parteisache und was Staatssache ist, beseitigt werden soll.

[3]) Wie die „Deutsche Adelsgenossenschaft" den Gegenstand auffaßt, geht authentisch aus der Eingabe an den Königl. Preuß. Herrn Cultusminister hervor. Dieselbe lautet:

„Euer Excellenz

beehren wir uns in Ausführung des im Abdrucke anliegenden, auf dem am 26. Februar 1887 stattgehabten 6. ordentlichen Adelstage gefaßten Beschlusses der Deutschen Adelsgenossenschaft den beiliegenden Separatabdruck aus dem Deutschen Adelsblatt von 1886 mit der Bitte um hochgeneigte zuständige Berücksichtigung der daselbst empfohlenen und als practisch erreichbar dargelegten Ziele ehrerbietigst zu überreichen. Gemäß diesen Zielen wird eine geeignete Verbindung der auf einer sittlichen Weltordnung beruhenden volkswirthschaftlichen Belehrung mit der Elementarschule, ferner mit den, gleichwie im Großherzogthum Hessen bestehenden und bewährten, allgemein einzuführenden Fortbildungsschulen, sowie mit den höheren Lehranstalten angestrebt.

Diese Bemerkungen wurden uns bei Durchsicht eines Buches nahegelegt, welches neuerdings unter dem Titel: Volkswirthschaftliche Ergänzungen zum Lehrstoffe der Volksschule" von einem Mittelschullehrer Herrn A. Patuschka herausgegeben ist und von dem der Verfasser selbst sagt: er habe den Stoff vom „christlich-nationalen Standpunkte entwickelnd bearbeitet". Der Verfasser stellt sich also im geistigen Kampfe der Parteimeinungen auf unsere Seite und wir haben den guten Willen seiner Arbeit voll anzuerkennen; wenn auch gerade diese, gewissermaßen für unsere politischen und wirthschaftlichen Ziele eintretende Arbeit uns den Anlaß bietet, von Neuem die Freunde der Forderung, solchen Unterricht in die Volksschule einzuführen, darauf aufmerksam zu machen, daß damit die letztere zum Operationsfelde der Parteimeinungen gemacht wird.

Herr Patuschka will nun zwar selbst die Schule über die Parteien stellen, aber „nur über die Parteien, welche den Stand der Gesellschaft selbst nicht antasten"; schon damit ist jedoch jedem einzelnen, diese Dinge in der Volksschule Unterrichtenden die Entscheidung übertragen, welche Parteien hierzu gehören und welche nicht. Der Verfasser will ferner der Volkswirth-

---

Die Deutsche Adelsgenossenschaft giebt sich der Hoffnung hin, daß ihre Bitte die gewogentlichste Aufnahme finden wird, dadurch eine systematische und methodische Verbindung dieser Belehrung mit den gedachten Unterrichts- und mit den entsprechenden Vorbereitungs-Anstalten des betreffenden Lehrerpersonals, jedem in der Schule auf christlicher Grundlage in angemessener Weise für sein ganzes späteres Leben die Erwerbung von Kenntnissen geboten werden soll, deren er in seinem Interesse sowohl, als im Interesse des Staates und der Gesellschaft immer unabweislicher bedarf. Eine wesentliche Verstärkung dieser Bitte glaubt die besagte Genossenschaft noch in dem Umstande zu erblicken, daß durch deren Willfahrung, unbeschadet des allgemeinen Zweckes der Schule, nicht nur eine wahrhaft nationale Erziehung der Jugend in erhöhtem Maße gesichert wird, sondern auch namentlich die Volksschule umsomehr eine der besten Grundlagen zu vereintem Wirken von Staat und Kirche für eine gründliche Lösung der sozialen Frage bildet.

Wenn die Deutsche Adelsgenossenschaft in dem § 2 ihres Statutes eine Berechtigung zu diesem Vorgehen finden zu dürfen glaubt, so läßt dieselbe sich dabei nicht minder von der Ueberzeugung leiten, daß sie durch eine solche Mitwirkung an der Lösung großer Zeitfragen im Sinne der Allerhöchsten Botschaft vom 17. November 1881 eine ebenso patriotische, als christliche Pflicht zu erfüllen bestrebt ist."

schaftslehre in keiner Weise als selbstständigem Unterrichtsfache der Volksschule das Wort reden, wohl aber den gesammten Unterricht von geeigneten Anregungen durchtränkt wissen; er theilt sein Buch daher in vier Hauptabschnitte, von denen je einer zeigen soll, wie beim Unterricht in Religion, Geschichte, Geographie und Rechnen der volkswirthschaftliche Lehrstoff eingefügt werden könne."

Die „Nordd. A. Ztg." greift dann ein paar Beispiele heraus, um die von Patuschka empfohlene Methode zu charakterisiren und darauf hin zu einer prinzipiellen Verwerfung des ganzen Versuchs zu gelangen. In dieser Hinsicht sagt sie zum Schluß:

„Gegen den diesem Buche mitgegebenen Geist werden, abgesehen von den Mängeln seines Inhalts, diejenigen protestiren, die vom Standpunkte des Linksradicalismus die Volksschule zum Object ihrer Parteibestrebungen machen wollen; bei jedem anders gehaltenen Versuche werden andere Parteien mit gleichem Rechte ihrerseits protestiren. Man sollte meinen, es genüge dieser Umstand, um endgültig über den Vorschlag zur Tagesordnung fortzuschreiten, Volks- und Fortbildungsschule mit derartigem Lehrstoff zu beglücken."

Wenn wir einen Blick auf den langjährigen Gang dieser, durch den Freiherrn von Broich und später durch die deutsche Adelsgenossenschaft angeregten und geförderten Bestrebungen werfen, so kommen wir zunächst wieder unter den Eindruck des Goethe'schen Wortes: „Die Welt soll nicht so rasch zum Ziele." Von diesem Verhängniß mußte das Patuschka'sche Buch naturgemäß in hohem Grade betroffen werden. Als erster Versuch konnte er im Jahre 1887 nicht befriedigend ausfallen, und selbst dann nicht, wenn das Buch ohne diejenigen Geburtsfehler auf die Welt gekommen wäre, die nur auf besondere Mißgeschicke zurückzuführen sind. Letztere bestehen hauptsächlich darin, daß die Drucklegung übereilt wurde, nämlich bei derselben durch ein Mißverständniß einige siebzig Monita nicht zur Erledigung gelangten, welche die in der Vorrede des Buches genannten Rathgeber gezogen hatten. Verfasser und Verleger des Buches haben versprochen, dieses Versäumniß bei Veranstaltung einer zweiten Auflage nachzuholen. Doch auch dann wird das Buch seinem Zwecke noch nicht entsprechen, weil — wie wir uns immer mehr überzeugen — die Zeit für Abfassung eines vollkommenen Leitfadens überhaupt noch nicht gekommen ist. Ange-

sichts der Kaiserlichen Botschaft, sowie der amtlichen Motive zum Sozialistengesetz vom 18. October 1878 glaubten wir früher, der Zeitpunkt sei bereits gekommen, aber leider lehren uns neuere Erfahrungen, daß wir uns irrten. Wie sich nicht länger bezweifeln läßt, ist die Zeit noch nicht erfüllt; es fehlen für Einverleibung der kaiserlichen Reformgedanken in das nationale Erziehungswesen heute noch die elementarsten Voraussetzungen und Grundbegriffe. Das zeigt auch der Artikel der „Nordd. A. Z.“ aufs handgreiflichste. Unter den methodischen Beispielen Patuschka's führt genannte Zeitung das folgende an:

„In dem Abschnitt Religion wird die Kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 besprochen, um zu zeigen, mit welch heiligem Ernste unser Kaiser seine Regentenpflichten auffasse; diese Botschaft wird mitgetheilt, und da sie der Lehrer sich in einer Anzahl Exemplare verschafft hat, den Kindern mit der Bemerkung mit nach Hause gegeben:

„„Grüßt euere Eltern und sagt ihnen, ich lasse sie bitten, dieselbe aufmerksam zu lesen und sich gleich uns zu erquicken an der landesväterlichen Liebe unseres Kaisers.““

„Auch hiergegen haben wir natürlich durchaus nichts einzuwenden; aber was würde die „freisinnige“ Presse wohl sagen, wenn ein ihren Anschauungen geneigter Lehrer statt dieser Botschaft den Kindern „freisinnige“ Wahlflugblätter bekannter Autorschaft mit nach Hause geben würde?“

Wir müssen gestehen, daß wir auf diesen Einwand bei der „Nordd. A. Ztg.“ nicht gefaßt waren und ihn, namentlich so formulirt, auch in diesem Blatte für unmöglich hielten. Derselbe hat uns auf einen Augenblick aus allen Himmeln gerissen. Wir hielten die „Kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881“ bisher für eine neue Grundlage unseres ganzen Staats- und Gesellschaftswesens, nicht aber für ein Actenstück vom vergänglichen Range eines „Wahlflugblatts.“ An unserer hoffnungsfreudigen Auffassung halten wir auch trotz der traurigen Nebeneinanderstellung, welche die Kaiserliche Botschaft in einem Regierungsblatte findet, unerschütterlich fest: auch hier gilt das Goethe'sche Wort: „Die Welt soll nicht so rasch zum Ziele.“ Denn die „Nordd. A. Ztg.“ hat insofern leider recht, wenn sie meint, die Empfehlung der Kaiserlichen Botschaft durch die Schule werde liberalerseits dieselbe Anfechtung erfahren, wie conservativerseits die von einem Lehrer ausgehende Empfehlung freisinniger Wahlflugblätter. Es ist traurig, daß die Dinge bei

uns in der That noch so liegen. Ein mit unseren Anschauungen über „Practisches Christenthum“ sympathisirender Lehrer Berlins bezeugte uns kürzlich, daß kein Lehrer, der nicht seine Entlassung riskiren wolle, die Kaiserliche Botschaft in einer Berliner Schule vertheilen dürfe.[4]) An diese Gefahr selbst glauben wir nun zwar nicht. Wir glauben nicht, daß die Berliner Schulbehörden einen Lehrer entlassen würden, weil er die Kaiserliche Botschaft in der Schule empfahl und verbreitete. Noch weniger glauben wir, daß ein solcher Act die Billigung der vorgesetzten Behörde finden würde. Aber das Alles ist zunächst nicht von maßgebender Wichtigkeit. Der Hauptübelstand liegt in der herrschenden Auffassung über die wahre Bedeutung der Kaiserlichen Botschaft. Dieses, nach unserer Meinung weltgeschichtliche Kaiserwort wird nach seinem staatsmännischen Gehalt von keiner Seite richtig und voll gewürdigt. Es wird von liberaler Seite wie ein gouvernemental-conservatives, ja gar wie ein reaktionäres Wahlflugblatt verschlissen. Soweit die Lehrer in liberalen Gedankenströmungen treiben, theilen sie jene Auffassung, soweit sie aber, vom Geist der Kaiserlichen Botschaft ergriffen, dieser neuen Fahne folgen möchten, fürchten sie Conflicte mit liberalen Schulbehörden. Noch schlimmer wie diese von liberalen Irrthümern erzeugten Hindernisse sind diejenigen, welche der Kaiserlichen Botschaft, d. h. dem „Practischen Christenthum“ und dem „Sozialen Königthum“ durch die geborenen Gefolgschaften bereitet werden. Weder die Organe der Regierung und der Kirche, noch die der Kaiserlichen Botschaft folgenden Stände, Volksclassen und Parteien schwingen sich zu einer Höhe der Empfindung, des Gedankens und der That empor, welche der kaiserlichen Losung, der Weltgeschichtlichkeit der kaiserlichen Politik und dem durch Kaiser Wilhelm und seinen Reichskanzler für deutsche Leistungen geschaffenen neuen Maßstab entspräche. Wir schreiben diese Worte unter dem ergreifenden Eindrucke der mächtigen Friedensrede des Fürsten Bismarck vom 6. Februar. Gefühle des Stolzes, aber auch der Demüthigung müssen das deutsche Volk dabei erfassen. Gefühle des Stolzes über die

[4]) Um Mißverständnissen zu begegnen, erklären wir ausdrücklich, daß wir uns von einer bloßen Verbreitung und Empfehlung der Kaiserlichen Botschaft gegen die Sozialdemokratie gar nichts versprechen. Dieser Staatsakt enthält ein epochemachendes Prinzip, aber er kann für die Schulen nicht den Dienst eines „Sozialpolitischen Katechismus“ leisten.

staatsmännische Genialität und sittliche Größe dieser deutschen, für das ganze Erdenrund bestimmten Kundgebung. Noch mehr aber Gefühle der Demüthigung über den weiten und beschämenden Abstand zwischen den großen Leistungen der nationalen Führung und der kleingeistigen Aufnahme und Unterstützung, welche das deutsche Volk dem sozialreformatischen, d. h. dem hauptsächlich auf seine Hülfe angewiesenen Theile der kaiserlichen Politik zu Theil werden läßt. Die großen Männer an der Spitze des Staates konnten aus verschiedenen Gründen seither für die Lösung der sozialen Frage, für Verwirklichung des practischen Christenthums nicht mehr thun, als sie gethan haben; sie brachen feierlich mit der heidnischen Volkswirthschaft des rohen „Kampfes ums Dasein"; sie proclamirten auch zur Herstellung des innern, des bürgerlichen Friedens eine Staatskunst des practischen Christenthums, und sie riefen bei häufigen Anlässen die deutsche Nation zur thätigen Mitwirkung auf. Diesem Aufruf entsprach das deutsche Volk in allen seinen Theilen in keiner Weise! Sieben Jahre nach dem Erlaß der Kaiserlichen Botschaft wird dies sozialreformatorische Testament des denkbar ehrwürdigsten Herrschers von Freund und Feind wie ein gewöhnliches Wahlflugblatt aufgefaßt und behandelt. Trotzdem der Reichskanzler wiederholt erklärte, daß er seine sozialpolitischen Bestrebungen und Vorlagen als Ausflüsse seiner christlichen Auffassungen, als Staatsacte zur Verwirklichung des „practischen Christenthums" begreife, soll es der Schule versagt sein, der deutschen Jugend die großen und neuen Begriffe einzuprägen, mit deren Bethätigung oder Nichtbethätigung das ganze Staats- und Volkswohl steht oder fällt! Ist das „practische Christenthum" eine Parteisache, ist es der Einfall eines Staatsmannes, der sich heute aus Laune oder Berechnung dazu bekennt, es morgen aber wieder völlig vergessen hat und sich nicht darüber wundert, wenn es auch seine Anhänger vergessen, oder ist die Verwirklichung des „practischen Christenthums" in der That das „Maturitätsexamen der Epoche", wie sich der philosophische Freund des Herrn von Bennigsen richtig ausdrückt? — nun in diesem letzteren Falle sollte es sich von selbst verstehen, daß das Schulwesen in erster Linie dazu berufen ist, das neue Geschlecht auf dieses Maturitäts-Examen vorzubereiten. Oder beruht solche Auffassung etwa auf einem Irrthum? Wer diese Frage bejaht, sage uns doch, auf welchem anderen Wege jene Vorbereitung geschehen soll? Er sage uns auch, wie ohne innere Unwahrheit

der Aufforderung entsprochen werden kann, welche durch die amtlichen Motive zu dem Sozialistengesetz vom 18. October 1878 an das deutsche Volk gerichtet wurde, und zwar in folgenden Worten:

„Dem Staate allein wird es indessen auch mit Hülfe der in dem Entwurfe vorgeschlagenen Mittel nicht gelingen, die sozialdemokratische Bewegung zu beseitigen; diese Mittel bringen die Vorbedingung für die Heilung des Uebels, nicht die Heilung selbst. Es bedarf vielmehr der thätigen Mitwirkung aller erhaltenden Elemente der bürgerlichen Gesellschaft, um durch Belebung der Religiosität, durch Aufklärung und Belehrung, durch Stärkung des Sinnes für Recht und Sitte, sowie durch weitere wirthschaftliche Reformen die Wurzeln des Uebels zu beseitigen."

Wie soll ohne innere Unwahrheit, ohne Berauschung und Belügung mit Phrasen die Religiosität belebt werden, wenn nicht durch weiteste Entfaltung der Fahne des „practischen Christenthums"? Wie kann die „thätige Mitwirkung aller erhaltenden Elemente der bürgerlichen Gesellschaft zur Belebung der Religiosität" eintreten, wenn die Religiosität nicht wieder der Brennpunkt der ganzen nationalen Erziehung wird? Wie kann die Religion aber wieder dieser Brennpunkt werden, wenn es den Schulen verwehrt sein soll, bei Zudeckung der furchtbaren Kluft mitzuarbeiten, welche gegenwärtig einen schon großen und noch wachsenden Theil des gebildeten und ungebildeten Volkes von der Religion trennt?

Man sage uns doch, wie der kaiserlichen Mahnung, „dem Volke die Religion zu erhalten", anders entsprochen werden kann? Man sage uns, wie man es fertig bringen will, die Berliner Lehrer beim Worte „christlich" nicht mehr in Harnisch zu bringen, wie das gegenwärtig der Fall sein soll? Man trete doch endlich aus der inneren Unwahrheit und Phrasenberauschung heraus, in welcher man sich gegenwärtig bewegt, wenn man die Sozialpolitik der Regierung „practisches Christenthum" nennt, sich aber genirt, diesen Begriff in den Schulen einzubürgern, oder in welcher man sich bewegt, wenn man unseren Staat einen monarchischen nennt, eine feierliche Kundgebung des Monarchen aber wie ein Wahlflugblatt einer Partei behandelt.

Nur die Wahrheit kann uns retten!

Was die Parteilosigkeit betrifft, so sind alle Stimmen, welche sich seither für eine bessere geistige Ausrüstung der

Jugend, für eine zeitgemäßere Vorbereitung auf die in den amtlichen Motiven gekennzeichneten Volks- und Staats-Aufgaben aussprachen, darin einig, daß die Parteipolitik bei einem derartigen Unterricht selbstredend auszuschließen sei. Wir schätzen diese Einmüthigkeit sehr hoch, aber das genügt nicht; wir müssen uns klar darüber werden, was als Parteipolitik gilt, und was nicht. Erst dann, wenn diese Klarheit erreicht sein wird, kann zur Abfassung von solchen Schulbüchern geschritten werden, wie wir sie gerade als Vorbereitung für das „Maturitäts-Examen der Epoche" nöthig haben. Schulbücher, welche privatwirthschaftliche Tugenden nach Benjamin Franklin'scher Art einbürgern wollen, reichen der heutigen Gestalt der sozialen Frage gegenüber nicht aus. Schulbücher, welche auf eine elementare Gesetzkunde lossteuern, können namentlich für Fortbildungsschulen nützlich sein, aber sie helfen die soziale Frage nicht lösen. Dazu gehören sozialpolitische und volkswirthschaftliche Schulbücher, welche sich aber von allem Schulstreit der Meinungen und Systeme fern zu halten haben, oder sich doch mit keiner ökonomischen Sectenlehre identificiren dürfen, sondern lediglich einige große, ganz elementare Begriffe einbürgern, welche als eiserne Grundlagen des deutschen Staatswesens über den Parteien stehen. Als solche Grundlagen, als einen solchen eisernen Bestand betrachten wir die Lehren des „Practischen Christenthums" und des „Sozialen Königthums". Diese dürfen nicht als Parteisache, sondern müssen als Staatssache angesehen werden, weil sie das körperliche und geistige Wohl aller Staatsangehörigen verbürgen, vornehmlich aber die Existenzbedingungen des deutschen Staatswesens umfassen. In wie hohem und zweifellosem Maße solches der Fall ist, haben wir versucht, in unseren Darlegungen über: „Die moderne Staatskunst und das Schulwesen" nachzuweisen, namentlich in den Abschnitten:

„Sozialpolitische Zukunftskeime und Hoffnungssterne",
„Das Christenthum gegenüber den Armen und Elenden",
„Die Auferstehung der christlichen Staatsidee",
„Die wissenschaftliche Ueberwindung der Religionslosigkeit",
„Der religiöse Liberalismus",
„Das Christenthum als Prinzip des Fortschritts".

Von den in diesen Abschnitten dargelegten Lehren des „Practischen Christenthums" und „Sozialen Königthums" bejahen wir die Frage:

„ob sie der nationalen Erziehung einverleibt werden dürfen und müssen?"

mit voller Ueberzeugung. Auch haben wir zu dem Genius der deutschen Staatskunst, wie auch zum Genius des deutschen Volkes das Vertrauen, daß jene großen Lehren als verstärkte Grundlagen unseres Staatswesens noch voll begriffen und vor den drohenden Fortspülungen geschützt werden:

durch weitere soziale Kaiserthaten und durch endliche soziale Volksthaten.

Zu den weiteren sozialen Kaiserthaten rechnen wir auch ein kaiserliches Machtwort zur Einbürgerung der Lehren des „Praktischen Christenthums" und des „Sozialen Königthums", und zu den endlichen sozialen Volksthaten rechnen wir auch einen sozialreformatorischen Aufschwung des Geistes und Gemüths, wie ihn das Buch: „Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit" als erste Voraussbedingung für das „Maturitätsexamen der Epoche" darstellt, und zwar völlig einwandsfrei für jeden Menschen- und Vaterlandsfreund.

. . ., den 12. Februar 1888.

Q. Nochmals: Der Idealismus der deutschen Denker und Dichter als Leitstern.

In dem gleichnamigen Abschnitt vom 16. Oktober 1887 hoben wir hervor, daß Carlyle vor länger als fünfzig Jahren im „Idealismus der deutschen Denker und Dichter" einen „Stern des Glaubens" erblickte, „daß alles Gute, was möglich ist, eines Tages auch wirklich werden muß."

Hinsichtlich des sittlichen Fortschritts hatten wir an den Carlyle'schen Ausspruch die schmerzliche Klage zu knüpfen, daß Deutschland jenen hohen Erwartungen nicht entsprach. Wir machten geltend, daß z. B. Schiller's Anweisungen zur ästhetischen Erziehung, namentlich in der Abhandlung „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt", kein Hebelwerk der nationalen Erziehung wurde.

„Welche Antwort — sagten wir — hat Deutschland seinem edlen Dichter auf jene Mahnungen ertheilt? Die Antwort der Tingeltangel in Tönen, Bildern und Dichtungen!"

In Uebereinstimmung damit brachte der Abgeordnete Windthorst in der Reichstagssitzung vom 13. Februar 1888 die Gleich-

gültigkeit der gebildeten und besitzenden Klassen gegen die Sittenverwilderung zur Sprache.

„Wenn man — sagte er nach dem Bericht der „Nordd. A. Z.“ — eine öffentliche Diskussion, die für die bürgerliche Gesellschaft und Staatsordnung gefährlich werden könnte, beseitigen will, so muß man noch andere Dinge, als sozialdemokratische Tendenzen, sehr ernst in's Auge fassen, z. B. die Art des Unterrichts in unseren Schulen, der auf der Grundlage des Christenthums aufgebaut sein muß. Die Kirche muß wieder gegen die bösen Lehren der Sozialdemokratie ihre volle Thätigkeit entwickeln können. Und in den oberen Kreisen muß den anderen Ständen ein gutes Beispiel gegeben werden. Und die gesammte Literatur müßte gehörig beaufsichtigt werden und vor Allem die Theater und was damit zusammenhängt. Diese Gebiete faßt die Polizei nirgends in's Auge. Ich ersuche den Herrn Minister, die nächsten vierzehn Tage mit mir durch Berlin zu gehen, und ich werde ihm beweisen, was ich sage. Die Theaterstücke, welche gegeben werden, und die Schaustellungen, welche stattfinden, werden ihn davon überzeugen. Ich habe selbst nicht alle diese Stücke sehen können, auch nicht sehen wollen. Nach dem, was mir darüber gesagt worden ist von den allerverschiedensten Ständen, hat die Indignation ihren Höhepunkt erreicht. Unter solchen Umständen findet natürlich die Sozialdemokratie eine sehr starke Rekrutirung. Nachdem man die periodische Literatur der Sozialdemokratie beseitigt hat, wird ein ganzes Meer von Schriften unter die Arbeiter geworfen, welches die Irreligiosität in allen Tonarten predigt. Man ackert solchen Tendenzen für ewige Zeiten vor, wenn man dem Volke die Religion aus dem Herzen treibt.“

Wie ein derartiger sittlicher Ernst auf den heutigen Durchschnittsgebildeten in Deutschland wirkt, ist in photographischer Treue aus der folgenden Glosse zu ersehen, welche wir dem Leitartikel einer großen liberalen Zeitung Berlins entnehmen:

„Die sonstigen Auseinandersetzungen zwischen Herrn v. Puttkamer und dem Centrumsführer hatten nur episodisches und theilweise humoristisches Interesse. Windthorst hatte die Regierung ermahnt, statt der nutzlosen Ausnahmemaßregeln gegen die Sozialdemokratie lieber Vorkehrungen gegen religiöse und sittliche Verwilderungen zu treffen; er hatte zu diesem Zweck auf die Schaustellungen und Theateraufführungen in Berlin verwiesen und den Minister zu einem Rundgange durch die Reichs-

hauptstadt eingeladen, wobei er ihm „haarsträubende Dinge“ zeigen wolle. „Herr v. Puttkamer und die kleine Excellenz, Arm in Arm Berlin in die Schranken fordernd“ — ein grandioses Bild! Der erhebenden Wirkung dieses Bildes entzog sich auch der Minister nicht; der Dank, den er für die „große Ehre“ aussprach, hatte aber einen heiteren Beigeschmack und wirkte belustigend.“

Wir halten es für überflüssig, dieser Leichtfertigkeit einen Ausdruck der sittlichen Entrüstung entgegenzusetzen, wie wir es auch für überflüssig, d. h. für nutzlos halten, religionsfeindliche Kundgebungen der materialistischen Presse mit Gefühlsausbrüchen des frommen Abscheus zu beantworten. Wir sind auf solche reife Früchte der naturalistischen Aussaat gefaßt, und wundern uns nur darüber, daß der sittliche und religiöse Grundstock unseres Volkes nicht viel schlimmer vom Wurmfraß ergriffen wurde. Daß er überhaupt starke Verwüstungen erlitt, war unvermeidlich, nachdem man es einmal unterließ, in unserer nationalen Erziehung den „Idealismus der deutschen Denker und Dichter als Leitstern“ systematisch zur Geltung zu bringen. In Folge dieser Unterlassung mußte der sittliche und religiöse Ernst in die Brüche gehen und selbst in keineswegs schlechten Naturen einer Leichtfertigkeit Platz machen, wie wir derselben überall begegnen.

Wenn Herr Windthorst blos „an die Kirche“ appellirt, so reicht das erfahrungsmäßig nicht aus, wie die sittliche und religiöse Verwilderung in rein katholischen Ländern beweist. Für Deutschland muß jedenfalls der „Idealismus der deutschen Denker und Dichter“ zu Hülfe genommen werden, wie wir schon früher ausführten.

Am Schlusse des Kapitels N. „Der religiöse Liberalismus“ versprachen wir weitere Darlegungen über die Wiedergewinnung desselben auch durch einen zeitgemäß veränderten, d. h. einen solchen Religionsunterricht der höheren Schulen, welcher durch Ausnutzung der Philosophie von Kant, Schopenhauer, Schelling und Lotze*) eine siegreiche Kraft auch über die religiösen Hindernisse der Paritätsschulen erlangen könne.

In dem Kapitel „Sozialpolitische Zukunftskeime und Hoffnungssterne“ handelten wir bereits von der Verwerthbarkeit der Schopenhauer'schen Ethik gegen den practischen Materialismus,

---

*) Andere Philosophen schließen wir selbstverständlich nicht aus.

d. h. gegen die moralischen Gefahren einer falschen Glückseligkeitslehre. Heute wollen wir andeuten, in welcher Weise die Schopenhauer'schen Werke auch Dienste gegen den theoretischen Materialismus, d. h. gegen die steigende Religionslosigkeit, leisten können.

Wenn Dr. Alberts in Kapitel L. apologetische Abhandlungen über

„die Unausrottbarkeit des metaphysischen Bedürfnisses"
und den
„transscendentalen Idealismus als wissenschaftliches Vollwerk der Theologie"

empfahl, so sind gerade in Schopenhauer für solche Abhandlungen die mächtigsten Bausteine zu holen, vornehmlich in der „Kritik der Kantischen Philosophie" (Hauptwerk „Die Welt rc." I. Band) und in der großartigen Beweisführung „Über das metaphysische Bedürfniß des Menschen" (Hauptwerk „Die Welt rc.") II. Band).

Wir werden unseren Lesern an anderer Stelle später einige Auszüge daraus unterbreiten, um zur Anschaffung und Lectüre der Schopenhauer'schen Schriften anzuregen.

Demselben Zwecke glauben wir zu dienen, wenn wir hier einige Aussprüche über die epochemachende Bedeutung der Schopenhauer'schen Philosophie für eine religiöse Wiedergeburt folgen lassen, welche wir in zwei geachteten Monatsschriften, der „Sphinx" und den „Bayreuther Blättern", finden.

Die „Sphinx", Monatsschrift für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung, herausgegeben von Dr. Hübbe-Schleiden, bringt in ihrem Februarhefte zum „Hundertjährigen Geburtstag Schopenhauer's" zwei Abhandlungen. In der einen über „Schopenhauer's Mystik" von Dr. R. Koeber heißt es einleitungsweise:

„Die „Sphinx", welche die wissenschaftliche Erforschung des Gebiets des Uebersinnlichen und somit die Bekämpfung des Materialismus sich zur Aufgabe gemacht hat, kann diesen Monat nicht vorübergehen lassen, ohne ganz besonders Arthur Schopenhauer's zu gedenken, der vor hundert Jahren am 22. Februar das Licht der Welt erblickte. Neben Schelling ist Schopenhauer derjenige große Denker des 19. Jahrhunderts, dem die Mystik — dieses Wort im weitesten Sinne gebraucht — ihre Verjüngung in diesen Tagen am meisten zu verdanken hat. Dies wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß in Schopenhauer's eigener

Philosophie, die vor allen anderen heutzutage studirt und gelesen wird, die indische, platonische und christliche Weisheit, diese drei Urquellen aller Mystik, ihre Lichtstrahlen wie in einem Brennpunkte vereinigen"

In der zweiten Jubiläumsabhandlung „Guana und Aguana, Schopenhauer's Weltanschauung im Vergleich zur Indischen" charakterisirt Dr. Hübbe-Schleiden die epochemachende Bedeutung Schopenhauer's wie folgt:

„In Arthur Schopenhauer wurde unserer abendländischen Kultur ein Menschengeist geboren, in dessen krystallener Klarheit die Erkenntnißkraft unseres Volkes sich zu einer seltenen Höhe steigerte. Er trat einem Leibniz, einem Kant ebenbürtig an die Seite. Beide aber konnte er in dem Ergebniß seines Denkens übertreffen, soweit seine Zeit reifer war und ihm auch reichere Geistesnahrung zeitigte, als sie sich jenen gleich selbstständigen und ursprünglichen Geistern bot. Alle drei brachen neue Bahn im Geistesleben unserer Kultur. Es ist indeß möglich, ja nicht unwahrscheinlich, daß in späteren Jahrhunderten man den durch Schopenhauer angeregten Umschlag unserer Geistesrichtung für gewaltiger erachten wird, als sogar den durch Kant bewirkten."

Ebenso hoch wird Schopenhauer nach dem Beispiel Richard Wagner's von der Wagner-Gemeinde gestellt. Wie Wagner selbst über Schopenhauer dachte, ist für diejenigen unserer Leser, welchen die Schriften des großen Dichterkomponisten unbekannt blieben, aus den beiden nachfolgenden Aussprüchen ersichtlich.

In einem Briefe an Liszt (Oktober 1854) schreibt Wagner:

„Neben dem langsamen Vorrücken meiner Musik habe ich mich jetzt ausschließlich mit einem Menschen beschäftigt, der mir wie ein Himmelsgeschenk in meiner Einsamkeit gekommen ist. Es ist Arthur Schopenhauer, der größte Philosoph seit Kant, dessen Gedanken er — wie er sich ausdrückt — erst zu Ende gedacht hat. Sein Hauptgedanke, die endliche Verneinung des Willens zum Leben, ist von furchtbarem Ernste, aber einzig erlösend. Mir kam er natürlich nicht neu, und Niemand kann ihn überhaupt denken, in dem er nicht bereits lebte. Aber zu dieser Klarheit erweckt hat ihn mir erst dieser Philosoph."

Aehnlich spricht er sich in folgender Stelle aus:

„Wer sich von der Verwirrung des modernen Denkens, von der Lähmung des Intellectes unserer Zeit einen Begriff machen will, beachte nur die ungemeine Schwierigkeit, auf

welche das richtige Verständniß des klarsten aller philosophischen Systeme, des Schopenhauer'schen, stößt. Wiederum muß uns dies aber sehr erklärlich werden, sobald wir eben ersehen, daß mit dem vollkommenen Verständnisse dieser Philosophie eine so gründliche Umkehr unseres bisher gepflegten Urtheils eintreten muß, wie sie ähnlich nur den Heiden durch die Annahme des Christenthums zugemuthet war."

„Es kann nach dem Stande unserer jetzigen Bildung nichts Anderes empfohlen werden, als die Schopenhauer'sche Philosophie in jeder Beziehung zur Grundlage aller ferneren geistigen und sittlichen Cultur zu machen; und an nichts Anderem haben wir zu arbeiten, als auf jedem Gebiete des Lebens die Nothwendigkeit hiervon zur Geltung zu bringen. Dürfte dies gelingen, so wäre der wohlthätige, wahrhaft regeneratorische Erfolg davon gar nicht zu ermessen, da wir denn andererseits ersehen, zu welcher geistigen und sittlichen Unfähigkeit uns der Mangel einer richtigen, Alles durchdringenden Grunderkenntniß vom Wesen der Welt erniedrigt hat."

Die vorstehenden Aussprüche über Schopenhauer sind jedenfalls ganz dazu angethan, die Aufmerksamkeit aller Gebildeten immer mehr auf den eigentlichen Gehalt der Schopenhauer'schen Schriften hinzulenken, nicht aber fernerhin die Bedeutung derselben in den scharfen Urtheilen, massiven Grobheiten und witzigen Erörterungen über „Die Weiber" und ähnlich pikante Themata zu suchen. Auch sind die Aussprüche von Wagner und v. Wolzogen, Hübbe-Schleiden und Koeber vollkommen geeignet, in christlichen Kreisen das Vorurtheil zu heben, als sei Schopenhauer ein Feind des Christenthums. Gerade er baut über die tiefe Kluft zwischen „Glauben und Wissen" Brücken, wie vor ihm keiner. Scheinen damit einzelne seiner Bemerkungen in Widerspruch zu stehen, so ist dabei zu bedenken, daß man auch der h. Schrift zahlreiche Widersprüche und Aergernisse vorwirft.

Soviel an dieser Stelle über Schopenhauer.

Was nun Schelling betrifft, so besitzen wir aus der Feder eines bedeutenden Publicisten, von Constantin Frantz, ein Buch, welches in überzeugender Weise den Nachweis liefert, daß Schelling keineswegs, wie vielfach irrig angenommen wird, zu den „überwundenen Standpunkten" gehört, sondern für unser Geistesleben auch in Gegenwart und Zukunft von höchster Wichtigkeit ist. Das empfehlenswerthe Buch hat folgenden Titel: „Schellings positive Philosophie, nach ihrem Inhalt, wie nach

ihrer Bedeutung für den allgemeinen Umschwung der bis jetzt noch herrschenden Denkweise, für gebildete Leser dargestellt von Constantin Frantz.“ (Cöthen 1879.)

Wir werden an anderer Stelle unsern Lesern einen kleinern Aufsatz von Constantin Frantz, betitelt: „Die Ueberwindung des Unglaubens durch die Wissenschaft“ unterbreiten, welcher die Quintessenz seines mehrbändigen Buches enthält und dem Studium desselben die Wege bereitet.

Dasselbe gedenken wir hinsichtlich des Philosophen Lotze zu thun. Ein begeisterter Anhänger desselben, Gymnasiallehrer Dr. F. Fauth, hat in seiner Schrift: „Die wichtigsten Schulfragen auf dem Boden der Psychologie“ (Gütersloh, 1878) Licht über die unschätzbaren Dienste der Philosophie für das Schulwesen verbreitet. Hier wird dem Schüler ein religiöser Werthmesser, ein „Glaubensbeweis“ mit ins Leben gegeben, der durch Darwin, Häckel und Carl Vogt niemals in Gefahr gebracht werden kann, wie dies leider jetzt in so hohem Grade der Fall ist.

Fauth und Frantz liefern für den Beurtheilungsstand, daß die kaiserliche Mahnung, „dem Volke die Religion zu erhalten“, nothwendig wirkungslos bleiben muß, wenn der philosophische Brückenbau fortgesetzt unterbleibt, unwiderstehliche Beweise. Wir können deren theoretische Würdigung und praktische Ausnutzung deshalb den maßgebenden Kreisen nicht dringend genug empfehlen.

Während wir dieses schreiben, kommt uns ein Leitartikel des „Reichsboten“ vom 15. Februar 1888 zu Gesicht, welcher in mehrfacher Hinsicht bezeugt, daß die seitherigen Wege nicht zum Ziele führen. In diesem Artikel heißt es:

„Bekanntlich ist die Sozialdemokratie nicht vom Himmel gefallen, sondern aus unseren Verhältnissen herausgewachsen und zieht fortwährend ihre Nahrung aus denselben. Der Abg. Bebel hielt gestern dem Reichstage in dieser Beziehung einen blendenden Spiegel vor, indem er darauf hinwies, wie die hervorragendsten Sozialdemokraten (Lassalle, Marx, Engels) und Demokraten Schüler des preußischen Staatsphilosophen Hegel seien, und daß Schriften von David Strauß und Max Nordau in Bezug auf Christenthum und christlich-sittliche Weltanschauung mindestens ebenso schlimm sind, als die Schriften der Sozialdemokraten. Er wies ferner auf die Feindseligkeiten gegen Kirche und Christenthum hin, welche von der liberalen Presse

und von liberalen Parteien ausgegangen; die Trennung von Kirche und Schule, Beseitigung des christlichen Charakters der Schule sei ein alter liberaler Grundsatz.

In religiöser und sittlicher Hinsicht steht die Sozialdemokratie bekanntlich auf naturalistischem Boden, auf dem auch ein großer Theil unserer Wissenschaft, Literatur und Kunst steht. In der Romanliteratur wird derselbe in sehr rücksichtsloser, radikaler Weise auf das Volksleben angewendet, und die Form, in der das dort geschieht, ist viel gefährlicher als die oft recht unbeholfene und wenig anziehende Vortragsweise sozialdemokratischer Volksredner. Wenn auch die Polizei hierfür zweifellos einiges thun kann, so hilft das doch sehr wenig, wenn das Volksleben selbst durch böse Lehren und Anschauungen verdorben ist, aus denen solche giftige Unkrautpflanzen hervorwachsen. Die Hauptsache ist und bleibt immer — das kann nicht oft genug gesagt und nicht eindringlich genug betont werden — die positive Pflege der Religion, der christlich-sittlichen Welt- und Lebensanschauung in Kirche, Schule und sozialen Verhältnissen. Es ist in der That allerhöchste Zeit, daß diese positiven Aufgaben mit größtem Ernste angefaßt werden; denn durch Berichte aus verschiedenen Gegenden erfahren wir die traurige Thatsache, daß der Rückgang der Sittlichkeit, namentlich in Bezug auf die ehelichen Verhältnisse, ein im höchsten Grade bedenklicher ist.

Herr Bebel hat hohnlachend der Gesellschaft jenen Spiegel vorgehalten, aber wir halten es für nöthig, daß auch von Vertretern der bestehenden Gesellschaftsordnung der Gesellschaft in allen Klassen — Hoch und Niedrig — die Gewissen geschärft werden. Wenn in diesen sozialen Dingen die Menschen selbst nicht besser werden, so werden alle Gesetze und Polizeimittel wirkungslos bleiben. Nichts ist gefährlicher als pharisäische Selbstgerechtigkeit!"

Wenn der „Reichsbote" außerdem von den staatlichen Gewalten „die Mittel fordert, um mehr Gotteshäuser und Pfarreien in den sich neu bildenden Massengemeinden der Städte zu errichten", so mag uns der talentvolle Redacteur dieses in Pastorenkreisen zahlreich verbreiteten Blattes glauben, daß sein berechtigter Wunsch ohne vorherigen Umschwung des philosophischen Denkens und Empfindens nicht in Erfüllung gehen wird. Wie er selbst weiß, erzeugen zahlreiche Kirchen noch keine Frömmigkeit, wohl aber eine größere Frömmigkeit zahlreiche Kirchen. In Berlin ist die Zahl der Gotteshäuser allerdings

im Verhältniß zu der „Million Christen" trostlos gering, aber viele Kirchen sind trotzdem leer. Man mache die Millionen Scheinchristen erst wieder zu Gefühlschristen, dann kommen die zahlreichen Kirchen und Geistlichen von selbst. Das alte Köln am Rhein soll so viel Kirchen wie Tage im Jahr gehabt haben. Eine oberflächliche Auffassung der „Fortschritte der Cultur" hält die Wiederkehr eines solchen Kirchenbedürfnisses für unmöglich. Wir dahingegen, von der „Unausrottbarkeit des metaphysischen Bedürfnisses" und von dem Satz ausgehend, daß dieses Bedürfniß mit der steigenden Cultur steigen, ja alle anderen Bedürfnisse weit überflügeln wird, — wir glauben fest, daß auch für das neue Berlin eine religiöse Zeit anbrechen und dann ganz von selbst zu einer heute unglaublich großen Zahl von Kirchen und Geistlichen führen wird. Nimmer aber glauben wir, daß dieser Zeitpunkt eintritt ohne den schon vor 50 Jahren von Carlyle in Anspruch genommenen „Idealismus der deutschen Denker und Dichter".

. . ., den 19. Februar 1888.

R. Nochmals: Volkswirthschaft und Schule.

Nachdem wir im „Deutschen Adelsblatt" vom 12. Februar 1888 bei Beantwortung eines Artikels der „Nordd. A. Ztg." die Eingabe veröffentlichten, welche die „Deutsche Adels-Genossenschaft" an den königl. preuß. Herrn Cultusminister über „Volkswirthschaft und Schule" richtete, war die genannte Zeitung in der Lage, am 18. Februar über diesen Gegenstand den folgenden Artikel zu bringen:

„Betreffs der von verschiedenen Seiten geforderten Einführung volkswirthschaftlicher Belehrung in die Elementarschulen hat unterm 28. v. M. der Cultusminister auf die bezügliche Eingabe der deutschen Adelsgenossenschaft geantwortet*), es sei

*) Die an die Deutsche Adelsgenossenschaft gerichtete Antwort des Herrn Cultusministers, wie auch die sehr umfang- und inhaltreiche Anlage (Verfügung der Casseler Regierung) stellen eine höchst dankenswerthe Förderung dieser wichtigen Sache dar.

Damit aber nach dem Wunsche der Regierung der Gegenstand auf den amtlichen wie den freien Lehrerconferenzen mit wirklichem Nutzen zur eingehenden Erörterung gebracht werden kann, ist es nöthig, daß diese Diskussion auch unter Gesichtspunkten stattfindet, wie sie in den zahlreichen Artikeln über „Die moderne Staatskunst und das Schulwesen" zur Geltung kommen. Die Red.

anzuerkennen, daß eine dem Verständniß der Kinder angemessene Belehrung über die, auf der sittlichen Weltordnung beruhenden Grundsätze des bürgerlichen Lebens und der volkswirthschaftlichen Verhältnisse in die Aufgaben der Volksschule falle; doch könne eine solche Belehrung jedenfalls keinen besonderen Unterrichtsgegenstand bilden; um so weniger, als von den 4,331,729 Kindern, welche am 1. März 1882 die öffentlichen Volksschulen des preußischen Staates besuchten, sich 2,064,113 Kinder in überfüllten Klassen befanden, und mehr als die Hälfte der Gesammtzahl in Schulen mit einem oder zwei Lehrern unterrichtet wurde. Dieser Umstand bedingt, soll die Volksschule ihre Aufgabe und gerade die der sittlich-religiösen Erziehung lösen, eine erhebliche Beschränkung des Lehrstoffes und des Maßes der Lehrziele je nach dem Grade der vorhandenen Schwierigkeiten. Aber auch auf den besteingerichteten sechsstufigen Volksschulen der großen Städte ist für eine irgendwie eingehende Behandlung wirthschaftlicher Systeme kein Platz; es muß vielmehr in der Stärkung und Förderung des religiösen Lebens, der vaterländischen Gesinnung und in der Aneignung der für die spätere Erwerbsfähigkeit unentbehrlichen Kenntnisse und Fertigkeiten das kräftigste Mittel erblickt werden, volkswirthschaftlichen Irrlehren zu begegnen. Im Uebrigen erweist auch eine Verfügung der Regierung zu Cassel vom 16. August 1878 zur Genüge, daß die der Eingabe vorschwebenden Ziele schon seit längerer Zeit beim Volksschulunterricht nicht außer Acht gelassen werden. In dieser Verfügung ist anläßlich der in jenem Jahre hervorgetretenen besorglichen Erscheinungen darauf hingewiesen, daß solche Schäden erfolgreich nur von innen bekämpft werden könnten und daß dazu mitzuwirken die Volksschule um so mehr berufen sei, als leider der Geist der Verwilderung und der Genußsucht unverkennbar auch die Jugend bereits erfaßt habe. Nächst dem Hinweise auf die Pflege wahrhaft religiösen und politischen Sinnes wird sodann hervorgehoben, daß die Lehrer nicht versäumen dürfen, im Unterrichtsbetriebe selbst die sozialdemokratischen Irrlehren wirksam zu bekämpfen, hierzu sei der Religionsunterricht bei der Behandlung der Gesetzestafeln, der deutsche Sprachunterricht bei Besprechung passender Lesestücke (z. B. „Meister Hämmerling“ und so manche Hebelsche Erzählung), endlich auch der Geschichtsunterricht durch Vorführung geeigneter Lebensbilder fruchtbar zu machen. Ja selbst der Rechnenunterricht gewährt bei der Zinsrechnung den

besten Anlaß zu der Belehrung, daß das Capital als solches keineswegs eine der Arbeit feindlich gegenüberstehende Macht, sondern vielmehr eine unmittelbare Arbeitsfrucht ist, welche sich wieder in Arbeit umsetzt. Dem Lehrer bietet sich somit reiche Gelegenheit, wie noch des Weiteren ausgeführt wird, den Irrlehren der Sozialdemokratie entgegen zu wirken, und dabei den Hinweis nicht außer Acht zu lassen, daß über allen eisernen Naturgesetzen der Volkswirthschaft das freie Gesetz der echten Nächstenliebe ausgleichend waltet. Des Weiteren wird als wünschenswerth bezeichnet, auch auf die von der Schule entlassene Jugend ein sorgsames Auge zu behalten und ihrer Verwahrlosung durch Gründung von Fortbildungsschulen, Gesangvereinen und durch thatkräftige Unterstützung aller auf die Hebung des Volkslebens gerichteten Veranstaltungen entgegenzuwirken. Der Gegenstand wird den amtlichen wie den freien Lehrerconferenzen zur eingehenden Erörterung empfohlen."

Soweit der Artikel der „Nordd. A. Ztg.". Auch andere Preßorgane veröffentlichen ähnliche Mittheilungen. Das „Berliner Tageblatt" fügt folgende Bemerkung hinzu:

„Daß der Gegenstand in der Volksschule nicht in besonderen Unterrichtsstunden, sondern besser im Anschluß an andere, dem kindlichen Verständniß näher liegende Stoffe zu behandeln wäre, ist auch von uns schon befürwortet worden. Anders liegt die Sache wohl in den Gymnasien, Realschulen, vielleicht auch schon in den Fortbildungsschulen, die das Werk der Volksschulen fortsetzen sollen. Hier wäre ein besonderer Unterricht in der Volkswirthschaftslehre ohne Bedenken, wenngleich die Art der Ausführung, die Beschaffung brauchbarer Lehrmittel u. s. w. mancherlei Schwierigkeiten unterliegt. Der Minister verdient jedenfalls Anerkennung dafür, daß er die Frage in Erwägung gezogen und „den amtlichen wie den freien Lehrerconferenzen zur eingehenden Erörterung empfohlen" hat. Ohne eine Ueberstürzung in dieser ernsten und schwierigen Sache das Wort reden zu wollen, hoffen wir doch, daß die vom Minister gewünschte Erörterung recht bald in Fluß kommen und zu ersprießlichen practischen Ergebnissen führen möge."

Noch weiter als im Cultusministerium und in der Presse scheint der Gegenstand innerhalb der Berliner Stadt- und Schul-Verwaltung gediehen zu sein. Wie wir von glaubwürdiger Seite nämlich erfahren, besteht die Absicht, für die städtischen Lehrer einen volkswirthschaftlichen Cursus einzurichten und

dafür den Abgeordneten Alexander Meyer als Docenten zu gewinnen.

Sollte diese Absicht zur Verwirklichung gelangen, so wird dadurch für Rückbildung der Sozialdemokratie ebenso wenig geleistet werden, als durch die bekannten Vorträge, welche der verstorbene Schulze-Delitzsch im Jahre 1863 im Meyerschen Geiste vor dem Berliner Arbeiterverein hielt.

Herr Alexander Meyer ist ein wissenschaftlich überzeugter Gegner der sozialreformatorischen Staatshülfe. Niemand weniger als er ist im Stande, an Stelle der sozialistischen Irrthümer die Heilslehren des „Practischen Christenthums" und des „Sozialen Königthums" einzubürgern, wie solches die Kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 erfordert.

Wenn der Herr Minister von dem in Rede stehenden Unterricht den Hinweis verlangt, daß „über allen eisernen Naturgesetzen der Volkswirthschaft das freie Gesetz der echten Nächstenliebe ausgleichend waltet," so ist diese Hoffnung wohl an eine volkswirthschaftliche und sozialpolitische Staatskunst zu knüpfen, wie sie aus dem Geist der kaiserlichen Botschaft herauswachsen wird, nimmermehr aber an die volkswirthschaftlichen Irrlehren der Manchesterschule. Hören wir darüber doch den Herrn Dr. A. Meyer selbst.

Am 10. Februar 1888 wurde im Reichstag über das Vogelschutzgesetz verhandelt.

Der Abgeordnete Dr. Alexander Meyer, Mitglied der freisinnigen Partei und witziger Verfechter der Manchestertheorie, sagte bei dieser Gelegenheit folgendes:

„Ich halte den Vogelschutz für eine sehr wichtige Aufgabe auf dem Gebiete der Cultur und der Humanität, und ich meine, daß man unter dem Gesichtspunkte der Humanität nicht den Storch allein berücksichtigen soll. (Heiterkeit.) Die kleine Vogelwelt ist der Alliirte des Menschen im Kampf gegen allerlei wirthschaftliche Schädlichkeiten. Er hilft ihm Dinge verrichten, die sich mit allen polizeilichen Maßregeln nicht durchführen lassen. Eine reiche Vogelwelt ist ein weit besserer Schutz gegen Insectenschaden, als irgend eine Polizei-Verordnung, die sich in schwerer Weise durchführen läßt. Ich habe unter diesem Gesichtspunkte vor einer Reihe von Jahren meine erste Sünde für die Druckerpresse gerade in dieser Angelegenheit begangen und habe damit geschlossen, daß ich eins der venetianischen Epigramme Goethes anführte: „Sprich, wie werd' ich die Sperlinge

los, so fragte der Gärtner, und die Raupe dazu, ferner das Käfergeschlecht, Maulwurf, Erdfloh und Wespe, die Würmer, das Teufelsgezüchte? Laß sie nur alle, so frißt einer den andern auf." (Große Heiterkeit.) Mir ist dieser Goethe'sche Vers immer als Inbegriff hoher Weisheit erschienen, denn er schließt Alles in sich, was wir als Manchestertheorie vertheidigen. (Heiterkeit.) Man soll der Natur die Zügel schießen lassen, dann geschieht dasjenige, was dem Menschen nützlich ist, ganz von selbst, und man erreicht einen besseren Effect durch dieses Waltenlassen der freien Natur wirthschaftlicher Kräfte, als durch künstlich ausgesonnene Polizeimaßregeln."

Diese manchesterliche Verherrlichung des Hängen- und Gehenlassens und besonders der „volkswirthschaftlichen Weisheit des gegenseitigen Auffressens," wurde zwei Tage später durch das sozialdemokratische „Berliner Volksblatt" der nachfolgenden Kritik unterzogen:

Kampf ums Dasein!

„Kampf um's Dasein", drei kurze Worte, aber furchtbar inhaltschwer! Es ist der allüberall herrschende Kriegs- und Vertheidigungszustand Eines und Aller gegen Alle und Einen, der Ehre, Besitz, Gesundheit und Leben, was das Dasein werth machen möge, verschlingt, den man in diese drei Worte faßt.

Durch ihn werden die Menschen in eine ähnliche Lage gebracht, in welcher sich eine mit dem Hungertode kämpfende Schiffsmannschaft befindet: alle besseren Empfindungen sterben ab. Der Freund von gestern ist der Todfeind von heute, weil er die knappen Mahlzeiten verzehren hilft; also fort mit ihm über Bord, oder (wie es sich schon öfter im Eismeere ereignete) noch Schlimmeres: die Einen werden geschlachtet und von den Anderen, durch den Hunger wahnsinnig und zu Bestien geworden, verzehrt.

In der That, dies Bild ist bereits das Kennzeichen unserer wirthschaftlich-sozialen Zustände geworden!

Eine allgemeine und stets wachsende Nothlage auf allen Gebieten des Erwerbslebens, eine alle Lebenskraft und alle Lebensfreude verzehrende wilde Hetzerei; ein gegenseitiges Sich-aufreiben und unter die Füße treten; für viele Millionen Proletarier eine traurige von der Wissenschaft mit einem „Hungersterben in Permanenz" verglichene Lage; die Massensterblichkeit dieser und ihnen nahestehender Volkstheile infolge der Noth und des Elends: Wachsthum der schlechten Leidenschaften und

des Verbrechens neben dem Wachsthum der Armuth und des tollen Wagnisses auf wirthschaftlichem Gebiete; die Vernichtung zahlloser Existenzen durch die capitalistische Concurrenz — das ist die Signatur unserer Zeit!

Unser ganzes Culturleben hat mehrere seiner alten Grundpfeiler verloren und neue dafür sind noch nicht gewonnen. Der technische Verstand hat den volkswirthschaftlichen überflügelt. Das technische Genie hat der Menschheit in Gestalt neuentdeckter Naturkräfte fünf Milliarden eiserner Sclaven geschenkt, aber das volkswirthschaftliche Genie ist nicht gefolgt. Der schreckliche Aberglaube, „die volkswirthschaftliche Harmonie stelle sich von selbst ein", hat allen Segen in Fluch verwandelt.

Schon Carlyle rief dem englischen Volke zu: „Ihr müßt entweder für Reformen sorgen oder 600 000 Menschen in Reih' und Glied stellen und niederschießen." Die Stimme eines deutschen Sozialreformers fügt hinzu: „Und jedes Jahr!" Denn die maschinelle Entwicklung, d. h. die Verdrängung der Handarbeit durch Maschinenarbeit, befindet sich trotz der Hochfluth, welche sie schon heute bildet, doch immer erst in den Anfängen, so daß ohne volkswirthschaftliche Neuorganisation nicht einmal mehr die Menschen, welche schon geboren sind, Beschäftigung und Brot finden können, das jährliche Mehr der Geborenen gegen die Gestorbenen aber von vornherein dem sicheren Untergange geweiht ist. Und dieser Ueberschuß besteht in Deutschland jährlich aus mindestens 500 000 Menschen ohne wirthschaftliche Existenzberechtigung.

Die wirthschaftliche Anarchie ist längst da; sie ist zehnfach schrecklicher als alle politische Anarchie, von der sie nur die Vorläuferin ist! Gewiß, die Tendenzen, die Parole und die Taktik der vielberufenen „Männer der That", der Anarchisten, sind ein furchtbarer Wahnsinn, dem Eigenthum, Glück und Leben zum Opfer fällt. Aber in wie viel höherem Maße fällt Alles das, ja Alles, was zum menschenwürdigen Dasein gehört, der wirthschaftlichen Anarchie zum Opfer! Unermeßlich und auf so viele Millionen sich erstreckend, ist das Unheil, das sie verbreitet. Wie das eherne Schicksal, wie eine rächende und vernichtende Naturgewalt, schreitet sie einher, nichts achtend, nichts schonend, was dem Menschen lieb und hoch und heilig ist!

Das ist der „Kampf um's Dasein". Und dieser Kampf, so will man uns belehren, ist ein „natürlicher und unabwendbarer", in der Menschenwelt, wie im Thier- und Pflanzenreich. Aber bei dieser Lehre kann der Mensch sich nicht beruhigen.

Das Thier und die Pflanze kennt die Schrecken der Vernichtung nicht im Voraus. Der Mensch jedoch kennt sie, er haßt sie und sucht ihnen mit aller Anstrengung seiner Kräfte zu entfliehen. Er will als Mensch leben und gedeihen; er kennt das natürliche Lebensziel und weiß, wie leicht sich's stirbt, wenn dies erreicht ist. Der civilisirte Mensch geht von dem Grundsatz aus, daß dies Lebensziel ihm und allen seinen Mitmenschen zukommt. Das Leben, das einmal erschaffen ist, soll auch möglichst erhalten werden. Die zarten Kinder sind es gerade, welche am meisten von Elend und Krankheit bedroht werden, und die doch auch das kranke, bettelarme Proletarierweib so sehr und so gern pflegen möchte, wenn es nur der Kampf um's Dasein gestattete!

Wird ein Mensch in seiner Vollkraft durch einen Unglücksfall dahingerafft, von einem Mitmenschen erschlagen, von wilden Thieren zerrissen, so nennen wir das nicht einen natürlichen Tod; aber das todtspendende Elend sollen wir als natürliche Macht in den Kauf nehmen! Sollen wir? Müssen wir? O nein! Wir räumen dem selbstgeschaffenen Elend ebensowenig Existenzberechtigung ein, als dem Todtschläger und dem wilden Thier. Der Effect des Elends ist derselbe — nur noch grausamer — wie der Effect der Mordsucht und thierischen Bestialität — Tod, Vernichtung. Der Mörder führt einen Streich auf mein Haupt, der Tiger schlägt mir seine Krallen in's Herz — ein kurzer Augenblick, und ich habe ausgelitten. Du aber, grausames Elend, du menschenhassendes Ungeheuer mit dem Gorgonenhaupt, du marterst den armen Menschen durch viele Jahre, von der Geburt bis zum Grabe; du lässest ihn tausendfache Todesqual erdulden im Bewußtsein seines jämmerlichen Daseins, das er Athemzug um Athemzug erkämpfen muß — und endlich, endlich giebst du ihm den Gnadenstoß, und das ist dein einzig gutes Werk! Und deshalb, Elend, hat der Genius der Menschheit dir Vernichtung geschworen, und wir haben diesen Vernichtungskampf zu führen zugleich mit dem Kampfe um's Dasein! Das ganze große Ringen und Streben der Menschheit hätte keinen Zweck, wenn es nicht der wäre, einen Zustand zu schaffen, in welchem der Mensch, sein Dasein genießend, in möglichster Vollkommenheit auslebt und weder einer plötzlichen Vernichtung, noch auch dem langsam nagenden Zahn des Elends zum Opfer fällt!

* *
*

Angesichts einer solchen sozialdemokratischen Kritik des „Inbegriffs hoher Weisheit", welchen die Gelehrten der Manchesterschule in der volkswirthschaftlichen Maxime „Laß sie nur Alle, so frißt Einer den Andern auf" bewundern, haben wir an derartige „Belehrungen in der Schule" keinerlei Hoffnung zu knüpfen. Wir richten an die Berliner Schulbehörden deshalb die dringende Bitte, ihr gewiß gutgemeintes Vorhaben nicht zu überstürzen, sondern sich das Schicksal der Schulze'schen Vorträge als abschreckendes Beispiel dienen zu lassen. Weder Dr. A. Meyer, noch irgend ein von ihm unterrichteter Schullehrer kann hoffen, die Lehre des volkswirthschaftlichen Gehenlassens dem Volksverstand und Volksgemüthe menschlich näher bringen zu können, als Schulze-Delitzsch solches in einer Zeit versuchte, wo seine Person umstrahlt war von einem seltenen Nimbus volksfreundlicher Gesinnungen und Thaten. Trotzdem aber gelang es Lassalle, das von Schulze in seinen Vorträgen und in der Sammlung derselben „Capitel zu einem Arbeiterkatechismus" (Leipzig 1863) angezündete „Licht" wie eine Talgkerze auszublasen. Lassalle hat in seiner heftigen Gegenschrift: „Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch, der ökonomische Julian oder Capital und Arbeit" jedenfalls den endgültigen Beweis geliefert, daß das vom Herrn Dr. Meyer bewunderte „gegenseitige Auffressen" nicht der Inbegriff volkswirthschaftlicher Weisheit ist, wie auch, daß keinerlei Hoffnung besteht, die nichtbesitzenden Volksklassen von dieser Weisheit jemals zu überzeugen und für das Manchesterthum wieder zu gewinnen. Denn seit den fünfzehn Jahren, welche nach dem berühmten literarischen Zweikampf vergingen, haben in sämmtlichen Culturländern der Welt die thatsächlichen Entwicklungen eine noch lautere Sprache geführt als Lassalle. Und auch diese Sprache ist von den besitzlosen Klassen überall vernommen, verstanden und beachtet worden. Selbst in England und Amerika fand eine sozialdemokratische Verwandlung der Arbeitermassen statt. Ueberall unterliegen die kleinen Wirthschaftsexistenzen im Kampf mit den größeren Kapitalmächten. In Frankreich hat der Untergang des Kleinbetriebes gerade in den letzten fünfzehn Jahren der republikanischen Herrschaft einen furchtbaren Umfang angenommen. So haben gegenwärtig in Paris nur ungefähr ein Viertel der Tischler Beschäftigung, nämlich gegen 15,000 anstatt 60,000.

In Oesterreich nimmt die „kapitalistische Entwicklung" eine unheimliche Gestalt an. Rothschild ist Besitzer der Nordbahn,

der wichtigsten Eisenbahn des Landes, wie auch großer Kohlenbergwerke. Ihm gehört auch die österreichische Südbahn. Neuerdings hat er es durch Tarifermäßigungen möglich gemacht, daß die letztere Bahn ihre Kohlen aus seinen böhmischen Kohlenbergwerken bezieht. In Folge dessen haben die steiermärkischen Bergwerke keinen Absatz mehr. Tausende von Arbeitern, Handwerkern 2c. sind brodlos oder schwer geschädigt. Kommen die Werke zum Concurs, so kauft sie Rothschild.

Ueber diese Vorgänge wurde im Abgeordnetenhause eine Anfrage eingebracht. Während die Tarifermäßigung, welche die Nordbahn der Südbahn gewährt, bisher seit Monaten geheim gehalten und nur dadurch bekannt wurde, daß der Präsident der Nordbahn, der sich mit Rothschild überworfen hatte und seine Stelle verließ, die Sache verrieth, wurde plötzlich am 26. Januar, nachdem am 25. die Interpellation eingebracht war, die Tarifermäßigung im amtlichen Verordnungsblatt bekannt gemacht. Der Handelsminister konnte nur auf diese gesetzliche Veröffentlichung hinweisen. Im Abgeordnetenhause entstand darüber eine heftige Debatte, wobei die deutschen Abgeordneten Dr. v. Derschatta und Pattai sich energisch gegen diese Rothschildswirthschaft aussprachen. Der letztere schloß seine Rede mit folgenden Worten:

„Ein aufmerksamer Beobachter unseres Staates kann deutlich sehen, wie derselbe von Stufe zu Stufe tiefer herabsinkt in die Macht dieser Kreise. Während im Nachbar- und jungen Schwesterreiche Alles eine gesunde und lebenskräftige Zukunft verspricht, kommen unter dem Moderhauche, in dem wir uns bewegen, die Sumpfpflanzen bis hoch an die Oberfläche. Man fragt sich oft mit Entrüstung, wo sind alle unsere historischen Erinnerungen, wo ist unsere durch ihr Alter allein schon ehrwürdige nationale Gesellschaftsverfassung, um Widerstand zu bieten, wo sind endlich unsere ahnenstolzen Geschlechter, die unserer Geschichte von Generation zu Generation ihre Zeugen gegeben haben? Ein entarteter Theil derselben tanzt schweifwedelnd um den Wagen des neuen Imperators des goldenen Kalbes (Beifall), ein anderer Theil hüllt sich in dumpfe Resignation, gleichsam als ob das Dichterwort mit einer kleinen Variante: „Das Unbegreifliche, hier wird's Ereigniß" auf unsere Zustände immerdar Anwendung finden müßte. Lassen wir es nur eine Zeit lang noch so fortgehen und der Moment wird nicht mehr ferne sein, wo man, wie in Frankreich, auch in Oesterreich Krondiamanten ver-

schleißt. Reißt die Fetzen von euren alten Wappenschildern, um unsere Schande damit zu bedecken!"

Wenn Pattai meint: „im jungen Schwesterreiche Deutschland verspreche Alles eine gesunde und lebenskräftige Zukunft", so halten wir es für unsere Pflicht, dringend davor zu warnen, daß man sich über die Gefahren der kapitalistischen Entwicklung auch bei uns keiner Täuschung, keiner Sorglosigkeit hingiebt. Die Eisenbahnen sind zwar im Besitz des Staates, aber was will das volkswirthschaftlich bedeuten gegen die herrschende Uebermacht des Großkapitals in den Geschäften! Der staatliche Eisenbahnbesitz wurde bis heute kein sozialpolitischer Factor zur Verminderung der Kluft zwischen Arm und Reich. Auch in Deutschland wächst die volkswirthschaftliche Uebermacht des Kapitals; diese Hochfluth wird weiter steigen „riesengroß, hoffnungslos", wenn nicht bald Schutzwälle aufgeworfen werden, welche der furchtbaren Gefahr entsprechen. Keinenfalls gehören zu diesen Schutzwällen Vorträge über die „volkswirthschaftliche Weisheit des gegenseitigen Sichauffressens". Dieses Schutzmittel ist völlig verbraucht; alle damit angestellten Versuche haben das Gegentheil, nämlich die Steigerung der sozialrevolutionären Gefahr, ergeben. Nur die in „Verwirklichung des practischen Christenthums", in „Ausgestaltung des sozialen Königthums" sich darbietenden Schutzmittel sind noch nicht versucht worden.

Diese versuche man mit sittlichem Ernst und mit derselben gewaltigen Intelligenz und Thatkraft, welche die großen Männer an der Spitze unseres Staatswesens auf anderen Gebieten offenbarten.

In diesen Lehren unterrichte man auch Jung und Alt, Gebildete und Ungebildete, nicht aber in der fluchwürdigen Lehre:

„Laß sie nur Alle, so frißt Einer den Andern auf!"

Das für die Vertilgung des Ungeziefers passende Verfahren kann nimmermehr ein Gesetz für den menschlichen Verkehr in einem Staate liefern, welcher sich einen christlichen nennt, und es kann nimmermehr die Hoffnungen verwirklichen, welche der Herr Cultusminister mit Recht auf die volkswirthschaftlichen Ausgleichungen „echter Nächstenliebe" gründet.

. . ., 26. Februar 1888.

II.

Praktisches Christenthum.

Inhalt:

A. Das Christenthum als Befreier der Menschheit.

(Separatabdruck aus der „Rheinisch-Westfälischen Post", Jahrgang 1878, zum Zweck der Massenanwerbung von Mitgliedern für den Central-Verein für Sozialreform.)

1. Angriffe und Pläne gegen das Christenthum.

Niemanden, der sozialdemokratische Versammlungen und Zeitungen nur einigermaßen beobachtete, war der Haß der Sozialdemokratie gegen Christenthum, Monarchie und besitzende Klassen ein Geheimniß. Gleichwohl haben die Ausbrüche dieses Hasses, welche neuerdings*) zu Tage traten, überrascht. So viel Wildheit, so viel Raserei vermuthete man nicht. Noch weniger vermuthete man, daß dieser verheerende Brand schon so unermeßlich weite Flächen des Volkslebens ergriffen habe. Am allerwenigsten aber machte man sich richtige Vorstellungen über die Schwierigkeiten, welche sich der Löschung des ungeheuren Feuers entgegenstellen würden.

Staunen und Schrecken der wie aus einem Traum auffahrenden Zuschauer sind deshalb groß. Und doch ist zum Erstaunen keine Zeit vorhanden. Die Flammen fressen um sich, und was noch nicht brennt, kann bei der Ueberfüllung des öffentlichen Lebens mit Zündstoff jeden Augenblick von der revolutionären Lohe ergriffen werden.

Löschen, retten — ist also die Losung! Aber wo ist die Löschmannschaft, die Feuerwehr? Wo sind die Spritzen, die Apparate? Allerdings wurden Stimmen laut, die nach der Polizei, nach dem Staatsanwalt, nach den Bajonetten riefen. Aber ist das denn die wahre Feuerwehr gegen den Brand, der augenscheinlich nicht in Hundert, sondern in Millionen Seelen lodert? Nein, nein, — das ist die wahre Feuerwehr nicht! Die Polizei kann die Herzen, die hassen, nicht in Herzen, die lieben, verwandeln; der Staatsanwalt kann Köpfe, die seit 20 Jahren durch eine materialistische Presse verwirrt und verwüstet wurden, nicht erhellen; die Bajonette können, gegen die Bürger des eigenen Landes gebraucht, in weiten Volkskreisen wohl den letzten Funken von Loyalität ausrotten, nicht aber den Trägern der Bajonette die wankende Unterthanentreue zurückgeben!

Fort also mit jedem Gedanken an die Waffen der rohen Gewalt, so lange wenigstens, bis nicht alle Waffen des Geistes und der Liebe erschöpft sind!

Bis dahin appelliren wir an eine andere Feuerwehr: an das Christenthum. Das ist unser Rettungsapparat gegen den wilden Waldbrand unserer Zeit. Christliche Traditionen und Lehren sind die Spritzen, an welche wir alle Mannen rufen: nicht nur die Geistlichen, nein Alle,

*) Es wurde dieses kurz vor den Attentaten niedergeschrieben.

welche an Christum als den Welterlöser glauben, welche sein Beispiel, sein Leben und Sterben, sein Lehren und Thun als die heute nicht weniger, als vor 1900 Jahren allein Heil bringende Vermittelung in allen Nöthen des Lebens anerkennen, und sich in irgend einem Sinne noch als Christen fühlen.

Wir werden in wenigen gedrängten Abschnitten den Beweis führen, daß nur das Christenthum die Menschheit befreien kann, nicht nur von der Sozialdemokratie, sondern, was wichtiger ist, von denjenigen Uebeln, die der Sozialdemokratie zu Grunde liegen, die das morastige Erdreich bilden, aus dem die Sozialdemokratie mit Naturnothwendigkeit emporstieg.

Die Sozialdemokratie ausrotten, die Herren Most, Hasselmann u. s. w. ins Gefängniß werfen, ihre Presse unterdrücken, ihre Versammlungen verbieten — damit wäre absolut gar nichts gewonnen. Im Gegentheil! Es würde dies eine Kurpfuscherei sein, welche sich damit begnügt, einen bösen und häßlichen Ausschlag von der äußern Haut noch tiefer in's Blut, nach den inneren Organen zu treiben.

Die Sozialdemokratie ist wirklich nur ein Hautausschlag. Die eigentliche Krankheit besteht materiell in wirthschaftlichen Noth- und Mißständen, und geistig und moralisch in dem materialistischen Lesefutter, mit dem alle Welt seit 20 Jahren durch Literatur und Presse vergiftet wurde. Doch hätte dies Alles im Volke noch immer die wilden Flammen des Hasses nicht erzeugen können, wenn nicht schwere Unterlassungssünden aller anderen Volksclassen die erforderliche Empfänglichkeit in den Gedanken und Gefühlen der Nichtbesitzenden geschaffen hätte.

Es heißt also nicht nur nach der einen Seite hin: Umkehr, sondern vor allen Dingen auch nach der andern Seite hin: Einkehr!

„Es ist eine durchaus einseitige und in bestimmter Beziehung pharisäische Betrachtung — sagt ein practischer Staatsmann in seiner Broschüre über diesen Gegenstand — wenn man in gewissen Kreisen die Sozialdemokratie lediglich als ein Kind und als eine Consequenz des Liberalismus darzustellen liebt. Hier gilt allein der Spruch: „„Wir sind allzumal Sünder““, und jede Partei, welche sich von der Mitschuld weißzubrennen sucht, schlägt der Wahrheit energisch in das Gesicht.“

So viel zur Vermeidung von Mißverständnissen im Voraus!

Doch kehren wir zu den sozialdemokratischen Angriffen auf das Christenthum zurück. Sehr lehrreich in dieser Hinsicht ist ein Leitartikel der Sonnemann'schen „Frankfurter Zeitung“. Die religionsfeindliche Zeitungspresse sieht den Tag der Ernte als Folge ihrer täglichen literarischen Aussaat herankommen. Das Christenthum ist nach ihrer Ansicht ein dürrer, entlaubter Wald, den die Sozialdemokraten jetzt blos in Brand stecken. Diese Presse freut sich über diesen herrlichen Culturbrand und steht lachend und sich vor Vergnügen die Hände reibend dabei. „Wir können — sagt die „Frankf. Zeitung“ — was die kirchliche Seite der Berliner Vorgänge anbelangt, die Aengstlichkeit und den Eifer der „Nordd. Allg. Ztg.“ recht gut begreifen. Eine umfassende Bewegung zum Austritt, das hat gerade noch gefehlt. Schon lange streiten sich Orthodoxe und Liberale darum, wer der eigentliche Herr im Hause des Protestantismus sei, und während dem ist das Haus selbst, das in der Hitze des Kampfes beide Theile auszubessern und umzubauen vergaßen, so baufällig geworden, daß es den feindlichen Brüdern jeden Augenblick auf den Kopf zu fallen droht. Da ergreifen nun Diejenigen, die dem

Hause innerlich längst entfremdet sind und kein Interesse mehr an ihm haben, den einzig vernünftigen Ausweg: sie treten aus. Da es aber dieser Entfremdeten Millionen und aber Millionen sind, so kann das Beispiel ein verhängnißvolles sein: eines schönen Tages befinden sich die Prediger auf ihren Kanzeln allein, und sie, die sich so lange hielten, weil sie keinen Widerspruch ertrugen, sie müssen jetzt zu Grunde gehen, weil sie Niemand mehr haben, der ihnen zuhört. Allein ist dies nicht der Gang, den die Dinge naturnothwendig nehmen müssen? Ist nicht der ganze religiöse Apparat der modernen gebildeten Welt pure Heuchelei geworden, und ist nicht die Wahrheitsliebe und Ueberzeugungstreue der Sozialdemokratie, welche endlich der Heuchelei ein Ende macht, viel eher etwas Sittliches, als der leere Formelkram, mit dem die sogenannten Gebildeten sich selbst und Andere in die großartigste Täuschung versetzen? Religiös, das steht unabänderlich fest, ist dieser Gang der Dinge nicht aufzuhalten, und der Hohn, mit dem die Bekehrungsversuche durch Bibelsprüche in der Hauptstadt des deutschen Reiches aufgenommen werden, ist kein blos sozialdemokratischer, sondern in seinem tiefsten Grunde ein welthistorischer. Die Sozialdemokraten sind es nur, die ihm den schroffen Ausdruck geben und das Urtheil der Geschichte vollziehen."

So weit die „Frankf. Ztg." Ihre Worte enthalten die Quintessenz alles Hasses gegen und aller Unwissenheit über das Christenthum, sowie aller teuflischen Pläne zu seinem gänzlichen Sturz.

2. Sclaverei und Mißhandlung der Sclaven bei den alten Griechen.

Bekanntlich nahm eine große sozialdemokratische Volksversammlung am 3. Januar 1878 in Berlin eine Resolution an, in welcher feierlich erklärt wurde, daß ein fast 1900 Jahre währendes Christenthum nicht im Stande gewesen sei, das Elend, die äußerste Noth der überwiegenden Mehrheit der Menschheit zu lindern, geschweige denn zu beseitigen.

Diese vom ungeheuerlichsten Haß gegen das Christenthum mit Blindheit geschlagene Resolution stellt in wenigen Worten das culturgeschichtliche Urtheil fest, welches die sozialdemokratischen Versammlungsredner und Zeitungsschreiber über die befreienden Thaten des christlichen Geistes und der christlichen Liebe in unserem Volke verbreiten, und welches in Familien und Werkstuben ein millionenfaches wildes und verwilderndes Echo findet. Die Lügenpropheten besitzen das Ohr eines großen Volkes. Die Wahrheit verhüllt ihr Haupt und schweigt. Es fehlt ihr an Zeugen, die für sie reden. Ihre Waffen sind vergraben und der lebenden Generation nicht mehr bekannt. Unsere classische Bildung hat die griechische und römische Cultur mit einem Strahlenglanz bekleidet, daß die Befreierrolle, welche das junge Christenthum inmitten der Nacht und den Greueln jener antiken Perioden übernahm und glorreich ausführte, den — Christen des neunzehnten Jahrhunderts wie verbleichte Schatten aus den von modernem Bildungsglanz geblendeten Augen entschwand.

Beschwören wir die wahren Bilder sowohl des vergötterten heidnischen Alterthums wie des verlästerten Christenthums also aus den Gräbern heraus. Zuerst sei vom alten Griechenland und von der Sclaverei, also von der scheußlichen Grundlage die Rede, auf welcher seine

ganze Culturherrlichkeit beruhte. Die Sclaverei war dort eine Einrichtung, die nach der Meinung aller Gebildeten sich ganz von selbst verstand, ohne die man nicht leben zu können glaubte. Aristoteles, der Weiseste unter den weisen Griechen, konnte sich keinen geordneten, vollständigen Haushalt denken, der nicht aus Freien und Sclaven bestand; letztere nannte er ein lebendiges Eigenthum, vollkommenere Werkzeuge als die unbeseelten, vom freien Bürger so verschieden wie der Körper vom Geiste, wie das Thier vom Menschen. Diese Art der Dienstbarkeit erschien ihm auch durchaus rechtmäßig, dem Naturgesetz entsprechend; denn ein großer Theil der Menschen, sagte er, bestehe aus geborenen Sclaven, für welche nur Regiertwerden und Gehorchen taugt, und die als eigentlich Unmündige nur so viel Vernunft haben, um begreifen zu können, was ihnen befohlen wird. Homer, der älteste und größte unter den griechischen Dichtern, hatte geradezu erklärt, Zeus, der oberste Gott, habe den Sclaven die Hälfte des Verstandes abgesprochen. Man sollte denken, das schreiende Unrecht, welches dieser Auffassung zu Grunde lag, hätte den Alten um so mehr in die Augen fallen müssen, als sie sich beständig die Ursache vergegenwärtigen konnten, aus der die Sclaverei hervorging. Diese Ursache hieß Unglück im Kriege. Die griechischen Sclaven waren der großen Mehrheit nach entweder Nachkommen der alten besiegten Landeseinwohner oder Kriegsgefangene, die aus eroberten Städten und Ortschaften nach den verschiedenen Sclavenmärkten geschleppt und dort verkauft wurden. Die im Hause geborenen Sclaven bildeten die geringere Zahl, da man es wohlfeiler fand, einen erwachsenen Sclaven zu kaufen, als ihn von Kindheit an aufzuziehen, und überdies die Sclavenehen nur als seltene Gunst von den freien Griechen gestattet wurden.

Eingewanderte, die ihre Steuern nicht bezahlen konnten, Fremde, die das Bürgerrecht erschlichen hatten und untergeschobene Kinder wurden ebenfalls als Sclaven verkauft. Wie man allen diesen Unglücklichen, die selbst frei gewesen oder von freien Vorfahren abstammten, ohne Weiteres und grundsätzlich nicht blos die Freiheit, sondern auch die Fähigkeit zu freiem Leben absprechen konnte, ist unbegreiflich. Hätte man ihnen den Zustand der Knechtschaft wenigstens erträglich gemacht! Aber selbst Plato, der die reine Tugend und Gerechtigkeit lehrte, rieth seinen Mitbürgern, die Sclaven strenge zu bewachen und fleißig zu züchtigen, denn mit bloßen Vorstellungen würde man sie nur verzärteln. So erhielt denn derjenige von ihnen, der von den Speisen seines Herrn genascht, einen Maulkorb, wer bei der Arbeit nachlässig gewesen, wurde gegeißelt, wer Getreide auf dem Felde gestohlen, in Ketten gelegt, wer einen Versuch zur Flucht gemacht hatte, auf der Stirn gebrandmarkt. Jedes Zeugniß, das ein Sclave vor Gericht abzulegen hatte, war von der Folter begleitet, eine Einrichtung, die von allen griechischen Rednern und Staatsmännern gepriesen ward. Demosthenes trug stets auf Anwendung dieses Mittels an, es war sein wirksamstes, welches er, wenn er seine übrigen Beweismittel erschöpft hatte, als entscheidendes am Schlusse seiner Rede vorbrachte.

Der Angeklagte pflegte seine Sclaven zur Folter anzubieten, der Kläger, sie zu fordern, gerade wie man heut zu Tage sich zum Eide erbietet, beziehungsweise ihn der Gegenpartei zuschiebt. Als ein gewisser Andocides sich weigerte, einen seiner Sclaven zur Tortur auszuliefern,

hielt man ihn des Verbrechens, dessen er angeklagt war, für überführt. Die Sclavinnen waren dieser Mißhandlung ebenso ausgesetzt wie die Knechte, namentlich, wenn es sich um häusliche Vorfälle handelte, von denen sie etwas wissen konnten. Hatte der Sclave oder die Sclavin durch die Tortur bedeutende körperliche Verletzungen erlitten, so konnte der Herr dafür eine Vergütung in Geld beanspruchen. Wollte er den einen oder die andere zur Wollust gebrauchen, so war an Widerstand nicht zu denken; war er einer Sclavin überdrüssig, so übergab er sie mieth- oder verkaufsweise an ein Buhlhaus. So entsetzlich und erniedrigend diese Behandlung der griechischen Sclaven war, so groß war ihre Zahl. In Attika, dessen Bewohner sich für die gebildetsten und bevorzugtesten Menschen hielten, kamen durchschnittlich 350000 Sclaven auf 20000 Bürger, die Sclavinnen, deren Zahl geringer war, als die der Knechte, nicht mitgerechnet. Daß ein Reicher in Athen mehr als 50 Sclaven besaß, nahm Plato als Regel an; ein solcher konnte, wie Demokrit, sagen: Ich gebrauche die Sclaven wie die Glieder meines Leibes, jeden zu etwas Anderem. In Sparta gab es auf 36000 Bürger 240000 Heloten und 120000 Periöken, deren Zustand sich von dem der Sclaverei nur wenig unterschied. In Korinth sollen einmal 460000, auf Aegina sogar 470000 Sclaven gewesen sein.*)

3. Die Sclaverei und die Mißhandlung der Sclaven bei den Römern.

Wie traurig auch immer die Lage eines griechischen Sclaven war, die des römischen war noch trauriger. Während der griechische Sclave von seinem Herrn nicht ohne Weiteres getödtet werden konnte, war es dem Römer erlaubt, seine Leibeigenen ganz nach Willkür umzubringen, zu kreuzigen oder verhungern zu lassen. Cato der Aeltere galt als leuchtendes Vorbild römischer Tugend, allein es gab für ihn keinen anderen Unterschied zwischen Sclaven und Thieren, als daß jene, weil mit einiger Vernunft begabt, etwas gelehriger seien und zur Rechenschaft gezogen werden könnten. Er pflegte seine Sclaven, wenn sie vor Alter untüchtig geworden, zu verkaufen oder aus dem Hause zu werfen. Um Meutereien zu verhüten, säete er Zwietracht und Feindschaft unter sie, Geißelhiebe wurden wegen geringer Vergehen reichlich ausgetheilt, Hinrichtungen nicht gespart; man hielt ihn so wenig einer barmherzigen Regung gegen seine Sclaven fähig, daß einer von ihnen, der einen Befehl nicht erfüllt hatte, sich aufhing. „Den unglücklichen Sclaven," sagt Seneka, „steht es nicht frei, in Gegenwart ihres Herrn die Lippen zu bewegen, selbst nicht um zu reden. Durch die Ruthe wird jedes Geflüster zurückgehalten; nicht einmal zufällige Dinge, wie Husten, Niesen, Schluchzen, sind von Schlägen frei. Mit schwerer Strafe wird jeder Laut gebüßt, der das Stillschweigen unterbricht. Die ganze Nacht stehen sie nüchtern und stumm da. Wir gebrauchen sie nicht als Menschen, sondern als

*) Anmerkung. Die historischen Daten in vorstehendem und in den folgenden Abschnitten sind der ausgezeichneten und empfehlenswerthen Brochüre „Anti-Most" (Verlag von W. Deiters in Düsseldorf) entnommen. Dieselben beruhen, wie das Vorwort der Brochüre bemerkt, auf den Geschichtswerken namhafter Historiker wie Döllinger, Gefrörer, Hefele u. s. w.

Lastthiere.“ Es kam vor, daß römische Herren ihren Sclaven die Hände abhauen ließen oder sie, eines zerbrochenen Gefäßes wegen, den Muränen im Fischteiche vorzuwerfen befahlen. Ebenso unmenschlich wie die Behandlung des römischen Sclaven war die der Sclavin. Bis zur Hüfte entblößt stand sie vor dem Putztische ihrer Herrin, die sich mit einem scharfen Werkzeuge bewaffnet hatte, um Arme und Brust der Dienerin bei jedem Versehen und selbst dann verwunden zu können, wenn es der Kunst nicht gelingen wollte, Gebrechen der Natur in Schönheiten zu verwandeln oder die durch Alter und Ausschweifungen verwelkte Blüthe zu erneuern. So kam es, daß der Palast eines römischen Großen oft einem Schlachthause ähnlich sah, überall blutbefleckt. Die Sclavinnen waren gezwungen, sich jeder Zeit preiszugeben, nicht blos ihrem Herrn, sondern auch fremden Wüstlingen, die für die Befriedigung ihrer Wollust dem Eigenthümer der Sklavin eine Taxe entrichteten. Da selten ein Verbrechen ohne die Hülfe oder Mitwissenschaft der Sllaven und Sclavinnen begangen wurde, so hatten die Herren und Herrinnen häufig dringenden Grund, solche gefährliche Zeugen aus dem Wege zu räumen oder unschädlich zu machen. Cicero erwähnt einen Fall, wo der Sclave, erst nachdem ihm die Zunge ausgeschnitten, damit er die Gebieterin nicht verrathe, gekreuzigt ward. Wurde der Herr des Hauses selbst von einem Sclaven ermordet, so mußten Alle, die unter demselben Dache wohnten, sterben. So wurden bei der Ermordung des Pedanius Secundus unter Nero 400 Sklaven hingerichtet, weil sie den Mord nicht verhindert hatten. Erst unter den Kaisern Hadrian und Antonius Pius traten einige Milderungen ein, indem es den Römern verboten wurde, ihre Sclaven ohne einen besonderen Grund zu tödten, zu castriren oder zum Kampfe mit den Bestien zu verkaufen. Derselbe Hadrian aber, der das furchtbare Loos der Sclaven mildern wollte, stieß einmal einem Sclaven mit einem Griffel ein Auge aus, und ein anderer durfte von Glück noch sagen, wenn er blos die Backen aufblasen mußte, damit sein Herr weicher schlagen konnte. Die Zahl dieser Unglücklichen war in manchen Häusern so groß, daß ein Sclave als Nomenclator angestellt werden mußte, dessen Geschäft nur darin bestand, die Namen der Uebrigen im Kopfe zu behalten. Da gab es Atrienses für die Bedienung im Hauptsaale des Hauses, Cubicularier für den Dienst in den Schlafgemächern, Secretarii für die Briefe, Lectoren zum Vorlesen, Introductoren, um die Gäste anzumelden und einzuführen, Dispensatoren oder Verwalter, Silentiarii, um den Uebrigen Stillschweigen zu gebieten, ferner Badeknechte, Köche, Feinschmecker, Briefboten, Sänftenträger, Roßknechte, Spaßmacher u. s. w. Die Thürhüter lagen wie Haushunde an der Kette. Viele Sclaven sahen ihren Herrn niemals, kannten ihn nicht einmal. Einige Reiche sollen 10 ja 20000 Sclaven besessen haben, unter denen natürlich der größere Theil Feldarbeiter waren. Crassus hatte so viele, daß schon die Bande seiner Maurer und Zimmerleute, die er zur Arbeit vermiethete, über 500 Köpfe stark war. Claudius Isidorus beklagte sich, daß seine großen Verluste während der Bürgerkriege ihm nur 4156 Sclaven, 5600 Paar Ochsen, 25000 Stück kleines Vieh und 600 Millionen Sesterzien übrig gelassen. Eine Wittwe gewöhnlichen Standes in Afrika überließ ihrem Sohne ein Landhaus und 400 Sclaven, behielt sich aber selbst den größten Theil des Vermögens vor. Ein Gesetz des Augustus verbot den Römern mehr als ein Fünftel ihrer Sclaven testamentarisch freizulassen,

und bestimmte als Maximum der Freizulassenden für jeden Fall hundert Knechte, so daß also 500 Sclaven eine nicht ungewöhnliche Zahl gewesen sein muß. Als die geringste Zahl für einen Bemittelten scheint Horaz 10 Sclaven angenommen zu haben; daß der Prätor Tullius mit nur fünf von seiner Villa nach Rom gekommen sei, rügte er als unanständig.

Nicht nur ein Frevel an der menschlichen Würde war die Sclaverei, sondern auch eine Sünde gegen die Volkswirthschaft. Alle Greuel der Menschenentwürdigung führten auf der anderen Seite nicht nur keine behagliche und sorgenfreie Existenz der Freien herbei, sondern geradezu den ärgsten Pauperismus. Die Besitzer vieler Sclaven bedurften der Arbeit der Freien nicht, ja sie bildeten ihre Sclaven noch in allerlei Gewerben aus, um sie auch für andere gegen Bezahlung arbeiten zu lassen. So verlor sich in Rom der tüchtige, arbeitsame Mittelstand und es entstand aus demselben ein großes Proletariat, das von den Reichen verachtet, sich immer mehr dem Sclaventhume assimilirte. Gegen Ende der Republik lebten zu Rom 320000 Personen von öffentlicher Unterstützung; Cäsar verminderte diese Zahl auf 150000, Augustus mußte aber schon wieder 200000 Bürger zu den Brodvertheilungen zulassen. Der Consul Philippus konnte in einer Rede vor dem Volke sagen, es seien keine 2000 Bürger in Rom, welche Eigenthum besäßen. Dabei war der Arme so verachtet wie der Sclave, ja zuweilen noch mehr, da man ihn nicht ausnutzen konnte. „Könntest du dich jemals," frug Quintilian, „soweit herablassen, daß du den Armen nicht verachtetest?" Wer dem Armen, meinte Plautus, Speise und Trank reicht, macht sich wenig um ihn verdient, denn er verlängert dadurch nur ein elendes Leben. Wird er krank, sagt Plato, so mag er sterben; der Arzt soll sich keine Mühe geben, ihn zu heilen. Horaz nannte die Armuth geradezu ein ingens vitium, ein ungeheures Laster.

4. Frauen-Entehrung und Kindertödtung im alten Griechenland und Rom.

Zu der Zertretung der Menschenwürde durch die Sclaverei gesellte sich die Verachtung und Entwürdigung des Weibes, verbunden mit der fast vollständigen Abwesenheit eines Familienlebens in unserem Sinne. Von den feingebildeten Griechen wurde das Weib nur als Mittel zum Zweck, als ein für das Bestehen des Hauses und der Kindererzeugung wegen nicht zu entbehrendes Uebel betrachtet. Der Unterricht der Töchter beschränkte sich auf die Abrichtung zu den nothwendigsten häuslichen Arbeiten und etwas Tanzen und Singen zum Behufe der Theilnahme an einigen religiösen Festen. Man wähnte allgemein, daß das Weib schon von Natur fehlerhafter und mehr zum Bösen geneigt sei, als das männliche Geschlecht, daß es sich mehr dem Neide, der Unzufriedenheit, der üblen Nachrede und Frechheit hingebe und ebenso bereit sei, zu täuschen als getäuscht zu werden. In Athen wurde die Frau daher lebenslänglich unmündig betrachtet; die Mutter gerieth sogar unter die Vormundschaft ihres Sohnes, sobald derselbe volljährig war. Was ein Mann auf Bitten oder Rath eines Weibes gethan, sollte vor dem Gesetze ungültig sein. Die Frau durfte kein irgendwie bedeutendes Geschäft abschließen, letztwillig konnte sie nicht über den Werth eines Scheffels Gerste hinaus verfügen. Nur in seltenen Fällen führte Neigung

den Mann und das Weib zur Eheschließung zusammen, denn man heirathete häufig, ohne sich vorher gesehen zu haben, und über die Tochter verfügte unbedingt der Vater, nach dessen Tode der Bruder. Während aus den ältesten Zeiten des griechischen Volkes rührende Bilder von Gattenliebe, von häuslichem Ansehen der Frauen vorgeführt werden, sucht man sie in der späteren Zeit vergebens. Je mehr die griechische Cultur steigt, desto mehr sinkt die Ehe, weil mit der Cultur Religion und Sittlichkeit nicht zunehmen und ohne diese die Ehe ihr Heiligthum verliert. In dem hochgebildeten Athen, der Akademie der Wissenschaften und der Lebensweisheit für die ganze damalige Welt, war von einem sittlichen Familienleben keine Spur zu finden. Das Weib war in das Frauengemach gebannt. Während das Eheweib immer mehr in den Hintergrund trat, war es geistreich und lockend, mit Hetären zu verkehren; diese durften die Gesellschaft und die Gelage der Männer theilen, während die Ehefrauen von ihnen fern bleiben mußten. (Wer denkt hier nicht an Paris und Berlin?) Die Frau hatte nur geringen Umgang mit ihren nächsten Verwandten; bewirthete der Mann einen Gast, so durfte sie gar nicht zugegen sein. Plato nannte daher die Weiber ein Geschlecht, welches daran gewöhnt sei, im Verborgenen und Finsteren zu leben. In Sparta wurde die Ehe vollständig ein Opfer des Staates; die Stellung der Frau dadurch ganz unwürdig. Damit sie dem Staate kräftige Kinder gebäre, nahm die Jungfrau an den Uebungen der Jünglinge Theil. Gattin wurde sie durch Raub oder Loos. War die Ehe kinderlos, so fand wohl auch ein Tausch der Weiber statt, oder die Zeugung auf den Namen des Mannes. Plutarch findet es sehr schön, daß ältere Männer ihren jüngeren Frauen junge kräftige Männer zugesellten, wie auch die letzteren sich solche Gunst von freien Stücken erbitten durften.

Bei den Römern war die Stellung der Hausfrau von der Seite ihres Gatten eine etwas würdigere. Sie leitete die häuslichen Geschäfte und verkehrte frei mit ihren Verwandten, allein sie war, wo eine volle, strenge Ehe bestand, gänzlich abhängig vom Mann. Mit schrankenloser Botmäßigkeit herrschte dieser in der Familie und hatte das Recht über Leben und Tod. Er konnte seine Frau wegen Ehebruchs, oder auch wegen eines geringeren Vergehens, sofort tödten. Mecenius soll sein Weib wegen Weintrinken ungestraft ermordet haben. Der Consul Metellius Numidicus gab der allgemein herrschenden Geringschätzung des weiblichen Geschlechtes Ausdruck, indem er sagte: Wäre die Natur so gütig, uns das Leben zu geben, ohne daß es hierzu der Weiber bedürfte, so wären wir von einer sehr lästigen Gesellschaft befreit.

Ein großer Theil von Menschen erlag dem allgemeinen Elend, welches sich gleich einem vernichtenden Fluche höherer Macht über die Menschheit gelagert hatte, schon bald nach der Geburt. Die Aussetzung der Kinder galt in Griechenland von jeher für erlaubt, namentlich wenn dieselben mißgestaltet oder gebrechlich waren. Man unterschied zwischen der Aussetzung an einem entlegenen oder unzugänglichen Orte, um das Kind verschmachten zu lassen, und der Preisgebung an Andere die es nehmen mochten. In Sparta besichtigten die Aeltesten des Geschlechtes jedes neugeborene Kind; gefiel es ihnen nicht, so wurde es in eine tiefe Schlucht im Gebirge Taygetos geworfen. In Athen soll der weise Solon den Vätern und Müttern erlaubt haben, ihre Kinder ganz nach

Belieben zu tödten. Das Aussetzen war etwas so Gewöhnliches, daß sich die Intrigue fast aller Festspiele um die Wiedererkennung eines Findlings drehte. Plato nahm die herrschende Sitte in seine Musterstaatstheorie auf und erklärte: Kinder schlechter Eltern und solche, die von mißgestalteten und allzu bejahrten Eltern geboren sind, sollen ausgesetzt werden; man darf den Staat nicht damit belasten. Das älteste römische Recht hatte die Tödtung oder Aussetzung eines neugeborenen Kindes nur im Falle einer Mißgeburt und unter Beiziehung der Nachbarn gestattet. Wie lange dieses Gesetz beobachtet wurde, ist ungewiß; in späterer Zeit hatte es seine Kraft verloren. Der Jurist Paulus in der Kaiserzeit erkennt das Recht des Vaters, seine Kinder gleich nach der Geburt zu tödten, ohne Einschränkung an, und in der That war damals das Aussetzen der Kinder zur allgemeinen Sitte geworden. So bemerkt Suetonius, daß am Todestage des Germanicus auch dieses zu den Zeichen des allgemeinen Volksschmerzes gehörte, daß man die eben zur Welt gekommenen Kinder sämmtlich aussetzte. Ueberall gab es Weiber, die solche unglücklichen Geschöpfe aufzogen, um sie später zum Gewerbe der Unzucht zu verwenden; andere fielen in die Hände von Menschen, welche sie verstümmelten und zu Krüppeln machten, um mit ihnen Bettelei zu treiben.

So zertrat eine Zeit scheinbar höchster Cultur Menschenrecht und Menschenwürde. Ihre Dichter und Weisen vertheidigten und verherrlichten diese brutale Unterdrückung des Schwachen durch den Starken. Und diese Geistesheroen werden unserer Jugend in einem Strahlenglanze vorgeführt, daß sie die hehren Gestalten der christlichen Helden, dieser bewunderungswürdigen Vorkämpfer und Blutzeugen des wirklichen Culturfortschrittes systematisch aus dem Herzen und der Erinnerung unseres christlichen Volkes verdrängen. Aristoteles, Plato, Horaz, diese Lobredner einer stabilen Brutalität, nennt jeder Gebildete mit überschwänglicher Bewunderung; wer aber kennt im gebildeten 19. Jahrhundert noch die Heldenthaten der Sendboten, Dessen der ausrief: Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!?

5. Der Kampf des Christenthums gegen die Sclaverei.

Da die Sclaverei durch das Völkerrecht im ganzen Alterthume sanctionirt war, da viele Staatseinrichtungen darauf beruhten und das Verhältniß der Freien zu den Sclaven gesetzlich geregelt war, so bedurfte es von Seiten der Kirche eines langwierigen Kampfes, um die Menschenrechte geltend zu machen. Sie mußte sowohl in den Herzen und Hirnen der Herren gewaltige Umwälzungen hervorrufen, als auch die in jeder Beziehung verkommenen Sclaven durch eine weise Erziehung für die Freiheit vorbereiten. Es war zwar auch zu heidnischer Zeit in einigen Männern das Bewußtsein lebendig geworden, daß die Sclaverei ein ungeheurer Frevel sei, aber dem Christenthume blieb es vorbehalten, den Begriff des Eigenthumsrechtes an Menschen von Grund aus umzubilden. Schon die Apostel ermahnen die Gläubigen in ihren Sclaven ihre „vielgeliebten Brüder" zu sehen. Was aber die Apostel zuerst verkündet, das wurde von ihren Nachfolgern immerdar gepredigt. Es giebt keine Sclaverei von Natur, sagten die Kirchenlehrer Clemens von

Alexandrien und Basilius der Große; Gott der Herr, sagte Chrysostomos, hat keine Sclaven, sondern Adam und Eva als Freie geschaffen mit gleicher Würde, gleichen Gaben; es giebt nur eine Sclaverei der Leidenschaften. Augustinus lehrte, ein Mensch dürfe nicht die Herrschaft über einen Menschen haben. In diesem Geiste hat die Kirche fortgewirkt; sie ist der Erniedrigung und Entwürdigung der Menschen in jeder Form entgegengetreten. Bei den Gothen galt das Abschneiden des Haares als die ärgste Beschimpfung; die Kirche verbot, die Sclaven zur Strafe scheeren zu lassen, sogar auf die Vorurtheile eines Volkes Bedacht nehmend. Der Brandmarkung der entflohenen und wiedereingefangenen Sclaven widersetzte sie sich ebenfalls. Als die römischen Kaiser das Christenthum annahmen, wurden vor und nach die harten Gesetze gegen die Sclaven aufgehoben. Die Sclavenbesitzer wurden durch Belehrung, Ermahnung und Kirchenstrafen zu einer menschlicheren Behandlung ihrer Sclaven angehalten. Systematisch drang die Kirche darauf, daß die Gläubigen ihren Sclaven gestatteten, sich einen Sparpfennig zurückzulegen, mit dem sie sich loskaufen konnten.

Während der heidnische Römer durch letztwillige Verfügung hunderte von Sclaven den Cirkusspielen opferte, forderte die Kirche unablässig zur Freilassung und Loskaufung der Sclaven auf. „Es ist — sagte Gregor der Große — eine wohlthätige Handlung, den Menschen ihre angeborene Freiheit wieder zu erstatten; denn im Anfange hat die Natur Alle frei geschaffen, und sie sind dem Joche der Sclaverei nur durch das Völkerrecht unterworfen worden." Das erste Beispiel gab Hermes, Präfect von Rom unter Kaiser Trajan, der am Tage seiner Taufe 1250 Sclaven frei ließ; ihm folgte Chromatius, ebenfalls ein vornehmer Römer, der bei seiner Bekehrung unter Diokletian 1400 Sclaven die Freiheit schenkte. „Täglich," schrieb Salvian im fünften Jahrhundert, „werden Sclaven mit dem römischen Bürgerrechte beschenkt und Alle dürfen mitnehmen, was sie im Hause ihrer Herren erspart haben." Die Kirche selbst betrachtete den Loskauf der Sclaven als einen würdigen Gegenstand ihrer Barmherzigkeit. Kirchengüter, kirchliche Einkünfte, selbst die geweihten Kirchengefäße wurden zur Loskaufung der Sclaven verwandt. Von den Sclaven wurde dafür keinerlei Ersatz verlangt, selbst wenn sie im Stande waren, ihre Schuld abzutragen.

Selbst in den Zeiten der Völkerwanderung, inmitten der allgemeinen Verwilderung und Brutalität, hielt die Kirche das Banner der Menschenliebe und Menschenrechte aufrecht. Angesichts dieses Kampfes des Christenthums gegen die Unfreiheit sagt Alexander v. Humboldt: „Man muß mit Anerkennung die edlen und ruhmvollen Bestrebungen auszeichnen, welche am Ende des Mittelalters wie in den ersten Zeiten des Christenthums die Geistlichkeit in Masse gemacht hat, um die Rechte zu vertheidigen, welche die Menschheit von Natur besitzt." Aus dem Mittelalter liegen allein 300 Concilsbeschlüsse und Verordnungen der Päpste zu Gunsten der Sclaven vor. Der Eifer für die Verbesserung des Looses der Sclaven war sogar so stark, daß man Unklugheiten beging, indem einige Geistliche sich nicht scheuten, den Gefangenen dadurch die Freiheit zu verschaffen, daß sie ihnen heimlich oder mit fremdem Gelde zur Flucht verhalfen. Ja, das Christenthum war im Einzelnen so stark, daß sie sich, um einen Andern zu befreien, selbst in die Unfreiheit begaben. Auch in viel spätern Zeiten, nachdem die Sclaverei in Europa

fast überall durch den christlichen Geist verdrängt war, bildeten sich kirchliche Orden, deren Mitglieder die christlichen Sclaven in den nord-afrikanischen Raubstaaten durch Kirchengüter loskauften, und, wenn das Geld zur Neige ging, ihre eigene Person zum Ersatz für einen gefangenen Christen anboten und bis zu ihrem Lebensende in der Sclaverei verblieben.

Vor Allem sind es aber zwei Dinge, welche die vollständige Gleichstellung der Sclaven mit den Herren nothwendig herbeiführen mußten: zwei gewaltige Revolutionen, die nur durch eine geistige Macht wie das Christenthum möglich waren. Das Eine ist die Gleichstellung der Ehe der Sclaven mit der der Freien. „Es ist — erklärte Papst Hadrian I. — nach den Worten des Apostels, sowie Jesu Christi selbst, der seine Sacramente für alle Menschen eingesetzt hat, durchaus unzulässig, die Heirathen der Sclaven zu hindern. Und wenn diese Heirathen trotz des Widerspruches und Entgegentretens von Seiten der Herren geschlossen worden sind, so dürfen sie durchaus nicht mehr aufgelöst werden." Das Andere war der Umstand, daß man die Sclaven in den geistlichen Stand eintreten ließ, einen Stand, der in den Augen der damaligen Welt so angesehen war und von Tag zu Tag an Wichtigkeit und Einfluß gewann. Obwohl es im Allgemeinen erst dann erlaubt war, einem Sclaven die Weihen zu ertheilen, wenn er freigelassen war, so war doch der Eifer der christlichen Liebe in manchen Ländern, namentlich in Spanien, so glühend und das Streben, auch Sclaven zum heiligen Dienst emporzuziehen, so entschieden, daß man diesem edlen Antriebe einen Weg offen lassen und ihn, soweit es nur möglich war, mit der Würde des geistlichen Standes in Einklang bringen mußte. Nicht selten stiegen solche, die aus unfreiem Stande zum Priesterthum gelangt waren, zu den höchsten Stufen kirchlicher Würde empor.

Wenn auf diese Weise die Anschauungen der abendländischen Welt über das Eigenthumsrecht an Menschen von Grunde aus umgewälzt wurden, so ist dies allein das Verdienst des für die Menschenrechte kämpfenden Christenthums.

6. Der Kampf des Christenthums gegen Noth, Krankheit und Bedrückung.

In den Gemeinden der ersten Christen war der Eifer der Nächstenliebe, die der göttliche Stifter ihren Herzen eingepflanzt hatte, noch so stark, daß Jeder in dem Nächsten sich selbst erkannte. Fremdes Leid war eignes Leid; eignes Gut war fremdes Gut. Das Christenthum, das die Sclaverei als eine gegen das Naturrecht sündigende Einrichtung menschlicher Selbstsucht hinstellte, hatte in den aus dem langen bangen Traume starrer menschlicher Rechtssätze erwachenden Urchristen auch den auf die Spitze getriebenen Eigenthumsbegriff verwischt. Keiner von ihnen nannte etwas sein Eigenthum, sondern Alles war Allen gemeinsam. Sie verkauften Habe und Gut und vertheilten es unter Alle, so wie Jeder bedürftig war. Obwohl eine vollständige Vermögenstheilung nicht kirchengesetzlich vorgeschrieben war, so verdrängte der Geist der Bruderliebe die Selbstsucht derartig und verwandelte die Besitzenden so, als besäßen sie nicht, sondern seien nur die Verwalter des Allen gehörenden Gutes. Grundsätzlich nannte Keiner etwas sein unantastbares

Eigenthum, sowie euch Keiner mehr sich grundsätzlich und von Natur über einen Sclaven erhaben fühlte; Jeder war bereit, seinen Besitz zu öffnen.

Die Kirche suchte diese Idee der freiwilligen Gütergemeinschaft stetig zu entwickeln. Es wurden Diaconen angestellt, deren einziges Amt die Austheilung der Güter an die Dürftigen war. Als die Kirchengüter sich mehrten und in jeder Diözese noch eine Gesammtmasse bildeten, die der Bischof verwaltete, wurde regelmäßig der vierte Theil zu Gunsten der Armen ausgeschieden, ja das gesammte Kirchengut seinem tiefsten Charakter nach als Eigenthum der Armen betrachtet und in Zeiten der Noth für die allgemeinen Bedürfnisse, für Linderung der Noth, für Ankauf von Lebensmitteln u. s. w. ausschließlich verwendet. „Euer Amt — ruft Ambrosius seiner Geistlichkeit zu — wird in einem um so höheren Glanze strahlen, je mehr Ihr die Hochgestellten hindert, Wittwen und Waisen zu unterdrücken, und durch die That beweiset, daß Gottes Gebote Euch mehr gelten, als Menschengunst. Dem Handwerker verschaffet Arbeit und gegen die Preßhaften seid barmherzig, nehmt die Fremden unter Euer Dach auf, gebet zu essen und zu trinken denen, welche hungern und dürsten.“

Aus dieser glühenden Nächstenliebe, aus diesem in die That getretenen „das bist du!“ gingen alle die Anstalten der Kirche für Kranke, Arme, Greise u. s. w. hervor, welche die laute Bewunderung der alten und die unfreiwillige Anerkennung der modernen Heiden errangen. Während das Alterthum nur höchst unvollkommene Krankenhäuser, die Tempel des Aeskulap, hatte, in denen unwissende Quacksalber nur gegen gute Bezahlung oder in der Aussicht auf ein großes Vermächtniß den Kranken eine nothdürftige Pflege angedeihen ließen, erhoben sich überall die Tempel der christlichen Nächstenliebe, Krankenhäuser, Armenhäuser, Fremdenhäuser, Waisenhäuser, Findelhäuser und Altersversorgungsanstalten, in denen der Hülfsbedürftige nicht allein als Bruder, sondern sogar als bevorzugtes Glied im Reiche Gottes betrachtet wurde.

Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, den großartigen sich selbstvergessenden Muth der christlichen Krankenpfleger oder die bis ins Kleinste gehende Geschicklichkeit derselben. Während die Heiden aus Furcht vor Ansteckung diejenigen verstießen, welche krank zu werden anfingen, ihre Theuersten mieden und ihre Halbtodten auf die Straße warfen, scheuten die Christen keine Gefahr, wo es sich um die Rettung und Pflege des kranken Bruders handelte. Ueber diesen selbstlosen Muth der christlichen Pfleger schreibt der Bischof Dionysius von Alexandrien im dritten Jahrhundert: „Es traf uns jene Seuche (die Pest), das Furchtbarste und Schrecklichste unter den Heiden, für uns aber eine besondere Uebung und Prüfung des Glaubens. Sehr viele unserer Brüder, welche aus so großer Nächsten- und Bruderliebe sich selbst nicht schonten, indem Einer für den Andern sorgte, welche die Kranken besuchten und in Christo dienten, gaben mit ihnen freudig das Leben dahin. Viele welche Andere durch ihre Pflege gesund gemacht hatten, starben selbst an ihrer Stelle. Auf diese Weise schieden aus der Welt die Besten unserer Brüder, Presbyter und Diaconen und bewährte Männer unter den Laien, so daß diese Art des Todes, welche aus der großen Frömmigkeit und dem starken Glauben hervorging, dem Märtyrertode nicht nachzustehen scheint. Und diejenigen, welche den sterbenden Christen Mund

und Auge schlossen, sie auf den Schultern wegtrugen, reinigten und in das Leichentuch hüllten, erfuhren bald dasselbe Schicksal.“

In dieser Weise hat die christliche Nächstenliebe während aller Epidemien des Mittelalters mit dem Tode in den scheußlichsten Gestalten gerungen. Und das Feuer dieser Liebe ist auch in der kalten Gegenwart nicht erloschen. Wo die Krankheit verbunden mit der Armuth auch an dem Leibe sich in den widerwärtigsten und ekelhaftesten Erscheinungen darstellt, wo die Hülflosigkeit des armen Kindes und des verwahrlosten Greises, der Schmutz, die vergiftete Ausdünstung, die eiternde Beule eines Aussätzigen den natürlichen Menschen abstößt, wo keine natürliche Gutmüthigkeit, kein sinnliches Mitgefühl Bestand hat, da tritt die höhere Tugend und die dauernde Hingabe der christlichen Schwestern aller Confessionen ein, da zeigt sich im hellsten Lichte ihre Aufopferung, die es nicht scheut, das ganze Leben zu einer ununterbrochenen That der Liebe zu machen. Solchen aufopfernden Muth verleiht nur das Christenthum.

Aber auch eine Geschicklichkeit sonder Gleichen entwickelte die christliche Krankenpflege. In einer Zeit, wo die weltlichen Aerzte größtentheils nur unfähige Pfuscher und Charlatane waren, hatte es die Geistlichkeit schon zu einem vollständigen System der Krankheits-Kunde und -Pflege gebracht. Die Krankheitspflege bildete einen immer wiederkehrenden Gegenstand der Belehrungen, welche Bischöfe und Synoden den Ihrigen ertheilten. Die Geistlichen versäumten ihrerseits nicht die Regeln der Gesundheitspflege dem Volke beizubringen. Diese Belehrungen gingen bis ins Kleinste; die Geistlichen hielten es sogar nicht für überflüssig, den Eltern anzurathen, daß sie die Kinder nicht bei sich schlafen, nicht ohne Wächter beim Wasser oder Feuer lassen sollten u. s. w. So verbreiteten sie nicht nur christliche Gesinnung, sondern auch die Fähigkeit sich zu bethätigen. Die Einrichtung der christlichen Wohlthätigkeitsanstalten hat zu allen Zeiten, unsere auf den hohen Socken der Wissenschaftlichkeit stolzirende nicht ausgenommen, die aller andern an Trefflichkeit und Zweckmäßigkeit übertroffen.

Die wirksamste That des Christenthums zur Linderung der leiblichen Noth war das Emporheben der Frauen, dieser berufensten Pflegerinnen der Armen und Kranken. Die Lehre, welche sogar in ungeahnter Weise für die Menschenrechte der kleinen Kinder stritt, welche die Aussetzung und Tödtung derselben verbot, nahm auch die Schmach vom weiblichen Geschlechte. Ehemals fast eine Sclavin des Mannes, ein niedriges Werkzeug seines Vergnügens, hatte sie vom Christenthum die Gleichberechtigung mit dem Manne empfangen. Die Frau war dem Manne gleich erklärt in der Einheit des Ursprungs und der Bestimmung. Alle Vorurtheile des Heidenthums waren vernichtet. Sie saß als Königin im Kreise ihrer Kinder, als Gehülfin und unzertrennliche Gefährtin an der Seite ihres Gatten. Indem man ihr den ersten und wichtigsten Antheil an der Erziehung der Kinder einräumte und das Recht wie die Pflicht zuerkannte, den Gatten zu ermahnen, zu ermuntern, zu trösten, zu beschwichtigen, ihm zu rathen und allseitig beizustehen, gab man ihr eine Stellung, die von dem größten Einflusse auf die Schicksale der Menschheit war. Gegenüber der Vielweiberei und willkürlichen Ehescheidung unter den Heiden erklärte das Christenthum mit unerschütterlicher Festigkeit gegen die sich empörende Leidenschaft des gemeinen wie

des höchstgestellten Mannes, wie gegen Fürsten und Könige: „Ein Einziger mit einer Einzigen und für immer!"

7. Die heutige Befreieraufgabe des Christenthums.

In den vorhergehenden Abschnitten wurde nachgewiesen, daß das Christenthum vor neunzehn Jahrhunderten einen schmachvollen Zustand voller Barbarei und Entartung, voller Unterdrückung, Herzlosigkeit und Erlösungsbedürftigkeit jeglicher Art antraf. Es wurde ferner nachgewiesen, daß das Christenthum jenes auch für diese Welt zu erfüllende Erlösungswerk mit begeisterter Energie und mit großem Erfolge übernahm.

Bis zu diesem Punkte gingen wir mit dem Verfasser der Eingangs erwähnten vortrefflichen Broschüre „Anti-Most" den gleichen Gang. Unsere Wege scheiden sich aber, wo Verfasser an die Aufzählung der Großthaten christlicher Aufopferungsfähigkeit folgende Bemerkung knüpft:

„So lange nicht Herr Most und andere Führer der sozialdemokratischen Partei den Beweis geliefert haben, daß sie zu ähnlichen Acten der Selbstverleugnung behufs Linderung der von ihnen bei jeder Gelegenheit so grell geschilderten sozialen Noth fähig sind, sollten sie sich zum Wenigsten aller abfälligen Beurtheilung und Mißachtung der vom Christenthum zum nämlichen Zwecke aufgewendeten Bemühungen enthalten."

Dieser Gesichtspunkt ist als Waffe gegen die Sozialdemokratie gänzlich unbrauchbar und gleitet an ihrem theoretischen Panzerhemd wirkungslos ab. Die Sozialdemokraten wollen die materielle Noth nicht durch Einzelacte der Menschenliebe, sondern durch Gesammtacte der Gesetzgebung lindern und aus der Welt schaffen. Und darin haben sie Recht und zwar nicht blos von ihrem Standpunkte aus, sondern in gewissem Umfange überhaupt. Auch darf das Christenthum diesen Weg nicht verwerfen, sondern muß ihn ebenfalls beschreiten, ohne damit natürlich seine Aufgabe zu erschöpfen. Die Hervorhebung dieser Nothwendigkeit vermissen wir in der gedachten Broschüre schmerzlich und fürchten deshalb sehr, daß sie dieses Mangels wegen keinen nennenswerthen Eindruck machen wird, weder auf die Besitzenden, noch auf die Nichtbesitzenden. Die Erstern wird sie in die Täuschung einlullen, als habe das Christenthum seine Befreierrolle bereits gespielt und könnten die Christen von heute deshalb auf den Lorbeeren des Urchristenthums ausruhen, und die Letzteren, die Nichtbesitzenden, werden auf den Contrast in der christlichen Praxis zwischen Sonst und Jetzt gestoßen und dadurch in ihrem Mißtrauen und Hasse gegen das heutige Christenthum bestärkt. Wer von der Befreierrolle des Christenthums überzeugend reden will, darf nicht bei den ältern Erlösungsarbeiten der christlichen Liebe abbrechen, sondern muß diese vielmehr als den Faden bezeichnen, der weiter gesponnen werden muß.

Was von den Vätern du ererbt,
Erwirb es, um es zu besitzen!

Dies gilt auch von den großen Vermächtnissen der christlichen Heroenzeit und ihren Befreierwerken gegen die Sclaverei.

Das Christenthum ist zwar nicht von dieser Welt, aber es ist für diese Welt, und hat in derselben zu jeder Zeit und gegen die Uebel

und Verbrechen jeder Culturperiode dieselbe Erlöserrolle zu übernehmen, welche die Urchristen gegen die rohe Form der Sclaverei mit dem flammenden Schwerte der Entrüstung, mit der Kraft des göttlichen Wortes und der unwiderstehlichen Macht der That und des persönlichen Beispiels durchführte.

Das Feuer der religiösen Begeisterung fehlt auch den Christen von heute nicht; nur fehlte ihnen seither der zeitgemäße Weg. Auch in neuerer Zeit mangelte und mangelt es nicht an Bethätigung der christlichen Liebe, und zwar in nicht seltenen Fällen und auf weiten Gebieten bis zur völligen Aufopferung der betreffenden Personen. Aber auch auf den weniger heroischen Arbeitsfeldern wurde fortwährend und wird noch jetzt ohne Unterlaß eine Unsumme christlicher Liebe bethätigt. Doch genügt das nicht und erschöpft die Befreieraufgabe des Christenthums nicht. Diese Arbeiten waren vielfach verloren; sie richteten sich nicht gegen den Hauptsitz des Uebels, sondern zumeist nur gegen Symptome. Die Welt in ihrer tiefen Erkrankung merkte deshalb das Christenthum nicht mehr an ihrem Krankenbette. Sie sah den Arzt nicht da, wo er am nöthigsten war und wo die Menschheit früher in ähnlichen Leiden das Christenthum als Erlöser zu sehen gewohnt war. Das brachte das Christenthum, um mit Professor Cassel zu reden, aus der Centralstellung in die Eckstellung. Die Menschen erblickten es nicht mehr an der Spitze der Wissenschaft und nicht mehr an der Spitze sozialer Befreiungsthaten; sie glaubten deshalb, das Christenthum sei todt.

So bedauerlich dies Alles ist, so erklärlich ist es auch. Als die Wissenschaft weltlich und dann unchristlich wurde, erschraken fromme Gemüther ob dieser Erscheinung heftig; sie ließen sich durch den Schein täuschen und von der materialistischen Sophistik vorreden, die Wissenschaft sei wirklich der Antichrist. Das Christenthum verlor dadurch zeitweilig seinen Einfluß auf die Wissenschaft, ja verrannte sich in einen künstlichen Gegensatz.

Das war das eine Uebel und darin besteht der eine Erklärungsgrund.

Das zweite Uebel lag auf sozialem Gebiete. Auch hier wurde die christliche Tradition und Lehre durch die heidnische über Bord geworfen. Während noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts die Volkswirthschaft wesentlich christlich war, wenigstens in der Theorie und auch mehr wie später in der Praxis, gelangte von da ab die heidnische Manchesterlehre zur Herrschaft, welche in den wirthschaftlichen Entwicklungen keine Menschen, sondern nur noch Güter erblickt, deren oberster Regulator nicht mehr die Liebe, sondern der Egoismus und deren Resultat nicht die menschliche Verbrüderung, sondern der herzlose, grausame Kampf um's ökonomische Dasein ist.

Und so entstand ein neuer Zustand der Barbarei, der Sclaverei, der Schändung der Menschenwürde, der Sittenlosigkeit, der Brutalität und Bestialität auf allen Gebieten, ganz ähnlich wie er in den überfeinerten Verfallzeiten der griechischen und römischen Cultur herrschte und durch seine höchste Rettungsbedürftigkeit den endlichen Retter — das Christenthum herbeirief.

Ganz ähnlich wie vor 19 Jahrhunderten rufen auch heute christliche Männer das Christenthum zur Uebernahme der Erlöserrolle an.

Sie haben einen Verein für Sozialreform und eine Wochenschrift,

den „Staatssozialist“, ins Leben gerufen, welche sich zur Aufgabe stellen, sowohl auf wissenschaftlichem wie sozialem Gebiete dem Christenthum die Centralstellung zurück zu erobern. Es soll die heidnische Richtung der Wissenschaft, der Materialismus, bekämpft und nachgewiesen werden, daß Religion und Wissenschaft keine feindlichen Gegensätze sind. Und es soll das heidnische Manchesterthum, das Würg- und Mordsystem der schrankenlosen Concurrenz und des nackten Egoismus aus den Büchern und aus den Thatsachen entfernt und an seine Stelle wieder ein christliches System der Bruderliebe begründet werden, welches wenigstens die Menschenliebe nicht schon von vornherein und gleichsam zwangsweise ausschließt, die Menschen nicht wie das jetzige Kampfsystem gleich wilden Thieren geschäftlich aufeinander hetzt, sondern den einzelnen Christen auch die thatsächliche Möglichkeit verschafft, als Geschäftsleute wie Christen zu leben und die Lehren Christi auch wirthschaftlich zu bethätigen.

Es ist ein Irrthum, jeden Fabrikanten, jeden Kapitalisten persönlich für alle Leiden verantwortlich zu machen, welche das Mordsystem des Manchesterthums erzeugt. Viele, ja die meisten von diesen Männern werden mit Freuden ein christlicheres System der Volkswirthschaft acceptiren, welches ihnen nicht den Haß und Neid, sondern die Liebe und Freundschaft ihrer Mitmenschen einträgt.

Trete also Jeder, der in Wissenschaft und Leben, auf dem Gebiet der Sitten und der Geschäfte das eingerissene Heidenthum beklagt und sich wieder nach Christenthum sehnt, dem Centralverein für Sozialrefom bei. Durch kleinliche Rücksichten und untergeordnete Bedenken lasse sich Niemand zurückhalten. Wer mit den großen Grundgedanken sympathisirt, spare sich die kleinen Sonderwünsche für seine Mitwirkung innerhalb des Vereins auf, bleibe aber nicht draußen in der trostlosen Oede der Verneinung.

Der verstorbene Philosoph und Arbeiterfreund Lange starb nach langen Irrgängen auf den Wegen liberaler Experimente mit der Sehnsucht nach neuen christlichen Rettungsthaten im Herzen und mit den vom Centralverein für Sozialreform programmmäßig acceptirten Worten auf den Lippen: „wenn die alte Barbarei vergehen und eine neue Aera menschlicher Gesittung anbrechen soll, so müssen sich zwei Dinge vereinigen, eine weltentflammende ethische Idee und eine soziale Leistung, welche mächtig genug ist, die niedergedrückten Massen um eine große Stufe emporzuheben“.

Die weltentflammende ethische Idee besteht in der Wiedergeburt des Christenthums und in der Wiedergewinnung seiner Centralstellung im wissenschaftlichen und sittlichen Leben. Und die soziale Leistung besteht in der Fortschaffung der heidnischen Manchester- und Mordökonomie und der Gestaltung auch des äußeren Lebens nach den christlichen Grundsätzen der Bruderliebe.

Möge es gelingen, alle Christen für diese Ideen zu entflammen, damit die zweifelnde Menschheit vor die leuchtende Thatsache gestellt wird, daß das Christenthum auch im 19. Jahrhundert noch eine Befreier- und Erlöserrolle durchführen kann!

B. Die Verwirklichung des practischen Christenthums.

(Aus der Zeitschrift „Staatssozialist". Jahrgang 1880.)

1. Veränderte Aufgaben der Seelsorge.

Als im Anfang des Jahres 1878 der Centralverein für Sozialreform, die christlich-soziale Arbeiterpartei und der Staatssozialist hervortraten, begrüßte Paulus Cassel diese neue Erscheinung mit den zutreffenden Worten: „Die christlich-soziale Reformthätigkeit ist ein Weg, um Kirche und Geistlichkeit aus ihrer jetzigen traurigen Eckstellung wieder in die Centralstellung des Lebens zurückzubringen."

Der Staatssozialist ergänzte diesen erleuchteten Gedanken dahin, daß zur Rückgewinnung der Centralstellung nicht nur der tapfere und eifrige Kampf für die Sozialreform, sondern ebenso sehr auch der rührige Kampf für die wissenschaftliche Ueberwindung des Materialismus erforderlich sei.

„Den gebildeten Classen — schrieb der Staatssozialist — muß über die weite Kluft, welche sie heute von dem religiösen Leben trennt, eine Brücke der wissenschaftlichen Erörterung, der gemeinschaftlichen sozialen Liebesthat gebaut werden! Und was die unteren Classen betrifft, so muß denselben ein allgemeines actives Eintreten der Geistlichkeit für die Sozialreform in zeitgemäß erforderlicher Weise die Thatsache vor Augen führen, daß nicht der Sozialdemokratismus, sondern die soziale Mission des Christenthums ihre Hoffnung auch in dem materiellen Elende des Daseins bildet. Beides würde dann für die religiöse Wahrheit und für die religiöse Wiedergeburt der „Beweis des Geistes und der Kraft" sein, den schon Lessing verlangte und worauf heute Alles wartet."

Diese, für Kirche und Geistlichkeit ausgegebene neue Losung electrisirte merkwürdigerweise die Feinde der Kirche viel stärker als die Freunde. Der electrische Schlag der Angst, den die Ersteren empfingen, war ungleich mächtiger, als der electrische Impuls der Freude, den die Letzteren empfanden. Die Gegner der Religion in allen Lagern malten sich eine für sie schreckliche Entwicklung aus. In der That, sagten sie sich, wir sind verloren, wenn die Tausende von Geistlichen dieser neuen Parole folgen! Um dies Unglück zu verhüten, stießen sie mit voller Lungenkraft in die Trompete der Verläumdung: die Sozialdemokraten, um den Arbeitern zu sagen, daß die Geistlichen nur die Schleppenträger der Gewalt, die Freunde der Unterdrücker und Ausbeuter seien, und die Freihändler, um den Besitzenden Angst zu machen vor dem „gefährlichen Sozialismus" des Kirchen- und Staatsthums. Diese Speculation glückte vollkommen. Für den Augenblick warf sich die Verdächtigung wie Mehlthau auf die zarten Keime der befreundeten Mithilfe. Die „Tausende von Geistlichen" blieben blos „Hunderte" und auch der Kampfesmuth dieser Wenigen kränkelte an Beklommenheit. Natürlich hat sich unter solchen Umständen die „Eckstellung" noch in keine „Centralstellung" verwandeln können. Der electrische Rapport, der sich zwischen dem „Staatssozialisten" und der Geistlichkeit, zwischen der theoretischen Anleitung und der practischen Heeresfolge zu bilden begann, wurde

gestört. Der frische Thatendrang ließ selbst bei den Eifrigsten nach; die Gleichgültigkeit der Tausende hing sich wie ein Mühlstein an den Feuereifer der Hunderte und zog ihn hinunter in das nasse Grab der wehmüthigen Resignation.

So liegen die Dinge wesentlich noch heute. Die Stöcker'sche Agitation kann für seine Collegen in der Provinz kein Schema liefern. Auf der letzten Generalversammlung des Central=Vereins für Sozialreform erklärte Stöcker selber, daß er von seinen Collegen in der Provinz eine Versammlungsthätigkeit, wie er sie übe, nicht verlangen könne. In der Provinz kann ein Geistlicher nicht wie Stöcker auftreten. Gewöhnlich hat der Pastor in seiner Gemeinde conservative und liberale, orthodoxe und rationalistische Mitglieder, so daß er den Parteistandpunkt nicht zu scharf hervorkehren darf, wenn er seinen moralischen und religiösen Einfluß nicht auf einen großen Theil seiner Kirchengemeinde verlieren will. Aus diesem Grunde wird der Geistliche in kleinern Städten seine christlich=soziale Thätigkeit auf ein neutrales Gebiet, nämlich auf solche Aufgaben beschränken müssen, die zu den gemeinschaftlichen Herzensangelegenheiten aller Christen, sowohl der conservativen wie der liberalen, der orthoxen wie der rationalistischen, gehören. Anders könnte er in kleineren Orten gar keine gemeinnützige Wirksamkeit entfalten, auch nicht einmal die kleinsten Zwecke der innern Mission mit Aussicht auf Erfolg verwirklichen.

Unter allen Umständen sind die Aufgaben heute andere, als sie es vor 20 Jahren waren, oder richtiger, als sie es damals zu sein schienen. Namentlich haben sich die Aufgaben der Seelsorge verändert. Nicht in den Zielen, wohl aber in Mittel und Wegen. Der Geistliche, der sich darauf beschränkt, Sonntags zu predigen, einerlei, ob vor leeren oder leidlich gefüllten Bänken, ist gar kein Seelsorger, ja, er übt sein Amt nicht einmal wie ein Handwerker aus, weil dieser doch wenigstens mit den Fortschritten der Technik auf gleicher Linie zu bleiben trachtet. Seelsorge bedeutet Aufsuchung der Seelen, auch derjenigen, die nicht zur Kirche kommen. Dazu reicht aber die Predigt nicht mehr aus. Die Verächter der Kirche, die Lauen und Abgefallenen, müssen durch christlich=soziale Thätigkeit, durch wissenschaftliche Widerlegung des Materialismus wieder magnetisirt und galvanisirt werden. Die Herzen müssen durch neue Liebesthaten, die Köpfe durch neue Geistesthaten zurückerobert werden. Die Kanzel muß durch das Journal, das gesprochene durch das gedruckte Wort ergänzt werden. Der Seelsorger muß wie ein Heidenmissionär wieder ein Agitator für alles Gute werden. Er muß seinen Wirkungskreis über die engen Mauern der Kirche ausdehnen, damit er nicht allzuweit hinter dem feindlichen Journalisten zurückbleibt, der sein *tägliches* Publikum nach *vielen Tausenden, häufig nach Hunderttausenden* zählt, während der Pfarrer froh ist, wenn er einmal wöchentlich sein Publikum nach Hunderten zählen kann. Schon dieser Unterschied beleuchtet die ganze Lage und namentlich die Aufgaben der Seelsorger als gänzlich veränderte.

Wer kann sich da noch über die traurige Eckstellung wundern, in welche das Christenthum gerieth!

2. Pastor Oberlin, ein Bild christlich-sozialer Localthätigkeit.*)

Oberlin, dessen Name heute noch in gesegnetem Andenken steht, war der Sohn eines Straßburger Professors und wurde den 31. August 1740 geboren. Nach seiner Naturanlage mit stillem Ernst und frommem Sinn, wurde er für den geistlichen Stand bestimmt und studirte zu diesem Zweck die Theologie in seiner Vaterstadt mit Lust und Lieb', führte dabei einen stillen, soliden Wandel und blieb somit auch von den Gefahren und Versuchungen dieser leichtlebigen Stadt völlig unversehrt. So kam es denn auch, daß er schon im 27. Lebensjahr — im März 1767 — vom evangelischen Consistorium in Straßburg zum Pfarrer ernannt wurde an der Gemeinde Waldersbach im sogenannten Steinthal, einer Grafschaft mit etlichen Dörfern und mehreren Gehöften. Das war aber ein schwieriger Posten, so schwierig, daß er den besten Willen und die geschickteste Kraft eines 27jährigen Mannes weit zu übersteigen schien; denn die ganze Landschaft befand sich damals äußerlich und innerlich in trostlosem Zustande der Verwahrlosung. Nach Lage, Terrain und Klima war das Steinthal von der Natur am wenigsten begünstigt im ganzen Elsaß. In nordöstlicher Richtung und etwa 12—14stündiger Entfernung von Straßburg gelegen, war es damals völlig vereinsamt und gegen die Außenwelt und jeden Verkehr ganz abgeschlossen, hatte ein rauhes Klima mit fast sibirischer Kälte, lange Winter und kurze Sommer, dazu einen steinigten, sterilen Grund und Boden, der Müh' und Arbeit kaum lohnte. Bei solcher Sachlage läßt sich auf die öconomischen Verhältnisse der Steinthäler ein Schluß unschwer machen. Natürlich war Noth und Armuth die nothwendige Folge, umsomehr, als das Land zum größten Theil brach lag und des geringen Ertrags und der Gleichgültigkeit der Leute wegen kaum ein Viertel nothdürftig angebaut wurde. Vom Gewerbe aber und Handel und Verkehr war durchaus keine Rede. Diesen äußeren Verhältnissen entsprach nun selbstverständlich auch der innere, geistige Zustand der Leute. Sie waren roh, halbwild, lebten ohne Erziehung und Bildung nach ihren althergebrachten Vorurtheilen und zuchtlosen Gewohnheiten in Streit und Zwietracht untereinander und widereinander. Und nun mitten hinein in eine solche Gemeinde mit etlichen Gehöften ward der 27jährige Oberlin gestellt, um sein Amt für das leibliche und geistige Wohl der Steinthäler zu beginnen. Wie leicht wäre bei solcher Gestalt der Dinge einem Andern der Muth gesunken und alle Hoffnung auf ergiebigen Erfolg geschwunden, Oberlin aber griff sein Werk muthig und mit voller Zuversicht an. Neben seiner rein seelsorgerischen Thätigkeit durch Kanzelvorträge und Hausbesuche wagte Oberlin seine Thätigkeit auch auf das weltliche Gebiet, auf Oeconomie und Landwirthschaft auszudehnen, obwohl er voraussah, daß er dabei noch heftigerem Widerspruch begegnen werde, nach der Leute gewöhnlicher Rede: „Der Pfarrer gehört auf die Kanzel; Landwirthschaft und was dazu gehört, muß der Bauer besser verstehen.“ Es war ein Glück für Oberlin, daß seine

*) Welch tiefen Eindruck eine christlich-soziale Thätigkeit Oberlin'scher Art auch auf liberale Sozialreformer macht, beweist Dr. Stöpel. Derselbe druckt in einer seiner Schriften eine Beschreibung der Oberlin'schen Thätigkeit als Vorbild ab. Der Herausg.

Pfarrbesoldung hauptsächlich in Gütern bestand, weil er nun bei eigenem Betrieb derselben seine Leute von der Zweckmäßigkeit seiner Rathschläge durch den Augenschein überzeugen konnte. Und wirklich zur Zeit der Aussaat oder noch mehr der Ernte, wenn die Pfarrgüter gegen das Feld der Steinthaler sich gar so schön, sauber und ergiebig ausnahmen, dann machten sie große Augen und sprachen mit Beschämung: „Ist's möglich bei diesem Boden und Klima?" Sie sahen aber die Wirklichkeit vor Augen, gingen hin und folgten dem Vorbild ihres unablässig bittenden, mahnenden und selbsthandelnden Pfarrers. Und so ging's nach und nach durch alle Zweige der Landwirthschaft hindurch. Wie es die Nothdurft erforderte, wurden an einem Orte Ent=, an einem anderen Bewässerungs=Anlagen hergestellt, der Obstbau, soweit es der rauhe Himmel gestattete, sowie die Cultur anderer Gewächse, wie Kartoffeln und Flachs, neu eingeführt. Damit aber das Feld gut bestellt werden konnte, sorgte Oberlin auch für Einführung besserer Ackergeräthschaften, an denen es bis dahin gefehlt hatte; ja, um den Leuten die Anschaffung zu ermöglichen oder zu erleichtern, schaffte sich Oberlin einen größeren Vorrath an und gab sie an die Leute um den Selbstkostenpreis auf Credit ab, bis die Käufer im Stande waren, sie von dem Erlös aus irgend einem Erträgniß zu bezahlen, was mit der Zeit immer leichter ging, weil durch Verbesserung der Landwirthschaft Gewerbe, Verkehr und Handel rasch emporkamen, desto rascher, da Oberlin auch die hierzu nothwendigen, aber bisher fehlenden Mittel zu schaffen suchte und wirklich schuf; denn, wer sollte es glauben von einem Pfarrer? mit unsagbarer Mühe und ohne alle staatliche oder sonstige Unterstützung rein durch eigene Handanlegung und seiner Gemeinde freiwilligen und kräftigen Beistand ließ Oberlin gute Wege auf der ganzen Markung und ordentliche Landstraßen nach außen hin anlegen, ja selbst eine Brücke über die Breusch bauen, welche heute noch steht und nach dem Grund und Zweck ihrer Entstehung „Liebesbrücke" heißt.

Die natürliche Folge von dem Allen war die erfreuliche und segensreiche Erscheinung, daß das verderbliche Vagabundenwesen mit liederlichen Faullenzern und unverschämten Bettlern mehr und mehr abnahm. Für ehrbare Arme aber ward dadurch gesorgt, daß Oberlin Cassen anlegte, aus denen sie entweder förmliche Unterstützung oder temporäre Darlehen empfingen. Gegen arbeitsscheue Stromer hatte Oberlin das heute noch practischste und echt christliche Mittel selbst angewandt und allgemein empfohlen, denselben gegen entsprechenden Lohn Arbeit zu geben. Denn, sagt die Schrift: „wer nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen!"

Um nun sein ganzes Werk auf festen Grund zu stellen, damit es nicht mit der nächsten Generation wieder untergehe, war Oberlins Aug' und Herz hauptsächlich auf die Jugend und Kinderwelt und ihre Erziehung und Bildung gerichtet. Dazu arbeitete er ohne Rast und Ruh an der Herstellung und zweckmäßigen Einrichtung der Schulen, in denen er dann selbst zum Vorbild für die Lehrer unermüdlich thätig war. Ja, Oberlin ist sogar Schöpfer und Vater der „Kleinkinderschulen", ein Name für eine sehr wohlthätige Anstalt, von welcher damals und noch lange nachher Niemand etwas wußte.

So lebte und wirkte Oberlin 59 Jahre lang nicht in seinem „Walderbach" allein, sondern im ganzen Steinthal. Was Wunder, wenn er als „Vater" seiner Steinthäler im Leben allgemein und auf=

richtig geliebt und im Tode (1. Juni 1826) herzlich und schmerzlich betrauert worden ist. Das Steinthal ist durch ihn ganz umgeschaffen worden; aus einem Dornen- und Distelfeld hat er ein kleines Eden gemacht, aus einer moralischen Wüste ein Bethel, aus einer armen Hütte eine wohlhabende Behausung, aus einer Höhle voll Zank und Streit einen Ort des Friedens und der Freude.

Möchte unser Volk und Vaterland recht viele „Oberlins“ haben oder bekommen!

3. Ein System christlich-sozialer Localthätigkeit für die Herren Geistlichen.

Seit dem Jahre 1848 ragt unter den vielen Vorwürfen, welche die religionsfeindliche Presse den Geistlichen zu machen gewohnt ist, die Behauptung hervor: Der Geistliche, namentlich der evangelische, ziehe sich aus der Mitte des practischen Lebens zurück, er stehe nicht mehr, wie in den Glanzzeiten des Christenthums, an der Spitze und im Centrum des wissenschaftlichen und sozialen Fortschritts; daher hauptsächlich die Abwendung großer Kreise Gebildeter und Ungebildeter von der Kirche, daher die wachsende Einflußlosigkeit der Geistlichkeit und ihre Verdrängung aus der früheren Centralstellung in die jetzige Eckstellung.

Es wäre müßig, hier zu untersuchen, wer an dieser Verrückung der kirchlichen Kräfte die Hauptschuld trägt. Die geschichtsphilosophisch richtigste und für practische Aufgaben versöhnlichste Auffassung wird wohl die sein, daß die Hochfluth moderner Ideen allen Theilen Gewalt anthat, die links gehenden zu weit fortriß und die rechts haltenden zu sehr erschreckte, so daß Jeder die richtige Stellung verfehlte. Gegenwärtig hat sich die Hochfluth verlaufen; ihre Gewässer haben sich getheilt und geklärt; sie fließen in mehr oder weniger regulirten Strömungen dahin. Aus schrecklichen Gewalten wurden sie entweder bereits willkommene Träger neuer Culturthätigkeiten, oder sie berechtigen doch mehr und mehr zu der Hoffnung, daß sie zu solchen Trägern gemacht werden können.

Aus dem liberalen Lager ertönen beachtenswerthe Stimmen, welche wieder den religiösen Gedanken betonen, und in geistlichen Kreisen mehren sich die lauten Rufe, welche die Nothwendigkeit einer christlich-sozialen Missionsthätigkeit hervorheben. Wie weit die wesentliche Uebereinstimmung in den Meinungen über das, was der Zeit noth thut, zwischen andererseits scheinbar weit getrennten Parteien bereits gediehen ist, beweist sehr schlagend ein Artikel, welchen die „Nationalliberale Correspondenz“ am 7. Juli 1880 über „den Beruf der Geistlichkeit gegenüber den sozialen Aufgaben der Gegenwart“ veröffentlichte und welcher sich in den Grundgedanken ganz genau mit dem Artikel deckt, welchen der „Staats-Sozialist“ am 26. April desselben Jahres über die „Veränderten Aufgaben der Seelsorge“ brachte. Eben dieselbe wesentliche, ja vielfach wörtliche Uebereinstimmung herrscht zwischen dem letzteren Artikel und dem christlich-sozialen Standpunkte, zu welchem sich der tief religiöse Freund des Herrn von Bennigsen in dem tiefsinnigen Buche: „Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit“ (Seiten XVI. und XXXIII., Vorwort) bekennt. Er nennt die Verwirklichung der christlich-sozialen Ethik das Maturitäts-Examen der Epoche. Er fordert als Hauptsache in dem, was Menschen, was die Kirche und ihre Gläu-

bigen bei dem Werke (der religiösen Wiedergeburt) thun können, den Beweis der That, den „Beweis des Geistes und der Kraft".

Nachdem sonach alle Gutgesinnten von beiden Seiten im Princip einig wurden, handelt es sich um die concrete Ausführung, um ein practisches System christlich-sozialer Localthätigkeit für die Geistlichen.

Nachfolgend ein Grundriß zu einem solchen mit der Bitte um Besprechung und Empfehlung desselben auf den kirchlichen Versammlungen, in der kirchlichen und sonstigen Presse:

1. Oberster Grundsatz für jeden Geistlichen muß es sein, sich bei einer christlich-sozialen Localthätigkeit über die politischen Parteien zu stellen, damit er der Führer und Mittelpunkt aller christlich und human Gesinnten aus allen Parteien werden kann.

2. Jede soziale Werkthätigkeit der Geistlichen hat in den einzelnen Orten mit einem apologetischen Feldzuge gegen den Cardinal-Irrthum unserer Zeit zu beginnen, als sei die Religion von der Wissenschaft überwunden. Die geistige und moralische Autorität der Geistlichen, ohne welche die christlich-soziale Propaganda ein aussichtsloses Mühen wäre, ist durchaus abhängig von Verbannung jenes wissenschaftlichen Irrthums. In zahlreichen Zeitungen und Schriften wurden die Geistlichen seit 30 Jahren „Märchenerzähler" genannt. In diesem, alle geistige und sittliche Autorität vernichtenden Lichte erscheinen sie Millionen von Zeitungslesern noch heute. Hier sind zunächst alle Hebel anzusetzen. Es empfehlen sich dazu apologetische Vorträge auf Kanzel und Versammlungstribünen, Ausbildung und Verschreibung wirksamer Redner aus Laien- und geistlichen Kreisen, Verbreitung apologetischer Schriften. Außer der Gelehrtenwelt im Allgemeinen sind in den Kreis dieser Bestrebungen als Helfer hauptsächlich die Beamten und Lehrer zu ziehen.

3. Speziell die christlich-soziale Thätigkeit der Geistlichen betreffend, so scheidet sich dieselbe in eine moralische und eine wirthschaftliche, obwohl beide vielfach in einander laufen. Zu den moralischen Aufgaben gehören alle diejenigen Thätigkeiten, welche die innere Mission seither schon zu ihrem Arbeitsfelde machte. Im Ganzen sind die einzelnen Ziele der inneren Mission viel lebhafter und allseitiger zu erfassen und namentlich die Laienkreise mehr zu activer Hülfe zu interessiren als seither. Auch ist das Arbeitsfeld zeitgemäß um manche neue Thätigkeit zu erweitern, z. B. durch Einwirkung auf Fabrikanten und Arbeiter behufs Hebung der Sittlichkeit unter den Fabrikarbeitern vermittelst Einsetzung von Arbeiter-Aeltesten-Collegien nach dem Vorbild der Marienhütte.

4. In wirthschaftlicher Hinsicht bieten sich folgende Arbeitsfelder und Zielpunkte dar:

a. die Verallgemeinerung der Schulsparcassen. Hier ist gleichzeitig eine nationale Ehrenschuld einzulösen, indem Frankreich in wenigen Jahren über 12 000 Schulsparcassen errichtete, während wir es in Deutschland nur zu einigen Hunderten brachten.

b. Der Kampf gegen das Wucherthum durch moralische Einwirkung auf die Laienkreise dahin, daß eine Vorschußcasse errichtet wird, oder, sofern schon eine solche besteht, daß sie durch Theilnahme auch der besitzenden Classen leistungsfähiger wird. Am Oberrhein sind die Raiffeisen'schen Darlehnscassen häufig durch Dorfpfarrer ins Leben gerufen worden, und zwar mit so segensreichem Erfolg, daß die

betreffenden Orte ihr ganzes wirthschaftliches und moralisches Aussehen mit einem Schlage verbesserten, ja es wird bezeugt, daß die Wirkung vieler Cassen zuweilen auf vollständige Lösung der sozialen Frage für die Kleinbauern ꝛc. hinausläuft.

c. Die Einrichtung von Arbeitsschulen nach Clausson-Kaas'schem Systeme, sowie die Einbürgerung einer angemessenen Hausindustrie als Winterbeschäftigung auf dem Lande. Das Spezielle darüber soll bekannt gemacht werden.

d. Die bessere Organisation der Armenpflege z. B. nach den Vorschlägen des Herrn Polizeiraths Jagielski zu Königsberg.

e. Die bessere Pflege der Obstbaumzucht unter Schülern und Erwachsenen. Abgesehen von den sittlichen Bildungseinflüssen einer solchen Beschäftigung, kann der Obstbau für viele Orte eine Quelle der Wohlhabenheit werden, wie practische Erfahrungen dies bezeugen.

f. Die Einrichtung der in vielen Provinzen noch fehlenden „landwirthschaftlichen Casinos" auf dem Lande und in kleinen Städten behufs rationeller Betreibung des Ackerbaues. Mehr noch als das Geldcapital, fehlt es vielfach an dem geistigen Capital, um mancher Noth ein Ende zu machen.

g. Die Dirigirung der localen Auswanderung im Sinne der Fabri-schen Bestrebungen.

5) In vielen Orten wird sich die Einrichtung eines „Gemeinnützigen Männer- und Frauen-Vereins" empfehlen, welcher Träger und Organ aller dieser und noch anderer nützlicher Bestrebungen wird. (Der spezielle Plan zu einem solchen Vereine ist nachfolgend veröffentlicht worden.)

6) Wo Gymnasien und Universitäten sind, hat die Geistlichkeit einen moralischen Einfluß auf die studirende Jugend anzustreben, damit mehr als seither das christliche Ideal wieder die jugendliche Phantasie entflammt, damit die späteren Träger aller amtlichen und sozialen Gewalten nicht wie jetzt vielfach den religiösen Mächten gleichgültig, ja feindlich gegenüber stehen und damit vor allen Dingen talentvolle und hochstrebende Jünglinge den geistlichen Stand wieder zahlreicher ergreifen, als dies gegenwärtig zum unermeßlichen Schaden des religiösen und staatlichen Lebens der Fall zu sein pflegt.*)

4. Grundzüge zu einem gemeinnützigen Männer- und Frauenverein.**)

I. Zweck, Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Vereins.

Der Zweck des Vereins besteht in der Schaffung eines bürgerlichen Mittelpunktes für gemeinnützige Bestrebungen und Veranstaltungen aller Art. Als solche Bestrebungen sind speziell ins Auge zu fassen:

---

*) Seit Niederschreibung des vorstehenden Artikels — 19. Juli 1880 — ist der Zudrang zum Theologie-Studium auf unseren Universitäten wieder größer geworden. Aber aus keinem idealen Grunde, aus keiner religiösen Begeisterung, sondern wegen Ueberfüllung anderer Erwerbszweige, also lediglich aus Brod- und Pfründen-Sehnsucht. Mit solchen „Stellvertretern Gottes" ist der Menschheit und dem Christenthum gar nicht gedient. Im Gegentheil.

**) Diese Grundzüge sandte Verfasser im Juli 1880 dem „Staats-

a. Gewerbliche. Der Nahrungsstand der Bewohner ist im allgemeinen ein kümmerlicher. Den Geschäften fehlt es an ausreichender Kundschaft und dem Boden an hervorragender, ja auf den meisten Flächen selbst an nur durchschnittlicher Fruchtbarkeit. Die Steuerkraft ist auf's äußerste angespannt und versagt in vielen Fällen gänzlich. Wäre der Ort nicht durch einen glücklichen Zufall von Tragung der Kirchen-, Schul- und Wegebaulasten befreit, so müßte er wegen seiner hochgradigen Armuth auf Kirche, Schule und Wege verzichten. Wenigstens ist die Möglichkeit einer entsprechenden Steuererhöhung gar nicht abzusehen. Die nächste Folge einer solchen würde eine starke Entwerthung des Eigenthums und eine massenhafte Auswanderung sein. Aus dieser Thatsache allein erhellt schon, daß der Ort in seinen gegenwärtigen Erwerbsverhältnissen die Bedingungen einer gewissen Cultur-Existenz nicht in sich selbst trägt.

Dieser jetzt schon traurige Zustand droht in den nächsten Jahren noch eine Verschlimmerung zu erfahren. Die Erhöhung der Tabaksteuer wird den hiesigen Tabakbau hart, ja vielleicht tödtlich treffen, ihm der Geringwerthigkeit der Products wegen nämlich die Rentabilität rauben. Sollte diese Wirkung eintreten, so würde das für die Stadt N. ein großes Unglück sein. Der Tabakbau spielt nämlich deshalb eine hervorragende Rolle bei uns, weil er auf kleinen Flächen unter Verwerthung müßiger Familienkräfte einen verhältnißmäßigen hohen Ertrag lieferte und für viele Hausstände diejenige Geldquelle bildete, aus welcher Zinsen, Pächte, Steuern, kurzum alles bestritten wurde, was mit baarem Gelde abgemacht werden muß. Versiegt diese Quelle, so wird die Armuth des Ortes außerordentlich steigen.

Um dieses Unglück abzuwenden, muß frühzeitig für eine Ersatz-Industrie gesorgt werden. Der gemeinnützige Verein hätte nach einem solchen Ersatz Ausschau zu halten. Er muß untersuchen, ob sich der Boden für eine andere, in den Handel zu bringende Frucht eignet oder ob und welche Art von Hausindustrie einzurichten wäre. Natürlich hat das Eine das Andere nicht auszuschließen; auch liegt die Notwendigkeit neuer Nahrungsquellen nicht blos für den Fall vor, daß der Tabakbau aufhören muß. Schon jetzt besteht diese Nothwendigkeit höchst dringlich. Von anderem abgesehen, wären Obst- und Bienenzucht einer bedeutenden Vervollkommnung fähig.

b. Gesundheitswirthschaftliche Bestrebungen. Die Stadt N. krankt in gesundheitlicher Hinsicht:

1) an einem schlechten, wenig nahrhaften und zudem ungesunden Brode.
2) an einem gefährlichen Mangel an Lüftung der Wohn- und Schlafzimmer und

---

Soc." mit der Erläuterung zur Veröffentlichung zu, daß er im Winter 1879 mit Hülfe eines Ortspfarrers und eines liberalen Magistratsmitgliedes Einleitungen zur Begründung eines solchen Vereins getroffen habe, von Ausführung des Planes aber durch seine plötzliche Versetzung an einen andern Ort abgehalten worden sei. Vielleicht giebt der Abdruck des Schriftstücks in andern Orten Anregung, die practische Ausführung in die Hand zu nehmen, natürlich mit Abänderung dessen, was die örtlichen Bedürfnisse an Verschiedenartigkeiten enthalten.

3) an Unsauberkeit und Ungeziefer bei den ärmeren Volksclassen.

Den Punkt 2 anlangend, so verrathen die Kleidungsstücke einen solchen unerträglichen Gestank, daß man dadurch häufig aus der Kirche getrieben wird.

In Betreff des Punktes 3 liegt die Thatsache vor, daß es gefährlich ist, ein ungezieferfreies Kind in die Schule zu schicken. Auch kann kein Geistlicher und Arzt ohne Gefahr gerade in solchen Häusern seine Berufspflicht erfüllen, wo es am nöthigsten ist.

Doch auch in gewerblicher Hinsicht erweist sich diese Thatsache als höchst nachtheilig. Wer wird z. B. einem Schneider ein Kleidungsstück ins Haus geben, von dem er befürchten muß, es voll Läuse zurück zu bekommen!

In allen angedeuteten Punkten eröffnet sich dem Vereine also ein weites und dankbares Feld, durch Belehrungen und Einwirkungen gemeinnützige Erfolge zu erzielen.

c. Mildthätige Bestrebungen. Der Ort ist so klein, daß in der Regel alle äußersten Fälle von Elend beseitigt werden könnten, wenn die Privatmildthätigkeit nur organisirt wäre. Wegen Mangel an Organisation passiren jetzt aber zuweilen Fälle von Verarmung, von leiblichem und sittlichem Elend, welche eine Schande des Ortes und ein schwerer Vorwurf für seine Bewohner sind.

d. Aesthetische Bestrebungen. Als solche sind hier kurz anzudeuten:

1) Die Verschönerung der Häuser, Straßen und Gärten,
2) die Pflege des Gesanges und der Musik und
3) die Organisation einer edlen Geselligkeit.

Zu Punkt 1 sei bemerkt, daß es nicht unmöglich erscheint, die Stadt N. wegen ihrer großen Nähe bei Berlin zu einem klimatischen Kurort zu machen, und daß dafür jeder Bewohner durch möglichste Verschönerung seiner Behausung einen Beitrag leisten kann. (Vielleicht ließen sich auch die vorhandenen eisenhaltigen Quellen mit jenem Plane vereinigen.)

Zu den Punkten 2 und 3 sei bemerkt, daß die allgemeine Volkssittlichkeit am wirksamsten dadurch gehoben werden kann, daß man für edlere Vergnügungen sorgt und aus den vorhandenen Vergnügungen alles Rohe verbannt. Der hiesige Gesangverein könnte ermuntert und unterstützt, vor allen Dingen aber die städtische Capelle dadurch in die Höhe gebracht werden, daß der gemeinnützige Verein talentvolle Knaben zur Erlernung eines Instruments anregt und nöthigenfalls für die Beschaffung der Instrumente sorgt u. s. w.

II. Mittel und Wege.

Der Verein müßte alle Männer und Frauen des Ortes umfassen. Zu besonderen Vereinen ist die Stadt zu klein und die Mittel zu dürftig. Ein Verein aber, welcher alle Gebiete gemeinnütziger Wirksamkeit umfaßt, läßt sich aus dem vorhandenen Menschenmateriale zu hoher Blüthe entwickeln.

Für die einzelnen Arbeitsfelder hätte der Verein ständige Fach-Commissionen zu ernennen, welche die Fragen theoretisch vorbereiten und die Beschlüsse practisch ausführen oder über die Ausführung wachen.

Für gewisse Fragen würden dies Männer-, für andere Fragen würden es Frauen-Commissionen sein.

Allwöchentlich müßte an einem bestimmten Abende eine Versammlung für Vorträge, Diskussionen und Fragebeantwortungen stattfinden.

Die practischen Belehrungen werden in kurzer Fassung niedergeschrieben, mittelst eines Vielschreibers (Hektographen) vervielfältigt und jedem Mitgliede ein Abzug zugesandt.

Obligatorische Mitgliederbeiträge werden nicht erhoben. Alle Dienstleistungen müssen unentgeltlich verrichtet werden. Was aber an baaren Ausgaben zu bestreiten ist, wird auf dem Wege der Freiwilligkeit aufgebracht.

Den ganzen Verein muß der Geist der Menschenliebe und Bürgerpflicht erfüllen und tragen. Diesen Geist zu erwecken und stets wach zu erhalten, ist die spezielle Pflicht der Gebildeten und Besitzenden, vor allen Dingen der Beruf des Geistlichen und der Lehrer.

N. im Winter 1879.

Bemerkungen der Redaction des „Staatssozialisten".

Die vorstehenden Grundzüge würden nach unseren vielfachen Beobachtungen des Lebens einen Weg andeuten, der die Geistlichkeit aus der jetzigen Eckstellung wieder in die Centralstellung des Lebens führen könnte. Dabei setzen wir natürlich voraus, daß sich der Geistliche an die Spitze stellt. Ferner setzen wir voraus, daß er sich diesen practischen Weg gleichzeitig durch einen theoretischen Feldzug gegen den wissenschaftlichen Naturalismus ebnet. Ohne den letzteren würde dem Geistlichen in den meisten Orten und gerade den rationalistisch gesinnten Gebildeten und den atheistisch gesinnten Sozialdemokraten gegenüber die geistige und moralische Autorität fehlen. Mit beiden, für eine christlich-soziale Vereinswirksamkeit unentbehrlichen Elementen, kann der Pfarrer nur auf dem Boden der Wissenschaft freundschaftliche Fühlung gewinnen. Ein Cyklus öffentlicher Vorträge, z. B. über die Unausrottbarkeit des metaphysischen Bedürfnisses, über den transscendentalen Idealismus als wissenschaftliches Bollwerk der Theologie, über das Alter des Menschengeschlechts und über den Ursprung des Menschengeschlechts nach Professor Pfaff, über Wissenschaft und Bibel würden dem Geistlichen die verloren gegangene geistige und moralische Autorität für ein christlich-soziales Wirken in der Gemeinde sofort wiederbringen. Wir begreifen auch die „moralische" Autorität da hinein, weil die meisten Gebildeten und fast schon alle Arbeiter den Geistlichen für einen „Märchenerzähler", für einen „Heuchler" halten, der, „weil er doch hohe Schulen besucht habe, unmöglich selbst glauben könne, was er auf der Kanzel vortrage".

Dieser allgemein verbreitete Aberglaube der Ungläubigen hat auch die moralische Autorität des Geistlichen untergraben. Diese aber zurückzugewinnen, und zwar durch wissenschaftliche Begründung der Religion, ist die unerläßliche Voraussetzung auch jeder sozialen Thätigkeit des Pfarrers. Ohne erfolgreiche apologetische Thätigkeit würde jede soziale Thätigkeit erfolglos bleiben. Man würde nur plumpen „Bauernfang", nicht aber das durch einen liberalen Mund sehr schön definirte „Maturitätsexamen der Epoche" darin erkennen.

Wollte der betreffende Geistliche versuchen, sich die geistige Fühlung durch andere Vorträge zu verschaffen, so würde das gerade den wissenschaftlich Verführten und naturalistisch Erkrankten gegenüber zwecklos

sein, und wenn die Vorträge an sich noch so glänzend und gehaltreich wären. In der Heidenbekehrung dürfen keinerlei christliche Voraussetzungen gemacht, darf nicht in der religiösen, sondern nur in der Sprache der zu Bekehrenden geredet werden. Wenn dies nun von der Heidenbekehrung im Allgemeinen gilt, so gilt es von den europäischen Heiden in viel höherem Grade, als von den in Afrika.

Wir bitten unsere Freunde dringend, uns etwa abweichende Ansichten über vorstehenden Plan und Weg nicht vorenthalten, sondern zum Zweck der Verständigung brieflich mittheilen zu wollen.

C. Der Einfluß gesellschaftlicher Zustände auf die Religion.

(Aus dem „Staatssozialisten". Jahrg. 1878.)

Ueber dies wichtige, aber wenig ergründete Thema findet sich im Wagner'schen Staatslexicon eine sehr geistreiche Aeußerung vor, die gerade jetzt aus zwei Gründen reproducirt zu werden verdient. Einmal, weil sie die Reformfähigkeit der Türkei zum äußern Gegenstand hat und zum andern, weil jetzt eben in der christlichen Gesellschaft die soziale Frage anfängt, den religiösen Gedanken in neue Bahnen der Entwickelung zu treiben. Wenn es heißt: „Je höher die Gesittung steigt, desto mehr verklärt sich die Religion. Das Wort Gottes bleibt todt, wenn ihm die lebendige Auslegung fehlt, und diese Auslegung wird sich ändern, je nachdem die gesellschaftlichen Zustände höhere ethische Bedürfnisse in dem Menschen erwecken", wenn man auf diese Worte stößt, so denkt man unwillkürlich an die neue christlich-soziale Bibelauslegung des Pastor Todt.

„Hat nicht Jeder von uns die Phrase gehört — heißt es in dem erwähnten Staatslexicon — das Verhängniß der Osmanen sei der Koran? Denn, pflegt man zu behaupten, der Koran heilige die Vielweiberei, die Vielweiberei fordere aber den Harem mit seiner Etiquette und seinen Intriguen, sie verlange, daß man durch grausame Hülfsmittel die Bedürfnisse des despotisch regierten Staates befriedige, den Bruder des Sultans nach der Geburt eines Thronerben, die männliche Geburt der Sultanstöchter, so wie sie das Licht der Welt erblickt, ermorde. Die Vielweiberei und der Koran sind Dinge sehr verschiedenen Alters. So lange es asiatische Völker gegeben hat, bestand die Polygamie. Sie bestand bei den biblischen Patriarchen so gut wie bei den Persern, Phöniziern, Indern; sie bestand und besteht noch bei vielen wilden Völkern Afrika's, Amerika's und der Südseeinseln. Die Vielweiberei findet sich seltener in den kalten, als in den heißen Ländern, und sie findet sich nur in despotisch regierten Staaten. Der Koran gebietet die Vielweiberei nicht, er verstattet sie nur, und jedenfalls ist er unschuldig an den Folgen, wenn Völker an einem unmäßigen Gebrauch der verstatteten Freiheit zu Grunde gehen. Es ist überhaupt völlig unhistorisch, die religiösen Satzungen für die Aufführungen ihrer Bekenner verantwortlich zu machen. So wenig wie man die Lehre von der Erlösung für die Ketzerbrände in Spanien, für die Bartholomäusnacht, für die puritanischen Gräuel in Irland und für den Negerhandel zur

Rechenschaft ziehen darf, so wenig hat der Koran Schuld, wenn ein türkischer Pascha den Commandanten einer Festung, der auf Treu und Glauben capitulirte, auf die gräßlichste und raffinirteste Art und Weise hinrichten läßt. Der Koran schreibt unter anderm vor, daß die Sclaverei unmittelbar nach dem Bekenntniß des Islam aufhören müsse. Die Christen haben rothe und schwarze Sclaven in der Knechtschaft gehalten, unbekümmert ob sie das Credo gesprochen oder noch Schlangen und Steinfratzen angebetet. So geht es der Oberflächlichkeit auch in diesem Punkte: sie hält das Hinderniß für die Ursache, das Symptom für die Krankheit, die Praxis für die Satzung, die Mängel der Race für Irrthümer des Propheten, den Wahnsinn der Menschen für eine Verkehrtheit der göttlichen Gebote. Es ist an keinem Orte der Welt und aus keinem Munde den Völkern eine Religion verkündet worden, die unmittelbar ihre höchsten Ziele erfüllt gesehen hätte. Welch langer Zeit hat es bedurft, ehe sich der jüdische Jehovahdienst zum Monotheismus verklärte? Wie lange nach Moses noch bluteten dem hebräischen Gebote Menschenopfer? Wie lange hat es gewährt, ehe im Abendlande gesellschaftliche Zustände sich entwickelten, die nur einigermaßen den evangelischen Anforderungen entsprachen, und wie unvollkommen sind noch die heutigen gegenüber jenem längst verkündeten idealen Gottesreiche? Ihr verlangt, hat einst ein spanischer Jesuit seinen Landsleuten zugerufen, daß die Peruaner Christen werden sollen; ihr vergeßt aber, daß sie erst Menschen, gesellig und gesittet werden müssen, ehe sie das Christenthum nur begreifen können. Geht man hinter das 16. Jahrhundert zurück, so findet man trotz der Herrschaft des Christenthums keine Spur von Theilnahme oder Mitgefühl für Andersgläubige, selbst für Christen, wenn sie eine andere Sprache redeten, ja selbst nicht für die Leute gleicher Zunge, wenn sie einem andern politischen Verbande angehörten. Christliche Kriegsgefangene werden im Mittelalter als Sclaven von Christen verkauft; man giebt, namentlich zur See, keinen Pardon, und das eroberte feindliche Kriegsschiff wird behandelt wie ein Seeräuber, d. h. es wird die Mannschaft aufgehängt und die Officiere werden gekreuzigt. So war es Sitte im Mittelalter, auch nach den Kreuzzügen und zwischen Italienern und Italienern, zwischen Genuesen und Venetianern, zwischen Pisanern und Genuesen. Je höher die Gesittung steigt, desto mehr verklärt sich die Religion. Das Wort Gottes bleibt todt, wenn ihm die lebendige Auslegung fehlt, und diese Auslegung wird sich ändern, je nachdem die gesellschaftlichen Zustände höhere ethische Bedürfnisse in den Menschen erwecken."

D. Der Philosoph Baader über „practisches Christenthum".

(Aus dem „Staatssozialisten". Jahrg. 1878.)

Franz von Baader, der tiefsinnige christliche Philosoph, hinterließ bei seinem im Mai 1841 erfolgten Tode auch eine, vom Professor Dr. F. Hoffmann herausgegebene „Societätsphilosophie". In dem vierten Capitel über „das dermalige Mißverhältniß der Vermögenslosen zu den Vermögen besitzenden Classen der Gesellschaft" finden sich Aussprüche und

Gesichtspunkte, die Baader zu einem Vorkämpfer der christlich-sozialen Bewegung stempeln.

„Es handelt sich — sagt er — in Betreff der Proletarier weder um eine bloße Wohlthätigkeitsanstalt (so sehr auch solche Anstalten Lob verdienen), noch um bloße Polizeianstalten (so nothwendig auch solche hier und da geworden sind), weil beide nur Palliative des Uebels sind, sondern um eine Rechtsanstalt.“ . . . .

. . . . Eben der, wenn auch dunkel gefühlte Rechtsanspruch der Proletarier, von dem hier die Rede ist, verschafft und erhält den Jacobinern Einfluß auf sie, als ihren angeblichen Advocaten, weil jedes Verbrechen oder Unrecht sich auf einen Hinterhalt oder Rest von Recht, sowie jeder Irrthum und jede Lüge sich auf einen Hinterhalt und Rest von Wahrheit stützt.

In der That, wer als Augenzeuge nur einen Blick in den Abgrund des physischen und moralischen Elends und die Verwahrlosigkeit geworfen hat, welchem der größere Theil der Proletarier in England und Frankreich Preis gegeben ist, der wird trotz aller meist im Interesse der Geldleute, minder in jenem der Aristokratie, gemachten öffentlichen Versicherungen des Gegentheils gestehen müssen, daß die Hörigkeit selbst in der härtesten Gestalt (als Leibeigenschaft, mit welcher die Geisteigenschaften gleichen Schritt hielten, wie denn keine ohne die andere bestehen kann), doch noch minder grausam und unmenschlich, folglich unchristlich war (denn Christenthum ist Menschthum), als diese Vogelfreiheit, Schutz- und Hülflosigkeit des bei weitem größten Theils unserer, wie man sagt, gebildetsten und cultivirtesten Nationen. Ein solcher Beobachter wird gestehen müssen, daß im sogenannten christlichen und aufgeklärten Europa größtentheils die Civilisation der Wenigen nur durch die Uncivilisation, ja Brutalität der Vielen besteht und daß man dem alten unmenschlichen Sclaven- und Helotenthum bereits ungleich mehr sich wieder genähert hat, als dieses z. B. der Fall im Mittelalter war, dessen Barbarei übrigens kein geschichtskundiger deshalb in Schutz nehmen wird.

Adam Smith und seine Nachfolger konnten uns zwar nicht genug die Vortheile der größeren Produktivität durch ihre fabrikmäßige Vertheilung ꝛc. anrühmen, nur bemerkten sie nicht, daß in demselben Verhältnisse als der Arbeiter mehr und ihre Produktivität größer geworden, ihr Verdienst im Ganzen immer geringer ward, das Precaire ihrer Existenz immer zunahm und der eigentliche Gewinn und Genuß der gesteigerten Production sich immer unter wenigere Individuen vertheilte und häufte, so daß also die sinnreichsten Erfindungen der Technik und Mechanik noch immer mehr zur Minderung als zur Mehrung des materiellen Wohlstandes und mehr zum schwereren als leichteren Leben des größten Theils der Nationen Veranlassung gaben, so wie, unserer modernen Finanzkunst zum Spott, nicht selten der Segen des Himmels und der Erde dem Landbauer (wegen der Geldnoth) zum Fluch wird. Wie nun dieser Uebelstand eine Abnormität im Gewerbsverkehr beweiset, so sieht man auch leicht ein, daß z. B. die durch den völlig unbeschränkten Staatspapierverkauf durch alle Länder aller inländischen Productivität beständig entzogen gehaltene Baarschaft durch Geldaufkauferei einerseits, so wie der in demselben Verhältnisse durch die gänzliche Ausschließung der Natural-Löhnungen gesteigerte Geldbedarf andererseits, daran schuld ist, daß von jener Productions-Vermehrung dieser arbeitenden Volksclasse nichts zu gut kömmt, obschon dieselbe ein Recht auf ihre Quota

(nämlich auf eine minder dürftige und unsichere Existenz) hat, und das Gutlohnen der Arbeit ohne Zweifel nicht minder der Zweck eines guten Staatshaushaltes sein soll, als das Gut- und Wohlfeil-Produciren.

Baader verbreitet sich nun des Weiteren über die Irrthümer des modernen Finanzwesens und die neue Sclaverei, in welche selbst die Könige von der Geldaristokratie gelangten.

Dann hebt Baader die Ungerechtigkeit der damaligen Constitutionen hervor, welche dem Proletarier kein Stimmrecht verliehen. Er sagt in dieser Hinsicht Folgendes:

„Um nun aber den auf solche Weise in constitutionellen Staaten stattfindenden rechtlosen (unbürgerlichen, weil unverbürgten) Zustand der Proletarier klar einzusehen, muß man freilich von dem Zusammenhange der bürgerlichen oder sozialen Freiheit mit der Ständigkeit (corporation) sich besser überzeugen, als solches bisher seit dem Anfange der französischen Revolution gemeiniglich geschieht. Man muß sich nämlich überzeugen, daß ein einzelnes Individuum nicht durch seine individuelle Freiheit allein in Bezug auf alle übrigen Individuen (besonders in Bezug auf die Regierungsstellen) schon völlig frei ist, falls es nicht zugleich auch irgend eine ständische oder corporative Freiheit in der Gesellschaft genießt, und daß sogleich jene gerühmte Gleichheit vor dem Gesetze, wenn dieselbe zur Verkennung oder Nichtachtung des Rechts der Standschaft und Corporation mißdeutet und mißbraucht würde, gerade nun zu einem Levelling-System oder zu einer neuen Sclaverei Aller — sei es nun unter Mehreren, sei es unter Einem — zurückführen würde. Denn die Freiheit des sozialen Lebens ist so wie die des organischen Lebens überhaupt nur durch Gliederung (subordinirende und coordinirende Corporation) bedungen; und Fr. Schlegell bemerkt mit Recht, daß das sozial bildende, organisirende Prinzip kein anderes als das christliche, das Innungsprinzip (par excellence) ist, welches z. B. zuerst das Familien- und Kastenverhältniß von despotischen Formen befreite, und beide zu freien Innungen und Corporationen erhob und vermenschlichte.

Deßwegen hält denn auch der Angriff auf das Christenthum mit jenem auf die Standschaften und Corporationen gleichen Schritt, und der moderne Liberalismus erweist sich in seiner Indifferenz gegen das Christenthum als Gesellschaftsprinzip wahrhaft antiliberal, d. h. zum alten Despodismus und Servilismus zurückführend. Man darf behaupten, daß jener Indifferenz des modernen Liberalismus gegen das Christenthum, wo sie nicht Unverstand ist, nur eine verhaltene Christophobie zum Grunde liegt. Wenn nun schon die Proletarier als vermögenslos nicht gleiche Rechte der Repräsentation mit den vermögenden Classen haben, so haben sie doch das Recht, in den Ständeversammlungen ihre Bitten und Beschwerden in öffentlicher Rede vorzutragen, d. h. sie haben das Recht der Repräsentation als Advocatie, und zwar muß ihnen dieses Recht in constitutionellen Staaten dermalen unmittelbar zugestanden werden, weil sie dasselbe bereits früher, wenn nur schon mittelbar, nämlich beim Bestand ihrer Hörigkeit effectiv genossen haben. Diese Vertretung muß ihnen nun außer den Ständeversammlungen, z. B. bei den Landräthen, districtsweise oder provinzweise, so auch vor und in jenen Versammlungen selber, durch selbst gewählte Spruchmänner eingeräumt werden, denen man aber als Anwälte weder Polizeibedienstete,

noch überhaupt Bedienstete, noch Advocaten im engeren Sinne beigeben kann und soll, sondern Priester, zu welchen sie auch allein ein Herz fassen können und wodurch ein doppelter großer Vortheil für die Gesellschaft erzielt werden würde. Einmal nämlich jener der Entziehung der Proletarier dem verderblichen Einflusse der Demagogen oder auch streitsüchtiger Rechtsanwälte — und dann jener zweite Vortheil, daß der bis fast zur sozialen Nullität herabgekommene Clerus dem primitiven Amte des Diaconats, welches bekanntlich mit der materiellen Pflege und Hülfeleistung für die Vermögenslosen sich beschäftigte, wiedergegeben würde. Dieser menschenfreundliche Dienst, so wie er in den ersten Zeiten des Christenthums die Herzen der Menge demselben zuwandte, würde dasselbige ohne Zweifel zu unseren Zeiten, welche in der That einer solchen Zustellung nicht minder bedürfen, als solche das Heidenthum bedurfte, wieder leisten.

Der Begriff des Geistlichen als eines bloßen Seelsorgers, womit derselbe gleichsam als aus dem sozialen Leben ad separatum (dans l'autre monde) verwiesen wird, ist darum kein ursprünglich christlicher, und wenn seine soziale Function mit den Worten ausgedrückt wird: Transiit benefaciendo et illuminando, so hat man diese Worte in ihrem ganzen Umfange zu nehmen, weil nicht das abstracte Voneinanderhalten des Zeitlichen vom Ewigen, sondern ihre Ausgleichung und Wiederversöhnung durch Ineinanderführung im Wissen und Nichtwissen, im Thun und Leiden der Sinn der Religion des Verbum caro factum ist. — Ueber die hier gerügte Nothwendigkeit, dem Clerus in unsern Zeiten um so mehr eine materielle Function in der Gesellschaft einzuräumen, da derselbe durch den Verlust seiner Ständigkeit und seines Vermögens jede Einwirkung dieser Art verloren hat, kann man treffliche Bemerkungen in der Schrift: Lettre à Monseigneur l'Evèque de Strasbourg par Paul Rochette (Straßburg 1834), finden."

Soweit der Philosoph Baader in seinen vor ca. 40 Jahren verfaßten „Grundzügen der Societäts-Philosophie".

Obwohl wir seitdem für das deutsche Reich eine andere Constitution und in derselben die Proletarier ein vollkommen demokratisches Stimmrecht erhielten, so ist die christlich-soziale Aufgabe der Geistlichen doch ganz die nämliche geblieben. Auch heute haben dieselben noch die Advocaten der Noth, die Wortführer des Proletariats zu sein. Unterlassen sie das, so wird die „soziale Nullität des Clerus", von der Baader redet, noch größer werden und der Preis für Wiedererlangung des „verlorenen Einflusses" wie der der Sibyllinischen Bücher nach jeder Zurückweisung steigen.

E. Seid Thäter des Wortes!

(Aus dem „Staatssozialisten" vom 17. August 1878.)

Der Centralverein für Sozialreform zählt gegenwärtig nahezu 900 Mitglieder, meistentheils Pfarrer, Beamte und Lehrer. Vergleicht man diese Schaar mit den sozialdemokratischen Legionen, so erscheint sie winzig und ohnmächtig. Betrachtet man sie aber als den Sauerteig im Evangelium, so wird ihre Bedeutsamkeit wachsen und großartige Hoffnungen erregen. Neunhundert Menschen, die für einen Verein arbeiten

und wirken, können in einer Welt voll Gleichgültigkeit und Schlendrian epochemachend sein, 900 Menschen aber, die bloß einen Beitrag zahlen und für den Verein weiter nichts leisten, fallen in einer an Massenwirkung gewöhnten Welt nicht in die Wagschale der Entscheidungen.

Was der Apostel Jacobus seinen Judenchristen zurief: „Seid Thäter des Wortes und nicht Hörer allein!“, das muß auch der Centralverein seinen Mitgliedern und Anhängern ohne Unterlaß zurufen. Was der Gesammtmitgliedschaft noch an Zahl abgeht, das muß jeder Einzelne vorläufig noch durch vermehrte Kraft, Energie, Thätigkeit und Opferbereitschaft ersetzen. An Gelegenheit dazu fehlt es nicht. Die Wege für eine solche Privatthätigkeit sind geebnet, und der „Staatssozialist“ fährt fort, Wegweiser aufzustellen und deutlich sichtbare Ziele zu markiren.

Das große und letzte Ziel des Centralvereins besteht bekanntlich darin, die Wiedergeburt des Christenthums, die Wiedererlangung des christlichen Volksgeistes befördern zu helfen, und zwar mit den Mitteln und auf den Wegen der Zeit. Als diese Mittel und Wege erscheinen dem Centralverein einestheils die Versöhnung der Wissenschaft mit dem Glauben und anderntheils die Verwirklichung der Befreieraufgaben des Christenthums den großen sozialen Problemen des Jahrhunderts gegenüber. Eben jetzt sendet der Centralverein wieder seine Reiseredner aus, um über diese Wiedergeburt des Christenthums Vorträge halten zu lassen.*) Doch ist damit das Werk nicht zu vollenden. Der Centralverein vermag durch dies Beginnen nur eine Parole auszugeben. Wird das Losungswort von den Mitgliedern nicht aufgenommen und in den allgemeinen Ideencours gebracht, so verhallt es innerhalb der christlichen Kreise in der weiten Wüste des Schweigens, während es in den religionslosen und religionsfeindlichen Kreisen erstickt wird unter dem Korybantenlärm der materialistischen und atheistischen Reclame. Nehmen die 900 Mitglieder aber das Losungswort auf, tragen sie es auf Kanzel und Katheder, bringen sie es in Volksvereinen auf die Rednertribüne, übergeben sie es ihren Fachzeitungen und Localblättern, werden sie nicht müde, es in ihren Bekanntenkreisen circuliren zu lassen, schaffen sie der Parole eine electrische Leitung nach den Köpfen und Herzen der entchristlichten Menge, so wird der große und herrliche Gedanke, die Wiedergeburt des Christenthums, kein bloßes Wort, kein frommer Wunsch bleiben, sondern eine That von unermeßlicher Tragweite und Heilspendung werden.

Seid Thäter des Wortes und nicht Hörer allein! Diesem apostolischen Befehl Gehorsam zu leisten, ist heute ebenso nöthig als vor 1900 Jahren. Das Christenthum damals einzubürgern, für seine neue, ungeahnte Schönheit und Kraft Anhänger zu gewinnen, war

---

*) Der „Centralverein für Sozialreform“ bekam in Folge des „Sozialistengesetzes“ die Schwindsucht. So lange Most in Berlin jeden Tag die dicke Trommel schlagen durfte, hielt in den gebildeten Classen die Angst und das Interesse für den „Centralverein“ an; diese Angst und dieses sozialreformatorische Interesse verminderte sich, als den Polizeigewalten die Bändigung der Sozialdemokratie übertragen wurde.
Der Herausgeber.

vielleicht weniger schwer, als für die moderne Welt jene Schönheit von der Ungestalt zu befreien, in welcher sie es durch die Brille der materialistischen und atheistischen Sophistik und Verlästerung erblickt.

Die moderne Welt hat neben ihren Lastern und materialistischen Verirrungen auch zwei gute, ideale Leidenschaften, welche den Ausschlag geben und christlicherseits nicht außer Berechnung bleiben dürfen. Diese zwei schönen Leidenschaften bestehen einmal in der Liebe zu den Wissenschaften und zum andern in der Humanität.

Mit diesen guten und idealen Passionen erblickt man das Christenthum im feindlichen Gegensatz. Die Feinde des Christenthums haben in ihrer Art dem modernen Geschlecht bewiesen, daß Glaube und Wissenschaft unverträgliche Mächte seien und ferner, daß die Kirche inhuman sei und die Unterdrückung des Volkes begünstige. Solcherart sieht das Zerrbild aus, welches allen Sozialdemokraten, sowie fast allen „gebildeten" Liberalen vom Christenthum vorschwebt. Wiedergeburt des Christenthums ist deshalb ein und dasselbe mit Verscheuchung jenes Zerrbildes.

Wodurch vertreibt man dasselbe aber? Einzig und allein durch die vom Centralverein bezeichneten Waffen: durch Versöhnung der Wissenschaft mit dem Glauben und durch neue soziale Thaten des Christenthums.

Zu solchen Thaten fehlt es den Christen nicht an Gelegenheit, sowohl im Großen wie im Kleinen, sowohl auf dem Gebiete des Staats-, wie des Communal- und Vereinswesens.

Was den Staat anbelangt, so ist derselbe energischer als seither an seine sozialen Aufgaben und an den Zusammenhang zwischen den materiellen und sittlichen Erscheinungen des Volkslebens zu erinnern.

Was das communale Leben anbelangt, so haben alle Christen, speziell aber die Mitglieder des Centralvereins in ihren Wohnorten durch ungestüme Einwirkung auf die Ortspolizei einen Kreuzzug gegen die Unsittlichkeit, gegen Tingeltangel, gegen die Prostitution, gegen die Branntweinpest und das Ueberhandnehmen der Wirthshäuser 2c. zu beginnen und ohne Ermüdung fortzuführen.

Dasselbe gilt vom Vereinswesen. Es fehlen überall noch Mägdeherbergen, Magdalenenvorasyle, Herbergen zur Heimath, Mäßigkeitsvereine u. s. w. „Seid Thäter des Wortes und nicht Hörer allein!" verlangt auch hier der Apostel von jedem Christen.

Zwei Cultur-Aufgaben der heutigen Christenheit.

(Aus dem „Staatssozialisten", Jahrg. 1878.)

Wie vor zweitausend Jahren ist auch heute die Cultur erkrankt, dem sittlichen Tode nahe, und wie vor zweitausend Jahren ist es der religiöse Gedanke, welcher die Menschheit erretten, das vergiftete Blut in ihren Adern erneuern und ihre erlöschenden Ideale mit einer himmlischen Flamme wieder entzünden und beleben soll.

Dieser religiöse Gedanke war vor zweitausend Jahren der christliche, und wir zweifeln nicht daran, daß auch in unseren Tagen das Christenthum jener rettenden Mission gewachsen sein wird.

Freilich ist die Aufgabe eine übermenschliche und nur unter dem Beistande dessen zu verwirklichen, der seinen Dienern die Verheißung gab: „Ich bin bei Euch alle Tage, bis an der Welt Ende." Nur mit dieser Hülfe und nur kraft seines Beispiels ist das große Werk der Befreiung zu verrichten. Wie damals, sind auch heute wieder Zeichen und Wunder nöthig, um die Sendung des Christenthums zu beglaubigen, und wie damals, fordert die christliche Idee von den Trägern und Vorkämpfern derselben eine unbegrenzte persönliche Hingabe, ja in gewisser Hinsicht eine noch größere. Die „Zeichen und Wunder", welche damals der Herr und seine Jünger verrichteten, verlangt die ungläubige Welt heute in Gestalt von Handlungen und Beispielen. Und zwar mit Recht. An den Früchten wollen die Nichtchristen die Christen erkennen; sie wollen für die Idee überall den Legitimationsbrief der That sehen. Leider hat es seither in den zwei größten Fragen des Jahrhunderts für die christliche Idee zu sehr an jener Beglaubigung gefehlt. Diese beiden Fragen liegen, wie wir bereits häufig entwickelten, auf dem sozialen und dem philosophischen Gebiete. Auf beiden Arbeitsfeldern ist, um einen glücklichen Ausdruck Paulus Cassels zu benutzen, das Christenthum aus der Centralstellung in die Eckstellung gerathen. Es hat in Folge dessen auf der einen Seite den intelligentesten und rührigsten Theil der Arbeiterclasse und auf der anderen Seite den intelligentesten Theil der mittleren und höheren Gesellschaftsclassen verloren.

„Wenn irgendwo, — sagt P. Cassel — muß man auf dem Gebiete der sozialen Frage merken, daß eine evangelische Kirche da ist." Freilich ist Mancher der Ansicht, die innere Mission habe das bereits hinlänglich erkennen lassen. Doch beruht eine solche Meinung auf völliger Verkennung der Zeitbedürfnisse. Die innere Mission gehört zu den immerwährenden Aufgaben des Christenthums, die christlich-soziale That aber zu den periodischen, außerordentlichen Befreieraufgaben, welche an das Christenthum bei gewissen kritischen Wendepunkten der Culturentwickelung herantreten. Große soziale Probleme sind nicht in jedem Jahrhundert zu lösen. Stellt sie die Weltgeschichte aber als seltene Ausnahme von der Regel einmal auf die Tagesordnung, so hat das Christenthum ihre Lösung in die Hand zu nehmen, indem es seine ewigen Ideale als Hebel und Richtmaß ansetzt. Das betrifft die soziale Befreieraufgabe des Christenthums.

Mit der philosophischen verhält es sich ähnlich. Auch auf diesem Gebiete sind die großen Krisen Ausnahmen. Nur selten in der Weltgeschichte setzte sich die profane Wissenschaft eines Volkes mit den religiösen Vorstellungen und Gefühlen in einen so tiefgehenden und weitverbreiteten Conflict wie heute. Wurde dieser Conflict nicht gelöst, so ging die betreffende Cultur und mit ihr das betreffende Volk zu Grunde. Wird dies Schicksal der Griechen und Römer auch das Schicksal der modernen Civilisation sein? Ohne das Christenthum und seine Errettungen ganz ohne Zweifel! Der vom Christenthum abgefallene Theil der Gesellschaft befindet sich augenscheinlich bereits auf der dem Abgrund zugleitenden Bahn. Der philosophische Zweifel erzeugte den sittlichen, und damit verlor und verliert die Menschheit ihren inneren und äußeren Halt. Sind die christlichen Kreise hier von jeder Mitschuld freizusprechen? Mit Nichten! Es ist auch auf diesem Felde von christ-

licher Seite viel verfehlt worden. Man ist in dem Schrecken und Entsetzen über die Religionsfeindlichkeit der materialistischen Wissenschaft zu weit gegangen. Man hat den Kampf nicht auf dem gegebenen Boden und Angesichts des Feindes, sondern auf einem andern Boden und in Abwesenheit des Gegners aufgenommen. Die Folge war, daß man schließlich einsame Monologe hielt, während die materialistische Wissenschaft das Ohr der ganzen gebildeten Welt in Besitz nahm. Um gerecht zu sein, darf nicht unerwähnt bleiben, daß die katholische Kirche den Fehler früher erkannte und verbesserte, als die evangelische. Seit 20 Jahren bemüht sich der deutsche Katholicismus mit großem Erfolge, seinen Gebildeten eine wissenschaftliche Literatur in die Hand zu geben, welche dem Materialismus nicht ausweicht, sondern ihn aufsucht, auf seinem Boden und mit seinen Waffen mit ihm kämpft und — ihn besiegt. Natürlich fehlt es auch in evangelischen Kreisen nicht an einer solchen Literatur. Im Gegentheil; sie ist in glänzender Fülle und Waffenrüstung vorhanden, aber — sehr wenig verbreitet. Während jeder gebildete Katholik mit philosophischen, naturwissenschaftlichen Brochüren und Werken gegen den Materialismus ausgestattet ist, kennen Neunzehntel aller Protestanten nicht einmal die Titel und Autoren dieser Literatur, ja sie wissen nicht einmal, daß es überhaupt eine solche Literatur von unzweifelhafter wissenschaftlicher Bedeutung und Autorität giebt. Daher die leeren Kirchen, der innere und äußere Abfall der „gebildeten" Protestanten. Auch auf diesem philosophischen Gebiete handelt es sich für die religiösen Factoren um eine außerordentliche Krisis, welche zu ihrer Beschwörung außerordentlicher Kraftäußerungen bedarf. In beiden Fragen, der sozialen und philosophischen, muß sich jeder Christ, vornehmlich aber jeder Geistliche und Lehrer, bewußt sein, daß hier das Christenthum ganz die nämlichen Cultur- und Befreieraufgaben zu erfüllen hat, wie es solche glorreich vor zweitausend Jahren löste, und daß dies nur geschehen kann durch grenzenlose Hingabe jedes Einzelnen an dies erhabene und nothwendige Werk.

Mögen alle Berufenen nicht länger zaudern, sondern wie ein Mann herbeieilen! Mögen die Erwachten die noch Schlummernden mit kräftigem Rucke wecken! Der Tag ist angebrochen, der Kampf tobt schon an allen Punkten, die Zahl der Gegner ist Legion, wer will die Folgen des Zuhausebleibens auf sein Gewissen nehmen?!

Ein Nationalliberaler über soziale Frage und Christenthum.

In dem empfehlenswerthen Buche: „Schutt und Aufbau, Vier nationalökonomische Abhandlungen" von Wilhelm Backhaus (Leipzig 1886, Reuger'sche Buchhandlung, Gebhardt u. Wilisch) findet sich folgendes soziale Arbeitsprogramm für Schule und Kirche. Nachdem Verfasser den „Denkern und Dichtern, Schriftstellern und Gelehrten" ihre neuen Pflichten vorgehalten hat, fährt er fort:

Aber auch ihr christlichen Lehrer und Prediger habt die Pflicht, an dem Neubau der Gesellschaft kräftig mitzuarbeiten. Ihr wisset es ja am besten, daß die hohen moralischen Lehren, welche ihr verkündigt,

meist nur von den Lippen recht erbaulich nachgesprochen, aber selten befolgt werden. Ihr müsset die tiefe Kluft zwischen dem sittlich-religiösen Ideal und dem wirklichen Leben oft mit Grausen erkannt haben, und tief betrübt darüber sein, daß die „Erlösten“ fast nirgendwo zu finden sind. Aber immer zu säen und immer so gut wie nichts zu ernten, und trotz aller schönen Reden wenig oder nichts beitragen zu können zur Verjüngung unseres Volkes, — das ist fürwahr ein tragisches Loos! Es giebt nur ein Mittel, euch von eurer Sisyphusarbeit zu befreien: die Verwaltung und Einrichtung des Reiches nach panpolistischen*) Grundsätzen! Nur von einem solchen Staatswesen kann die Kirche neue Kraft erhalten. Alle Anstrengungen, welche Staats- und Kirchendoctoren bisher gemacht haben, um die kranke Kirche gesund zu machen, mußten vergebens sein; denn ehe für die Seele mit einigem Erfolge „gesorgt“ werden kann, muß der Magen ein gesichertes Dasein haben. Anläßlich der Berathung im Reichstage über die Frage, ob die Arbeit am Sonntage ruhen solle, äußerte Fürst Bismarck: „Wenn aber die Mittel zum Leben verloren gehen oder geringer werden und der Arbeitslohn ausfällt, — was helfen dem Volke dann die höchsten Güter, wenn es Hunger leiden muß?“ Kein Wort könnte schärfer und wahrhaftiger die Ursachen der Mißerfolge der christlichen Ethik kennzeichnen, als dieses: **Was helfen dem Volke die höchsten Güter, wenn es Hunger leiden muß?** Solange das Volk Hunger gelitten hat — und wer mag sagen: wie lange? — haben ihm also die höchsten Güter nicht geholfen; und erst dann, wenn es aufgehört haben wird, Hunger zu leiden, werden sie ihm von Nutzen sein. Keine Predigt, kein Unterricht, keine evangelische Conferenz, kein Protestantentag, kein Oberkirchenrath, kein Cultusministerium kann helfen, wenn nicht Capital und Arbeit zuvor ihr Versöhnungsfest gefeiert haben, und der Staat für Einrichtungen gesorgt hat, welche es jedem ermöglichen, sich die Früchte seiner Arbeit zu sichern! Erinnert euch, daß die Gleichberechtigung der Bürger mit Sonnenklarheit aus den Schriften der Evangelisten erhellt. Das Gebot: Liebe deinen Nächsten als dich selbst! ist ein Wort Jesu. Welch ein Thema in unserer Zeit! Wie mächtig, wie erfolgreich könntet ihr beitragen zur Gesundung der sozialen Zustände! Wie kräftig könntet ihr die Anstrengungen der nationalen Reformer unterstützen, ohne daß ihr nöthig hättet, aus den Schranken eures Amtes auch nur um eines Wortes Breite herauszutreten! Dann erst wird das Christenthum ein eminent practisches sein können, wenn der Staat die erörterten Vorbedingungen dazu geschaffen hat. Dann erst werden wir den bergeversetzenden Glauben uns zu eigen gemacht haben, wenn das Licht der Erkenntniß allen leuchtet, und einem jeglichen die Möglichkeit gewährt

*) Verfasser ist ein Schüler und Freund des verstorbenen großen Nationalöconomen Professor Winkelblech, welcher unter dem Namen Karl Marlo das „System der Weltöconomie“ veröffentlichte. Nach Marlo ist der Panpolismus das Ziel der Weltgeschichte. Unter Panpolismus versteht er das stetige und harmonische Zusammenwirken von Freiheit und Gesetz auf der Grundlage der gleichen Berechtigung der Menschheit. Ist Monopolismus mit Vorrechtung, Liberalismus mit Freithum, Kommunismus mit Gleichthum zu verdeutschen, so müßte man Panpolismus mit Allrechtung übersetzen.

wird, aus sich zu machen, was Gott gewollt hat. Dann erst werden die Blinden sehen und die Tauben hören. Dann erst wird die Menge einsehen lernen, daß „viele Dinge, welche vor den Menschen erhaben sind, ein Gräuel sind vor Gott". Aber noch kennt die Noth kein Gebot. Die einfachsten christlichen Grundwahrheiten klingen noch wie Hohn auf die sozialen Mißstände. Und doch müssen die Reformatoren der Gesellschaft immer auf's Neue auf sie zurückkommen; denn sie sind der sicherste Weg zur Tugend und zum Heldenthum. Gelehrtes Wissen, dialectische Spitzfindigkeiten sind von Uebel; sie verwirren die Geister. Nur einfache Grundwahrheiten sind weltbefreiend. Lessing hat das bedeutsame Wort geschrieben: „Eine jede Wissenschaft in ihren engen Begriff eingeschränkt, kann weder die Seele bessern, noch den Menschen vollkommen machen. Nur die Fertigkeit, sich bei einem jeden Vorfalle schnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur diese bildet den großen Geist, den wahren Helden in der Tugend und den Erfinder in Wissenschaften und Künsten." Ein practisches und vernünftiges Christenthum hat den größten Raum nur in einer nach panpolistischen Grundwahrheiten aufgebauten Gesellschaftsordnung, und die Gesellschaft kann erst dann mit nachhaltigem Erfolg nach christlichen Grundsätzen handeln, wenn die alltägliche Bitte: „Gieb uns unser täglich Brod immerdar!" nicht mehr vergebens von Millionen an die göttliche Allmacht gerichtet wird. Und wenn alle Autoritäten erbleichen, Glauben und Wissen uns im Stich lassen, so bleibt uns noch der innere Gott: das Gewissen! Es ist nicht gut, etwas gegen das Gewissen zu thun, — das ist der Grundgedanke aller Reformationen. Das Gewisseste von allem Gewissen ist das — Gewissen. Und das Gewissen ruft Jedem mit Donnerstimme zu: Hilf deinen Brüdern, und kannst du selber nicht genügend helfen, so unterstütze die Anstrengungen derer, welche Hülfe bringen wollen und Hülfe bringen können!

III.

Der wissenschaftliche Kampf

gegen

Materialismus und Religionslosigkeit.

Aussprüche Kaiser Wilhelms.

Jeder Zwang auf kirchlichem Gebiete widerstrebt Meinem Denken und Fühlen. An die Geistlichkeit in Hannover, 22. Juni 1868.

Es ist überall nicht gut, etwas zu thun, was nicht aus der Ueberzeugung und dem Gewissen kommt, am wenigsten aber in christlichen und religiösen Dingen. An den Vorstand der Gen.-Synode, 28. Nov. 1875.

Bei der Erziehung der Jugend gilt es die Augen offen zu halten. Und dabei ist das Wichtigste die Religion; die religiöse Erziehung muß noch viel tiefer und ernster gefaßt werden.

Zu den städt. Behörden von Berlin, 5. Decbr. 1878.

Die wissenschaftliche Bildung des Verstandes allein hat nicht die sittliche Läuterung des Menschen zur Folge.

Erlaß an die Universität Greifswald, 18. Decbr. 1878.

Inhalt:

1. Der Liberalismus muß aufhören, Materialismus zu sein.

(Aus dem „Staatssozialist" vom 23. März 1878.)

Die liberale Parteipresse mißt den Centralverein für Sozialreform lediglich mit der Parteischablone und findet da natürlich nur Abweichungen und Abnormitäten. Besäße diese große und einflußreiche Presse noch so viel Geistesfreiheit und Objectivität, um das Programm des Centralvereins und seine Erläuterungen im „Staatssozialist" ohne Parteibrille lesen und prüfen zu können, so würden uns „die idealgesinnten Elemente und tiefer blickenden Geister des Liberalismus" sofort zufallen, denn der Centralverein will practisch nur das thun, was die Letzteren theoretisch selber für nöthig halten. Das einzige Vergehen des Centralvereins für Sozialreform besteht bloß darin, daß er nicht nur wie Jene das Vorhandensein einer tiefen Erkrankung und Blutvergiftung, eines totalen Knochenbruchs unserer modernen Cultur constatirt, sondern daraus auch eine allseitige Diagnose zieht und gleichzeitig das darnach bestimmte Cursystem werkthätig in Angriff nimmt.

Als ernste, tiefblickende, idealgesinnte Geister unter den liberalen Größen erscheinen uns z. B. neben dem Professor F. A. Lange auch die Herren Schulze-Delitzsch und Präsident v. Kirchmann.

Schulze-Delitzsch sagte schon vor zwei Jahren:

„Wer bezüglich unserer sozialen Verhältnisse nicht gerade im untersten Thale steht, muß zugeben, daß unsere gesammten wirthschaftlichen und sittlichen Zustände nunmehr auf einer Stufe angelangt sind, von der sie in den Abgrund des Ruins hinabzustürzen drohen. Jeden Menschenfreund müssen diese Verhältnisse mit Trauer erfüllen."

Präsident v. Kirchmann gelangt in einer philosophischen Betrachtung (Feuilleton der Nat.-Ztg. vom 1. März d. J.) zu demselben trostlosen Schlusse.

Diese tiefsinnige und beachtenswerthe Betrachtung liest sich ganz genau so, als bilde sie die Einleitung des vom Centralverein für Sozialreform im Dezember versandten Prospectes. Fast jedes Kirchmann'sche Wort ist als Vordersatz, als Ausgangspunkt unseres, von der Nat.-Ztg. abgelehnten Vereinsprogramms zu benutzen; es fehlt nur der Nachsatz, das practische Facit, welches eben in unserm Programm und in der Aufforderung an das deutsche Volk besteht, die schwere Krankheit nicht bloß zu besprechen und zu bejammern, sondern ihr in männlicher That ein positives Cursystem entgegenzustellen.

Um unsern Lesern die Richtigkeit dieser Behauptung vor Augen zu führen, bringen wir nachfolgend den Kirchmann'schen Aufsatz beinahe vollständig zum Abdruck. Da anknüpfend werden wir dann beweisen, daß gegen jedes Krankheitsbild, welches Herr v. Kirchmann constatirt, im

Programm des Centralvereins für Sozialreform das geeignete Medicament vorhanden ist.

Der Kirchmann'sche Aufsatz wirft die Frage auf, ob die menschliche Glückseligkeit unter den Einwirkungen der modernen Cultur Fortschritte oder Rückschritte machte.

„Unzweifelhaft — sagt er — ist die Arbeit für die Erreichung der Glückseligkeit in heutiger Zeit eine weit größere wie früher. Alle Beamte müssen jetzt mehr arbeiten; die Posten der Minister sind voll Sorgen und Plage. Das Land schickt alljährlich eine Anzahl seiner besten und erfahrensten Männer der Regierung zur Hülfe und Controle; auch diese arbeiten mehr wie je, und das Jahr reicht nicht mehr aus, um nur ihre wichtigsten Aufgaben zu vollenden. Aehnliches geschieht in den kleineren Kreisen und in der Sphäre der Einzelnen aller Stände; selbst der reiche Fabrikant und Banquier sitzt jetzt den größten Theil des Tages in seinem Comptoir. Auch hat keine Zeit so stark wie die heutige die Kräfte der Natur in ihren Dienst gezogen; Millionen von Menschenkräften werden in mächtigen Maschinen, der Arbeit der wirklichen Menschen hinzugefügt, die laut- und anspruchslos nur ihren Zwecken dienen.

Dessen ungeachtet scheint der Erfolg diesem Aufwande von Mitteln nicht zu entsprechen. In den arbeitenden Classen ist statt der früheren Genügsamkeit und Zufriedenheit Neid und Haß gegen die besitzenden Classen eingedrungen; die mittleren Classen kommen in Folge der Anstrengungen, welche die größere Concurrenz und der gestiegene Luxus ihnen auferlegt, nicht zum Genuß, und die Reichen ersticken wieder an der Ueberfülle des Genießens. Noch bedenklicher steht es mit den sittlichen Zuständen. Die Selbstmorde nehmen in weit höherem Maße zu als die Bevölkerung; ob das Gleiche für die Verbrechen gilt, will ich nicht entscheiden; aber die Art der Verübung derselben ist viel empörender geworden. Um einiger Thaler Gewinn werden jetzt Mordthaten ohne Bedenken verübt, und der Verbrecher geht, so wie er das Blut sich abgewaschen, in die nächste Schenke und trinkt sein Glas Bier so ruhig, wie sein ehrlicher Nachbar. Zwistigkeiten, die sonst zu einer Prügelei führten, wobei es höchstens ein blaues Auge gab, werden jetzt mit den Messern ausgefochten; man sticht blindlings nach den edelsten Organen. Die Verbrechen durch feiges Auflauern nehmen in erschreckender Weise zu. Im gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Verkehr wird die Moral immer laxer; das Gebiet erlaubter Täuschungen dehnt sich immer weiter aus. Ein Geschäftsmann kann zwei- und dreimal mit seinen Gläubigern accordiren; wenn es ihm gelingt, wieder Vermögen zu sammeln und wenn er luxuriöse Diners und Bälle geben kann, ist er wieder eine respectable Persönlichkeit. Die Verfälschung der Nahrungsmittel und Waaren hat sich so gesteigert, daß selbst der Staat dagegen einschreiten muß. Auch genügt es jetzt nicht mehr, gegen die Moral und das Recht zu sündigen; das bestehende Recht selbst und die Moral werden von einer zahlreichen Classe nicht mehr als gültig anerkannt, und geistreiche und gelehrte Männer helfen, wenigstens theoretisch, die Achtung vor den wichtigsten Institutionen der Gesellschaft untergraben. . . .

. . . . Was das Wohl und Glück anlangt, so sind ganz offenbar die Mittel dazu in heutiger Zeit außerordentlich vermehrt worden; selbst die niedrigsten Classen sind in Wohnung, Nahrung, Kleidung und

anderen Bedürfnissen außerordentlich viel besser als in früheren Jahrhunderten gestellt.*) Ebenso ist der geistige Besitz gestiegen; die Wissenschaften haben wunderbare Fortschritte gemacht, und das Wissen ist in viel höherem Maße durch alle Classen verbreitet. Darauf stützt sich auch das Urtheil für den Fortschritt unsrer Zeit, was man überall hören kann; man übersieht nur, daß dieser Besitz blos ein Factor zum Glücke ist, welcher unwirksam bleibt, wenn nicht noch ein zweiter hinzutritt, nämlich die Empfänglichkeit dafür. Ein satter Mensch hat auch von dem feinsten Diner keinen Genuß; der Eskimo sehnte sich mitten in den Genüssen von Paris nach seinen Thrantöpfen zurück. Indem so zwei Factoren zur Hervorbringung des Genusses und Glückes gehören, zeigt die Beobachtung, daß hier zwei sehr merkwürdige Gesetze bestehen. Das eine lautet dahin, daß mit dem Steigen der Güter die Empfänglichkeit dafür sinkt. Ein verwöhnter Mensch ist deshalb so schwer zufrieden zu stellen. Wer alle Tage zu Gesellschaften eingeladen wird, den lassen diese Einladungen bald sehr gleichgültig. Ein Officier mit zehn Orden empfindet bei dem elften nicht den zehnten Theil der Freude, welche der erste ihm machte. Wer alltäglich das Theater besucht, lacht und weint nicht mehr über die ihm vorgeführten Scenen, zerstreut, gelangweilt, schweifen seine Blicke mehr nach dem Publicum und nach den Frauen in den Logen. Für einen Virtuosen giebt es nichts Schrecklicheres, als der Besuch von Concerten. Ein Gelehrter empfindet bei seinen späteren Werken nie mehr das Entzücken, welches die Correcturbogen seiner ersten Schrift ihm gewährt hatten. Das zweite Gesetz lautet: Mit dem Steigen der Güter steigt die Empfänglichkeit für die Ursachen des Schmerzes. Der Sybarit im Alterthum konnte nicht schlafen, weil ein Rosenblatt auf seinem Lager ihn drückte. Einem Gourmand schmeckt die feinste Pastete nicht, wenn der Koch eine Kleinigkeit in der Zubereitung versehen hat. Eine vom Publikum verwöhnte Sängerin wird durch das einmalige Ausbleiben des Beifalls so alterirt, daß sie dem Publicum Sottisen sagt. Ein Staatsmann, der jahrelang die Macht im höchsten Maße geübt, wird durch die sachliche Opposition seiner Collegen so nervös, daß er um seinen Abschied bittet. Je mehr man Gelegenheit hat, in reichen Familien hinter die Vorhänge des Luxus zu blicken, um so mehr erstaunt man über die Scenen, Verstimmungen, nervösen Zustände, welche meist in so unbedeutenden Kleinigkeiten ihren Grund haben, daß sie bei beschränkteren Verhältnissen kaum beachtet werden.

Indem das Glück so das Product aus zwei Factoren ist, wo der eine in demselben Verhältniß fällt, in dem der andere steigt, ergiebt sich das merkwürdige Resultat, daß bei einigermaßen dauernden Verhältnissen die Menge der Glücksgüter auf die Größe des Glücks keinen Einfluß hat. Ich habe diese Einrichtung bei einer andern Gelegenheit den Communismus der Natur genannt; und in Wahrheit bleiben gegen eine Wirksamkeit die Utopien der heutigen Sozialisten und Communisten ein Kinderspiel. Es wäre auch schwer mit der Güte Gottes oder

---

*) Es wurde in einer englischen Zeitung kürzlich nachgewiesen, daß vor fünf Jahrhunderten in England für die Bedürfnisse der arbeitenden Classen besser gesorgt war als heute. Denselben Nachweis hat der Historiker J. Jansen hinsichtlich der Glanzzeiten des deutschen Mittelalters erbracht. Der Herausgeber.

mit der Hegel'schen Vernünftigkeit der Welt vereinbar, wenn alle jene Millionen Menschen, welche die Jahrtausende vor uns in dürftigeren Verhältnissen gelebt haben, ohne ihr Verschulden viel ärmer an Glück gewesen wären als wir. Wenn uns dies dennoch so scheint, so liegt es nur darin, daß wir mit unserer Gewöhnung an reichere Glücksgüter allerdings deren Mangel, wie er in früheren Zeiten bestand, sehr schmerzlich empfinden würden; allein dies trifft nicht die Menschen jener Zeiten, deren genügsamere Empfänglichkeit diesen Mangel an Gütern reichlich ersetzte.

Wie wenig selbst die bedeutendsten Erfindungen der Neuzeit zur Vermehrung des Glückes beizutragen vermögen, dafür nur ein Beispiel. Vor der Erfindung der Nähmaschine wurde der Stand der Nähterinnen allgemein beklagt; die emsigste Arbeit bis tief in die Nacht verschaffte ihnen doch nur ein kümmerliches Brot. Mit allgemeiner Freude wurde daher die Kunde von der erfundenen Nähmaschine vernommen; und da sie schnell so vervollkommnet wurde, daß beinahe jede Nähterei damit geleistet werden konnte, so war man sicher, daß wenigstens bei dieser Classe nun für immer das Elend beseitigt sei. Allein wie sehr hat man sich getäuscht. Statt eines Kleides tragen die Frauen nun zwei und drei übereinander, und diese werden mit so viel Schnuren, Spitzen, Schmelz und Sammet besetzt, daß ein Anzug heutzutage trotz der Hülfe der Maschinen dreimal mehr Zeit, als früher, erfordert. So ist die drückende Lage der Nähterinnen ungemindert geblieben, ja gesteigert, da die Arbeit mit der Maschine leicht schwindsüchtig macht. Es ist ein Irrthum, wenn Schulze-Delitzsch die Arbeiter damit tröstet, daß das steigende Geschick, mit welchem die Menschenarbeit auf Naturkräfte heutzutage übertragen wird, ihre Arbeit mindern und mehr Stunden zum Genuß ihnen frei machen werde. Vielmehr steigen die Bedürfnisse sofort mit dieser Uebertragung, so daß das Quantum der menschlichen Arbeit zu deren Befriedigung trotz der Maschinen unverändert bleibt.

Dasselbe gilt auch für jene zahlreichen Verbesserungen staatlicher und wirthschaftlicher Einrichtungen, sowie für die Vervollkommnung der Gesetze, welche als die großen Wohlthaten der modernen Cultur gerühmt werden. Das Publicum acceptirt alle diese Verbesserungen; allein sie dienen entweder gleich den Maschinen nur zur Vermehrung der Güter, oder soweit sie unmittelbar dem Genusse dienen, stumpft sich die Empfänglichkeit dafür bald ab. Neue Bedürfnisse bilden sich dann aus und neue Anforderungen werden an den Staat und seine Gesetzgebung gestellt. So erklärt es sich, weshalb man auch auf diesem Gebiete niemals fertig wird. Man meint, wenn nur erst dies und jenes noch erreicht sei, werde Friede und Zufriedenheit über das Land sich verbreiten; alle Parteien leben in diesem verführerischen Wahn, trotzdem daß die Unzufriedenheit im Lande eher steigt wie abnimmt.

Indem so die eigenthümliche Natur des Menschen aller dieser Bemühungen spottet, würde das Quantum des Glückes zwar nicht steigen, aber auch nicht fallen, wenn nicht daneben gegenwärtig positive Ursachen für die Minderung des Glückes beständen, welche sich ebenfalls aus jenen, oben dargelegten Naturgesetzen ableiten. Zur Wirksamkeit dieser Gesetze gehört nämlich eine gewisse Stabilität der äußeren Lage, damit die Empfänglichkeit Zeit habe, sich ihr anzupassen. Alle Erschütterung des Glückes und alles Elend geht deshalb aus drei Umständen hervor:

1) aus der plötzlichen Verschlimmerung der äußeren Lage, bevor die Empfänglichkeit sich dieser wieder angepaßt hat; 2) aus der Unsicherheit des Besitzes und des Erwerbes, indem schon die Furcht vor deren Verlust beinahe wie dieser wirkt; 3) aus dem rastlosen Jagen nach den äußeren Gütern, indem man wähnt, mit deren Erreichung auch das Glück selbst erfaßt zu haben. In Bezug auf alle diese drei Ursachen befindet sich die Gegenwart im Nachtheil gegen frühere Zeiten; allein das Merkwürdigste ist, daß diese schlimmere Lage sich gerade aus jenen Fortschritten und Errungenschaften entwickelt hat, welche den Stolz unseres Jahrhunderts ausmachen.

Was ist verdienstlicher, als die neuen Erfindungen und Entdeckungen, als die Verbesserung der wirthschaftlichen Institutionen, wie z. B. die Errichtung von Börsen, welche Angebot und Nachfrage concentriren, und als die kaufmännische Speculation, welche die Preise steigert, um durch Einschränkung der Consumtion den drohenden Mangel zu mildern. Die gestiegene Geschicklichkeit in Ausnutzung dieser und anderer Einrichtungen hat indeß Vielen mit Leichtigkeit zu großem Vermögen verholfen, und dies Beispiel hat in allen Classen eine Jagd nach dem Glück hervorgerufen, welche nur zu sehr an das erschütternde Bild von Henneberg erinnert. Alle wirthschaftlichen Krisen lähmen nur auf kurze Zeit diese Leidenschaft; so wie der wirthschaftliche Horizont sich klärt, beginnt die Jagd von Neuem, zahlreiche Vermögen gehen dabei plötzlich zu Grunde, und selbst die Glücklichen in dieser Jagd haben darüber meist die Empfänglichkeit für den Genuß verloren. Die Engländer und Nordamerikaner sind uns in dieser Jagd weit überlegen; man versteht dort weit schneller Reichthum zu erwerben, aber man versteht ihn dort auch weit weniger zu genießen. Englische und amerikanische Badeorte sind trotz des raffinirtesten Luxus, den man dort entfaltet, berüchtigt wegen Langweile, die auf allen Gesichtern liegt.

Was ist schöner, als der gegenseitige Wetteifer in Herstellung guter und billiger Producte, und wie stolz sind wir, daß die gesetzlichen Schranken in der Wahl des Aufenthaltes und des Erwerbes endlich gefallen sind. Allein gerade durch die Niederreißung dieser Schranken hat die Concurrenz in heutiger Zeit eine Höhe erreicht, welche selbst dem fleißigsten und redlichsten Producenten alle Sicherheit seines Erwerbes benimmt und ihn mit schweren Sorgen erfüllt. Theils ist es das große Capital, welches den kleinen Producenten kaum aufkommen läßt, theils ist es eine zahlreiche Classe von Schwindlern, welche die neuere Zeit herorgebracht hat und welche die auf Credit entnommenen Waaren zu Schleuderpreisen verkaufen, den Erlös verschwenden und dann sich nicht scheuen, mit dem Concurs zu schließen, um den Lauf von Neuem zu beginnen.

Welche Wohlthat konnte größer sein als die, daß die gütige Natur uns Felder finden ließ, wo das so sehnlich von Jedermann begehrte Gold sich mit Händen greifen ließ! Tausende von Pfunden Goldes hat man gewonnen; der Reichthum an diesem edlen Metall hat sich über alle Völker verbreitet, und was ist das Resultat dieses Segens? Ein Sinken des Geldwerthes, ein Steigen aller Preise, so daß die arbeitenden Classen trotz ihres gestiegenen Lohnes nicht besser als früher gestellt sind, während die Lage jener zahlreichen Classen, deren Einkommen in festen Gehalten, Pensionen, Zinsen oder Renten besteht, sich

außerordentlich verschlimmert hat. Wer mit diesen Classen verkehrt und sieht, wie gerade hier die Familien, um nur die äußere Stellung aufrecht zu erhalten, sich Entbehrungen und Entsagungen im Innern auferlegen müssen, welche selbst der Lohnarbeiter nicht kennt, nur der vermag die ungeheuere Masse von Elend abzuschätzen, welche diese Goldfelder über die Culturländer gebracht haben.

Welche herrliche Einrichtung ist nicht der auswärtige Handel! Indem dadurch jedes Land nur das zu produciren braucht, wo es im Vortheil ist und der auswärtige Handel dabei den Austausch vermittelt, wird die Fülle der Genußmittel verdoppelt; die edelsten Früchte des Südens genießt der Nordländer in solcher Menge, als wären sie unter seiner Sonne gereift, und der Südländer kleidet sich in Stoffe, die er selbst zu weben kaum vermocht hätte. Allein der Einfluß der großen Fabrikanten auf die Regierungen hat es in den meisten Culturländern dahin gebracht, daß dieser Austausch durch Zollschranken gehemmt ist, daß die Zölle in stetem Schwanken sich befinden und dabei hat die Concurrenz der einzelnen Länder für den Absatz nach den weniger vorgeschrittenen Ländern sich in's Maßlose gesteigert. So ist der auswärtige Handel zu einem Spielball zwischen der Geldnoth der Regierungen und dem Eigennutz der Producenten geworden, bei dem alle Classen der Consumenten leiden und die Lage der für das Ausland arbeitenden Personen in der höchsten Unsicherheit schwebt.

Die Selbstständigkeit und Sicherheit des Staates ist für alle seine Einwohner eine der wichtigsten Bedingungen ihrer Wohlfahrt; eine starke Militärmacht ist dazu unentbehrlich. Nun haben zwar die Cabinetskriege aufgehört, aber dafür sind in diesem Jahrhundert die Nationalitätskriege getreten. Die Eifersucht zwischen den Staaten ist größer geworden, und indem kein Staat dem anderen vertraut, treibt dieses Mißtrauen zu einer fortwährenden Steigerung der Heere und Flotten. Die Fortschritte der Naturwissenschaften nöthigen zu immer intensiveren und kostspieligeren Angriffsrüstungen und Schutzwehren. So leidet in heutiger Zeit die Bevölkerung aller Culturländer unter einer drückenden Steuerlast, und selbst der scharfsinnigste Staatsmann weiß dieser Schraube ohne Ende kein Ziel zu setzen.

Die Beseitigung aller Standesprivilegien gehört zu den größten Triumphen dieses Jahrhunderts; das stolze Gefühl von der Gleichheit aller Menschen durchdringt alle Classen. Aber indem man diese Schranke niedergerissen hat, ist das Bestreben, sich durch die äußere Erscheinung über die andern zu erheben, zu einer früher nie gekannten Ausdehnung gestiegen, und der Luxus in Kleidung, Wohnung, Bewirthung hat sich zu einem Grade gesteigert, welcher den mittleren Classen die bittersten Entsagungen hinter dem äußern Schein der Wohlhabenheit auferlegt. Was wollen jetzt selbst Gehalte von 1500 bis 2000 Thaler sagen, wenn neben der Frau noch erwachsene Töchter im Hause sind, und der stete Wechsel und die Eleganz der Moden zu kaum erschwinglichen Ausgaben nöthigen. Aehnlich leidet der Handel unter dem Luxus der Locale, der Beleuchtung, der Annoncen u. s. w.

Welche edle Tugend ist nicht die Wohlthätigkeit; in sinnreicher und aufopfernder Weise wird von den Bemittelten für alle Arten der Noth ihrer ärmeren Mitbürger gesorgt; allein man darf sich nicht verhehlen, und jedes Magistratsmitglied, welches mit diesen Anstalten und Ver-

einen zu thun hat, wird es bestätigen, daß die Sorglosigkeit der arbeitenden Classen dadurch außerordentlich gesteigert worden ist. Man verzehrt dort, was man einnimmt und verläßt sich für den Nothfall auf die Hülfe der Vereine und Communen. Trotzdem, daß die leerstehenden kleinen Wohnungen in Berlin viele Tausende betragen, wächst doch mit jedem Monat die Zahl derer, die nicht einmal für eine Schlafstelle sorgen, sondern auf das Asyl für Obdachlose sich verlassen.

Als eine kostbare Errungenschaft der Neuzeit gilt das freie Vereinsrecht; allein unter Leitung der Agitatoren ist es für die Arbeiter in den Fabriken, Druckereien, Bergwerken u. s. w. zu einer Waffe gemacht worden, womit die Erhöhung der Löhne und Verkürzungen der Arbeitszeit über das Ausführbare hinaus erkämpft wird, und es wird gerade die Zeit unaufschiebbarer Geschäfte benutzt, um diese Forderungen durchzusetzen. Es ist mit Sicherheit vorauszusehen, daß diese Waffe so wie die Zeiten sich einigermaßen bessern, wieder hervorgesucht werden wird. Die Unternehmer sind behufs Abwehr zu gleichen Verbänden genöthigt, und so besteht in allen Zweigen der Production gegenwärtig ein innerer Krieg zwischen Arbeit und Capital, welcher an Verderblichkeit für Moral und Wohlstand den äußeren Kriegen nichts nachgiebt.

Alle hier berührten Verhältnisse, deren Zahl noch lange nicht erschöpft worden, waren in früheren Jahrhunderten gar nicht oder in so geringem Maße vorhanden, daß sie die damalige Stabilität der wirthschaftlichen Thätigkeiten nicht erschütterten; erst in diesem Jahrhundert haben sie zu einem Grade sich entwickelt, welcher die Ruhe, die Sicherheit und Zufriedenheit des Armen wie des Reichen gleich stark gefährden und gleich einem Krebsschaden an dem Glücke und Wohle der Culturländer nagen.

Ich wende mich zu den sittlichen Zuständen. Die beste Moral, die vollkommenste Gesetzgebung bleibt ein todter Buchstabe, wenn nicht in dem Einzelnen ein sittliches Gefühl, eine Achtung vor dem sittlichen Gebot als solchem besteht, welches so kräftig ist, daß es den dagegen ankämpfenden Leidenschaften zu widerstehen vermag. Eine solche Achtung und Gesinnung ist aber dem Menschen nicht angeboren; sie will mit Sorgfalt und Ernst entwickelt und gekräftigt werden. Seit alten Zeiten sind es drei große Institutionen, welche diese Aufgabe übernommen haben, die Familie, der Staat und die Kirche; aber alle drei sind in der Erfüllung derselben durch die neuere Culturentwickelung außerordentlich gelähmt worden.

Die Zahl der Ehen nimmt bei der Unerschwinglichkeit der Kosten eines standesgemäßen Haushaltes in der zahlreichen Mittelclasse zusehens ab. Die schöne Definition der Ehe, wonach sie ein Zusammenleben der Ehegatten ist, paßt heutzutage nicht mehr. Der Beamte, der Industrielle, der Fabrikarbeiter, selbst die Gehülfen im Handwerk bringen bei den gesteigerten Anforderungen und dem Drängen der Concurrenten den größten Theil des Tages außerhalb ihrer Wohnung zu. Die früheren häuslichen Arbeiten der Frau, das Waschen, Spinnen, Weben, Nähen, Stricken, Seifekochen, Schlachten, Einmachen u. s. w. sind zu Fabricationszweigen geworden, gegen welche die häusliche Arbeit nicht mehr aufkommen kann. So verläßt auch die Frau in den unteren und mittleren Classen schon früh die Wohnung; die kleinen Kinder werden in den Bewahranstalten und Schulen untergebracht, und die erwachsenen

müssen ebenfalls ihr Brot schon außer dem Hause suchen. Damit ist die häusliche Grundlage für die Erziehung der Kinder, insbesondere für die Bildung ihres Charakters tief erschüttert. Der Mann geht Abends ins Wirthshaus, und die Frau ist nicht selten seine Begleiterin. Dazu kommt eine falsche Philanthropie; der Gebrauch des Stockes, ja selbst der Ruthe gilt bei den meisten Familien schon als eine Entwürdigung des auch in dem Kinde steckenden freien Menschen; statt die Unarten derb zu züchtigen, bleibt man bei sittlichen Ermahnungen und rechtfertigt diese aus Gründen der Lust. „Nasche nicht, mein Karlchen," heißt es, „du verdirbst dir den Magen;" „sei fleißig, mein Fritz, dafür nehme ich dich heute auch mit in's Theater", u. s. w. Dies sind keine Mittel, um die Achtung vor dem Pflichtgebot als solchem zu entwickeln. Tritt nun der erwachsene Sohn in das wirthschaftliche Leben ein, so hört er auch hier, wie die Erfüllung der Pflicht überall von den Erwägungen des Nutzens abhängig gemacht wird.

Der Staat mit seiner Autorität war früher im Stande, das Rechtsgefühl zu stärken und vor Versuchungen zu bewahren; jetzt sind ihm durch die moderne Entwickelung zwei Feinde erwachsen, welche die Achtung vor seinen Gesetzen und vor seinen Beamten auf das Tiefste erschüttern. Es sind dies auch hier zwei Institutionen, auf welche die Gegenwart mit Recht stolz ist: das Parlament und die Preßfreiheit. Indem bei den Gesetzen, deren Einfluß auf das Wohl des Landes erwogen werden muß, und die Interessen der verschiedenen Classen hierbei meist collidiren, entwickelt sich naturgemäß die parlamentarische Discussion zu einem Kampfe der Interessen, wo die Moral meist nur zu deren Deckmantel benutzt wird. Je wichtiger und einschneidender eine neue Gesetzvorlage ist, um so heftiger wird dieser Kampf geführt; alle schwachen Seiten der Vorlage werden schonungslos aufgedeckt, wobei auch Angriffe gegen die Personen der höchsten Staatsbeamten nicht ausbleiben. Die Zahlenmajorität der Stimmen, welche endlich den Ausschlag giebt, ist nicht geeignet, das sittliche Gefühl zu erwecken und dem Gesetze die Achtung zu sichern, ohne welche es überall da ein todter Buchstabe bleibt, wo nicht die Furcht vor der Strafe das sittliche Gefühl nothdürftig ersetzt. Das, was trotz solcher Debatten an Achtung des Publicums vor der Weisheit der gesetzgebenden Gewalten sich noch erhalten hat, wird dann gründlich von den zahlreichen großen und kleinen Discussionen zerstört, welche meist im Dienste bestimmter Interessen oder Associationen geführt werden und welche die Mittel, womit schon im Parlamente gegen das Gesetz gekämpft worden, in noch weit ungenirterer Weise gebrauchen, um es als das verwerfliche Product der Intrigue und Parteilichkeit darzustellen.

Auch die Autorität der Kirche, welche im Verein mit dem Staat so wesentlich die Achtung vor Sitte und Recht zu pflegen und zu stärken vermag, ist durch Gegner gesunken, in deren souveräner Entwickelung die Gegenwart ihren höchsten Stolz setzt. Die moderne Wissenschaft, insbesondere die Naturwissenschaft und die Philosophie haben den Glauben an die religiösen Lehren mit Hilfe einer populären Darstellung bis tief in die untersten Classen erschüttert. Der Glaube an eine göttliche Weltregierung, an ein jenseitiges Leben, wo die Tugend ihren Lohn, das Laster seine Strafe finden wird, nimmt zusehends ab, und damit ist einer der wichtigsten Dämme gegen die Gewalt der Leidenschaften

durchbrochen. Ebenso hat sich die Idee der Staatssouveränetät in diesem Jahrhundert so gesteigert, daß der Staat jede äußere Machtentwickelung der Kirchen eifersüchtig bewacht; und doch vermag die Kirche ihre große Aufgabe für diese Welt ohne eine gewisse auch äußere Macht nur höchst mangelhaft zu erfüllen.

Indem so die Säulen erschüttert sind, auf denen Recht und Sitte ruhen, darf man sich nicht wundern, wenn auch die sittlichen Zustände gegen die Vorzeit in ein bedenkliches Schwanken gerathen sind. Ob und welche Hülfe es dagegen geben mag, ist eine Frage, die außerhalb dieses Aufsatzes liegt. Beinahe möchte man aber an einer solchen Hülfe verzweifeln, weil die Ursachen, aus welchen diese Noth der Gegenwart hervorgegangen ist, in jenen großen Fortschritten selbst liegen, welche das laufende Jahrhundert in den Wissenschaften und in den wirthschaftlichen und staatlichen Einrichtungen gemacht hat. Die Uebelstände sind aus Entwickelungen von Mächten hervorgegangen, von denen jede in sich berechtigt ist und deren Gewalt dabei so groß ist, daß selbst die besten Gesetze dagegen nichts vermögen. Insbesondere ist es eine Täuschung, wenn man diese Hülfe von der Schule erhofft. Selbst die größten Verbesserungen hier vermögen für die Bildung des Charakters und Zähmung der Leidenschaften die Familie nicht zu ersetzen; die Zahl der Schüler ist dafür zu groß, die Zeit der Schulstunden dafür zu kurz; die Schule kann deshalb nur das Wissen und die Fertigkeiten steigern, welche aber nur der Vermehrung der Güter dienen und ebenso von den schlechten wie von den guten Trieben ausgenutzt werden können und ausgenutzt werden.

Ich gebe gern zu, daß noch Ausnahmen bestehen, daß eine Anzahl glücklicher und wahrhaft sittlicher Menschen auch gegenwärtig noch sich finden lassen, welche, sei es durch die Erkenntniß der wahren Natur des Glückes und der Sitte, sei es durch ihr natürliches Temperament, vor dem verheerenden Zuge der Zeit geschützt geblieben sind; aber sie bilden doch nur Ausnahmen, und die große Masse in allen Ständen schwimmt, bewußt oder unbewußt, mit dem reißenden Strome der modernen Cultur, welcher die bisherigen Fluren des Glückes und der Sitte immer weiter zu überfluthen droht. v. Kirchmann.

* * *

Herr v. Kirchmann hat in seiner vorstehenden philosophischen Betrachtung den materialistischen Glückseligkeitswahn, welcher thatsächlich die Basis des landläufigen, falschen Liberalismus bildet, von Grund aus zerstört. Er hat vollkommen überzeugend nachgewiesen, daß Alles, was die moderne Cultur der heutigen Menschheit an sogenannten Glücksgütern in den Schoß warf — eitel war. Wie nach Salzwasser steigerte der Genuß die Genußgier; der Durst nach Glück erfuhr keine Stillung, sondern wurde während des Trinkens brennender. Herr v. Kirchmann zählt alle Bescheerungen des sogenannten Culturfortschritts auf; er zieht mit Gewissenhaftigkeit die Schlußbilanz und findet, daß diese eine Unterbilanz, daß sie der Bankerott des materialistischen Glückseligkeitswahns ist. Da dieser letztere aber in Theorie und Praxis gleichbedeutend mit dem materialistischen Liberalismus ist, so meldete Herr v. Kirchmann gleichzeitig auch dessen Bankerott an, und die National-Zeitung besaß die Unbefangenheit, diese Bankerotterklärung zu veröffentlichen,

freilich „unter dem Strich", aber gleichwohl unter ihrer Verantwortlichkeit.

Wenn die Häupter des politischen und literarischen Liberalismus Zeit zum Nachdenken hätten, würden sie sich ohne Zweifel in die Kirchmann'sche Bilanzarbeit versenken und allmählich den Abgrund gewahren, über welchem sie und ihr ganzes, auf materialistischer Glückseligkeitslehre beruhendes System schweben; sie würden — da ihr guter Wille nicht geleugnet werden darf — ohne Zweifel über das festgestellte Deficit in Angst gerathen und sich zur Tilgung desselben beeilen, bei irgend einem nicht materialistischen Systeme der Weltbetrachtung eine idealistische Anleihe zu machen.

Sollte dem materialistischen Liberalismus die Nothwendigkeit einer solchen Anleihe einmal einleuchten, so sei ihm für diesen Zweck das Programm des „Centralvereins für Sozialreform auf religiöser Grundlage" hiermit auf's freundlichste empfohlen.

Dasselbe hält sich sowohl hinsichtlich der letzten Zwecke des menschlichen Daseins wie auch hinsichtlich der politischen, wirthschaftlichen und sozialen Zweckerfüllungen von materialistischen Wahnvorstellungen gleich weit entfernt.

Es sucht auf dieser Erde und kraft der Mittel dieser Erde keine Stillung des menschlichen Glückseligkeitsbedürfnisses, sondern nur eine Turnanstalt zur Uebung unserer geistigen und sittlichen Kräfte, und einen Läuterungs- und Reinigungsapparat zur Ausscheidung der Schlacke, unter welcher die materialistische Glücksutopie hervorragt.

Das Programm des Centralvereins ist religiös und gleicht durch eine metaphysische Weltauffassung das klaffende Deficit aus, welches Herr v. Kirchmann in den materialistischen Culturresultaten aufdeckt.

Das Programm des Centralvereins ist ferner in wirthschaftlicher Hinsicht antimanchesterlich; es will den materialistischen „Kampf um's Dasein" auf geschäftlichem Boden nicht in ein Mord- und Bankerottsystem ausarten lassen, sondern denselben in die Schranken der Vernunft bannen.

Es will den quälenden physischen Bedürfnissen auch der ärmeren Classen Genüge leisten, aber nicht, wie der Materialismus, des physischen Genusses selbst wegen, sondern als Mittel zu geistigen und moralischen Zwecken und um den seelischen Bedürfnissen der Menschennatur eine in der jetzigen Angst und Hast des Erwerbslebens fehlende Befriedigung und Pflege zu verschaffen.

Wo der äußere Genuß wie in der materialistischen Weltauffassung den menschlichen Lebenszweck erschöpft, wird die Leere und Nichtbefriedigung nach jedem Genuß die Genußgier bis in's Schrankenlose steigern und den physischen und moralischen Ruin, den Ekel und Selbstmord zur Folge haben. Wo aber eine äußere Bedürfnißbefriedigung — wie in den idealistischen und religiösen Systemen — nur als ein Loskauf, eine geistige und sittliche Freiwerdung erscheint, da ist für das Individuum und die Gesellschaft der Friede gesichert, der physische und moralische Ruin, der quälende und steigende Durst während des Trinkens, die Unlust nach der Lust, der Ekel nach dem Genusse, die Ruhelosigkeit in Permanenz ausgeschlossen.

2. Professor Friedr. Alb. Lange über Religion, Christenthum und soziale Frage.*)

(Aus dem „Staatssozialist“ vom 13. März 1878.)

Wenn wir es seit Wochen unterlassen, gegen die vielen Angriffe, welche Parteivoreingenommenheit in Form von Spott und Hohn und vornehmer Ueberlegenheit gegen uns richtete, zu polemisiren, so hat das darin seinen Grund, daß wir den Boden des Parteikampfes nicht zu betreten beabsichtigen. Unsere Mission ist aufzuklären, unentwegt auf das hinzuweisen, „was Noth thut“ und aus allen Parteien einen Heerbann um das Banner der Sozialreform zu sammeln. So wenig wir dieser Aufgabe untreu werden wollen, so gern sind wir aber bereit, uns in eine Erörterung einzulassen, wenn man unsern Standpunkt mit Gründen oder besseren Vorschlägen in's Wanken zu bringen glaubt.

Die „Deutsche Vereins-Correspondenz“ in Bonn vermag in dem Auftreten des Centralvereins nicht das zu finden, was zur Rettung der Gesellschaft nothwendig ist. Sie stützt sich in ihrer Kritik auf den Philosophen und Arbeiterfreund Friedr. Albert Lange und citirt dessen Ausspruch: „Wenn ein Neues werden und das Alte vergehen soll, so müssen sich zwei große Dinge vereinigen: eine weltentflammende ethische Idee und eine soziale Leistung, welche mächtig genug ist, die niedergedrückten Menschen um eine große Stufe emporzuheben.“ Unter dieser ethischen Idee versteht aber der freisinnige Lange, bei strengstem Festhalten an seinem kritisch-philosophischen Standpunkt, nichts Anderes als die Grundidee des Christenthums, wie sie in dem Centralverein für Sozialreform und dem Staatssozialist zum Ausdruck kommt. Dem gegenüber könnte man den Tadel der „D. V. Z.“ vielleicht dahin deuten, daß wir zu sehr das Allgemein-Religiöse und zu wenig das Speziell-Christliche betonen, was aber die „D. V. Z.“ nicht wird gelten lassen wollen.

---

*) Bevor wir die in Nr. 10 begonnenen Abhandlungen: „Die Ueberwindung des Unglaubens durch die Wissenschaft“ von Dr. Frantz fortsetzen, halten wir es für rathsam, die heutige Skizze über den religiösen Standpunkt F. A. Langes hier einzuschalten, um unseren „liberalen“, der philosophischen Literatur bekanntlich fremd gewordenen Gegnern den Einwurf vorwegzunehmen, als seien nur „veraltete“ Philosophen wie Schelling, nicht aber auch moderne, mit den „neuesten naturwissenschaftlichen Errungenschaften“ vertraute Denker von religiösen Ideen und Sympathien beseelt.

Wir wählen als Gegenbeweis gerade deshalb Lange, weil er in der Politik auf der äußersten Linken stand, seine „Freisinnigkeit“ also zweifellos erscheint, und dann, weil sein größeres, auf umfassender, auch naturwissenschaftlicher Gelehrsamkeit beruhendes Werk — um mit Vaihinger zu reden — „die bedeutendste philosophische That der Gegenwart ist“.

Zur bequemen Einführung in Lange's Philosophie empfehlen wir unseren Lesern auf's Wärmste die Brochure Vaihingers: „Hartmann, Dühring und Lange“ (Verlag von Bädeker in Iserlohn), ein wahres Kunstwerk schöner und klarer Darstellung.

Die Redaction des „Staatssozialist“.

Doch mag Lange selbst sprechen; Keiner wird dann mehr glauben, daß dieser Philosoph und Arbeiterfreund im Ernst gegen den Centralverein angeführt werden kann.

Am Schlusse der ersten Ausgabe seiner „Geschichte des Materialismus" sagt Lange: „Auf keinen Fall wird das Vergangene ganz verloren sein und auf keinen Fall das Veraltete unverändert sich wieder erheben. In gewissem Sinne sind auch die Ideen der Religion unvergänglich. Wer will eine Messe von Palestrina widerlegen, oder wer die Madonna Raphaels des Irrthums zeihen? Das gloria in excelsis bleibt eine weltgeschichtliche Macht und wird schallen durch die Jahrhunderte, so lange noch der Nerv eines Menschen unter dem Schauer des Erhabenen zittern kann. Und jene einfachen Grundgedanken der Erlösung des vereinzelten Menschen durch die Hingabe des Eigenwillens an den Willen, der das große Ganze lenkt; jene Bilder von Tod und Auferstehung, die das Ergreifendste und Höchste, was die Menschenbrust durchbebt, aussprechen, wo keine Prosa mehr fähig ist, die Fülle des Herzens mit kühlen Worten darzustellen; jene Lehren endlich, die uns befehlen, mit den Hungrigen das Brod zu brechen und dem Armen die frohe Botschaft zu verkünden — sie werden nicht für immer schwinden, um einer Gesellschaft Platz zu machen, die ihr Ziel erreicht hat, wenn sie ihrem Verstand eine bessere Polizei verdankt und ihrem Scharfsinn die Befriedigung immer neuer Bedürfnisse durch immer neue Erfindungen. Oft schon war eine Epoche des Materialismus nur die Stille vor dem Sturm, der aus unbekannten Klüften hervorbrechen und der Welt eine neue Gestalt geben sollte. Wir legen den Griffel der Kritik aus der Hand in einem Augenblick, in welchem die soziale Frage Europa bewegt: eine Frage, auf deren weitem Gebiet alle revolutionären Elemente der Wissenschaft, der Religion und der Politik ihren Kampfplatz für eine große Entscheidungsschlacht gefunden zu haben scheinen. Sei es, daß diese Schlacht ein unblutiger Kampf der Geister bleibt, sei es, daß sie einem Erdbeben gleich die Ruinen einer vergangenen Weltperiode donnernd in den Staub wirft und Millionen unter den Trümmern begräbt: gewiß wird die neue Zeit nicht siegen, es sei denn unter dem Banner einer großen Idee, die den Egoismus hinwegfegt und menschliche Vollkommenheit in menschlicher Genossenschaft als neues Ziel an die Stelle der rastlosen Arbeit setzt, die allein den persönlichen Vortheil in's Auge faßt. Wohl würde es die bevorstehenden Kämpfe mildern, wenn die Einsicht in die Natur menschlicher Entwickelung und geschichtlicher Prozesse sich der leitenden Geister allgemeiner bemächtigte, und die Hoffnung ist nicht aufzugeben, daß in ferner Zukunft die größten Wandlungen sich vollziehen werden, ohne daß die Menschheit durch Brand und Blut befleckt wird. Wohl wäre es der schönste Lohn abmattender Geistesarbeit, wenn sie auch jetzt dazu beitragen könnte, dem Unabwendbaren unter Vermeidung furchtbarer Opfer eine leichte Bahn zu bereiten und die Schätze der Cultur unversehrt in die neue Epoche hinüberzuretten, allein die Aussicht dazu ist gering, und wir können uns nicht verhehlen, daß vielleicht schon das Interesse zur theoretischen Ergründung der wichtigen Fragen, die uns beschäftigen, im Erlöschen ist, während die erregten Leidenschaften den Schauplatz betreten. Immerhin wird unser Streben nicht ganz

umsonst sein. Die Wahrheit, zu spät, kommt dennoch früh genug; denn die Menschheit stirbt noch nicht. Glückliche Naturen treffen den Augenblick, niemals aber hat der denkende Beobachter ein Recht zu schweigen, weil er weiß, daß ihn für jetzt nur Wenige hören werden."

Einige Seiten zuvor spricht Lange über den gegenwärtigen Zerfall der Cultur. Trotzdem derselbe zu den ernstesten Befürchtungen Anlaß gebe, besitze unsre Zeit noch gewaltige Heilmittel, welche verhindern würden, daß die Menschheit nach der Catastrophe mit ihrer Geistesarbeit noch einmal so von vorn anfangen müsse, wie zu den Zeiten der Merowinger. „Eins der wichtigsten Heilmittel liegt aber ohne Zweifel gerade in den Ideen des Christenthums." „Wer aber ernsthaft daran zweifeln kann — sagt Lange ferner — daß sämmtliche christliche Confessionen noch heute ihre Aufgabe haben, der muß entweder ihre innerste Idee als Dogmatiker des Egoismus verwerfen, oder die Bedeutung der sozialen Frage verkennen. Heute, wo eine so ungeheure Kluft zwischen dem Volk und den Besitzenden und Gebildeten entstanden ist, ist die Religion noch das einzige wahrhaft wirksame und in alle Kreise durchdringende Band der Menschlichkeit, und es hat keine Lehre je so entschieden, wie die christliche Religion für die Armen und Unterdrückten Partei ergriffen."

In Hans Vaihinger's werthvollem Buche: „Hartmann, Dühring und Lange" heißt es zur Charakterisirung von Lange's Standpunkt zu Christenthum und sozialer Frage folgendermaßen: „So sehr Lange mit Dühring und Hartmann in der Annahme der Nothwendigkeit, unsere sozialen Verhältnisse umzuschaffen, übereinstimmt, so sehr unterscheidet er sich doch in der näheren Durchführung dieses allgemeinen Prinzipes von denselben, sowohl in Bezug auf die sozialen Einrichtungen selbst, als in Bezug auf die religiöse Frage speziell. Er stimmt entschieden für die Beibehaltung des Christenthums, das sich seines Erachtens nicht ausgelebt hat. Mitten in dem tobenden Kampf um's Christenthum tönt seine Stimme wie ein Friedensklang. Vor Allem weist er auf das „Gesetz der Metamorphose der Ideen" hin, und begründet dadurch die Lehre von der immer fortdauernden, nachhaltigen Wirkung der christlichen Prinzipien. Diese Ideen sind oft am stärksten bei den Zweiflern, und am schwächsten bei den offiziellen Vertretern. Den christlichen Ideen verdanken wir unseren moralischen und intellectuellen Fortschritt. Man muß also das Christenthum beibehalten, aber seine Ideen in das Gebiet versetzen und erheben, in das sie gehören und aus dem sie stammen, in das Gebiet des Ideals. Nur diese Umwandlung kann im Verein mit der sozialen Umgestaltung, die durch die christliche Idee der allgemeinen Menschenliebe ermöglicht werden soll, die bisherigen Conflicte heben, den Bruch im Volksleben heilen und die Revolution verhindern; das ist aber um so mehr nöthig, als eine solche gewaltsame Umwälzung unsere Cultur begraben und Barbarei und Stagnation an ihre Stelle setzen würde. Der beste Fall wäre der, wenn das Christenthum in seinem wesentlichen Kerne mit den sozialen Reformideen zu einer gewaltigen, aber nicht gewaltsamen Umgestaltung sich verbinden würde; denn jedenfalls muß sich der Sozialismus mit einer großen sittlichen Idee verschmelzen."

„Also weder die Religion im Allgemeinen, noch das Christenthum speziell ist entbehrlich. . . . Eine Verfeinerung der Mythen und Dogmen will Lange nicht, um sie vor dem Wissen zu rechtfertigen, da ja alle philosophische Interpretation nur auf Philosophie beruhen kann, die selbst Ideologie ist, — sondern um sie dem gebildeten Gemüthe zugänglicher zu machen. Wenn Dogmen in philosophische Ideen übertragen werden, bleiben sie in demselben Begriffsraume. Der Gemüthsprozeß beim Philosophen und naiven Gläubigen kann „isomorph" sein. Lange beruft sich auf Fichte und Schiller, die beiden Kantianer; ausführlicher beschäftigt er sich mit den jüngst Verstorbenen, Ueberweg und Strauß; wir müssen uns versagen, hierauf näher einzugehen; im Gespräch mit dem Ersteren entwickelte Lange auch näher seine Ansicht über die Art und Weise der Beibehaltung des Christenthums. Charakteristisch ist, daß Lange u. A. auf der Beibehaltung des Liedes: „O Haupt voll Blut und Wunden!" bestand."

„Ehe neue Formen des ethischen Idealismus auftreten, ist das Christenthum noch nicht überlebt, wenn es jetzt auch schon im Verfallen zu sein scheint. In kritischen Zeiten hat die Religion immer ein schlimmes Schicksal. Die Existenzbedingung der Religion in der Zukunft ist ihre Erhebung in's Ideal. Man lasse also das Christenthum, bis die Zeit Neues schafft, aber nicht aus dem negativen Grunde, weil es sich selbst zersetzt, sondern aus dem positiven, weil es für die jetzige Culturstufe der einzig adäquate religiöse Ausdruck ist."

„. . . Daher ist ein unvernünftiger Spott gegen die Religion ruchlos, denn ihr idealer Werth ist unermeßlich. Das Christenthum ist aus psychologischen und sozialen Gründen in einzelnen Grundzügen überhaupt unersetzlich."

---

3. Professor Johannes Huber über die Forschung nach der Materie.

(Aus dem „Staatssozialist" vom 20. April 1878.)

Johannes Huber hat in seiner kleinen Schrift: „Die Forschung nach der Materie" dem Materialismus einen tödtlichen Stoß versetzt. Der materialistischen Wissenschaft wird an der Hand nicht nur der Philosophen von Aristoteles bis Schopenhauer, sondern auch der Heroen der heutigen Naturwissenschaft, du Bois-Reymond, Rob. Mayer, Zöllner, Helmholz, Fick u. s. w. gerade durch die Forschung nach der Materie die rohe und zügellose Anmaßung nachgewiesen, den Weltprozeß materialistisch erklären zu wollen. Gerade durch die weitest gehende Forschung, das freieste Fragen wird die offenbarte Weltanschauung nicht nur nicht verdächtigt, sondern im Gegentheil in das Licht höchster Wahrscheinlichkeit gestellt. Das sogenannte Stoffliche stellt sich dann, man muß allerdings bis zum „Ding an sich" vordringen und nicht auf halbem Wege stehen bleiben, nur als die Außenseite eines Idealen dar, die Materie nur als unsere sinnliche Erscheinung, hinter der sich seelische Prozesse verhüllen. Indem Hülle um Hülle vor dem innersten Kern des Universums sinkt, erweist sich der Schein der Materie nur als der Schleier

der Isis, hinter welchem der absolute Geist als der Alles Bedingende und Allgegenwärtige offenbar wird.

Fassen wir das Resultat unserer Untersuchungen — heißt es auf Seite 84 ff., — über die Existenz und Beschaffenheit der Materie in einen Ueberblick zusammen, so stellt es sich bis jetzt dahin fest, daß die Eigenschaften, mit denen sie sich uns kundgiebt, zum großen Theil nur unsere Sensationen sind, die wir projiciren oder objectiviren und mit denen wir das nackte X eines auf uns wirkenden und eben diese Sensationen in uns auslösenden Dinges an sich bekleiden. Farbe und Ton, Geruch und Geschmack, Wärme und Kälte, Lust und Schmerz sind nur Zustände in uns, sogar Raum und Zeit, wenn auch objectiv begründet, tragen einen subjectiven Charakter an sich. Und endlich das Ding an sich als eine Existenz außer uns ist selbst nur eine Position unseres Denkens, uns abgenöthigt durch das Gesetz der Causalität. Andere von den Eigenschaften der Materie, deren Objectivität die Naturwissenschaft behauptet, wie die Eigenschaften der Ausdehnung und Gestalt, der Porosität, Zusammendrückbarkeit und Ausdehnbarkeit, der Elasticität und Festigkeit, der Adhäsion und Cohäsion, zuletzt der Dichtigkeit können den Elementen der Körper, den zu Grunde liegenden Factoren der Materie, den Atomen nämlich, wenn ihr Begriff nicht ein Widerspruch in sich selbst sein soll, nicht zukommen, weil alle diese Eigenschaften das Atom selbst negiren. Die Qualität der Undurchdringlichkeit hat nur den Sinn der örtlichen Ausschließlichkeit des einen Atoms durch das andere; daneben aber muß eine dynamische Durchdringung angenommen werden. Schwere und Repulsion ferner sind nur Acte der Atome, worin dieselben vielleicht in ihrer Natur liegende Sympathien und Antipathien, eine innerliche Zusammengehörigkeit oder Gegensätzlichkeit in den räumlichen Erscheinungen der Annäherung und Entfernung verwirklichen und schließlich, weil örtliche Veränderungen oder Bewegungen aus sich erzeugend, als Kräfte sich darstellen. Aber als Atomkräfte sind sie ohne alle extensive Größe, daher keine für sich den Raum erfüllend, obwohl selbst im Raum oder, besser ausgedrückt, mit andern zusammen das Raumphänomen in unserm Bewußtsein hervorrufend. Da nun endlich auch der sogenannte Trägheitswiderstand sich als eine Kraftbethätigung erweist, so verschwindet uns der todte spröde Stoff, die träge Masse löst sich in lauter einfache Kräfte auf, die immerfort thätig sind — in Ruhe wie in Bewegung, die nach allen Seiten hin Wirkungen ausüben und daher passend Kraftcentren genannt worden sind. „Alles," sagt Horwicz, „wodurch dasjenige in die Erscheinung tritt, was wir Materie nennen, Schwere, Härte, Dichtigkeit, Krystallisation, chemisches, optisches, magnetisches Verhalten sind Kraftwirkungen. Was bleibt uns für die Atome, diese alleinigen Componenten der Materie, übrig, wenn wir alle diese Kräfte abziehen? Nichts als der Raum, den sie einnehmen, und der ist wegen der unendlichen Kleinheit der Atome gleich Null." Das Atom, aller Qualitäten der Sinnlichkeit entkleidet, niemals in seinem Ansichsein sinnlich wahrgenommen und niemals sinnlich wahrnehmbar, sondern als eine reine Position des Denkens aus den Thatsachen unserer Sensationen ist selbst ein unsinnliches Wesen, das, wenn ihm noch eine Innerlichkeit in Form von Empfindungen und Strebungen eignet, nur als immateriell aufgefaßt werden kann. „Erfüllung des Raumes und Undurchdringlichkeit, die anschaulichsten Kennzeichen

der Materie," bemerkt Lotze, „sind nichts als Wirkungen zurückstoßender Kräfte, als deren Subject jedes Wesen, das im Raum einen Ort haben kann, hinlänglich, keineswegs aber erforderlich ist, daß dieses Subject schon an sich im Raum auch eine Ausdehnung besitze. Die qualitativen Eigenschaften der Sinnlichkeit endlich, mit dem die Körper sich ausgestattet zeigen, hat schon die Naturwissenschaft selbst als subjective Erscheinungen in unserm Geiste anerkannt, und so bleibt als wesentlicher Charakter der Materie nichts übrig, was nicht als nothwendige Consequenz von Beziehungen sich ansehen ließe, die zwischen immateriellen Substanzen obwalten." In gleichem Sinne und womöglich noch schärfer drückt sich Fick aus. „Das Atom," sagt er, „ist im Grunde genommen weiter nichts als ein System von unendlich vielen Richtungen, die sich wie die Richtungen eines Strahlenbündels in einem Punkte schneiden, und die Einwirkung zweier solcher Systeme hat eben auch nur einen geometrischen Sinn, nämlich den, daß der gemeinsame Schnittpunkt des einen Systems sich dem Schnittpunkt des andern zu nähern oder sich von ihm zu entfernen strebt. Ist denn aber in dem Schnittpunkt nicht noch etwas besonderes? Er ist doch eigentlich der Ort, wo nach der gewöhnlichen Auffassung sich das Atom selbst befindet? Richtiger wäre es freilich, das ganze System von Kraftrichtungen als das Atom aufzufassen und es mithin überall im Raum gegenwärtig zu denken. In der That, müssen wir nicht sagen, daß irgend ein Atom der Sonne auch hier auf der Erde gegenwärtig ist? Uebt es doch hier eine gegen die Sonne gerichtete anziehende Wirkung aus.

Die Frage nun, ob in dem gemeinsamen Durchschnittspunkt der Kraftrichtungen des Atoms, in dem Anziehungs- und Abstoßungscentrum nicht doch noch etwas von anderer als blos geometrischer Natur zu finden sei, wird wohl von Manchem dahin beantwortet, daß hier die Masse des Atoms ihren Sitz habe. Sehen wir uns aber den Begriff der Masse näher an, so löst auch er sich sofort auf in rein geometrische Relationen. Wir schreiben dem einen von zwei Kraftcentren sovielmal mehr Masse als dem andern zu, um wievielmal weniger Geschwindigkeit an ihm durch die gegenseitige Einwirkung erzeugt wird, als am andern. Wir schreiben beispielsweise der Sonne 3 190 000 mal mehr Masse zu als der Erde, weil durch die gegenseitige Anziehung dieser beiden Wirkungscentren der Sonne in einer Secunde 3 190 000 mal weniger Geschwindigkeit mitgetheilt wird als der Erde. Was von der Gesammtmasse der größten Atomcomplexe gilt, das gilt selbstverständlich auch von der Masse der einzelnen Atome. So sehen wir also, wenn wir vom materialistischen Standpunkt ausgehend den Weg der Naturforschung bis in seine letzten Consequenzen verfolgen, wie sich die auf den ersten Anblick so massiv materielle Welt verflüchtigt in ein System von absolut rein geometrischen Linien, die im Laufe der Zeit nach unverbrüchlichen Gesetzen ihre gegenseitige Lage ändern. Von einer qualitativen Bestimmtheit, die für sich selbst irgend welche Bedeutung hätte, bleibt gar nichts übrig. Jedes hat nur Sinn in Beziehung auf ein anderes, in letzter Linie auf das wahrnehmende Subject. In der That sind ja alle übrig bleibenden Bestimmungen nur gegenseitige Entfernung von Punkten, die sich gesetzmäßig ändern, denn auch die Bestimmung von Kraft und Masse läuft auf die Bestimmung der Geschwindigkeit hinaus, mit welcher sich eben jene Entfernungen ändern. Das

ist wohl einleuchtend, daß die so erkannte materielle Welt nicht mehr für das genommen werden kann, wofür man sie anfänglich nimmt, nämlich für das getreue Abbild vom Zusammensein wirklicher Existenzen, die gerade so weiter existirten, wenn auch das Bewußtsein aufhörte, worin das Bild angeschaut wird. So bis auf den Grund durchschaut, verräth sich die materielle Welt als das, was sie wirklich ist, als das Gespinnst unseres eigenen Intellectes, gesponnen in den ihm eigenthümlichen Formen, Causalität, Raum und Zeit."

Die Materie, der sogenannte Stoff, ist nur ein Phänomen unseres sinnlichen Bewußtseins. Das ist der Schluß, zu dem wir gedrängt wurden. Lösen wir dieses Phänomen denkend in seine Bedingungen auf, so langen wir in der Objectivität bei einer unbestimmten Zahl von immateriellen Kraftpunkten an, die nach innerer Nöthigung ihrer Natur mit einander in Wechselwirkung treten, in einer Reihenfolge von Combinationen stets andere Bildungen erzeugen und mit dieser ihrer Thätigkeit zugleich auf unser sinnliches Bewußtsein wirkend in demselben eine Summe von Sensationen, den Schein der Natur, auslösen. Ampère, Cauchy, Seguin, Boscowich, W. Weber, Fechner, Wund u. A. erzielten bei ihrer Analyse der Materie nur das gleiche Resultat. Das Problem, wie aus Factoren, von denen keiner für sich die Eigenschaften des Ganzen, welches sie darstellen, besitzt, dieses Ganze in seiner Beschaffenheit aufgebaut werden könne, erhält demnach seine kritische Entscheidung durch die Antwort, daß eben diese Eigenschaften nur subjectiv sind, d. h. in unserer menschlichen Auffassung zu Stande kommen. Insofern unser Denken für den Schein der Natur erst die objective Causalität statuirt und dadurch die Annahme einer Außenwelt und der sogenannten Materie begründet, ist seine Richtigkeit und Wahrheit die Voraussetzung für die Existenz der Außenwelt und Materie. Man könnte demnach wohl sagen: nicht durch die Materie, als blinden Stoff genommen, entsteht der Geist, sondern umgekehrt durch den Geist, durch die Acte seiner Vorstellungs- und Denkthätigkeit entsteht das, was wir Materie nennen, nach Eigenschaft und objectiver Existenz. Die Materie ist eine Wahrnehmung und Position der menschlichen Subjectivität, und diese Position besitzt gerade so viel Wahrheit, als die Subjectivität in ihrer Denknothwendigkeit Richtigkeit besitzt. Die Subjectivität, welche den Schein in der Materie findet und ihre Realität begründet, hat als denkende auch ein volles Recht, über dieses ihr Object zu bestimmen. Ja, wenn uns das Denken nichts Sicheres darüber sagen könnte, wer sollte es denn vermögen? Nun, eben dieses Denken löst sein Geschöpf, die Materie, als objective Realität wieder auf, erweist sie als den Schein, den eine Welt immaterieller Energien in uns hervorzaubert, und zeigt zugleich, wie wir dessen mannigfaltige und wechselnde Gestalten in der äußern Wahrnehmung in die festen Formen von Raum und Zeit und im Denken in die Categorien fassen; durch die ersteren den äußerlichen Zusammenhang in Coexistenz und Succession, durch die letzteren das innerliche Band einer logischen Nothwendigkeit für das objective Substrat unserer Sensationen herstellend. Die Theorie des Materialismus, wenn sie dem Ursprung der Vorstellung von der Materie methodisch nachgehen wollte, würde zu ihrer Ueberraschung entdecken, daß sie nicht den Geist aus der Materie, sondern die Wirklichkeit der Materie erst aus dem Geiste zu begründen hätte, daß sie aus der

Materie den Geist ableitend den Schöpfer gleichsam zum Producte seines Geschöpfes machte, aus einem in seiner Realität Problematischen das Gewisseste, nämlich die eigene selbstbewußte Existenz, und aus einem in seinem Ansichsein völlig dunklen und Unbekannten das uns allein Klare und Bewußte, nämlich die Innerlichkeit des Geistes und seiner Prozesse, zu erklären unternähme — also in einem völlig verkehrten Bestreben begriffen sei; denn das Ungewisse und Problematische muß in seiner Existenz auf das unzweifelhaft Reale gestützt und das Dunkle und Unbekannte mit dem einzigen Lichte, welches wir besitzen, nämlich von unserem Selbstbewußtsein aus, erhellt werden. Die neuerliche Annahme beseelter Atome (Häckel) ist ja gleichfalls nichts anderes als der Versuch, Prozesse, die in ihren letzten Ursachen nicht hinlänglich verständlich sind, aus in unserer Innerlichkeit gegebenen und bewußten Vorgängen zu erklären, mit andern Worten, das Wesen und die Thätigkeitsursachen der objectiven Stoffwelt aus dem, was wir allein unmittelbar wissen und erleben, nämlich aus den Thatsachen des Bewußtseins, aufzuhellen.

---

4. Die Ueberwindung des Unglaubens durch die Wissenschaft.

Von Constantin Frantz.*)

(Aus dem „Staatssozialist“, Jahrgang 1878.)

I.

Oh über die kleinmüthigen und kleingeistigen Zionswächter, die, über die Verwüstungen jammernd, welche der Einbruch der Wissenschaften auf dem Gebiete des christlichen Glaubens angerichtet, keine bessere Hülfe dagegen wissen, als den Glaubensgehalt in ein für alle Mal formulirte Bekenntnisse einzuschließen, wohinter die Kirche sich zu verschanzen hätte. Dogmatische Festungswerke also — die thäten es, und das eben wäre die wahre Entwicklung des Christenthums, daß es zu einem isolirt für sich bestehenden Wesen gemacht würde, welches der Wissenschaft keinen Zutritt mehr gestattete! Gut denn, so baut nur immer stärkere Werke. Wie aber, frage ich, wenn inzwischen die Wissenschaft auch immer stärkere Angriffswaffen erfände, um Eure Festungen, an deren Vertheidigung nun der Fortbestand des Christenthums selbst gebunden wäre, endlich doch erstürmte? Ei, so wäre es wohl von da an mit dem ganzen Christenthum für immer vorbei.

Sonderbare Glaubensstreiter das, denen vielmehr selbst der lebendige Glaube an ihre Sache fehlt! Will sagen: der Glaube an die innere

*) Ueber Constantin Frantz bemerkt Richard Wagner in der Abhandlung „Deutsche Kunst und Deutsche Politik“, daß die deutsche Nation auf ihn stolz zu sein habe, wenn sie nur erst ihn zu beachten verstünde. Wagner nennt ihn einen der umfassendsten und originellsten politischen Denker und Schriftsteller. Der Herausgeber.

Macht des Christenthums, das, wie es die Pforten der Hölle nicht überwinden sollen, gewiß auch vor der Wissenschaft nicht erliegen wird. Dafür ist das Christenthum nicht von dieser Welt, woher hingegen die Wissenschaft stammt, deren Inhalt offenbar nichts Anderes ist, als der Inbegriff der aus der Erforschung dieser Welt gewonnenen Kenntnisse. Wie sollte damit das Christenthum zu überwinden sein? Andererseits aber — warum läge es denn wohl in dem Wesen der Wissenschaft, daß sie nothwendig dem Glauben feindlich sein müßte? Oder was hindert doch diejenigen, welche sich mit der Erforschung dieser Welt beschäftigen, auch noch etwas Ueberweltliches anzuerkennen? Es wäre ja ähnlich, wie wenn etwa der Mechaniker, weil seine eigenen Studien nur auf das Wägbare und Meßbare gerichtet sind, um deswillen für die aus einer ganz andern Region stammenden Werke der Kunst ohne Empfänglichkeit sein müßte. Die Erfahrung wird das nirgends bestätigen.

Wohl sind es insbesondere die exacten Wissenschaften, welche an und für sich dem Christenthum am fernsten stehen und darum demselben feindlich zu sein scheinen, wie sie auch wirklich das Hauptarsenal bilden, woraus heutzutage die Waffen gegen den christlichen Glauben entlehnt werden. Um so beachtenswerther aber ist die unantastbare Thatsache, daß gerade die bahnbrechenden Geister auf diesem Gebiete sehr religiös gesinnte Männer und gläubige Christen waren. So ein Keppler, ein Pascal, ein Newton, ein Leibnitz, als Mathamatiker nicht minder berühmt wie als Philosoph und überhaupt der universellste Kopf seit Aristoteles. Wir fügen darauf einen Haller hinzu, von welchem zum guten Theil die moderne Physiologie herrührt, und der dabei auch als Dichter und Staatsmann auftrat. Desgleichen einen Ritter, den Schöpfer der heutigen Erdkunde. Alle dies Männer, von welchen jeder einzelne ein ganzes Dutzend unserer Tagesgrößen aufwiegt, und welche den schlagendsten Belag dafür bilden, wie wenig wissenschaftliches Genie — selbst auf dem mathematischen und physischen Gebiete, geschweige denn auf anderen Gebieten — den christlichen Glauben ausschließt.

Im Gegentheil, auch in Zukunft wird sich das Wort Bacos bewähren, daß, wenn zwar die halbe Philosophie — und die Philosophie kann uns hier als der Concentrationspunkt aller Wissenschaften gelten — von Gott abführe, die ganze wieder dahin zurückführe. Es kann kaum anders sein. Je weiter die Wissenschaft in der Erforschung dieser Welt vordringt, um so gewisser muß sie ja auf den Punkt treffen, wo es evident wird, daß diese Welt sich nicht aus sich selbst erklärt, vielmehr über diese Welt selbst hinausgegangen werden muß, um sie erklärbar zu machen. Nur wessen Forschungen sich blos in einem beschränkten Kreise von Erscheinungen bewegen, der mag sich dann auch durch eine abgeschlossene Kette von Ursachen und Wirkungen beruhigt fühlen, innerhalb deren sich ihm Alles genügend erklärt, wer hingegen das ganze physische und geistige Universum in's Auge faßt, der sieht sich damit vor ganz andere Probleme gestellt, die über den bloßen Causalnexus hinausreichen. Hat nun wirklich die heutige Wissenschaft zu einer sich immer weiter verbreitenden Denkweise geführt, mit welcher nicht blos das Christenthum, sondern überhaupt der Glaube an irgend welche transscendente Mächte ganz unvereinbar erscheint, so geschah das nicht etwa infolge dessen, weil diese Wissenschaft immer tiefer in den allgemeinen Zusammenhang der Dinge eingedrungen wäre, sondern weil sie, je mehr sie in's Breite und

in's Detail ging, leider den Sinn für die Tiefe und für das Ganze verloren, und die eigentlichen Kernfragen, anstatt sie zu lösen, vielmehr für einstweilen überhaupt bei Seite geschoben hat.

Ich frage nur, gegenüber dem heute mit solcher siegesgewissen Süffisance auftretenden Gerede von dem Kampf um's Dasein, woraus angeblich die ganze Naturentwicklung bis zur Menschenwelt hinauf entsprungen sein soll, — ich frage: ob etwa aus diesem Daseinskampf auch die Religionen hervorgingen, und etwa darauf die Macht beruht, welche nach dem Zeugniß der Geschichte die Religion auf das Völkerleben ausgeübt hat und zum guten Theile noch heute ausübt, so daß sie jedenfalls als die allerwichtigste Erscheinung der menschlichen Entwicklung gelten muß? Bleibt also diese Thatsache unerklärt, so soll der Darwinismus nur seine hohen Ansprüche aufgeben, denn jedenfalls muß zwischen der materiellen und der geistigen Welt ein innerer Zusammenhang bestehen, und will ich das Grundprinzip aller Entwicklung gefunden haben, so muß solches Prinzip sich hier wie da bewähren, oder es ist nichts damit.

Läßt denn die materialistische Naturansicht, frage ich weiter, nicht schon von vornherein die große Frage ganz bei Seite: inwiefern doch die Natur sich dem menschlichen Geist erschließen und durch Erkenntniß in den Geist aufgenommen werden kann? Oder: wieso ich überhaupt Vorstellungen von den äußeren Dingen gewinne, und inwiefern meine Vorstellungen das Wesen der Dinge enthalten? Eine Frage, von welcher s. Z. Locke ausging, gegen welchen sich dann Leibnitz richtete und die endlich seit Kant in den Vordergrund aller Philosophie getreten ist, wohingegen die heutige Naturwissenschaft diese Frage nicht etwa gelöst, sondern kurzweg umgangen hat.

Niemand wird bei gesunden Sinnen bestreiten, daß das geistige Leben des Menschen im innigsten Rapport mit seinem leiblichen Leben steht, und ist nun die heutige Physiologie, nebst der Psychophysik, wirklich dahin gekommen, dieses Ineinanderwirken des Geistigen und Leiblichen, wie die dabei stattfindenden organischen Vermittlungen, schon mit ziemlicher Sicherheit im Detail nachweisen zu können, so ist das gewiß ein schätzbarer Fortschritt der Wissenschaft. Gleichwohl ist mit alledem nicht im Geringsten erklärt: was doch der menschliche Geist an und für sich sei? Immer bleibt es dabei, wie Fichte gelehrt: das Ich ist nur durch seine eigene That, indem es, sich selbst setzend, sich dem Nichtich entgegensetzt. Sollte trotzdem auch das Ich nur ein Product der Materie sein, — wie käme wohl die Materie dazu, sich von sich selbst zu unterscheiden, und damit sich als Materie selbst zu negieren? Der Materialismus spreize sich auf, so viel ihm beliebt, zuletzt scheitert er schon an der einen und ihm überall entgegentretenden Thatsache des menschlichen Selbstbewußtseins, das er nicht erklären kann.

Was aber endlich das Allerauffallendste: er weiß selbst nicht einmal zu sagen, was eigentlich das Wesen der Materie sei? Eine Frage, womit sich vordem Kant und noch mehr Schelling beschäftigt, die aber der Materialismus wieder ganz einfach umgeht, indem er statt einer wirklichen Antwort auf seine höchst eigenhändig fabricirten Molekule hinweist, wodurch wir auf die Tautologie gerathen: die Materie besteht aus Materie, oder die Körper bestehen aus Körperchen. Freilich sollen es unendlich kleine Körperchen sein, diese unendliche Kleinheit bedeutet

hier aber nichts weiter, als daß man sich damit der denkenden Untersuchung entziehen und doch zugleich gegen jede mögliche Widerlegung sicher stellen will, weil die Molekule wegen ihrer unendlichen Kleinheit jede Wahrnehmbarkeit ausschließen sollen, während man doch andererseits ausdrücklich auf dem Boden der Erfahrung zu stehen behauptet. Der innere Widerspruch liegt auf der Hand.

Genug, die materialistische Wissenschaft bewegt sich überhaupt nur innerhalb desjenigen Gebietes, welches zwischen der unmittelbaren Erscheinung der Dinge, und andererseits den letzten Gründen derselben, in der Mitte liegt, so daß eben die letzten Gründe selbst schlechtweg unerkannt und unerforscht bleiben. Auf diesem Mittelgebiete also mag der Materialismus versuchen, den Causalnexus der Dinge klar zu machen, soweit nur immer möglich. Es ist seines Amtes, und insofern haben wir seine Entdeckungen dankbar anzunehmen. Denn erst dadurch haben wir jetzt Sinn und Verständniß gewonnen für die materiellen Bedingungen des menschlichen Lebens, die ein abstracter Spiritualismus so lange übersehen und mißachtet hatte; wie sich jetzt an der sozialen Frage zeigt, der eben mit blos spiritualistischen Ansichten gar nicht beizukommen ist. Unter diesem Gesichtspunkt hat der Materialismus sich nicht gering zu schätzende Verdienste erworben. Will er aber auf Grund derselben als ein allumfassendes System auftreten, durch welches nun allen transscendenten Vorstellungen der Garaus bereitet sei, so hat man ihm — so trivial das klinge — zuvörderst nur ganz einfach zu entgegnen: „bange machen gilt nicht", um ihm hierauf in's Gesicht zu sagen, daß er mit seiner eingebildeten Weisheit noch nicht einmal dahin gelangt sei, zu wissen, wo erst die Grundprobleme liegen. Ne sutor ultra crepidam!

II.

Wir stellen die Thatsache nicht in Abrede, daß die Wissenschaft und Literatur weit überwiegend sich schon seit lange in einer dem christlichen Glauben abgewandten und demselben mehr oder weniger feindlichen Richtung bewegt. Um so wichtiger aber ist es nicht zu verkennen, wie daneben auch eine freilich weit weniger in die Augen fallende Gegenströmung besteht. Aehnlich, wie in den höheren Regionen der Atmosphäre oft wohl ganz andere Luftströmungen herrschen mögen als in den unteren, deren Zustand allein unmittelbar wahrgenommen wird.

Eine solche Gegenströmung, und jedenfalls die allerentscheidendste, war von Anfang an der deutsche Idealismus. Man darf sogar sagen, der innere Trieb der ganzen deutschen Philosophie war von Anfang an: Gott zu suchen, so gewiß, als der unserer eigentlichen Philosophie vorangegangene Theosoph, Jakob Böhme, der philosophus teutonicus heißt. Und nicht umsonst steht geschrieben: „Suchet, so werdet ihr finden." Ist nun zwar der Idealismus noch lange nicht die christliche Weltansicht, so ist er doch die Vorhalle dazu, von wo aus der weitere Fortschritt wohl endlich in das Heiligthum selbst führen muß. Vergessen wir darum nie, was wir dem ehrwürdigen Kant und dem kühnen Fichte verdanken: Möchte auch gerade Fichtes Lehre zunächst vielmehr in Atheismus zu endigen scheinen, je mehr sich seine Speculation vertiefte, kam es ganz anders. Das nur sich selbst setzende Ich schlug um in das sich Gott hingebende Ich. Daran schloß sich die Erneuerung des religiösen

Bewußtseins durch Schleiermacher an, der jedenfalls der christlichen Weltansicht zustrebte, so wenig er auch selbst schon bis zu dem positiven Christenthum zu gelangen vermochte. Die Bahn war gebrochen.

Sagen wir es Angesichts dessen mit einem Worte: daraus vor allem erklärt sich nun der heutige Nothstand, daß die berufenen Vertreter des christlichen Glaubens sich gegen die Angriffe der Wissenschaft so rathlos und so wehrlos zeigen, — daraus erklärt sich's: daß man den Idealismus, anstatt die in ihm enthaltenen Keime weiter zu entwickeln, hinterher verlassen und fast vergessen hat. Fragt man aber: wie eben dies geschehen konnte? so lag der Hauptgrund offenbar darin, daß dieser Idealismus zunächst nur als ein System des Subjectivismus aufgetreten war, welches die großen Probleme der wirklichen Welt nicht lösen, die realen Bedürfnisse des menschlichen Lebens nicht befriedigen konnte. Es fehlte die Brücke zu den thatsächlichen Verhältnissen, die sich doch unvermeidlich geltend machten. Bot der Idealismus keine Mittel, in das Thatsächliche einzudringen, so richtete sich um so mehr der Empirismus darauf, und je mehr sich die empirische Forschung entwickelte und ausbreitete, trat vor den blendenden Resultaten derselben die speculative Philosophie allmälig ganz wieder in den Hintergrund. Hegel konnte dieser Richtung der Geister keinen wirksamen Widerstand leisten. Er selbst hing nur noch nach der formalen Seite mit dem Idealismus zusammen, dessen lebendigen Kern er vielmehr preisgab, um dafür ein scholastisches Begriffssystem zu entwickeln, welches sich zwar für eine Weile lang mit einem religiösen Schein umgab, nachdem aber dieser Schein verschwunden, eine um so größere Verödung der Gemüther zurück ließ. Ueberhaupt zeigte sich in dem philosophischen Denken eine Abspannung, ähnlich wie auf dem Gebiete der Poesie nach dem Abscheiden Schillers und Goethes.

Inzwischen war es allein nur Schelling, der von dieser Wendung der Dinge unbeirrt blieb, da in ihm die von Kant her datierende Gedankenbewegung in voller Kraft fortwirkte, und in welchem daher zuletzt auch das eigentliche Ziel des Idealismus offenbar wurde. Nämlich die Rückkehr zu dem positiven Christenthum, in dessen Erkenntniß eben die Speculation ihren Abschluß fand. In Schelling concentrirt sich nicht nur die ganze Geschichte des deutschen Idealismus, sondern auch, was vor dem die Mystik und Theosophie, was die mittelalterliche Philosophie und die Kirchenväter, wie insbesondere auch, was schon Plato und Aristoteles für die Erkenntniß der Welt und göttlicher Dinge geleistet, — das alles nahm er allmälig in sich auf, und verschmolz es zu einem Ganzen in seiner positiven Philosophie. So viel liegt darin. Zeigen wir in der Kürze, wie sich dieses System in dem Geiste seines Urhebers stufenmäßig entwickelte.

Wie eine Vorbedeutung davon waren schon seine ersten Jugendarbeiten. Ein siebzehnjähriger Student, schrieb er seine gar gelehrte Magisterdissertation über den Sündenfall nach der Erzählung der Genesis, worauf sogleich noch eine andere Abhandlung folgte über die Mythen und Sagen der ältesten Zeit. Auf die Religionsphilosophie also, und näher auf die Mythologie und auf die Offenbarung, war damals sein jugendlicher Sinn gerichtet. Und ganz dem entsprechend wurden dann ein Menschenalter darauf die beiden Hauptwerke, die das endliche Resultut seiner Studien bildeten, die Philosophie der Mythologie und die Philo-

sophie der Offenbarung, womit er gewissermaßen zu seinem Ausgangspunkt zurückkehrte. Nur ist dabei der ungeheure Unterschied, daß er als Jüngling die Sache ganz rationalistisch aufgefaßt hatte, wie wenn in der Religion nur menschliche Meinungen und Speculationen vorlägen, nicht aber thatsächliche, über die Welt hinausreichende und nicht in bloße Vernunft aufzulösende Vorgänge. Auch ein Leben Jesu hat er in jenen Jünglingsjahren zu schreiben begonnen, worin er die evangelischen Erzählungen in rationalistischer Weise durch Mythenbildung zu erklären suchte. Wie viel Lärm hat 40 Jahre darauf David Strauß mit dieser Theorie gemacht! Und siehe da: diese Weisheit hat Schelling schon als Student besessen, aber bald genug als schal befunden.

Man darf mit einem Worte sagen: Schellings geistige Entwicklung bestand in der allmäligen Ueberwindung des Rationalismus und Pantheismus, durch wissenschaftliche Begründung der christlichen Weltanschauung. So stand er fortwährend im Mittelpunkt aller Fragen, und wo wären darum wirksamere Waffen gegen den Unglauben zu finden als bei ihm? Damit er aber den Rationalismus und Pantheismus um so gründlicher überwinden könnte, mußte er ihn selbst erst in sich aufgenommen, ja noch mehr, er selbst mußte ihn erst auf die Spitze getrieben haben, wie in seiner Jugendphilosophie oder philosophia prima geschah; denn so erst wußte er aus eigener Erfahrung, wie weit damit zu kommen sei. Und in der That — kann der Rationalismus kecker sprechen, als wenn Schelling sein sogenanntes Identitätssystem mit den Worten begann:

„Außer der Vernunft ist nichts und in ihr ist alles"? Es ist der Grundsatz des vollendeten Rationalismus, wonach die Vernunft nicht blos das absolute Erkenntnißprinzip, sondern selbst das absolute Sein ist. Hegel hat späterhin im wesentlichen nichts weiter gethan, als die Schellingschen Jugendgedanken, verwässert und corrumpirt, zu einem pedantisch ausgeführten breiten Schulsystem zu entwickeln.

Noch einmal also: um erst in eine vollkommen freie Stellung zu den religiösen Fragen zu gelangen, mußte sich Schelling zunächst dem reinen Denken ergeben. Das that er im Anschluß an die damals soeben in die Welt getretene Fichtesche Lehre, deren innersten Kern er sofort erfaßte, und sogar viel besser entwickelte, als Fichte jemals vermocht. Hören wir, mit welchen hohen Intentionen der damals neunzehnjährige Jüngling an die Philosophie herantrat, indem er seine erste philosophische Schrift mit dem Wunsche schloß:

> „daß keinem seiner Leser das große Gefühl fremd sei, welches die Aussicht auf eine endlich zu erreichende Einheit des Wissens, des Glaubens und des Wollens — das letzte Erbe der Menschheit, das sie bald lauter als jemals fordern wird — bei jedem, der es werth ist die Stimme der Wahrheit jemals gehört zu haben, nothwendig hervorbringen muß."

Einem so auf das Universale gerichteten Geiste mußte es innerhalb des Fichteschen Ideenkreises bald zu enge werden. Schon ein paar Jahre darauf war er darüber hinaus. Er stellte der Fichteschen Ichheitslehre die Naturphilosophie zur Seite, worin er die Natur — die für Fichte nur ein lebloses Schemen war, welches das Ich aus sich heraus projicire, — vielmehr als ein selbstständiges, sich aus eignen inneren Trieben entwickelndes, und von Stufe zu Stufe sich zu immer

höheren Gestaltungen entfaltendes Wesen darstellte, welches endlich in dem Menschen zum Bewußtsein seiner selbst kommt. Niemand hat je so begeistert von der Natur gesprochen, als damals Schelling sprach, und kaum je ist eine neue Lehre mit solcher Begeisterung aufgenommen als damals die Naturphilosophie. Wie mit einem Schlage fühlte man sich dadnrch auf einen höheren Standpunkt gehoben, von wo aus sich erst erkennen ließ, was die Welt im Innersten zusammen hält." Rasch schloß sich ein Kreis von bedeutenden Männern an Schelling an, es bildete sich eine physikalische uud eine medicinische naturphilosophische Schule. Auch Goethe wurde davon angezogen, und im Kern der Sache ist wirklich Goethe'sche Naturansicht keine andere als die der Schelling'schen Naturphilosophie.

Heute die Sache unbefangen erwogen, so konnte es ja freilich nicht fehlen, daß neben den tiefen und schönen Gedanken dieser neuen Lehre auch jugendliche Ueberstürzung darin hervortrat, und wie die Schelling'sche Auffassung doch unvermeidlich durch den damaligen Standpunkt der Naturkenntnisse bedingt war, so hat sich denn manches hinterher als unhaltbar erwiesen. Andererseits aber war darin auch manches ausgesprochen, was erst späterhin durch die empirische Forschung seine volle Bestätigung gefunden hat, und was also den divinatorischen Geist Schelling's bekundet. Und ohne Frage hat die Naturphilosophie zu ihrer Zeit ungemein anregend gewirkt.*)

Für Schelling selbst bildete sie ein wesentliches Element seiner weiteren Entwicklung. Ohne seine lebendige Naturansicht wäre er nicht zu dem lebendigen Gott gekommen, und ohne seine Erkenntniß des Naturprozesses hätte er später auch nicht die realen Vorgänge erkannt, worauf die Entwicklung des heidnischen Götterglaubens, wie andrerseits der geoffenbarten Religion beruht. Vermeint hingegen die Theologie, die Natur beiseite lassen zu dürfen, — auf welche doch das Evangelium wie die Psalmen oft so liebevoll hinblicken, — so ist eben dies mit ein Hauptgrund der Sterilität solcher Theologie. Mit der Naturkenntniß auch das lebendige Naturgefühl entbehrend, wie vermöchte sie den wirklichen Menschen zu ergreifen, der in seinem ganzen Leben an die Natur gebunden bleibt, und niemals ein bloßes Receptaculum für Dogmen sein wird? Hier gilt das Dichterwort:

„Wer sie nicht kennte die Elemente,
Ihre Kraft und Eigenschaft,
Der wäre kein Meister über die Geister."

III.

Hat die Theologie die Natur als für die Religion nicht in Betracht kommend angesehen, so darf sie sich wahrlich hinterher nicht darüber beklagen, wenn anderseits die Naturwissenschaft je mehr und mehr religionslos wurde, infolge dessen es nun eben diese religionslos gewordene

*) Nachdem es lange Zeit Mode gewesen, über die Schellingsche Naturphilosophie in abschätzigster Weise zu urtheilen, hat neuerdings auch Kuno Fischer (in seiner Geschichte der neueren Philosophie) das Verdienst und die bleibende Bedeutung derselben ausführlich nachgewiesen, und dadurch hoffentlich wieder einigermaßen zur Anerkennung gebracht.

Naturwissenschaft ist, welche in unsren Tagen am meisten dahin wirkt, das allgemeine Denken der christlichen Weltansicht zu entfremden. Dagegen hilft kein Poltern noch Zetergeschrei.

Für Schelling aber waren es gerade seine naturphilosophischen Forschungen, die ihn wieder zu Gott und allmälig zu der christlichen Weltansicht führten. Je mehr er sich in die Betrachtung der Natur versenkte, empfand er darin ein göttliches Walten. Hatte er zeitweilig rein pantheistisch gedacht, so fing er nun an Gott von der Welt zu unterscheiden. Er erkannte in Gott nicht mehr blos die der Natur immanente Macht, sondern zugleich die über der Natur schwebende transscendente Macht. Jetzt nannte er die Vernunft, die ihm früher Alles gewesen: „das auf der Schöpfung ruhende Antlitz Gottes". Er ahnte den Schöpfer.

Dahin gelangt, — traten ihm alsbald ganz andere, über die Naturphilosophie weit hinausreichende Probleme entgegen. Es waren — um mit Faust zu reden — „die geheimen tiefen Wunder", welche des Menschen Brust umschließen. Und als das Wunder aller Wunder erschien ihm zunächst die menschliche Freiheit. Denn wie, sagte er, kann der Mensch, als das Geschöpf Gottes, doch andererseits die Macht besitzen, sich von Gott abzuwenden, ja ihm zu trotzen? Wie also kann in der gottgeschaffenen Welt das Böse sein? Die alte Kreuzfrage der Philosophie. Kurz, es waren fortan die religiösen Fragen, worauf sich seine Forschung richtete und woraus allmälig ein totaler Umschwung seines vorherigen Denkens entsprang, — seine philosophia secunda.

Nun galt es aber nicht blos, die Religion nach ihrem allgemeinen Wesen zu begreifen, sondern nach ihrer spezifischen Bestimmtheit, wie sie in der Welt aufgetreten ist und sich als eine reale Macht über das Bewußtsein der Völker erwiesen hat. Als die Hauptgestalten der Religion erschienen ihm daher einerseits der heidnische Götterglaube, oder die mythologische Religion, andererseits die geoffenbarte Religion, an welche beide, gewissermaßen in der Mitte liegend, sich zugleich der Islam anschließt. Kann ich mir — sagte er sich jetzt — diese drei großen Erscheinungen, worauf die Entwicklung der ganzen Menschheit beruht, nicht begreiflich machen, so ist mein ganzes Philosophiren für nichts. Welche Begriffe also, welches System muß ich mir bilden, um diese alle anderen geschichtlichen Erscheinungen weit überragenden Thatsachen fassen zu können? Denn das Heidenthum, das Judenthum, das Christenthum und der Islam liegen jedenfalls als Thatsache vor, welche eben so die Forschung herausfordern wie die Natur. Es handelt sich darum, diese großen Erscheinungen nach ihrem thatsächlichen Charakter zu begreifen, nicht aber, sie nach irgend welchem apriorischen Gedankensystem zu beurtheilen. Sondern darin gerade liegt das Wesen und die Unzulänglichkeit des Rationalismus, daß er von abstracten Begriffen ausgeht, und wenn er dann die thatsächliche Welt erklären will, die Thatsachen vielmehr verstümmelt und corrumpirt, damit sie in seine Begriffe hineinpassen. Die Welt soll sich nach seiner Logik richten, sie geht ihm überhaupt in den Gedanken auf, wie am evidentesten bei Hegel hervortritt, für welchen eben die ganze Welt nichts weiter als ein Denkprozeß ist.

Diesen Rationalismus nennt Schelling mit gutem Recht die negative Philosophie. Hat doch die Erfahrung sattsam gezeigt, wie diese Philosophie überall blos negativ, d. h. zersetzend und auflösend gewirkt

nirgends aber etwas Haltbares zu schaffen vermocht hat. Darum befinden wir uns jetzt auf allen Lebensgebieten in einer revolutionären Periode, aus welcher wir erst heraustreten werden, wenn diese rationalistische oder negative Philosophie überwunden sein wird. Was sie aber überwindet, das ist nun die positive Philosophie, welche positiv eben deshalb ist, weil sie von dem Gegebenen, von dem Thatsächlichen ausgeht, und erst nachdem sie dieses in sich aufgenommen und danach sich Begriffe gebildet, welche das Gegebene und Thatsächliche zu fassen vermögen, sich hinterher zu einem System entwickelt, woraus sich dann ex post die innere Genesis der thatsächlichen Erscheinungen construiren läßt.

Diesen Gedanken also erfaßt, entstand damit freilich die unabweisbare Aufgabe für Schelling, zuvörderst des ganzen Materiales Herr zu werden, welches in der Religionsgeschichte vorliegt. Vieljähriger Studien bedurfte es dazu, bis er endlich zunächst seine Philosophie der Mythologie aufstellen konnte, in welcher die Göttergestalten als Producte eines theogonischen Prozesses erkannt werden konnten. Ein Prozeß, der sich freilich nur im Bewußtsein der Völker vollzog, aber nicht durch das Bewußtsein, d. h. nicht aus irgend welchen Reflexionen entsprang, indem vielmehr die Göttergestalten sich dem menschlichen Bewußtsein mit innerer Nothwendigkeit aufdrängten, ganz ohne sein eigenes Wissen und Wollen, so daß sie für das Bewußtsein der Menschen vollkommene Realität hatten. Auch waren sie nicht etwa blos personificirte Naturgewalten, sondern sie wirkten als sittliche Mächte, auf deren Herrschaft — wie die Thatsachen unwidersprechlich beweisen — die ganze Lebensordnung der alten Völker beruhte, wodurch ihre Künste und ihre geschichtlichen Thaten, wie andrerseits ihre Schicksale bedingt waren. Und nach dieser Theorie hat dann Schelling im Einzelnen die Mythologie der heidnischen Culturvölker entwickelt, bis nach China hin. Ein Riesenwerk, dem gegenüber die landläufigen Vorstellungen von dem Wesen der Mythologie geradezu nur wie knabenhafte Einfälle erscheinen.

Erst auf Grundlage solcher Anschauung von der Mythologie konnte auch die Philosophie der Offenbarung folgen, so gewiß, als die Offenbarung eben dazu bestimmt war, das Bewußtsein der Völker von der Herrschaft der Götter zu befreien, indem ihnen jetzt an die Stelle der Götter der wahre Gott selbst in's Bewußtsein trat. Denn diese Götter, als mehr oder weniger verzerrte Abbilder (Idole) des Göttlichen, hatten sich gewissermaßen zwischen dem wahren Gott und dem menschlichen Bewußtsein wie ein trübendes Medium eingeschoben. Es lag wie ein Schleier auf dem Bewußtsein der Völker. Jetzt wurde dieser, den wahren Gott verbergende Schleier von dem Bewußtsein hinweggehoben, — daher die Offenbarung, die revelatio. Daß dies aber nicht durch einen bloßen Fortschritt des menschlichen Denkens selbst geschehen konnte, sondern ein realer Vorgang dazu gehörte, — nämlich eine göttliche That, wodurch gewissermaßen eine neue geistige Welt geschaffen wurde, — dies folgte wieder daraus, daß eben auch die Götter für das Bewußtsein der Menschen reale Mächte gewesen und keineswegs aus ihrem eigenen Denken hervorgegangen waren.

Man sieht demnach, wie die Realität der Offenbarung durch die Realität der Mythologie bedingt ist. Und daraus erklärt sich nun, wie darum die bisherige Theologie, weil sie rundweg von der Mythologie abstrahirte, auch niemals zu einem wissenschaftlichen Begreifen der

Offenbarung gelangen konnte, infolgedessen sie selbst der wissenschaftlichen Kritik erliegen mußte, gegen welche mit bloßen Dogmen nichts auszurichten ist. So viel hängt von dem rechten Verständniß der Mythologie ab!

Und so sei hier beiläufig auch noch dies bemerkt, wie dadurch zugleich die ganze Würdigung des classischen Alterthums bedingt ist, wovon dann weiter der ganze höhere Unterricht abhängt, der doch bei uns von dem Studium des classischen Alterthums ausgeht. Wie wird nun aber die Entwicklung der classischen Völker in unsren Gymnasien dargestellt? Allermeist wohl so, als ob sie lediglich auf den Staatsverfassungen, auf den Künsten und Wissenschaften beruht habe. Von dem Götterglauben, der doch die entscheidende Grundlage des ganzen antiken Lebens war, ist kaum die Rede, außer etwa insofern es sich um die mythologischen Anspielungen bei den Dichtern handelt. Gerade als ob die Göttergestalten nur eine decorative Bedeutung gehabt hätten, die Göttergeschichten ein bloßes Spiel der Phantasie gewesen wären. Nach solcher Ansicht wären folglich die antiken Völker, im Grunde genommen, religionslose Völker gewesen, statt dessen sie vielmehr — in ihrer besseren Zeit und natürlich in ihrer Weise — sehr religiöse Völker waren, viel religiöser jedenfalls als die heutige Welt. Wo aber eine so oberflächliche Ansicht von der Bedeutung der mythologischen Religion herrscht, — wie wird es da um das Verständniß des Christenthums stehen. Und was Wunder nun, wenn infolge solchen Unterrichts unsere sogenannten gebildeten Stände je mehr und mehr religionslos werden. Es zeigt sich also, wie durch Schelling's mythologische Theorie implicite zugleich eine Reform des ganzen gelehrten Unterrichts angebahnt ist.

Ueberhaupt tritt durch die positive Philosophie die Religion in den Mittelpunkt aller Wissenschaften. Denn wie diese Philosophie ihre höchste Aufgabe in dem begreifenden Erkennen des Christenthums findet, so faßt sie andrerseits auch alle Zweige des Wissens in diesem Brennpunkt zusammen. Darum konnte sie auch selbst nur dadurch entstehen, daß sich Schelling auf einen Standpunkt erhoben hatte, von wo ihm Gott, die Natur, der Mensch und seine Geschichte, wie das Hineinragen überirdischer Mächte in die Geschichte, mit einem Wort: das physische und geistige Universum im lebendigsten Zusammenhang vor seinem geistigen Auge stand. In diesem wunderbaren Sinn für die Totalität strahlt sein Genius am hellsten hervor, den man nicht treffender charakterisiren kann. als wie der Dichter Platen von Schelling sagt:

„Wenn wir zerstückelt nur die Welt empfangen,
Siehst Du sie ganz, wie von der Berge Spitze;
Was wir zerpflückt mit unsrem armen Witze,
Das ist als Blume vor Dir aufgegangen."

IV.

Die bekannte Forderung Lessings: daß die geoffenbarten Wahrheiten zu Vernunftwahrheiten ausgebildet werden müßten, wenn dem Menschengeschlecht geholfen sein sollte, ist durch die positive Philosophie wirklich erfüllt. Nur freilich in einem andren Sinne, als es Lessing meinte, der bei aller seiner geistigen Tiefe doch wesentlich noch rationalistisch dachte, und der christlichen Weltanschauung innerlich entfremdet war.

Nicht also, daß die geoffenbarten Wahrheiten ihren überirdischen Ursprung abzustreifen hätten, — im Gegentheil, eben diesen zu erkennen und zur Anerkennung zu bringen, ist der Kern der Aufgabe, — sondern die Vernunft soll sich zu dem Ueberirdischen erheben, und durch Erweiterung ihrer Begriffe die Fähigkeit gewinnen, die geoffenbarten Wahrheiten in sich aufzunehmen. Dadurch dann zu einem freien Besitz des Denkens geworden, concresciren die geoffenbarten Wahrheiten mit den natürlichen Wahrheiten, — d. h. welche die Vernunft aus eigener Kraft gefunden, — infolge dessen der frühere Gegensatz von Glauben und Wissen endlich dergestalt im Bewußtsein überwunden wird, daß, wer auf diesen Standpunkt gelangt, fortan mit voller Zuversicht zu sich selbst sprechen kann: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“

So ist die Sache in der positiven Philosophie gemeint, welche sich zur ausdrücklichen Aufgabe macht, das Denken über seine bisherigen Schranken, wonach ihm die geoffenbarten Wahrheiten unzugänglich blieben, hinweg zu heben. Sollte das als ein vermessenes Unternehmen gelten, so sage ich, daß es ja an und für sich die Absicht jeder Philosophie ist, die geistige Capacität ihrer Jünger zu erweitern, damit sie fassen lernen, was ihnen vordem unfaßbar war. Welche kühnen Schritte hatten unter diesem Gesichtspunkt schon Kant und Fichte gethan! Gewiß, der deutsche Idealismus war keine geringere Neuerung als vordem das kopernikanische Weltsystem gewesen, wonach statt der Erde die Sonne zum Mittelpunkt wurde, gerade wie nach Fichte die ganze Sinnenwelt sich um das Ich bewegte. Schelling nun, auf den Schultern von Kant und Fichte stehend, konnte um deswillen noch viel weiter blicken und so das noch viel größere Unternehmen beginnen, nachdem er die Naturphilosophie geschaffen, — die heute schon als ein unentbehrlicher Zweig der Philosophie anerkannt ist, — auch noch die Philosophie der Mythologie und die Philosophie der Offenbarung zu schaffen.

Beides bis dahin für unmöglich gehaltene Wissenschaften, da man vielmehr in der Mythologie und in der Offenbarung den directen Gegensatz zur Philosophie erblickte. Nichtsdestoweniger ging Schelling diesem Gegensatz herzhaft zu Leibe, bis er ihn endlich überwunden hatte. Und warum wohl müßte das für immer unmöglich bleiben? Scheinen nicht auch Feuer und Wasser im heftigsten Gegensatz zu stehen, und doch hat die neuere Chemie erkannt, wie vielmehr das Wasser in sich selbst das Feuer hat. Denn wenn Hydrogen durch Verbindung mit Oxygen verbrennt, entsteht eben daraus das Wasser. Gegensätze also bedeuten noch lange nicht absolute Unvereinbarkeit, man darf sich dadurch nicht von vornherein verblüffen lassen. Nur das reine Ja und Nein schließen sich unbedingt aus, allein so verhält es sich jedenfalls nicht mit Glauben und Wissen, die doch nur im conträren, nicht im contradictorischen Gegensatz stehen. Ueberhaupt aber — wie vieles hat Jahrhunderte lang, ja selbst Jahrtausende lang, für unmöglich gegolten, was hinterher zur Wirklichkeit geworden ist!

Die Sache ist hier einfach die, daß Schelling allerdings der Erste war, der das große Problem nach seiner vollen Bedeutung erkannte, und darum mit der ganzen Energie seines Denkens, wie mit dem ganzen Reichthum seiner Kenntnisse, die Lösung in Angriff nahm. Er hatte dabei weder Gehülfen noch Vorgänger, sondern ähnlich wie Dante im zweiten Gesang des Paradieses von seiner Dichtung sagt:

„L'acqua ch'io prendo, giammai non si corse,
Das Meer, wohin ich steure, niemals noch ist's befahren,"

so hätte er auch von seinem Unternehmen sprechen können. Denn er war der Columbus, der diese neue Welt des philosophischen Wissens entdeckte. Wie viele Jahre aber hat ihm diese Entdeckung gekostet, und wie viele Jahre war er noch damit beschäftigt, die dadurch gewonnenen Erkenntnisse systematisch auszubilden! Es ist die Geistesarbeit eines halben Jahrhunderts, deren Resultate in der positiven Philosophie niedergelegt sind. Tantae molis erat.

V.

Schon seit zwanzig Jahren liegt Schellings positive Philosophie urkundlich vor, und schon dreißig Jahre vorher hatte er sie mündlich vorgetragen. Es scheint demnach, sie hätte Zeit genug gehabt sich zur Geltung zu bringen, und wenn sie trotzdem bis heute noch so wenig in das allgemeine Bewußtsein eingedrungen ist, daß sie vielmehr einem in der Erde vergrabenen und vergessenen Schatze gleicht, dessen Existenz selbst gar vielen unbekannt ist, indessen kaum dieser oder jener sich ernstlich darum bemüht. den Schatz zu heben, so dürfte dies leicht als das unwiderleglichste Argument gegen den inneren Werth dieser Lehre angesehen werden. Recht ein argumentum ad hominem wäre es ja, denn der Erfolg — der Götze unserer Tage — hätte hier gerichtet.

Erstaunlich, auf den ersten Anblick, ist die Sache allerdings, und doch bei näherer Betrachtung auch wieder vollkommen erklärlich. Zunächst schon wegen der Neuheit und Größe des Unternehmens, dessen Sinn zu fassen daher auch das angestrengteste und tiefste Denken erforderte, wozu immer nur wenige geneigt und befähigt sind. Was aber die Hauptsache ist: Schelling war damit seiner Zeit vorausgeeilt, man konnte ihm nicht folgen. Wohl wurden seine Worte von vielen gehört und mit Bewunderung aufgenommen, man hatte immerhin ein Gefühl des Außerordentlichen, aber wenn man dies Außerordentliche zwar in sich aufnahm, so konnte man es hinterher nicht verdauen. Es wollte sich mit den sonstigen Gedanken nicht assimiliren, darum blieb es einstweilen wirkungslos. Es war hinterher wie ein verklungener Schall, der zu einem Ohre hineingeht, zum andern wieder hinaus. Die Geister waren noch nicht darauf vorbereitet.

So hatte man auch die praktische Wichtigkeit der Sache noch lange nicht genügend erkannt. Will sagen, daß sich hier das alleinige Mittel darbot, um der christlichen Weltansicht gegenüber den Angriffen der Wissenschaft einen selbst reinwissenschaftlichen Halt zu geben. Heute, meine ich, müßte man das ganz anders zu schätzen wissen, nachdem gerade erst in dem letzten Menschenalter der Gegensatz, in welchem die Wissenschaft in ihrer dermaligen Richtung zu dem christlichen Glauben steht, zum unumwundensten Ausdruck gekommen, und damit schon die Frage erhoben ist: ob in dem heutigen wissenschaftlichen Bewußtsein überhaupt noch ein Platz für den christlichen Glauben sei? Angesichts dessen wird man endlich einsehen, daß hier keine Theologie mehr helfen kann, von welcher außer den professionellen Theologen nur wenige Notiz nehmen, sondern daß es sich hier um einen Umschwung des allgemeinen wissenschaftlichen Denkens selbst handelt, der nur von der Philosophie

ausgehen kann, als welche sich nicht in Dogmen, sondern in freiem Denken bewegt, und sich schlechtweg an alle wendet, die nach Erkenntniß der Wahrheit streben. Man mag sie immerhin die Laienwissenschaft nennen, darum handelt es sich auch gerade, die Laien für das Christenthum zu gewinnen, nicht die Theologen, welche schon von Amtswegen darauf angewiesen sind.

Hat sich doch vordem an Schleiermacher erwiesen, — als dem einzigen Theologen, der in neuerer Zeit einen Einfluß auf die allgemeine Bildung geübt, — daß es zumeist der in ihm lebende philosophische Geist war, der solchen Einfluß ermöglichte. Hat aber das durch diesen Mann begründete Glaubenssystem sich hinterher als unzulänglich erwiesen und keinen dauernden Bestand gewinnen können, so beruht das wieder darauf, daß ihm selbst noch die philosophischen Begriffe fehlten, durch welche erst das positive Christenthum zu erfassen ist. Unvermeidlich daher, daß seine Auffassung des Christenthums im Subjectivismus befangen blieb, wohingegen die positive Philosophie ausdrücklich darauf gerichtet ist, das Christenthum nach seiner objectiven Seite begreifbar zu machen, und damit die Realität der Offenbarung wissenschaftlich sicher zu stellen. Ein Verdienst, welches um deswillen nicht minder groß bleibt, daß es freilich seine wahre Würdigung erst von der Zukunft zu erwarten hat.

Am allerwenigsten endlich will es hiergegen besagen, daß insbesondere in Berlin, wo Schelling's Auftreten im Jahre 1841 ein so großes Aufsehen machte, und wo er anfänglich eine so zahlreiche und glänzende Zuhörerschaft fand, doch seine Lehre keine Wurzeln schlug und hinterher keine Frucht getragen hat. Denn überhaupt schon kann diese Metropole sich nicht gerade ihrer Empfänglichkeit für neue und tiefe Ideen rühmen. Dazu kam, daß die allermeisten, welche sich damals an Schelling herangedrängt, nur durch äußerliche Rücksichten getrieben sein mochten. Man hoffte ja eine neue Stütze für die politische und kirchliche Restauration an ihm zu finden, und mußte freilich bald genug bemerken, daß es sich in der positiven Philosophie lediglich um Erkenntniß der Wahrheit handle, und wie fern es ihr darum liege, politischen Tendenzen zu dienen und das Christenthum mit der Politik zu verquicken. Darin machte später ein Stahl Geschäfte, jedoch mit Resultaten, die für die gute Sache unmöglich glücklich ausfallen konnten und thatsächlich höchst unglückselig für sie ausgefallen sind. Angesichts eines solchen Christenthums und solcher Politik hatte fürwahr die Judenpresse um so leichteres Spiel, sich als Vertreterin des Fortschritts, der Humanität und Aufklärung zu geberden, und damit das Publikum in ihre Netze zu ziehen. Jetzt liegt das daraus entsprungene Unheil offen vor Augen. Denn eben in Berlin, als dem unmittelbarsten Wirkungsgebiete jener Politik, ist hinterher der Abfall vom Christenthum um so allgemeiner geworden, und indem man das Königthum zu einem Gegenstand der Adoration machen wollte, hat man vielmehr den Widerspruch provocirt, so daß in Folge dessen neben dem Unglauben sich nicht minder der Republikanismus verbreitet.

Hat Schelling die positive Philosophie zugleich als das System der Freiheit bezeichnet, — im Gegensatz zu dem auf bloßer Denknothwendigkeit beruhenden Rationalismus, — so forderte er auch die unbedingteste Freiheit der Geistesentwicklung, wäre gleich die Gefahr damit verbunden,

daß die freie Forschung zeitweilig den christlichen Glauben überhaupt negirte.

„So mußte es kommen, sagt er vielmehr. Es mußte einmal tabula rasa gemacht, der Boden völlig geebnet werden, wenn das Christenthum ein frei erkanntes und frei angenommenes werden, an die Stelle einer verdumpften Theologie ein von der freien Luft der Wissenschaft durchwehtes und darum allen Stürmen gewachsenes, dauerhaftes System treten sollte. Ein System, das die im Christenthum von Anfang enthaltenen, so viele Jahrhunderte wie in einem Schrein verschlossenen Schätze zu allgemeiner Geltung und Erkenntniß brächte. Es dürfte von diesem Standpunkt sogar der Wunsch gerechtfertigt sein, daß der öffentliche Abfall von dem Christenthum, durch kein äußeres Mittel verhindert, überall ohne Gefahr geschehen könnte. Es selbst will, ja es leidet keinen Zwang mehr. Stark und mächtig will es sein nur durch sich selbst, jede äußere Hülfe verschmähend."

Vor allen andren ist die deutsche Nation dazu bestimmt, daß das Christenthum solche Gestalt in ihm gewinne. Sie ist seit der Reformation verpflichtet dazu, sich dieser Aufgabe zu widmen, oder sie würde sich selbst ungetreu werden.

„Denn damals, zu jener Zeit entschiedener Lossagung vom überlieferten Glauben, gelobte deutscher Geist und that sich selbst den Schwur, den Gegensatz (der freien Forschung und des überlieferten Glaubens) bis zur vollkommenen Auflösung durchzuführen, um die Einheit, die er als einen Zustand erkenntnißlosen Friedens verließ, auf einer höheren Stufe, als bewußte Einheit, in größerem Sinn und weiterem Umfang einst wiederherzustellen. Dies ist das Ziel deutschen Geistes."

Und im Hinblick auf diese Worte ist es, daß Schelling in seiner Antrittsrede in Berlin gesagt: „Das Heil der Deutschen ist in der Wissenschaft."

Gewiß, für sich selbst so nennende Praktiker ein überschwenglich klingender Ausspruch. Sie werden darin nur leere Einbildung erblicken, gegenüber den vermeintlich viel wichtigeren Angelegenheiten, womit sie ihrerseits sich beschäftigen. Ich frage aber: ob nicht zuletzt das Allermeiste doch auf die Denkweise der Menschen ankommt? Mens agitat molem, die allgemeine Denkweise aber ist in unsrem, so unverkennbar auf allen Lebensgebieten zur Bewußtheit strebenden Zeitalter, in welchem daher das blos instinctive Handeln immer mehr zurücktritt, grundwesentlich durch den Gang der Wissenschaften bedingt, deren Centrum wieder die Philosophie bildet. Gelangt dann endlich die Philosophie dahin, die christliche Weltanschauung in sich aufzunehmen und damit wieder die Wissenschaften zu durchdringen, so muß daraus ein Umschwung der allgemeinen Denkweise entspringen, der sich bald genug auch practisch geltend machen wird. Vom christlichen Standpunkt aus ist das am allerwenigsten zu bezweifeln, so gewiß als das Christenthum selbst nichts weiter fordert als die innere Wiedergeburt des Menschen. Das Himmelreich kommt nicht mit äußerer Geberde, die christliche Entwicklung ist die Entwicklung aus dem Geiste heraus.

Auf dasselbe war seinem inneren Triebe nach von Anfang an der deutsche Idealismus gerichtet gewesen, der endlich in Schelling zum Abschluß und damit zur Klarheit über sein eignes Wesen gelangte. Was

dieser Mann schon als Jüngling vorahnend als die wahre Aufgabe aussprach: „die endlich zu erreichende Einheit des Wissens, des Glaubens und des Wollens", war ihm im späteren Alter zu verwirklichen beschieden. An uns ist es jetzt, daß die reichen Geistesschätze, die er uns in seinen Werken hinterließ, nicht länger mehr wie ein vergrabenes Pfund daliegen, sondern daß wir sie wuchern lassen, um dadurch dem Berufe nachzuleben, den die deutsche Nation — wie wir so eben gehört — durch die große That der Reformation unabweisbar übernommen hat, und welchen aufzugeben unseren geistigen Niedergang bedeuten würde. Schon haben wir allzulange gefeiert und uns auf falsche Bahnen verlocken lassen. Es ist hohe Zeit, uns wieder auf uns selbst zu besinnen, oder die geistige Krone würde uns genommen werden. Welchen Ersatz böte die materielle Macht dafür? In Deutschland — sagt hingegen Schelling — müssen sich die Geschicke des Christenthums entscheiden, und dazu bestimmt zu sein, den geistigen Kampf für das Christenthum durchzuführen, ist erst die wahre Ehre unserer Nation.

---

5. Glauben und Wissen.

Von Dr. F. Fauth.

(Aus dem „Staatssozialist", Jahrgang 1878.)

Als den alten Griechen der Glaube an ihre Götter abhanden gekommen war, versuchten ihre Philosophen durch ihre Lehrgebäude einen Ersatz für Vorstellung und Willen zu geben. So steht es allerdings heute nicht, weder für die Religion noch für die Philosophie. Aber doch ist die Philosophie auch heute wieder berufen, verloren Gegangenes zu ersetzen: die Bedürfnisse des Gemüthes mit den Forderungen, welche die moderne Naturwissenschaft, wie es scheint, mit Recht stellt, in Einklang zu bringen und so durch eine einheitliche Weltanschauung die Einheit wieder herzustellen zwischen zwei Heerlagern, in welche sich unsere Zeitgenossen spalten, auf der einen Seite dem Materialismus, auf der anderen dem Dogmatismus vorzubeugen. Noch vor Kurzem wollten beide Parteien, Theologen sowohl wie Naturforscher, von der Philosophie nichts wissen. Die Philosophie war nicht ohne ihr Verschulden, seitdem die absolute Hegel'sche Philosophie mit ihrer kühnen Construction von Dingen, die zu behandeln lediglich der naturwissenschaftlichen Beobachtung und Wissenschaft gegeben war, entschiedenes Fiasco gemacht, bei den Naturforschern in Mißcredit gekommen. Die Naturwissenschaft versuchte nun und glaubte auch, ohne sie auszukommen. Damit überhob sie sich; zumal als sie anfing, das ihr zugesteckte Gebiet zu verlassen und sich mit Dingen zu befassen, die sie wiederum nichts angingen. Statt das Eigenthümliche und Selbstständige des Geisteslebens und der geistigen und ethischen Wissenschaften anzuerkennen, behandelte sie Alles mit der Schablone des Materiellen. Die Folge dieses unwissenschaftlichen Verfahrens war der Materialismus mit all' seinen Ungeheuerlichkeiten. Als aber schließlich der Gang der Ereignisse

dazu führte, das Umsetzen des Materiellen in seelische Empfindung zum Gegenstand der exacten Wissenschaft zu machen, konnten Männer wie Fechner, Helmholz, Dubois-Reymond sich der Anerkennung nicht verschließen, daß man hier vor ganz neuen, zum größeren Theil nur aus sich selbst zu begreifenden geistigen Thatsachen und eigenthümlichen geistigen Gesetzen stehe. Solche Forscher, welche die Physiologie mit der Philosophie verbinden, sind schließlich auch für die naturwissenschaftliche Welt maßgebend geworden, und das Geschrei, das Häckel gegen Dubois-Reymond wegen seines Vortrags: „Die Grenzen des Naturerkennens", erhebt, verräth nur seinen Mangel an philosophischer Durchbildung und an logischer Schärfe.

Aber auch die Theologen wollten noch vor Kurzem von der Philosophie nichts wissen. Es sind kaum drei Jahre her, als ich zu Cöln auf einer Versammlung von Theologen und Schulmännern, welche berufen war, um zu berathen, wie dem zunehmenden Mangel an Theologie Studirenden abgeholfen werden könne, darauf hinwies, wie die Theologen sich wieder mehr mit der Philosophie beschäftigen müßten, um mit den Gebildeten in Fühlung zu kommen. Die Gebildeten würden sonst auf eigene Faust vorgehen, wie das Umsichgreifen der Schopenhauer'schen und Hartmann'schen Philosophie beweise. Als ich aber auf den trefflichen Lotze hinwies, schüttelten die ersten Vertreter der rheinischen Kirche bedenklich die Köpfe und bekundeten nach meiner Meinung hierdurch nur ihre Unkenntniß der Lotze'schen Anschauungen.

Dagegen kenne ich jetzt eine ganze Reihe junger strebsamer Theologen, die Lotze bereits eifrig studiren und verwerthen. Theologen, die behaupten, die Theologie bedürfe der Philosophie überhaupt nicht, täuschen sich einerseits über ihr eigenes Denken, wie es denn dem Kundigen z. B. nicht schwer wird, den Betreffenden ein ganz gutes Stück eigener Theosophie und Psychologie nachzuweisen, andererseits verkennen sie, daß die Offenbarung uns in erster Linie nichts geben kann, als eine gewisse Reihe religiöser Thatsachen, die mit einander und mit der profanen Welt in geistige Verbindung zu setzen, auch bei den religiösesten Geistern Aufgabe eines Denkens ist, das sich von allem andern Denken nicht unterscheiden darf und kann. Nun geben wir allerdings zu, daß diese religiösen Thatsachen des Gemüths für alle Zeiten dieselben bleiben, aber die Vorstellung, welche wir von der Welt, d. h. von der Natur und der menschlichen Seele und dem, was sie geschaffen haben, verändert sich, die philosophische Betrachtung der Welt ändert sich. Diese philosophische Construction, die der menschliche Geist sich von der Welt, ihren letzten Gründen und ihren Zielen macht, ist aber, so lange das Denken und Vorstellen ein integrirender Theil der menschlichen Seele ist, kein müßiges Spiel, wie so Manche im Eigendünkel ihrer spezifischen religiösen Gewohnheiten uns weismachen möchten, sondern sie ist ein Bedürfniß, und wenn die Berufenen sich nicht daran machen, diesem zu genügen, dann machen sich, wie die Geschichte zeigt, Unberufene daran. So muß denn jede Theologie, zumal die, welche weiß, daß sie sich nur auf ein Glauben stützt und daß alle ihre kirchlichen Lehrsätze, von der Erschaffung der Welt durch Gott, bis zum Erlösungswerk Christi und seinen Wirkungen nur und nur ein Glauben von Vorstellungen sind, an welchen festzuhalten sie durch religiöse Gefühle gezwungen wird, immer darauf sehen, erstens wie sie den spezifisch religiösen Kern des

Glaubens stets rein erhält und zweitens, wie sie, wenn sich die philosophischen Anschauungen von der Welt im Laufe der geistigen Entwickelung verändern, den religiösen Kern in immer neue Beziehung dazu setzt, wie sie den Most in immer neue Schläuche faßt, damit er nicht in den alten verderbe. Aehnlich dachte auch Schleiermacher.

Diejenige Theologie, welche die religiöse Wahrheit nach allen Seiten für feststehend und die kirchliche Lehre für alle Jahrhunderte fertig erklärt, ist und bleibt nichts als mittelalterliche Scholastik. Eine Folge dieser geistlosen Scholastik ist es zum Beispiel, daß so vielen unserer Theologen das durchschlagende Bewußtsein verloren gegangen ist, daß wir in religiösen Dingen nur mit dem Gewissen prüfen und dann glauben können. Eine Folge dieses Unglaubens, der, statt zu glauben, überall wissen oder schauen will und vielfach unter der Maske eines falschen Wunderglaubens sich versteckt, ist ein religiöser Materialismus, der nicht weiß, daß alles Materielle nur ein Erscheinendes ist, daß das wirklich Reale mit all' seinen Gütern nur Geist ist. Noch heute müßte diesen gegenüber Christus ausrufen: „Der Geist ist es, der da lebendig macht; das Fleisch ist keine Stütze. Die Worte, die ich rede, die sind Geist und sind Leben."

Solcherlei ließe sich noch Manches sagen und unserer heutigen Theologie, die, zumal was die systematische Theologie angeht, neuer und gründlicher Anregung bedarf, zeigen, wo sie sich weiter entwickeln nnd von einer vernünftigen Philosophie lernen kann. Wenn Muße und Gesundheit bleiben, hoffe ich später noch selbst manche Frage in diesem Sinn auf Grundlage der Lotze'schen Philosophie zu bearbeiten. Für die, welchen Lotze vielleicht nicht so bedeutend erscheinen sollte, will ich hier nur bemerken, daß Erdmann in seiner Geschichte der Philosophie Lotze, wie er selbst angiebt, aus dem Grunde an letzter Stelle behandelt, weil er der bedeutendste der lebenden Philosophen sei. Der bekannte Professor Steinthal wägt ab, ob er Albert Lange, dem geistvollen Verfasser der Geschichte des Materialismus oder Lotze die Palme zuerkennen soll, giebt sie aber doch dem Letzteren, und Albert Lange sagt selbst in seinem Artikel „Seelenlehre" in Schmid's pädagogischer Encyclopädie: „Lotze sei unter denjenigen Denkern, welche die Gesetze der Natur und die Regeln der Empirie, sowie das Verhältniß der exacten Wissenschaften zu den tieferen Grundlagen und höheren Zwecken des gesammten Geisteslebens zum Gegenstand ihres Nachdenkens gemacht haben, bisher facile princeps."

Die in dem Vorgehenden enthaltenen Erwägungen sind es, die mich veranlassen, eine Reihe von Artikeln mitzutheilen, in denen ein Theil der Lotze'schen Philosophie kurz veranschaulicht werden soll. Dieselben sollen ganz oder großen Theils aus Lotze's Mikrokosmus entnommen sein und werden gewiß auch denen, die Lotze selbst studiren oder studiren wollen, angenehm sein, da bei der Eleganz von Lotze's Darstellung oft der fortlaufende Faden des Gedankens verhüllt wird.

Und nun noch eine Schlußbemerkung. Nicht nur für die sittlichen und religiösen, sondern auch für die sozialen Fragen ist das Studium der Philosophie von großer Bedeutung. Der moderne Liberalismus fußt mit seiner Gesetzgebung (Wucherfreiheit) auf einer Weltanschauung, die weder mit der modernen exacten Wissenschaft, noch mit dem evangelischen Glauben sich vereint; er setzt nämlich voraus, daß die mensch-

liche Seele frei und gut sei. Das ist katholisirend. Die Philosophie lehrt uns dagegen, daß im Prinzipe die menschliche Seele frei ist, daß sie aber im Großen und Ganzen thatsächlich unfrei und gebunden ist, gebunden im Vorstellen, Denken, Fühlen und im Handeln, wenn auch nicht immer im Wollen. Darum ist es ein Gift, der unfreien Masse so viel Freiheit als möglich geben, denn dann wuchert das Böse. Vielmehr müssen die Gesetze, die uns überall, unsere Natur und die Natur der Welt beherrschen, sorgfältig und genau aufgesucht werden, und diese verborgenen Gesetze müssen in den öffentlichen Gesetzen zum Ausdruck kommen. Dann gedeihen wir. Wer sich hierin auf die Güte der menschlichen Natur und den guten Willen der Bürger verläßt, der baut auf Sand. Und wenn ich auch mit einzelnen Theilen des im „Staatssozialist" veröffentlichten sozialen Programms nicht ganz übereinstimme, so ist doch die von ihm eingeschlagene Richtung eine heilbringende; darum gehe ich mit. Und so werden noch Viele denken. Was aber unreif daran sein sollte, wird zur Zeit schon von selbst abfallen, das Gute aber wird seine Früchte tragen.

Nachdem meine beiden Artikel im Staats-Sozialisten erschienen waren, hatte ich Gelegenheit mit mehreren Geistlichen darüber zu sprechen, und in Folge davon sehe ich mich veranlaßt, ehe ich mit den Artikeln fortfahre, noch Einiges zur Erläuterung vorauszusenden. Ich weiß sehr wohl, nach dieser Seite mit Beck übereinstimmend, daß die einfache biblische Wahrheit der Philosophie nicht bedarf und daß es, zumal in ländlichen Gemeinden, auch noch von der Zeitbildung so gänzlich unberührte Zustände giebt, daß es thöricht wäre, dorthin philosophische Gedanken zu tragen. Hat ein in solchen Verhältnissen lebender Geistlicher mit practischen Angelegenheiten nun noch alle Hände voll zu thun, so wäre es unsinnig, von ihm noch ein fortgesetztes Studium der Philosophie verlangen zu wollen. Er thut seine Pflicht auf andere Weise. Ganz anders steht es aber, wenn wir von der Theologie als Wissenschaft reden, und wenn wir mit Personen zu thun haben, welche in den Ideenkreis unserer heutigen Bildung hineingezogen sind. Unsere Theologie, zumal die systematische, ist keine einfache biblische Wahrheit mehr, welche letztere sich ja auf ein paar Seiten wiedergeben läßt, sondern sie ist eine Wissenschaft, die durchweg auf der Philosophie beruht. Nur Unkenntniß kann das leugnen. Was die ältere lutherische Dogmatik angeht, so kann ein Blick in Hutterus redivivus leicht davon überzeugen; nur daß, weil die Zeiten entlegenere sind, der direkte Zusammenhang mit bestimmten philosophischen Systemen sich leichter dem Auge entzieht. Bei den dogmatischen und ethischen Ansichten von Schleiermacher, Rothe, Jul. Müller, Joh. P. Lange, Ritschl, Beck 2c. den Einfluß der philosophischen Untersuchungen (sei es der Hegelschen, sei es der Oetingerschen) leugnen zu wollen, möchte wohl nicht leicht Einer versuchen. Er würde wenigstens gründlich widerlegt durch den Generalsuperintendenten Thilo, der die falschen Hegelschen resp. spinozistischen Unterlagen für einen großen Theil derselben nachweist in seinem Buch: „Die Wissenschaftlichkeit der modernen spekulativen Theologie". Will also Jemand heute gründliche dogmatische Durchbildung haben, so muß er direkt oder indirekt mit der Philosophie in Beziehung treten. Alle diejenigen aber, welche mit unseren Gebildeten in Berührung kommen, reichen, sobald es sich um eingehenden geistigen Verkehr handelt, mit dem einfachen biblischen

Glauben jenen gegenüber nicht aus. Unsere Gebildeten haben nun einmal nach einer, wie es mir scheint, berechtigten und stets sich erneuernden Naturnothwendigkeit noch viele andere Gedanken im Kopf als nur religiöse, welche sie aber stets mit der Religion in Beziehung setzen. Wir erinnern nur an die naturwissenschaftlichen und politischen Fragen. An deren Stelle, so wie die Sachlage heute ist, einfaches biblisches Christenthum zu setzen, ist ebenso unmöglich, als aus einem Johannesevangelium ein Matthäusevangelium machen. Alles also, was auf diesem Gebiete, wo das Religiöse und Profane sich durchdringen, versucht worden ist und die gebildeten Gemeindeglieder interessirt, sollte dem Geistlichen eigentlich so bekannt sein, daß er mit Sachkenntniß, wenn nicht mit geistiger Ueberlegenheit darüber zu reden weiß. Wenigstens darf er nie in Verlegenheit dadurch gesetzt werden. Daß aber die Gebildeten sich vielfach nicht mit der oberflächlichen, nach Effekten haschenden Bildung einer unserer bekanntesten illustrirten Blätter begnügen, sondern nach geschlossener Weltanschauung streben, weiß ich aus eigener Erfahrung. In meinem kleinen Bekanntenkreise sind allein vier Juristen, zwei Mediziner, ein Regierungsbeamter, ein Buchhändler, drei Kaufleute, ein Offizier, ein Mathematiker, die sich beschäftigen mit Spinoza, Feuerbach, Schopenhauer oder meistens mit Lotze. Ich glaube aber kaum, daß bis jetzt die Geistlichen der betreffenden Gemeinden es wissen; wie ich vermuthe, weil bei ihnen kein Interesse für solche Untersuchungen vorausgesetzt wird. So wird es zwar vielfach stehen, aber überall, wo es so steht, ist es nicht in der Ordnung, denn die Kluft wird größer. Was nun aber schließlich Lotze betrifft, so wissen viele von unseren Theologen nicht, wie christlich seine Grundanschauungen sind. Von seiner gründlichen Vernichtung des Materialismus, wie sie in meisterhafter Schärfe in seiner leider längst vergriffenen medizinischen Psychologie enthalten war, wollen wir nicht reden, diesen Kampf hat in größerem Maßstabe später Alb. Lange aufgenommen. Daß er Christum als Gottes Sohn anerkennt, und daß er in eigenartiger Weise die Möglichkeit der Wunder nachweist, ist vielleicht bekannt. Die höchsten Probleme weist er ferner der christlichen Ethik zu, und die vollkommenste Persönlichkeit ist ihm nur der persönliche Gott, welchen er, hierin weit Rothe und Weiße, welche Gott als von gewissen metaphysischen und mathematischen Wahrheiten abhängig denken, überragend, als den Alles umfassenden, in ewiger Heiligkeit und Seligkeit thronenden schöpferischen Geist ansieht. Einzelheiten würden uns hier zu weit führen. Wir wollen nur noch jeden Leser seiner Werke bitten, nicht voreilig zu urtheilen, da er stufenweise aufsteigt und die Befriedigung der Bedürfnisse des Gemüthes, welche anfänglich bei ihm zu kurz zu kommen scheinen, später völlig erreicht wird. Das Studium seiner Philosophie giebt, weit davon entfernt, uns der einfachen biblischen Wahrheit zu entfremden, vielmehr mit der Klarheit und Abgegrenztheit des Glaubensgebietes eine auf sich beruhende Stärke des kindlichen Gottesglaubens, die keine, auch nicht die zukünftigste Naturwissenschaft zu erschüttern im Stande ist. Allerdings einige geistige Arbeit ist nothwendig bei diesem Studium; aber sie wird einerseits reichlich belohnt, und andererseits wollen wir doch nicht einigen wenigen Gebildeten das Vorrecht zugestehen, daß sie allein aus eigener Erfahrung auch hierin sagen können: „Die Wurzel aller Bildung ist bitter.“

6. Der Materialismus äußerer Kirchlichkeit.

(Aus einer Einsendung an den „Staatssozialist" vom 22. Juni 1878.)

In einer Rheinischen Zeitung fordert ein christlicher Mann dazu auf, „Unter den Linden" in Berlin an der Stelle des jüngst versuchten Kaisermordes eine Kirche zu erbauen

„als Denkmal deutscher Treue und Pforte des Himmels für Viele, die den Herrn dort finden lernen".

Dieser Vorschlag hat für den ersten Augenblick etwas Bestechendes, Poetisches, Monumentales. Genauer besehen aber birgt er ein Stück Materialismus in sich, der auch in der Religionsübung nicht fehlt, indem er das Geistige dem Materiellen, das Innere dem Aeußern aufopfert.

In Berlin eine neue Kirche zu erbauen scheint, nach Allem, was man von dort über leer bleibende evangelische Kirchen liest und hört, viel weniger ein Bedürfniß zu sein, als die vorhandenen Kirchen erst einmal wieder mit Andächtigen zu füllen und die Hunderttausende, die keinen Kirchentrieb mehr besitzen, wieder mit einem solchen zu beleben. Mit neuen Kirchen ist das nicht zu thun, sondern lediglich durch Beseitigung der Abneigung, welche in den gebildeten Klassen gegen das Kirchengehen herrscht. Zuerst ist der religiöse Geist wieder zu erwecken, dann kommen die neuen Kirchen ganz von selbst.

Dr. Nobiling wurde ein Mörder, nicht weil es in Berlin keine Kirche gab, sondern weil die sogenannten „Gebildeten", die studirten Leute, sie nicht besuchen. Weßhalb aber unterlassen sie das? Weil sie die Herren Darwin und Häckel dem Apostel Paulus vorziehen, weil ihnen Karl Vogt gesagt hat, daß „Glauben" Unsinn sei, weil ihnen David Strauß einen „neuen Glauben" gelehrt und Louis Büchner „bewiesen" hat, daß der Mensch nur aus Stoff, aus Materie bestehe.

Die Krankheit ist eine innere, und deshalb nicht durch äußere Mittel zu kuriren. Das wäre ebenfalls Materialismus. Nicht durch neue Kirchen kann man die Nobilings überwinden, sondern einzig und allein durch eine neue Literatur.

„Es ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster: Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus." Wenn der Urheber des oben erwähnten Kirchenbau-Planes das deutsche Volk zu Geldbeiträgen auffordern wollte, um z. B. Wigands meisterhafte, tiefgelehrte und siegreiche Widerlegung des Darwinismus, oder die von Const. Frantz angekündigte Bearbeitung der Schellingschen Religionsphilosophie in einer Million von Exemplaren herzustellen und zu verbreiten, so würde uns ein solcher Vorschlag durch den Nobilingschen Mordplan sehr eindringlich begründet erscheinen. Die Welt krankt nicht an Kirchenmangel, sondern an fehlendem Kirchentriebe. Die „Teufel und Gespenster" des wissenschaftlichen Materialismus verscheuchten den religiösen Trieb; sie setzten sich in Kopf und Herz der Gebildeten fest, hier ihren Einzug haltend durch die offenen Pforten der Literatur. Hier sind sie in das Innere der Menschen hineingeschlüpft, und hier müssen sie wieder hinaus.

Kampf gegen den wissenschaftlichen Materialismus, Führung des wissenschaftlichen Nachweises, daß die materialistische Weltanschauung nicht die Krone, sondern der Bankerott des philosophischen Forschens ist: mit diesem Kampfziel ist die große Wunde unserer Zeit angedeutet; hier

muß die Quelle aller Attentate verstopft, hier muß die deutsche Ehre gesühnt, hier ein Denkmal deutscher Treue und Geistestiefe errichtet werden.

---

7. Ueber das metaphysische Bedürfniß des Menschen.

(Aus dem Schopenhauer'schen Hauptwerke: „Die Welt als Wille und Vorstellung". II. Band.)

.... Den Menschen ausgenommen, wundert sich kein Wesen über sein eigenes Dasein; sondern ihnen allen versteht dasselbe sich so sehr von selbst, daß sie es nicht bemerken. Aus der Ruhe des Blickes der Thiere spricht noch die Weisheit der Natur, weil in ihnen der Wille und der Intellekt noch nicht weit genug auseinandergetreten sind, um bei ihrem Wiederbegegnen sich über einander verwundern zu können. So hängt hier die ganze Erscheinung noch fest am Stamme der Natur, dem sie entsprossen, und ist der unbewußten Allwissenheit der großen Mutter theilhaft. — Erst nachdem das innere Wesen der Natur (der Wille zum Leben in seiner Objektivation) sich durch die beiden Reiche der bewußtlosen Wesen und dann durch die lange und breite Reihe der Thiere, rüstig und wohlgemuth, gesteigert hat, gelangt es endlich, beim Eintritt der Vernunft, also im Menschen, zum ersten Male zur Besinnung: dann wundert es sich über seine eigenen Werke und frägt sich, was es selbst sei. Seine Verwunderung ist aber um so ernstlicher, als es hier zum ersten Male mit Bewußtsein dem Tode gegenübersteht, und neben der Endlichkeit alles Daseins auch die Vergeblichkeit alles Strebens sich ihm mehr oder minder aufdringt. Mit dieser Besinnung und dieser Verwunderung entsteht daher das dem Menschen allein eigene Bedürfniß einer Metaphysik: er ist sonach ein animal metaphysicum. ....

.... Unter Metaphysik verstehe ich jede angebliche Erkenntniß, welche über die Möglichkeit der Erfahrung, also über die Natur, oder die gegebene Erscheinung der Dinge, hinausgeht, um Aufschluß zu ertheilen über Das, wodurch jene, in einem oder dem andern Sinne, bedingt wäre; oder, populär zu reden, über Das, was hinter der Natur steckt und sie möglich macht. ....

.... Religionen sind dem Volke nothwendig, und sind ihm eine unschätzbare Wohlthat. ....

.... Mit der Erklärung der Erscheinungen in der Welt finden wir auch die Physik (im weitesten Sinne des Wortes) beschäftigt. Aber in der Natur ihrer Erklärungen selbst liegt schon, daß sie nicht genügen können. Die Physik vermag nicht auf eigenen Füßen zu stehen, sondern bedarf einer Metaphysik, sich darauf zu stützen; so vornehm sie auch gegen diese thun mag. Denn sie erklärt die Erscheinungen durch ein noch Unbekannteres, als diese selbst sind: durch Naturgesetze, beruhend auf Naturkräften, zu welchen auch die Lebenskraft gehört. Allerdings muß der ganze gegenwärtige Zustand aller Dinge auf der Welt, oder in der Natur, nothwendig aus rein physischen Ursachen erklärbar sein. Allein ebenso nothwendig müßte eine solche Erklärung, gesetzt man gelangte

wirklich so weit, sie geben zu können, — stets mit zwei wesentlichen Unvollkommenheiten behaftet sein (gleichsam mit zwei faulen Flecken, oder wie Achill mit der verwundbaren Ferse, oder der Teufel mit dem Pferdefuß), vermöge welcher alles so Erklärte doch wieder eigentlich unerklärt bliebe. Erstlich nämlich mit dieser, daß der Anfang der Alles erklärenden Kette von Ursachen und Wirkungen, d. h. zusammenhängenden Veränderungen, schlechterdings nie zu erreichen ist, sondern, eben wie die Grenzen der Welt in Raum und Zeit, unaufhörlich und ins Unendliche zurückweicht; und zweitens mit dieser, daß sämmtliche wirkende Ursachen, aus denen man Alles erklärt, stets auf einem völlig Unerklärbaren beruhen, nämlich auf den ursprünglichen Qualitäten der Dinge und den in diesen sich hervorthuenden Naturkräften, vermöge welcher jene auf bestimmte Art wirken, z. B. Schwere, Härte, Stoßkraft, Elasticität, Wärme, Elektricität, chemische Kräfte u. s. w., und welche nun in jeder gegebenen Erklärung stehen bleiben, wie eine gar nicht wegzubringende unbekannte Größe in einer sonst vollkommen aufgelösten algebraischen Gleichung; wonach es dann keine noch so gering geschätzte Thonscherbe giebt, die nicht aus lauter unerklärlichen Qualitäten zusammengesetzt wäre. Also diese zwei unausweichbaren Mängel in jeder rein physikalischen, d. h. causalen Erklärung, zeigen an, daß eine solche nur relativ sein kann, und daß die ganze Methode und Art derselben nicht die einzige, nicht die letzte, also nicht die genügende, d. h. nicht diejenige sein kann, welche zur befriedigenden Lösung des schweren Räthsels der Dinge und zum wahren Verständniß der Welt und des Daseins jemals zu führen vermag; sondern daß die physische Erklärung, überhaupt und als solche, noch einer metaphysischen bedarf, welche den Schlüssel zu allen ihren Voraussetzungen lieferte, eben deshalb aber auch einen ganz andern Weg einschlagen müßte. Der erste Schritt hierzu ist, daß man den Unterschied beider, mithin den zwischen Physik und Metaphysik, zum deutlichen Bewußtsein bringt und festhält. Er beruht im Allgemeinen auf der Kantischen Unterscheidung zwischen Erscheinung und Ding an sich. ....

.... Als das nothwendige Credo aller Gerechten und Guten kann man dieses aufstellen: „ich glaube an eine Metaphysik.“ In dieser Hinsicht ist es wichtig und nothwendig, daß man sich von der Unhaltbarkeit einer absoluten Physik überzeuge, um so mehr, da diese, der eigentliche Naturalismus, eine Ansicht ist, die sich dem Menschen von selbst und stets von Neuem aufdringt und nur durch tiefere Spekulation vernichtet werden kann, als deren Surrogat, in dieser Hinsicht, allerlei Systeme und Glaubenslehren, insofern und so lange sie gelten, freilich auch dienen. Daß aber eine grundfalsche Ansicht sich dem Menschen von selbst aufdringt und erst künstlich entfernt werden muß, ist daraus erklärlich, daß der Intellekt ursprünglich nicht bestimmt ist, uns über das Wesen der Dinge zu belehren, sondern nur ihre Relationen, in Bezug auf unsern Willen, uns zu zeigen: er ist, wie wir im zweiten Buche finden werden, das bloße Medium der Motive. Daß nun in diesem die Welt sich auf eine Weise schematisirt, welche eine ganz andere, als die schlechthin wahre Ordnung der Dinge darstellt, weil sie uns eben nicht den Kern, sondern nur die äußere Schaale derselben zeigt, geschieht accidentaliter und kann dem Intellekt nicht zum Vorwurf gereichen; um so weniger, als er doch wieder in sich selbst die Mittel

findet, jenen Irrthum zu rectificiren, indem er zur Unterscheidung zwischen Erscheinung und Wesen an sich der Dinge gelangt, welche Unterscheidung im Grunde zu allen Zeiten da war, nur meistens sehr unvollkommen zum Bewußtseyn gebracht und daher ungenügend ausgesprochen wurde, sogar oft in seltsamer Verkleidung auftrat. Schon die christlichen Mystiker z. B. erklären den Intellekt, indem sie ihn das Licht der Natur nennen, für unzulänglich, das wahre Wesen der Dinge zu erfassen. Es ist gleichsam eine bloße Flächenkraft, wie die Elektricität, und dringt nicht in das Innere der Wesen.

Die Unzulänglichkeit des reinen Naturalismus tritt, wie gesagt, zuvörderst auf dem empirischen Wege selbst, dadurch hervor, daß jede physikalische Erklärung das Einzelne aus seiner Ursache erklärt, die Kette dieser Ursachen aber, wie wir a priori, mithin völlig gewiß wissen, ins Unendliche rückwärts läuft, so daß schlechthin keine jemals die erste sein konnte. Sodann aber wird die Wirkung jeder Ursache zurückgeführt auf ein Naturgesetz, und dieses endlich auf eine Naturkraft, welche nun als das schlechthin Unerklärliche stehen bleibt. Dieses Unerklärliche aber, auf welches alle Erscheinungen jener so klar gegebenen und so natürlich erklärbaren Welt, von der höchsten bis zur niedrigsten, zurückgeführt werden, verräth eben, daß die ganze Art solcher Erklärung nur eine bedingte, gleichsam nur ex concessis ist, und keineswegs die eigentliche und genügende; daher ich oben sagte, daß physisch Alles und nichts erklärbar sei. Jenes schlechthin Unerklärliche, welches alle Erscheinungen durchzieht, bei den höchsten, z. B. bei der Zeugung, am auffallendsten, jedoch auch bei den niedrigsten, z. B. den mechanischen, ebensowohl vorhanden ist, giebt Anweisung auf eine der physischen Ordnung der Dinge zum Grunde liegende ganz anderartige, welche eben das ist, was Kant die Ordnung der Dinge an sich nennt und was den Zielpunkt der Metaphysik ausmacht. — Zweitens aber erhellt die Unzulänglichkeit des reinen Naturalismus aus jener philosophischen Grundwahrheit, welche wir in der ersten Hälfte dieses Buches ausführlich betrachtet haben und die eben auch das Thema der Kritik der reinen Vernunft ist: daß nämlich alles Object, sowohl seinem objectiven Dasein überhaupt, als der Art und Weise (dem Formellen) dieses Daseins nach, durch das erkennende Subject durchweg bedingt, mithin bloße Erscheinung, nicht Ding an sich ist; wie dies § 7 des ersten Bandes auseinandergesetzt und daselbst dargethan worden, daß nichts täppischer sein kann, als daß man, nach Weise aller Materialisten, das Objective unbesehens als schlechthin gegeben nimmt, um aus ihm Alles abzuleiten, ohne irgend das Subjective zu berücksichtigen, mittelst dessen, ja in welchem, allein doch jenes dasteht. Proben dieses Verfahrens liefert zu allernächst unser heutiger Mode-Materialismus, der eben dadurch eine rechte Barbiergesellen- und Apotheker-Lehrlings-Philosophie geworden ist. Ihm, in seiner Unschuld, ist die unbedenklich als absolut real genommene Materie das Ding an sich, und Stoßkraft die einzige Fähigkeit eines Dinges an sich, indem alle anderen Qualitäten nur Erscheinungen derselben sein können.

Mit dem Naturalismus, oder der rein physikalischen Betrachtungsart, wird man demnach nie ausreichen: sie gleicht einem Rechnungsexempel, welches nimmermehr aufgeht. End- und anfangslose Causalreihen, unerforschliche Grundkräfte, unendlicher Raum, anfangslose Zeit,

endlose Theilbarkeit der Materie, und dieses Alles noch bedingt durch ein erkennendes Gehirn, in welchem allein es dasteht, so gut wie der Traum, und ohne welches es verschwindet, — machen das Labyrinth aus, in welchem sie uns unaufhörlich herumführt. Die Höhe, zu welcher in unseren Zeiten die Naturwissenschaften gestiegen sind, stellt in dieser Beziehung alle früheren Jahrhunderte in tiefen Schatten, und ist ein Gipfel, den die Menschheit zum ersten Male erreicht. Allein, wie große Fortschritte auch die Physik (im weiten Sinn der Alten verstanden) je machen möge, so wird damit noch nicht der kleinste Schritt zur Metaphysik geschehen sein, so wenig wie eine Fläche, durch noch so weit fortgesetzte Ausdehnung, je Cubikinhalt gewinnt. Denn solche Fortschritte werden immer nur die Kenntniß der Erscheinung vervollständigen, während die Metaphysik über die Erscheinung selbst hinausstrebt, zum Erscheinenden. Und wenn sogar die gänzlich vollendete Erfahrung hinzukäme, so würde dadurch in der Hauptsache nichts gebessert sein. Ja, wenn selbst Einer alle Planeten sämmtlicher Fixsterne durchwanderte, so hätte er damit noch keinen Schritt in der Metaphysik gethan. Vielmehr werden die größten Fortschritte der Physik das Bedürfniß einer Metaphysik immer fühlbarer machen, weil eben die berichtigte, erweiterte und gründlichere Kenntniß der Natur einerseits die bis dahin geltenden metaphysischen Annahmen immer untergräbt und endlich umstößt, andererseits aber das Problem der Metaphysik selbst deutlicher, richtiger und vollständiger vorlegt, dasselbe von allem blos Physischen reiner absondert und eben auch das vollständiger und genauer erkannte Wesen der einzelnen Dinge dringender die Erklärung des Ganzen und Allgemeinen fordert, welches, je richtiger, gründlicher und vollständiger empirisch erkannt, nur desto räthselhafter sich darstellt. Dies Alles wird freilich der einzelne simple Naturforscher in einem abgesonderten Zweige der Physik nicht sofort deutlich inne, vielmehr schläft er behaglich bei seiner erwählten Magd im Hause des Odysseus, sich aller Gedanken an die Penelopeia entschlagend. Daher sehen wir heutzutage die Schale der Natur auf das Genaueste durchforscht, die Intestina der Intestinalwürmer und das Ungeziefer des Ungeziefers haarklein gekannt; kommt aber Einer, wie z. B. ich, und redet vom Kern der Natur, so hören sie nicht hin, denken eben, es gehöre nicht zur Sache und klauben an ihren Schalen weiter. Jene überaus mikroskopischen und mikrologischen Naturforscher findet man sich versucht, die Topfgucker der Natur zu nennen. Die Leute aber, welche vermeinen, Tiegel und Retorte seien die wahre und einzige Quelle aller Weisheit, sind in ihrer Art ebenso verkehrt, wie es weiland ihre Antipoden, die Scholastiker waren. Wie nämlich diese ganz und gar in ihre abstracten Begriffe verstrickt, mit diesen sich herumschlugen, nichts außer ihnen kennend, noch untersuchend, so sind jene ganz in ihre Empirie verstrickt, lassen nichts gelten, als was ihre Augen sehen, und vermeinen damit bis auf den letzten Grund der Dinge zu reichen, nicht ahnend, daß zwischen der Erscheinung und dem sich darin Manifestirenden, dem Dinge an sich, eine tiefe Kluft, ein radicaler Unterschied ist, welcher nur durch die Erkenntniß und genaue Grenzbestimmung des subjectiven Elements der Erscheinung aufgeklärt wird, und durch die Einsicht, daß die letzten und wichtigsten Aufschlüsse über das Wesen der Dinge allein aus dem Selbstbewußtsein geschöpft werden können, — ohne welches

Alles man nicht einen Schritt über das den Sinnen unmittelbar Gegebene hinauskann, also nicht weiter gelangt, als bis zum Problem. — Jedoch sei auch andererseits bemerkt, daß die möglichst vollständige Naturerkenntniß die berichtigte Darlegung des Problems der Metaphysik ist; daher soll Keiner sich an diese wagen, ohne zuvor eine, wenn auch nur allgemeine, doch gründliche, klare und zusammenhängende Kenntniß aller Zweige der Naturwissenschaft sich erworben zu haben. Denn das Problem muß der Lösung vorhergehen. Dann aber muß der Blick des Forschers sich nach innen wenden; denn die intellectuellen und ethischen Phänomene sind wichtiger, als die physischen, in demselben Maße, wie z. B. der animalische Magnetismus eine ungleich wichtigerg Erscheinung als der mineralische ist. Die letzten Grundgeheimnisse träte der Mensch in seinem Innern, und dieses ist ihm am unmittelbarsten zugänglich, daher er nur hier den Schlüssel zum Räthsel der Welt zu finden und das Wesen aller Dinge an Einem Faden zu erfassen hoffen darf. Das eigenste Gebiet der Metaphysik liegt also allerdings in Dem, was man Geistesphilosophie genannt hat.

„Du führst die Reihen der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen:
— — — — — — — — — —
Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime tiefe Wunder öffnen sich."

---

8. Die Philosophie kann den Glauben nicht verleihen, ihm aber die Wege ebnen, jedenfalls aber dem Unglauben steuern.

In dem Sonntagsblatt des „Reichsboten" vom 5. Februar 1888 stand folgender Artikel:

„Freunde der Philosophie werden mir vielleicht dankbar sein, wenn ich sie auf die Schriften eines Mannes hinweise, welcher, obwohl nicht Fachphilosoph, dennoch in philosophischen Kreisen sich einen Namen erworben hat vermöge der Selbstständigkeit und Originalität seines philosophischen Denkens. Es ist Dr. J. L. A. Koch, Direktor der Königlich württembergischen Staatsirrenanstalt Zwiefalten. In diesem seinem eigenartigen Hauptlebensberufe liegt zum großen Theile die Eigenthümlichkeit seiner Philosopie begründet, welche, frei von jedem Mystizismus, vielmehr stark verstandesmäßig ausgeprägt, die Geheimnisse des Lebens nicht umnebelt, nicht verflüchtigt, sondern fest umgrenzt und so sie wahrhaft als Geheimnisse erkennen lehrt. Auf Grund einer unbefangenen, jeder Fachschablone abholden, ausgezeichnet scharfen Beobachtung der gegebenen Thatsachen in der Welt, vor allem der Thatsachen des menschlichen Bewußtseins führt Koch den Nachweis, wie die Existenz des menschlichen Geistes als eines Besonderen gegenüber dem Leibe und ebenso die Existenz einer „Welt über uns" genau mit ebenderselben Gewißheit feststehe, als die Existenz der Außenwelt um uns her. Ein

Nachweis, welcher in seinem weiteren Verlaufe Raum schafft für das ganze ausgedehnte, selbstständige Gebiet kirchlicher Wissenschaft und kirchlichen Lebens. Diejenigen unter den zahlreichen Schriften Kochs, welche hier vorzugsweise in Betracht kommen, sind: a. Erkenntnißtheoretische Untersuchungen, 1883; b. Grundriß der Philosophie; 1. Auflage 1884; 2. erweiterte und durchgesehene Auflage 1885; c. Die Wirklichkeit und ihre Erkenntniß; 1886. Sie sind sämmtlich bei Erwin Herwig in Göppingen erschienen. Von mäßigem Umfange und entsprechend geringem Preise, sind sie ausdrücklich für Laien mit berechnet. Und so empfehle ich sie denn allen, welche irgend Zeit zu dergleichen Studien übrig haben, insbesondere meinen Mitarbeitern im geistlichen Amte aufs angelegentlichste, indem ich mit folgenden beiden Worten Kochs aus seiner „Wirklichkeit" schließe: „Wer dem Glauben mit der Philosophie auf die Beine helfen will, der hat seine Macht noch nicht erfahren" (S. 348). „Es wird den Einzelnen wie den Völkern keine Philosophie für sich, keine Naturwissenschaft und überhaupt nichts auf die Dauer helfen und wieder aufhelfen können als das Christenthum und eine Erneuerung der Geister durch das Christenthum, die man eben nicht auf philosophischem Wege erlangt" (S. 354). E. H.

* * *

Die vorstehenden beiden Citate aus Koch sind gewiß nicht geeignet, bei des Einsenders Amtsbrüdern das Ansehen der Philosophie und die Werthschätzung ihres Beistandes für eine religiöse Wiedergeburt unseres Volkes zu steigern; vielmehr könnte es scheinen, als sei Dr. Koch ein Philosoph, der von der Philosophie nicht viel hält, und mehr vom Studium der Philosophie abhalten als zu ihr anleiten will. Das kam uns so seltsam vor, daß wir uns die von dem Herrn E. H. erwähnten drei Kochschen Schriften kommen ließen, um jene Citate auf ihren Zusammenhang zu prüfen. Diese Prüfung ergiebt nun den entgegengesetzten Eindruck. Dr. Koch fügt nämlich den Worten: „Wer dem Glauben mit der Philosophie auf die Beine helfen will, der hat seine Macht noch nicht erfahren" folgenden Satz hinzu:

„Wenn aber auch das alles richtig ist, und ich glaube, daß es richtig ist, so ist es deshalb doch nicht so, daß nun das Christenthum und die Philosophie nicht möglicherweise in der einen und der anderen Art einander nützlich und förderlich sein könnten, oder daß sie gar in einem feindseligen Verhältnisse zu einander stehen und die christliche und die philosophische Weltansicht nothwendig gegenseitig ausschließen müßten."

Schopenhauer hat nun gerade bewiesen, daß ein solcher Gegensatz zwischen Philosophie und Christenthum nicht besteht, sondern in den wesentlichsten Stücken volle Uebereinstimmung. Eben deshalb kann die Schopenhauersche Philosophie dem christlichen Glauben die Wege ebnen, jedenfalls aber dem herrschenden Unglauben steuern, nämlich ihm seinen wissenschaftlichen Nimbus nehmen.

Eine solche Bedeutung spricht auch Dr. Koch der Philosophie zu. In seinem „Grundriß der Philosophie" heißt es wie folgt:

„Ich möchte wünschen, daß sich für meine Erkenntnißtheorie und Weltansicht und deren ferneren Ausbau viele interessiren würden, damit

sie schon früher zur Geltung kämen als dann erst, wenn große Katastrophen die Menschheit wieder zur Besinnung gebracht. . . .

. . . . Die Philosophie bietet zunächst dem, der sich mit ihr in rechter Weise beschäftigt, in solcher Beschäftigung, in dem Wissen, zu dem sie führt, in der Art zu denken, die sie bewirkt, hohe Freude, die der kennt, der's erfaßt hat. Sie ist eine Würze des Lebens und erhebt über das Alltägliche und Gemeine. Und jede Philosophie, die solches nicht thun kann, mag ihren Stolz lassen, denn sie ist ein Wurm, der an der Erde kriecht und thut, als ob es ein Adler wäre, ein armseliges Marktweib das thut als ob es eine Priesterin wäre. Und die Philosophie wirkt auch wieder zurück auf das Leben selbst, auf das Handeln, das sie nicht begründet, und hierauf wirkt eine falsche Philosophie wieder zurück.

Aber auch die beste Philosophie: alle Räthsel löst sie nicht, gut und glücklich macht sie allein die Menschheit nicht, und auf sie zu sterben wäre wohl nicht jedermanns Ding. Das bloße wissenschaftliche Ueberzeugtsein vom Dasein Gottes, die historische und kritische Wissenschaft der Ethik und dergleichen Dinge, sie geben so wenig die volle Kraft für das Leben und das Sterben, als die Kunst allein oder die Naturwissenschaft oder gar die Entwicklungslehre. Wer aber tiefer eingedrungen ist, der findet, daß die Philosophie der Religion nicht widerstreitet. Auch dieser gegenüber nimmt die Philosophie in schlechthiniger Voraussetzungslosigkeit zunächst kritisch Stellung. Wenn sie aber findet, daß nichts vorhanden ist, was gegen die mögliche Berechtigung religiösen Glaubens sprechen würde, welcher der menschlichen Sehnsucht volle Genüge verheißt, so mag sie wohl auch in ihrem Theile, nicht in ihrem Prinzip und ihrem Geschäfte nach, aber de facto uns hinführen zur Religion, unsern Geist und unser Herz hinweisen und hinleiten auf den Frieden, nach dem sie verlangten."

So viel aus Koch. Was den Standpunkt des Herrn E. H. betrifft, so unterscheidet sich davon der unsrige darin, daß er den „Freunden der Philosophie unter seinen Amtsbrüdern, die Zeit zu dergleichen Studien haben, die Koch'schen Schriften empfiehlt", während wir meinen, daß jeder Geistliche ein Freund der Philosophie werden muß und ihm zum Studium der Philosophie und zur philosophischen Bekämpfung des Materialismus niemals die Zeit fehlen darf.

---

9. Wie ist die Feindschaft gegen das Christenthum zu brechen?

(Aus dem „Deutschen Adelsblatt", geschrieben drei Tage vor dem Ableben des Kaisers Wilhelm.)

In unseren Betrachtungen über „Die moderne Staatskunst und das Schulwesen" sagten wir beim Abschnitt N. „Der religiöse Liberalismus" u. A. als Inbegriff der ganzen Tendenz dieser Artikel Folgendes:

„Für die religiöse Wiedergeburt in Europa haben die Eigenthümlichkeiten und Weltauffassungen des religiösen Liberalismus ungefähr die nämliche Bedeutung, wie für die äußere Mission die Denk- und Sprachformen der außereuropäischen Heiden. Unter den Begriff des

„religiösen Liberalismus" fallen nämlich nicht nur die Anhänger des politischen Liberalismus, sondern auch die ganze Sozialdemokratie, wie nicht minder sehr zahlreiche Elemente der conservativen und Regierungspartei. Der religiöse Liberalismus ist also das eigentliche Arbeitsfeld derjenigen Staatskunst, welche sich auf den Boden des „practischen Christenthums und sozialen Königthums" stellt, und deren Verwirklichung auf eine entsprechende National-Erziehung lossteuert."

Dies ganz bestimmte Leitmotiv unserer erwähnten Aufsätze hätte diese vor Mißverständnissen und Mißbilligungen schützen können, wie sie uns von einem Leser des „Deutschen Adelsblatts" brieflich über unsere Berufung auf Schopenhauer und Rich. Wagner eröffnet wurden. Denn, sollten unsere Betrachtungen ihrem propagandistischen Zwecke entsprechen, so mußten sie nicht auf die gewohnte Denk-, Gefühls- und Ausdrucksweise orthodoxer Christen, sondern auf die Meinungen, Empfindungen und Ausdrucksformen solcher Kreise gestimmt werden, welche erst wieder allgemein für christliche oder religiöse Anschauungen zurückzugewinnen, ja sogar erst einmal wieder dahin zu bringen sind, um nicht wie jetzt die Berliner Lehrer beim Worte „christlich" in Harnisch zu gerathen. Gerade weil Schopenhauer den orthodoxen Christen vielfach als ein Feind des Christenthums erscheint, fallen seine hinreißenden Beweisführungen über die Nothwendigkeit und Berechtigung der Religion um so schwerer in die Wagschale. Unsere apologetische Bezugnahme auf Schopenhauer war deshalb durch unsere Tendenz eine unvermeidliche. Schopenhauer ist eben der mächtigste Gegner des wissenschaftlichen Materialismus und der naturalistischen Religionslosigkeit. Will man den letzteren bekämpfen und besiegen, so darf man nicht die stärksten und siegreichsten Waffen verschmähen. Es würde das auf eine Kriegskunst hinauslaufen, welche unter Verzicht auf den vielleicht unchristlichen Charakter der Kanonen und Flinten in moderne Schlachten mit „Pfeil und Bogen" ziehen und trotzdem auf Siege und Eroberungen rechnen wollte. Jeder Kenner der philosophischen und naturwissenschaftlichen Zeitströmungen kann es bezeugen, daß die Schopenhauer'sche Philosophie, namentlich in den letzten zehn Jahren, den naturalistischen Aberwitz mächtig dämpfte. Es ist in erster Linie seinen Keulenschlägen zu verdanken, daß die Naturwissenschaftler den übersinnlichen Dingen gegenüber bescheidener auftreten. Sehr lehrreich lautet in dieser Hinsicht ein Ausspruch Richard Wagner's in seinen wunderbar tiefen und schönen Aufsätzen über „Religion und Kunst". Auch Wagner kämpft für eine religiöse Weltauffassung gegen Materialismus und Atheismus.

„Zu diesem Zwecke — sagt er — werden wir uns nicht an die stumpfe Menge, sondern an die besseren Geister zu wenden haben, durch deren andererseits noch vorherrschende eigene Unklarheit der befreiende Lichtstrahl der richtigen Erkenntniß zu jener Menge eben noch nicht hindurchzudringen vermag. Diese Unklarheit ist aber so groß, daß es wirklich erstaunlich ist, die allerbedeutendsten Köpfe jeder Zeit, seit dem Aufkommen der Bibel, davon behaftet und zur Seichtigkeit des Urtheils angeleitet zu sehen. Man denke an Goethe, der Christus für problematisch, den lieben Gott aber für ganz ausgemacht hielt, in Betreff des letzteren allerdings die Freiheit sich wahrend, ihn in der Natur auf seine Weise aufzufinden; was dann zu allerhand physikalischen Versuchen und Experimenten führte, deren fortgesetzte Betreibung den gegen-

wärtig herrschenden menschlichen Intellect wiederum zu dem Ergebnisse führen mußte, daß es gar keinen Gott gebe, sondern nur „Kraft und Stoff". Es war — und dies, wie spät erst! — einem einzigen großen Geiste vorbehalten, die mehr als tausendjährige Verwirrung zu lichten. Daß der unbefriedigte Denker endlich, auf dem Boden einer wahrhaftigen Ethik, wieder festen Fußes sich aufrichten konnte, verdanken wir dem Ausführer Kant's, dem weitherzigen Arthur Schopenhauer."

Diese von Richard Wagner mit Recht verherrlichte Ethik Schopenhauer's ist nun keine andere als die christliche Ethik, das Gebot der christlichen Bruder-, ja Feindesliebe. Welch' mächtigen Eindruck die Darstellung dieser christlichen Ethik in der Sprache Schopenhauer's selbst auf Leute macht, die für manchesterliche, also für solche Zeitungen schreiben, welche volkswirthschaftlich auf dem Boden der denkbar unchristlichen Ethik stehen*), konnte man bei Gelegenheit der jüngsten Festartikel zu Ehren Schopenhauer's mit Händen greifen. Obwohl Schopenhauer die politischen Kartenhäuser demokratischer und parlamentarischer Wahnvorstellungen unbarmherzig über den Haufen warf, können auch Preßorgane, wie die „Freisinnige Zeitung" und das „Berliner Tageblatt" nicht umhin, dem großen Philosophen bei Gelegenheit seines hundertsten Geburtstages den Zoll ihrer Bewunderung darzubringen und dadurch die Schriften ihres furchtbarsten Gegners zu empfehlen. Das „Berliner Tageblatt" schließt den vierten seiner Artikel „Arthur Schopenhauer" von Otto Neumann-Hofer über „Schopenhauer's Ethik" wie folgt:

„Wir sehen zu unserer Verwunderung, wie aus einem so wenig versprechenden Anfange, wozu Schopenhauer durch die Aufrichtigkeit der Erkenntniß genöthigt war, aus der Leugnung der Willensfreiheit und aus der Leugnung des Einflusses der Ethik auf den Willen, sich eine so reine und erhabene, dem Christenthume übrigens sehr verwandte Moral entwickelt hat. Nur um den Kern dieser Moral noch einmal in Schopenhauer's wunderbarster Sprache wiederzugeben, schließen wir mit folgendem Citat aus dem zweiten Bande des Hauptwerkes, S. 261:

„„Wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie, und ebenfalls die Schönheit, überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens. Wo diese in hohem Grade hervortritt, kann sie den Mangel jener Eigenschaften so sehr ersetzen, daß man solche vermißt zu haben sich schämt. Sogar der beschränkteste Verstand, wie auch die groteske Häßlichkeit werden, sobald die ungemeine Güte des Herzens sich in ihrer Begleitung kundgethan, gleichsam verklärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jede andere verstummen muß. Denn die Güte des Herzens ist eine transscendente Eigenschaft, gehört einer über dies Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder anderen Vollkommenheit incommensurabel. Wo sie

---

*) Wir erinnern hier nur an den Vers: „Laß sie nur Alle, so frißt Einer den Andern auf", welchen der Abgeordnete Alexander Meyer in der Sitzung des Reichstages vom 10. Februar 1888 als „Inbegriff hoher Weisheit" und Quintessenz dessen verherrlichte, „was wir als Manchestertheorie vertheidigen".

in hohem Grade vorhanden ist, macht sie das Herz so groß, daß es die Welt umfaßt, so daß jetzt Alles in ihm, nichts mehr außerhalb liegt; da sie ja alle Wesen mit dem eigenen identificirt. Alsdann verleiht sie auch gegen Andere jene grenzenlose Nachsicht, die sonst Jeder nur sich selber widerfahren läßt. Ein solcher Mensch ist nicht fähig, sich zu erzürnen, sogar wenn etwa seine eigenen, intellectuellen oder körperlichen Fehler den boshaften Spott und Hohn Anderer hervorgerufen haben, wirft er, in seinem Herzen, nur sich selber vor, zu solchen Aeußerungen der Anlaß gewesen zu sein, und fährt daher, ohne sich Zwang anzuthun, fort, jene auf das Liebreichste zu behandeln, zuversichtlich hoffend, daß sie von ihrem Irrthum hinsichtlich seiner zurückkommen und auch in ihm sich selber wiedererkennen werden. Was ist dagegen Witz und Genie? Was Bako von Verulam?""

Auf diese im „Berliner Tageblatt" verherrlichte christliche Ethik läuft auch Richard Wagner's Kunstphilosophie hinaus. Dadurch erhalten die Wagner'schen Kunstbestrebungen für die Anhänger des „Practischen Christenthums" einen höchst sympathischen Charakter, so daß es uns nicht befremdend, sondern ganz selbstverständlich erscheint, daß Königliche Prinzen und Minister Mitglieder des Wagner-Vereins sind. Wir finden in dem Verzeichniß der Mitglieder des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins unter „Berlin-Potsdam" (Zweigverein) folgende Eintragungen:

Ehrenpräsident: Staatsminister von Puttkamer.

Vorsitzender: Graf Waldersee.

Stellvertreter: Unterstaatssecretär Schraut.

Als Mitglieder sind verzeichnet u. A.:

Seine königliche Hoheit Prinz Wilhelm von Preußen und Gemahlin, sowie zahlreiche andere Prinzen und Prinzessinnen.

Von Staatsministern finden wir die Herren von Bötticher, Bronsart von Schellendorf, Dr. Delbrück, von Goßler, Dr. Lucius, Maybach, von Schelling. Außerdem sind mehrere hundert Namen aus der hohen Aristokratie und dem höheren Beamtenthum verzeichnet.

Von höchster Stelle sind wiederholt die religiösen, weihevollen und nationalen Eindrücke und Impulse bezeugt worden, welche die Wagner'sche Kunst erzeugt.

Se. k. k. Hoheit der Kronprinz sprach sich in Weimar über die Bayreuther Parsifalaufführung in den überschwänglichsten Worten aus. „Der zweite Theil stehe ihm noch etwas fern — sagte er — aber er kenne nichts Ueberwältigenderes als den ersten und dritten. Diese Musik sei für ihn das Weihevollste, was er gehört habe. Der betreffende Zeitungsbericht fügt hinzu, daß die Weimarer Künstler, zu denen der Kronprinz so sprach, ganz ergriffen von der Wärme waren, mit welcher der hohe Herr seinen Empfindungen über Wagner und dessen letztes Werk Ausdruck gab.

Ganz ähnlich waren die Eindrücke, welche Se. k. Hoheit Prinz Wilhelm in Bayreuth empfing. Er äußerte sich der Wittwe Wagner, deren Töchtern und Hans von Wolzogen gegenüber in tief ergriffener Weise. Er erklärte, daß Bayreuth das deutsche Olympia werden müsse und daß er es als eine Schmach für die deutsche Nation ansehen würde, wenn dieselbe aus Gleichgültigkeit die Festspiele eingehen lassen sollte.

Als die Zeitschrift „Pionier" im August 1886 diese Thatsachen, wie auch die Anwesenheit des Herrn Staatsministers von Puttkamer

meldete, fügte sie über die Bedeutsamkeit solcher Besuche für das Wohl des Staates folgende Bemerkung hinzu:

„Der Herr Minister wird bei dieser Gelegenheit durch eigenes Schauen und Empfinden erfahren haben, welche Hülfskraft er in seiner Eigenschaft als Chef der Polizei in der Wagner'schen Kunst zur Bekämpfung der materialistischen Zeit- und Sittenströmung besitzt.“

Noch eingehender sprach sich genannte Zeitschrift am 30. Dezember 1886 über das Verhältniß aus, welches zwischen der Wagner'schen Kunstauffassung und der sozialen Frage obwaltet. Der betreffende Artikel stellte die Beantwortung eines Briefes dar, welcher folgende, gegen Wagner gerichtete Abweisungen enthielt:

„Man mache den Wagner-Cultus nicht zu einer sozialreformatorischen Pionierangelegenheit, sondern überlasse die Wagner'schen Bestrebungen denen, die den Beruf dazu aus ihrer Lebensstellung, ihrem Reichthum herleiten wollen und denen, welchen es ein doppelter Hochgenuß ist, in distinguirter Gesellschaft exquisiten Productionen als Mitpatron beiwohnen zu dürfen. Der Pionier ist für die schaffende, arbeitende Bevölkerung, der Wagner-Verein für die genießende.“

Die Antwort lautete:

„Wir besaßen über die Wagnerschen Bestrebungen früher eine ähnliche Meinung, gaben diese aber auf, weil wir später den „dreifachen Wagner“ kennen lernten, wie ihn Moritz Wirth in seinem Buche „Bismarck, Wagner, Rodbertus“ geschildert hat. Dieser gesammte Wagner erfüllt alle Pionier-Anforderungen, welche unser Briefschreiber vermißt. Auch mit der sozialen Frage steht er in dem innigsten Zusammenhang, wie Moritz Wirth, Hans von Wolzogen und Dr. Schläger solches überzeugend nachgewiesen haben. Der ganze Ideen-Complex, wie er sich in den Schriften, Kunstaufführungen und Bestrebungen der Wagner-Gemeinde vorfindet, bildet einen geistigen, moralischen und ästhetischen Jungbrunnen, wie wir ihn in unserer blasirten Zeit für Bewältigung großer und kleiner Pionieraufgaben nicht entbehren können. Hätte zur Zeit des zweiten Kaiserreichs in Frankreich ein „Wagner-Cultus“ geherrscht, statt eines „Offenbach-Cultus“, so würde heute warscheinlich Frankreich die erste Rolle in Europa weiter spielen Ganz sicher würde die Lösung der sozialen Fragen weiter vorgeschritten sein. Denn es fehlte Napoleon und seiner Umgebung dazu nicht an Einsichten — die sozialpolitischen Schriften des späteren Kaisers beweisen das —, sondern nur an dem sittlichen Ernst. Und gerade diese moralische Inbrunst bildet das hervorragendste Merkmal des „Wagner“ Cultus“.

Aus diesem Grunde ist es auch für die soziale Frage und für das Schicksal aller anderen Pionieraufgaben nicht gleichgültig, ob unser Hof, unsere Minister, unsere Geburts- und Geldaristokratie dem Wagner- oder Offenbach-Cultus anhängen. Es ist für uns jedesmal ein Festtag, wenn wir lesen, daß einer unserer Prinzen oder Minister in Bayreuth war, und, ergriffen von übermächtigen Eindrücken, diesen öffentlichen Ausdruck verlieh, oder gar an die Spitze von Bestrebungen trat, um jene heiligenden Eindrücke zu verallgemeinern.

Unser absprechender Briefschreiber würde Recht haben, wenn Bayreuth und das, was damit zusammenhängt, als ein „neues Genußmittel“ des übersättigten Reichthums aufzufassen wäre. Die zehn Bände der Wagnerschen Schriften, sowie die zahlreichen Veröffentlichungen der Wagner-

Gemeinde weisen aber auf das Gegentheil, nämlich auf eine neue Quelle idealer Lebensauffassungen, hochherziger Gesinnungen und Entschlüsse hin.

Wenn Dr. Schläger in seiner Abhandlung: „Richard Wagners Parsifal und seine Bedeutung in und für unsere Zeit“ den also lautenden Ausspruch des amerikanischen Denkers Emerson citirt:

„Das Glück des Einen kann nicht bestehen mit oder bei dem Elend des Anderen. Niemand ist vollendet, so lange noch Jemand unvollendet ist. Das Wohl des Einen ist nicht vorhanden, so lange noch das Weh irgend eines Anderen besteht“ —,

wenn Dr. Schläger, auf den Schultern Emersons stehend, und von den gewaltigen Parsifal-Eindrücken beherrscht, seine Abhandlung dann mit den großen Worten schließt:

„Die Aufgabe ist heute, aus der Passivität zur Aktion, zur kühnen Initiative hinauszutreten, als Ritter des Grals dem Recht Geltung, dem Ideal Macht und dem Mitleid eine die Welt überwindende Organisation zu geben“ —,

wenn ein Mitglied der Wagnergemeinde in dieser Weise redet und zwar eben als Ausfluß der Eindrücke des „Wagner-Cultus“, so liegt die praktische Wichtigkeit solcher Auffassungen für jede edle Pionierthätigkeit selbst unter den Gesichtspunkten der praktischen Zweckmäßigkeit offen auf der Hand. Auch unser absprechender Briefschreiber würde sich dieser Eindrücke und Auffassungen nicht entschlagen, wenn er nur dazu übergehen wollte, anstatt Wagnersche Concertmusik, gute Wagnersche Aufführungen, vor allen Dingen aber die Schriften Wagners, Wolzogens, Wirths, Schlägers u. s. w. auf sich wirken zu lassen. Es wird dann ein Gefühl der Beseligung über ihn kommen, wie Moses es empfunden haben mag, als ihm in der Wüste die Vision des gelobten Landes zu Theil wurde. Der große Pionier in der Wüste war dieser Zukunftsbilder bedürftig, damit er daran Muth und Hoffnung für sein praktisches Vorwärtsschreiten in freudenloser, hartbedrängter Gegenwart stärkte.“

Was diesen von Wagner ausdrücklich vertretenen Glauben an die Zukunft betrifft, so ist das ein praktisch bedeutsamer Punkt, in welchem der große Kunstphilosoph verschiedene Gefahren einer mißverständlichen Auffassung des Schopenhauer'schen Pessimismus aufhebt. Die Verkörperung der Wagnerschen Philosophie ist eben der christliche Held Parsifal, und dieser ist wieder die Verkörperung der christlichen Ethik, der christlichen Erlösungs-Idee und der christlichen Erlösungs-That, also auch des inbrünstigen, bergeversetzenden Glaubens an die sittliche Macht des Christenthums. Besonders auf den christlichen Adel angewandt, erscheint der Gralritter Parsifal als verkörpertes Ideal des Ritterthums, d. h. der ritterlichen oder der Retter-That.

Soviel über Wagner und Schopenhauer als Kampfgenossen gegen Naturalismus und Materialismus, vor allen Dingen aber für Erzeugung derjenigen Weltanschauungen und Gemüthsstimmungen, ohne welche in einer moralisch blasirten Zeit von Verwirklichung des „Practischen Christenthums“ gar keine Rede sein kann.

Ebenso wichtig sind beide Genies für Ausgestaltung des „Sozialen Königthums“. Wie Schopenhauer den höheren Werth der Monarchie für die allgemeine Wohlfahrt gegenüber der Republik begründet, haben

wir unsern Lesern schon früher angedeutet. Nicht minder beweiskräftig sind auch die Darlegungen Wagners über diesen Gegenstand. Beide große Männer sind über den Verdacht irgend welcher Liebedienerei vollkommen erhaben. Schopenhauer stand außer aller Verbindung mit fürstlichen Kreisen; seine Lebensstellung, seine Persönlichkeit, jede Zeile in seinen Schriften legen Zeugniß davon ab, daß er nur die Wahrheit, und nichts als die Wahrheit suchte. Schon aus diesem Grund ist er ein unschätzbarer Bundesgenosse für die geistige und moralische Eroberung solcher Gegner, welche in dem ehrlichen Wahne leben, Königthum und Christenthum seien Gegensätze und Hindernisse der allgemeinen Wohlfahrt. Diesen Wahn zerstört Schopenhauer wie kein anderer. Aber auch Wagner zerstört ihn mit so großartigen Gründen, daß diese trotz seiner Freundschaft mit einem Könige keinem Verdachte unterliegen. In gewisser Hinsicht ist Wagner für demokratische Kreise noch beweiskräftiger als Schopenhauer, weil er als ehemaliger Revolutionär ganz und gar von demokratischen Standpunkten ausgeht und diese, sofern sie berechtigt sind, auch später festhält, ja sie idealisirt und verbürgt, indem er sie mit seinen Gedanken über Religion, Christenthum und Königthum harmonisch verschmilzt. Man wolle in dieser Beziehung nachlesen, was Wagner in seinen Abhandlungen über „Staat uud Religion", über „Deutsche Kunst und Deutsche Politik", über „Religion und Kunst" sagt.

Wahrhaft ergreifend sind gerade im gegenwärtigen Augenblicke seine Worte über das tragische Schicksal der Könige. „Erst am Loose und Leiden der Könige" — führt er aus — „kann die tragische Bedeutung der Welt ganz und voll zur Erkenntniß gebracht werden." Das wunderbare Kapitel, aus welchem wir diese Worte entnehmen, enthält eine so überwältigende Wahrheit, daß sich ihr kein ehrlicher Widersacher des Königsthums entziehen kann. Diese Wagner'sche Abhandlung erhebt auch die Aufrichtigkeit des religiösen Gefühls der Könige, welche der gemeine Sinn so oft in Zweifel zieht, zu einer Sache der höchsten Wahrscheinlichkeit, ja Selbstverständlichkeit. Er sagt: „Die (in christlichen Thaten bestehende) Eigenschaft der wahrhaften Religiösität, das christliche Beispiel, welche sich nicht durch Disput, sondern einzig durch das thätige Beispiel kundgiebt, wird, wenn sie dem König innewohnt, zur einzigen, dem Staate mit der Religion vortheilhaften Offenbarung, durch welche diese mit jenem in Beziehung tritt. Niemand mehr als Er, ist durch seine hohe, fast übermenschliche Stellung dazu gedrängt, das Leben nach seinem tiefsten Ernste zu erfassen, und — wenn er diese seiner Stellung einzig würdige Einsicht gewinnt — ist Niemand des erhabenen Trostes und der Stärkung, wie nur die wahre Religion sie gewährt, bedürftiger, als Er. Was keine Klugheit des Politikers erreicht, wird ihm, so ausgerüstet und befähigt, einzig dann möglich werden: aus jener Welt in diese blickend, wird der traurige Ernst, mit welchem ihn der Anblick der dort herrschenden Leidenschaften erfüllt, ihn zur Ausübung strenger Gerechtigkeit befähigen; die innige Erkenntniß dessen, das alle diese Leidenschaften aber nur aus dem einen großen Leiden der unerlösten Menschheit selbst entspringen, wird ihn hingegen mitleidend zur Gnade stimmen. Unbeugsame Gerechtigkeit, stets bereite Gnade — hier ist das Mysterium des königlichen Ideals! Dem Staate zugewandt, ihm zum Heile gereichend, entsteht die Möglichkeit der Erreichung dieses Ideals, aber nicht aus der Tendenz des Staates, sondern aus der Religion;

und hier wäre daher der glücklichste Vereinigungspunkt, in welchem Staat und Religion, wie in den ahnungsvollen Uranfängen beider, wiederum zusammenfielen."

Soviel über die Wagner'sche Auffassung des religiösen Königthums.

Wir reihen an diese Sätze einige Aussprüche Wagner's über die christliche Religion und christliche Kunst.

Seiner Abhandlung über „Religion und Kunst" setzt Wagner folgendes Wort Schiller's als Motto vor:

„Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir blos deßwegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind." (Schiller an Goethe.)

Nachdem Wagner den Buddhismus geschildert, sagt er:

„Anders verhielt es sich mit der christlichen Religion. Ihr Gründer war nicht weise, sondern göttlich; seine Lehre war die That des freiwilligen Leidens; an ihn glauben, hieß: ihm nacheifern, und Erlösung hoffen, hieß: mit ihm Vereinigung suchen. „Den ‚Armen am Geiste' war keine metaphysische Erklärung der Welt nöthig; die Erkenntniß ihres Leidens lag der Empfindung offen, und nur diese nicht verschlossen zu halten war göttliche Forderung an den Gläubigen."

Von der Uebereinstimmung wahrer Kunst mit wahrer Sittlichkeit und wahrer Religion sagt er:

„Da ich zu der Ueberzeugung gelangte, daß wahre Kunst nur auf der Grundlage wahrer Sittlichkeit gedeihen kann, durfte ich der ersteren einen um so höheren Beruf zuerkennen, als ich sie mit wahrer Religion vollkommen Eines erfand."

.... „Hält man sich an den eigentlichen Charakter des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will; es ist also, in seiner reinen Form, Darstellung schöner Sittlichkeit oder die Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion."

In Beantwortung der Frage: „Was nützt diese Erkenntniß?" sagt er das bedeutungsvolle Wort:

„Wir erkennen den Grund des Verfalles der historischen Menschheit, sowie die Nothwendigkeit einer Regeneration derselben; wir glauben an die Möglichkeit dieser Regeneration, und widmen uns ihrer Durchführung in jedem Sinne."

Dieser letztere Ausspruch enthält nichts anderes als die Begründung des „Practischen Christenthums" und „Sozialen Königthums", wie solche im „Deutschen Adelsblatt" ihre Darstellung gefunden haben, und zwar unter Gesichtspunkten, welche auch für ehrliche Gegner im liberalen und sozialdemokratischen Lager die Anziehungskraft der Vernunft und Wahrheit ausüben können. Freilich ist mit der schönsten Theorie für Brechung der gegen Christenthum und soziales Königthum bestehenden Feindschaft noch nicht viel geleistet. Auch hier liegt der Sieg lediglich in den Thaten. Es nützt gar nichts, die Ethik des Christenthums zu verkünden, wenn die Praxis des Lebens das himmelschreiende Gegentheil dieser

Ethik offenbart. Es nützt gar nichts, wenn große Philosophen und royalistische Enthusiasten vom Königthum das Heil der Staaten und ihre Erlösung aus den Sclavenketten höchst unchristlicher Lebensgewohnheiten erwarten, wenn dies Königthum nicht eifriger, umfassender zu einem „Sozialen Königthum" ausgestaltet wird. Es nützt nichts, wenn Wagner als Ideal christlicher Ritterlichkeit den Gralritter Parsifal mit allem Zauber christlicher Sittlichkeit und Kunst umkleidet, wenn dieses Vorbild nicht in höherem Maße Nachahmung findet. Es nützt im Kampf gegen die Unsittlichkeit nichts, daß Prinzen und Minister Mitglieder des Richard Wagner-Vereins sind, wenn die Wagner'schen Kunstgedanken außer Stande bleiben, das frivole Theater zu bändigen und die öffentlichen Schaustellungen und Vergnügungen von französischem Unrath zu reinigen.

Das Verderben ist auf allen Gebieten wie eine wahre Sündfluth gewachsen und in Folge dessen auch das Mißtrauen gegen die führenden Mächte, so daß nur von großen Thaten, ja, wie in den Geburtsstunden des Christenthums, nur von wahren Wunderthaten Rettung zu erwarten ist. Gute Theorien zur Brechung der Feindschaft gegen Christenthum und Königthum sind deshalb nicht überflüssig, sondern sogar von höchster practischer Wichtigkeit, weil alle Culturentwicklung von Culturprinzipien ausgeht. Aber den Ausschlag geben schließlich doch ganz allein die Thaten. Denn nur durch sie werden Culturprinzipien Culturmächte!

IV.

Soziales Königthum

als

moderne Gestaltung der Landesväterlichkeit.

Das Königthum wird fortan ein leerer Schatten, oder eine Despotie werden, oder untergehen in Republik, wenn es nicht den hohen sittlichen Muth hat, ein Königthum der sozialen Reform zu werden.
Lorenz v. Stein.

Von Kindesbeinen an bin ich Republikaner. Und trotzdem oder vielleicht gerade dadurch bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß nichts eine größere Zukunft und eine segensreichere Rolle haben könnte, als das Königthum, wenn es sich nur entschließen könnte, soziales Königthum zu werden. Mit Leidenschaft würde ich dann sein Banner tragen, und die constitutionellen Theorien würden dann bald in die Rumpelkammer geworfen werden. Ferdinand Lassalle.

Der Regierungssozialismus könnte mit der Zeit ein recht gefährlicher Factor für die Sozialdemokratie werden, nämlich wenn er einmal schlau zu operiren verstehen sollte. Johann Most. (1878.)

Inhalt:

Die soziale Frage und der preußische Staat.*)

(Geschrieben am 11. Sept. 1874.)

I.

Gustav Schmoller, ein hervorragendes Mitglied der Katheder-Sozialisten, veröffentlichte im April d. J. einen Artikel, worin er die preußische Regierung indirect aufforderte, ihrerseits die Lösung der sozialen Frage in die Hand zu nehmen. Dieser Artikel erregte in Fachkreisen damals ein nicht gewöhnliches Aufsehen. Auch die Sozialdemokratie nahm in eilfertiger Beflissenheit davon Notiz und druckte triumphirend die Sympathieäußerungen nach, welche Schmoller dem Kampfe der Arbeiter zu Theil werden läßt. Nur die Schmoller'sche Schilderung der Sozialpolitik des preußischen Königthums mundete den Sozialdemokraten begreiflicherweise nicht, weshalb dieser beste Theil des Aufsatzes theils mit Stillschweigen übergangen und theils mit Hohn überschüttet wurde.

Noch unerfreulicher für den wohlmeinenden und talentvollen Schmoller war die Aufnahme, welche sein meisterhaft geschriebener Artikel in liberalen Kreisen und Zeitungen fand. Weil hier noch die Manchester-Doktrin auf dem Throne sitzt, so mußte Schmoller die verbissenen Anhänger derselben nothwendig in große Aufregung versetzen; seine strenge Kritik der bestehenden Gesellschaft erschreckte ihr von der „volkswirthschaftlichen Harmonie Bastiats" eingeschläfertes soziales Seligkeitsgefühl, während seine Appellation an die mächtige Retterhand des preußischen Königthums auf sie wirkte wie ein Verrath, verübt an den obersten und heiligsten Prinzipien der liberalen Schule in Nationalöconomie und Politik.

Aber auch in der politischen Blut-Freundschaft Schmollers verursachte der Aufsatz ein Stutzen, das keineswegs überall in Applaus verlief. Heinrich von Treitschke, der nationalliberale Achilles, trat in der großen Rüstung seiner pathetischen und blanken Beredsamkeit aus der Reserve heraus, worin er sich bezüglich der sozialen Frage seither hielt, und begann gegen seinen Freund Schmoller eine so merkwürdige Polemik, daß die Berliner Volks-Ztg. schon durch seine Einleitung außer Rand und Band gebracht wurde.

Der helleren Uebersicht wegen schließe ich diesen übrigens noch nicht zu Ende geführten Streit zwischen Schmoller und Treitschke von meiner heutigen Betrachtung aus. Dieselbe fordert sowohl der Personen wegen, die den Streit führen, wie auch der neuen Beleuchtung halber, die der Gegenstand dabei erfährt, zu einer besonderen Behandlung auf. Für

---

*) Aus der Schrift: „Patriotische Gewissenserforschungen". I. Bd. Von O. Jung.

heute halte ich mich an die Spezialpolitik des preußischen Königthums, welche Schmoller in das Gedächtniß der Zeitgenossen zurückrief. Was Treitschke betrifft, so richtete sich seine Polemik übrigens nicht gegen die Ansichten, welche Schmoller über den sozialen Beruf der Hohenzollern verkündet, womit Treitschke vielmehr sympathisirt.

Meine Leser werden sich erinnern, daß die preußische Regierung ungefähr um dieselbe Zeit, als sie von Schmoller aufgefordert wurde, die soziale Frage in die Hand zu nehmen, das scheinbare Gegentheil davon in die Hand nahm, nämlich den Polizeistock, und damit höchst unsanft über die Sozialdemokraten herfiel. Ohne daß ich die Schmoller'sche Aufforderung mit dieser Razzia in ursächlichen Zusammenhang bringen will, läßt sich doch nicht leugnen, daß sie ganz und gar an diejenige Hohenzoller'sche Art erinnert, deren sich auch der alte Fritz, sein großes volkswirthschaftliches Vorbild, „das böse Wetter von Hohenzollern", bediente, um bei sich im Lande die damaligen sozialen Fragen zu lösen: rasch, hart und gewaltsam, aber von väterlicher weitblickender Fürsorge geleitet; auf große gemeinnützige Ziele hingerichtet und damit erfolg- und ruhmgekrönt.

Da, wo die echten preußischen Traditionen erwachen, ist der Corporalstock niemals Selbstzweck! Hinter dem König, der das Unkraut niedertritt, steht der König, der die guten Keime emsig pflegt.

Hinter der Regierung, welche die Fortschrittspartei ohne Sentimentalität, ja häufig ohne Rücksicht auf bestehende Gesetze wie Landesfeinde verfolgte und erdrückte, stand die Regierung, welche das Gute, Gesunde und Heilsame des fortschrittlichen Programms zu dem ihrigen machte und damit innerhalb dieser Partei ehemalige Feinde in aufrichtig überzeugte Freunde verwandelte!

Es wird sich nicht auf Sand gebaut erweisen, wenn wir diesen, in unser Aller Gedächtniß lebenden Vorgang der neuesten preußischen Geschichte als ein Unterpfand dafür betrachten, daß das preußische Königthum auch andere, jetzt noch schwebende Kämpfe zum guten Ende führen, und, speziell das gegenwärtige Thema betreffend, auch dem arbeitenden Volke den Beweis liefern wird, daß die polizeiliche Niederhaltung der Sozialdemokratie sehr wohl vereinbar ist mit Geist, Praxis und Erfolg der alten fürsorglichen und landesväterlichen Sozialpolitik der Hohenzollern.

Wo schon so Großes geleistet wurde, ist es wohl erlaubt, auch fernerhin Großes zu erwarten! Oder ist der gegentheilige Schluß berechtigter?

Wir wissen, daß Bismarck den Manchesterstandpunkt in der Nationalöconomie nicht theilt. Noch bekannter ist dies von seinem Rathe Lothar Bucher; die Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß Bismarck in der sozialen Frage außer dem negativen Programm, das seine Polizei gegen die Sozialdemokratie ausführt, noch ein anderes positives Programm in petto hat.

II.

Die Hohenzollern waren keine Manchestermänner. Bastiats volkswirthschaftliche Harmonien, dies Evangelium des „Hängen- und Gehenlassens", würde Friedrich Wilhelm I. wahrscheinlich für die Phantasie eines Narren gehalten haben. Selbst Adam Smith würde ihn nicht von

dem Frevel überzeugt haben, den er an den Grundprinzipien aller Volkswirthschaft beging, als er seine Beamten zwang, sich gegen ihren Willen in der Friedrichsstraße neue und damals sehr unrentable Häuser zu erbauen. Der rauhe Despot mit dem väterlichen Herzen und dem kindlichen Sinne kümmerte sich blutwenig um Theorien. Die Vorsehung hatte ihm, seinen Vorfahren und Nachfolgern ein hartes Stück practische Arbeit auf die Schultern gelegt: die Schaffung eines Staates, eines Volkes, einer Cultur. Und dies Alles gewissermaßen aus Nichts, auf einer sandigen Einöde, mit einem armen Volke, ohne Hülfsmittel der Natur, ohne politische Freundschaften, ja gegen eine Welt voll Hindernisse, bereitet von neidischen, kleinlichen Menschen und feindlichen Verhältnissen.

Da ist es wohl begreiflich, wenn ein großer englischer Schriftsteller, der prächtige Thomas Carlyle, von diesen preußischen Bahnbrechern mit lodernder Begeisterung redet und sich nicht damit begnügt, wie deutscherseits gebräuchlich, den Vater des großen Friedrich einen „tüchtigen, wenn auch rauhen, querköpfigen und schrullenhaften Menschen" zu nennen. Dies nüchterne Urtheil erklärt Carlyle für eine historische Ungerechtigkeit und beweist uns, daß das „böse Wetter von Hohenzollern" ein volkswirthschaftliches Genie höchsten Ranges, und auch als militärischer Organisator gleich groß war.

Die Sozialpolitik dieses gewaltigen und gewaltthätigen Menschen war durchaus patriarchalisch; sie bestand in der peinlichen Sorgfalt des Familienvaters um das Kleinste und Größte innerhalb des Hauswesens Denn sein Land hielt er für sein Haus und sein Volk für seine Kinder. Er gerieth in Wuth, wenn er auf den Straßen Potsdams einem Müßiggänger begegnete, und fuhr wie ein Gewitter mit dem Stocke über ihn her. Dasselbe Schicksal hatten die an den Straßenecken sitzenden Obst- und Gemüseweiber, die von ihm ohne Strickstrumpf betroffen wurden.

Gustav Schmoller verlangt wahrscheinlich nicht, daß Kaiser Wilhelm das Nämliche thue. Andere Zeiten, andere Sitten! Doch ist ohne Kenntniß dessen, was die Hohenzollern früher thaten, und des fürsorglichen väterlichen Geistes, worin sie es thaten, nicht von den sozial-politischen Traditionen des preußischen Königthums zu reden. „In Staats-Affairen geht das Heil des Ganzen dem Nutzen des Einzelnen vor." Das war die Maxime der Hohenzollern. Es war die Antwort, die Friedrich Wilhelm, der große Vater und sein großer Sohn den massenhaften Beschwerden Einzelner über erlittene Privatnachtheile entgegensetzten. Heute erlauben die größeren Mittel eine andere Art.

Friedrich Wilhelm reglementirte Alles. Er duldete nicht, daß das Korn zu wohlfeil wurde, aber auch nicht, daß der Preis zu sehr stieg. Sein Hauptwerk war die wirthschaftliche Wiedergeburt Preußens und Litthauens, das durch Pest und Hunger entvölkert worden war. Die neue Colonisation hatte den außerordentlichsten Erfolg. Schon 1736 waren 331 neue Dörfer, 10 neue Städte und Flecken erbaut und bevölkert. Daneben vernachlässigte der ruhelose König die übrigen Landestheile nicht. Die Folge war ein glücklicher Zustand in Stadt und Land. Während die Staatseinkünfte im Jahre 1712 kaum $2^1/_2$ Millionen Thaler betrugen, waren sie am Schlusse seiner Regierung auf ca. 7400000 Thaler gestiegen. „Niemals vorher sind in einem germanischen Staate

die Kräfte eines Landes so zusammengehalten worden wie in Preußen unter diesem König."

Sein großer Sohn und Nachfolger, Friedrich II., setzte die soziale und wirthschaftliche Politik seines unvergleichlichen Vaters fort. „Die ersten 23 Jahre seiner Regierung — erzählt Gustav Freitag — hatte er gerungen und gekriegt, seine Kraft gegen die Welt durchzusetzen, noch 23 Jahre sollte er friedlich über sein Volk herrschen als ein weiser und strenger Hausvater. Die Ideen, nach denen er den Staat leitete, mit größter Selbstverleugnung aber selbstwillig, das Größte erstrebend und auch das Kleinste beherrschend, sind zum Theil durch höhere Bildungen der Gegenwart überwunden worden. Wie er selbst sein Behagen und seine Ausgaben dem Wohl des Staates unterordnete, mit etwa 200 000 Thalern den ganzen königlichen Haushalt bestritt, zuerst an den Vortheil des Volkes und zuletzt an sich dachte, so sollten alle seine Unterthanen bereitwillig das tragen, was er ihnen als Pflicht und Last auferlegte. Die Zahl der thätigen Menschen vermehren, jede Thätigkeit so lohnend als möglich machen und so hoch als möglich steigern, so wenig als möglich vom Ausland kaufen, Alles selbst produciren, den Ueberschuß über die Grenzen fahren, das war der Hauptgrundsatz seiner Staatswirthschaft. Unablässig war er bemüht, die Morgenzahl des Ackerbodens zu vergrößern, neue Stellen für Ansiedler zu schaffen. Sümpfe wurden ausgetrocknet, Seen abgezapft, Deiche aufgeworfen. Canäle wurden gegraben, Vorschüsse bei Anlagen neuer Fabriken gemacht, Städte und Dörfer auf Antrieb und mit Geldmitteln der Regierung massiver und gesünder wieder aufgebaut; das landschaftliche Creditsystem, die Feuersocietät, die königliche Bank wurden gegründet."

„Für alle seine Länder sorgte der König, nicht zuletzt für sein Schmerzenskind, das neu erworbene Schlesien. Als der König die große Landschaft eroberte, hatte sie wenig mehr als eine Million Einwohner. Trotz der drei schlesischen Kriege war das Land bald weit blühender, als zur Kaiserzeit. Einst hatten 100 Jahre nicht ausgereicht, die handgreiflichen Spuren des dreißigjährigen Krieges zu verwischen, die Leute erinnerten sich wohl, wie überall in den Städten die Schutthaufen aus der Schwedenzeit gelegen hatten, überall neben den gebauten Häusern die wüsten Brandstellen. Durch die Preußen waren die Spuren nicht nur alter Verwüstung, auch der neuen des siebenjährigen Krieges nach wenigen Jahrzehnten getilgt. Friedrich hatte einige Hundert neue Dörfer angelegt, hatte 15 ansehnliche Städte zum großen Theil auf königliche Kosten wieder in regelmäßigen Straßen aufmauern lassen, er hatte den Gutsherrn den harten Zwang auferlegt, einige Tausend eingezogener Bauernhöfe wieder aufzubauen und mit erblichen Eigenthümern zu besetzen. Zur Kaiserzeit waren die Abgaben weit geringer gewesen, aber sie waren ungleich vertheilt und lasteten zumeist auf den Armen, der Adel war vom größten Theil derselben befreit, die Erhebung war ungeschickt, viel wurde veruntreut und schlecht verwendet, es floß verhältnißmäßig wenig in die kaiserlichen Cassen: die Preußen dagegen hatten das Land in kleine Kreise getheilt, den Werth des gesammten Bodens abgeschätzt, in wenig Jahren alle Steuerbefreiung aufgehoben, das Land zahlte jetzt seine Grundsteuer, die Städte ihre Accise."

„So trug die Provinz die doppelten Lasten mit größerer Leichtigkeit, nur die Priviligirten murrten; und dabei konnte sie noch 40 000

Soldaten unterhalten, während sonst etwa 2000 im Lande gewesen waren. Vor 1740 hatten die Edelleute die großen Herren gespielt; wer katholisch und reich war, lebte in Wien, wer sonst das Geld aufbringen konnte, zog nach Breslau; jetzt saß die Mehrzahl der Gutsherren auf ihren Gütern, die Krippenreiterei hatte aufgehört, der Adel wußte, daß es ihm beim König für eine Ehre gelte, wenn er für die Cultur des Bodens sorgte, und daß der neue Herr solchen kalte Verachtung zeigte, die nicht Landwirthe, Beamte oder Officiere waren."

„Aber noch etwas Anderes fiel dem Schlesier an dem preußischen Wesen auf, und bald gewann dies Auffallende eine stille Herrschaft über seine eigene Seele. Das war ein hingebender spartanischer Geist der Diener des Königs, der bis in die niederen Aemter so häufig zu Tage trat. Da waren die Accise-Einnehmer, schon vor Einführung des französischen Systems wenig beliebt, invalide Unterofficiere, alte Soldaten des Königs, die seine Schlachten gewonnen hatten, im Pulverdampfe ergraut waren. Sie saßen jetzt an den Thoren und rauchten aus ihrer Holzpfeife, sie erhielten sehr geringen Gehalt, konnten sich gar nichts zu Gute thun, aber sie waren vom frühen Morgen bis zum späten Abend zur Stelle, thaten ihre Pflicht gewandt, kurz, pünktlich wie alte Soldaten pflegen. Sie dachten immer an den Dienst, er war ihre Ehre, ihr Stolz. Und noch lange erzählten alte Schlesier aus der Zeit des großen Königs ihren Enkeln, wie ihnen auch an anderen preußischen Beamten die Pünktlichkeit, Strenge und Ehrlichkeit aufgefallen war. Da war in jeder Kreisstadt ein Einnehmer der Steuern, er hauste in seiner kleinen Dienststube, die vielleicht zu gleicher Zeit sein Schlafzimmer war, und sammelte in einer großen hölzernen Schüssel die Grundsteuer, welche die Schulzen allmonatlich am bestimmten Tage in seine Stube trugen. Viele tausend Thaler waren auf langer Liste verzeichnet und bis auf den letzten Pfennig in die großen Hauptcassen abgeliefert. Gering war die Besoldung auch eines solchen Mannes, er saß, nahm ein und packte in Beutel, bis sein Haar weiß wurde und die zitternde Hand nicht mehr die Zweigroschenstücke zu werfen vermochte. Und der Stolz seines Lebens war, daß der König auch ihn persönlich kannte, und wenn er einmal durch den Ort fuhr, während dem Umspannen schweigend aus den großen Augen nach ihm hin sah, oder, wenn er sehr gnädig war, ein wenig gegen ihn das Haupt neigte. Mit Achtung und einer gewissen Scheu sah das Volk auch auf diese untergeordneten Diener eines neuen Prinzips. Und nicht die Schlesier allein. Es war damit überhaupt etwas Neues in die Welt gekommen. Nicht aus Laune nannte Friedrich II. sich den ersten Diener des Staates. Wie er auf den Schlachtfeldern seinem wilden Adel gelehrt hatte, daß es höchste Ehre sei, für das Vaterland zu sterben, so drückte sein unermüdliches pflichtgetreues Sorgen auch dem kleinsten seiner Diener im entlegenen Grenzort die große Idee in die Seele, daß er zuerst zum Besten seines Königs und des Landes zu leben und zu arbeiten habe."

III.

Es wurde schon angedeutet, daß die streitenden Schriftsteller Schmoller und von Treitschke eine Wiederbelebung und Fortsetzung der Sozial-

politik des preußischen Königthums dringend befürworten. Doch scheint es, als dächten sie unter dieser „hohenzollernschen Sozialpolitik“ nicht dasselbe. Treitschke scheint den Schwerpunkt auf das erzieherisch-stramme, jede bürgerliche Kraft hart anspannende preußische Regiment zu legen, während Schmoller offenbar mehr an eine active staatliche Nothhelferschaft zu Gunsten der Arbeiterclassen denkt. Beiden Schriftstellern schwebt die Sozialpoltik des preußischen Königthums als eine im höchsten Grade volksfreundliche und volksbeglückende vor, doch denkt sie sich Treitschke in den Mitteln mehr als eine pädagogische, Schmoller mehr als eine volkswirthschaftliche; dem Einen ist der König mehr der strenge Zuchtmeister, dem Andern mehr der sorg- und wachsame Familienvater. Treitschke faßt das Verhältniß aristokratisch, Schmoller dahingegen demokratisch auf.

Da die sozial-politischen Thaten der Hohenzollern für beide Auffassungen überreichlichen Anhalt darbieten, so hielt ich es im vorhergegangenen Abschnitte für rathsam, auch diejenigen historischen Daten dem Rahmen dieses Berichtes einzuverleiben, welche der Treitschke'schen Auffassungsweise zu Grunde liegen, damit wir später, bei näherer Darlegung des zwischen den beiden Männern entbrannten Streites, im Stande sind, Beiden gleich gerecht zu werden.

Wer dieser Wiederauffrischung geschichtlicher Erinnerungen aber zur Orientirung nicht bedarf, wird sie als patriotisches Ergötzen empfinden und mir ein längeres Verweilen dabei nicht verübeln. Von diesen Ansichten geleitet, lasse ich der früheren Schilderung der wundergleichen Wirksamkeit Friedrichs in Schlesien nachstehend eine Freytag'sche Skizze über die vielleicht nach größeren Culturthaten dieses Königs in Posen und Westpreußen folgen:

„Als der König in den Besitz von Westpreußen gelangte, war Land und Volk dem Untergange nahe. Raublustiges Gesindel zog plündernd im Lande umher, überfiel kleinere Städte und deutsche Dörfer. Immer ärger ward dieses Wüthen gegen die Deutschen, nicht nur aus Glaubenseifer, noch mehr aus Habsucht. Der polnische Edelmann Roskowski zog einen rothen und einen schwarzen Stiefel an, der eine sollte Feuer, der andere Tod bedeuten; so ritt er brandschatzend von einem Ort zum andern, ließ endlich in Jastrow dem Prediger Willich Hände, Füße und zuletzt den Kopf abhauen und die Glieder in einen Morast werfen.

„Die preußischen Beamten, welche in das Land geschickt wurden, waren erstaunt über die Trostlosigkeit der unerhörten Zustände. Viele Städte lagen in Trümmern, wie die meisten Höfe des Flachlandes. Bromberg, die deutsche Colonistenstadt, fanden die Preußen in Schutt und Ruinen. Kulm hatte aus alter Zeit seine wohlgefügten Mauern und die stattlichen Kirchen erhalten, aber in den Straßen ragten die Hälse der Hauskeller über das morsche Holz und die Ziegelbrocken der zerfallenen Gebäude hervor, ganze Straßen bestanden nur aus solchen Kellerräumen, in denen elende Bewohner hausten. Von den 40 Häusern des großen Marktplatzes hatten 18 keine Thüren, keine Dächer, keine Fenster und keine Eigenthümer. In ähnlicher Verfassung waren auch andere Städte.

„Wer an der Grenze Pommerns einem Dorfe nahte, der sah graue Hütten und zerrissene Strohdächer auf kahler Fläche, ohne einen Baum,

ohne einen Garten. Das schmutzige und wüste Volk lebte von Brei aus Roggenmehl, oft nur von Kräutern, die sie als Kohl zur Suppe kochten, von Häringen und Branntwein, dem Frauen wie Männer unterlagen. Brod wurde nur von den reichsten gebacken. Viele hatten in ihrem Leben nie einen solchen Leckerbissen gegessen, in wenig Dörfern stand ein Backofen. Nicht häufig war ein Webstuhl, das Spinnrad kannte man gar nicht. Die Preußen hörten dort kein Volkslied, keinen Tanz, keine Musik; stumm und schwerfällig trank das Volk den schlechten Branntwein, prügelte sich und taumelte in die Winkel. Auch der Bauernadel unterschied sich kaum von den Bauern, er führte seinen Hakenpflug selbst und klapperte in Holzpantoffeln auf dem ungedielten Fußboden seiner Hütte.

„Ebenso dürftig und verfallen waren die Grenzstriche mit polnischer Bevölkerung. Wer einen Rock bedurfte, that wohl, selbst die Nadel zur Hand zu nehmen, denn auf viele Meilen war kein Schneider zu finden. Wer ein Haus bauen wollte, der mochte zusehen, wo er von Westen her Handwerker gewann. Noch lebte das Landvolk in ohnmächtigem Kampf mit den Herden der Wölfe, wenig Dörfer, in welchen nicht in jedem Winter Menschen und Thiere getödtet wurden.

„Es gab kaum eine Rechtspflege im Lande, der Edelmann, der Starost verfügten mit schrankenloser Willkür ihre Strafen, sie schlugen und warfen in scheußliche Kerker nicht nur den Bauer, auch den Bürger der Landstädte, der unter ihnen saß und in ihre Hände fiel. In den Händeln, die sie unter einander hatten, kämpften sie durch Bestechung bei den wenigen Gerichtshöfen, die über sie urtheilen durften; in den letzten Jahren hatte auch das aufgehört, sie suchten ihre Rache auf eigene Faust durch Ueberfall und blutige Hiebe.

„Es war in der That ein verlassenes Land, ohne Zucht, ohne Gesetz, ohne Herrn; es war eine Einöde, auf 600 Quadratmeilen wohnten 800 000 Menschen, nicht 850 auf die Meile. Und wie eine herrenlose Prairie behandelte auch der Preußenkönig seinen Erwerb, fast nach Belieben setzte er sich die Grenzsteine und rückte sie wieder einige Meilen hinaus. Bis zur Gegenwart erhielt sich in Ermland, der Landschaft um Heilberg und Braunsberg mit 12 Städten und 100 Dörfern, die Erinnerung, daß zwei preußische Tamboure mit 12 Mann das ganze Ermland durch vier Trommelschläge erobert hatten. Und darauf begann der König in seiner großartigen Weise die Cultur des Landes, gerade die verrotteten Zustände waren ihm reizvoll, und Westpreußen wurde, wie bis dahin Schlesien, fortan sein Lieblingskind, das er mit unendlicher Sorge, wie eine treue Mutter, wusch und bürstete, neu kleidete, zu Schule und Ordnung zwang und immer im Auge behielt. Noch dauerte der diplomatische Streit um den Erwerb, da warf er schon eine Schaar seiner besten Beamten in die Wildniß, wieder wurden die Landschaften in kleine Kreise getheilt, die gesammte Bodenfläche in kürzester Zeit abgeschätzt und gleichmäßig besteuert, jeder Kreis mit einem Landrath, einem Gericht, mit Post und Sanitätspolizei versehen. Neue Kirchengemeinden wurden wie durch einen Zauber ins Leben gerufen, eine Compagnie von 187 Schullehrern wurde in das Land geführt, Haufen von deutschen Handwerkern wurden geworben, vom Maschinenbauer bis zum Ziegelstreicher hinab. Ueberall begann ein Graben, Hämmern, Bauen, die Städte wurden neu mit Menschen besetzt, Straße

auf Straße erhob sich aus den Trümmerhaufen, die Starosteien wurden in Krongüter verwandelt, neue Colonistendörfer ausgesteckt, neue Ackerculturen empfohlen. Im ersten Jahre nach der Besitznahme wurde der große Canal gegraben, welcher in einem Lauf von drei Meilen die Weichsel durch die Netze mit der Oder und Elbe verbindet; ein Jahr, nachdem der König den Befehl ertheilt, sah er selbst beladene Oderkähne von 120 Fuß Länge nach dem Osten zur Weichsel einfahren. Durch die neuen Wasserstraßen wurden weite Strecken Land entsumpft, sofort durch deutsche Colonisten besetzt. Unabläßig trieb der König, er lobte und schalt; wie groß der Eifer der Beamten war, sie vermochten selten ihm genug zu thun. Dadurch geschah es, daß in wenig Jahrzehnten das wilde slavische Unkraut, welches dort auch über deutschen Ackerfurchen aufgeschossen war, gebändigt wurde, daß auch die polnischen Landstriche sich an die Ordnung des neuen Lebens gewöhnten, und daß Westpreußen in den Kriegen seit 1806 sich fast ebenso preußisch bewährte, als die alten Provinzen.

„Während der greise König sorgte und schuf, zog ein Jahr nach dem andern über sein sinnendes Haupt; stiller ward es um ihn, leerer und einsamer, kleiner der Kreis von Menschen, denen er sich öffnete. Die Flöte hatte er bei Seite gelegt, auch die neue französische Literatur erschien ihm schaal und langweilig. Unermüdlich arbeitete er an seinem Heer, an dem Wohlstand seines Volkes, immer weniger galten ihm seine Werkzeuge, immer höher und leidenschaftlicher wurde das Gefühl für die große Pflicht seiner Krone.

„Aber wie man sein siebenjähriges Ringen im Kriege übermenschlich nennen darf, so war auch jetzt in seiner Arbeit etwas Ungeheures, was den Zeitgenossen zuweilen überirdisch und zuweilen unmenschlich erschien. Es war groß, aber es war auch furchtbar, daß ihm das Gedeihen des Ganzen in jedem Augenblick das Höchste war und das Behagen des Einzelnen so gar nichts. Wenn er den Obersten, dessen Regiment bei der Revue einen ärgerlichen Fehler gemacht hatte, vor der Front mit derbem Scheltwort aus dem Dienst jagte; wenn er in dem Sumpfland mehr die Stiche der zehntausend Spaten zählte als die Beschwerden der Arbeiter, welche am Sumpffieber in den Lazarethen lagen, die er ihnen errichtet; wenn er ruhelos mit seinem Fordern auch der schnellsten That voraneilte, so verband sich mit der tiefen Ehrfurcht und Hingebung in seinem Volke auch eine Scheu wie vor Einem, dem nicht irdisches Leben die Glieder bewegt. Als das Schicksal des Staates erschien er den Preußen, unberechenbar, unerbittlich, allwissend, das Größte wie das Kleinste übersehend.

„Es war mit ihm etwas Neues in die Welt gekommen.“

IV.

Gustav Schmoller appellirt in dem großen sozialen Cultur-Prozesse an die höchste Instanz des preußischen Königthums, weil die soziale Frage vor dem Tribunale der gebildeten und besitzenden Classen in bornirter, egoistischer Gesinnung schnöde abgewiesen sei. Er macht den Stumpfsinn und die soziale Pflichtvergessenheit der höheren Classen für alle sozialdemokratischen Auswüchse verantwortlich und giebt es verzweifelnd auf, von deren Beispiel und Führerschaft noch diejenigen

Leistungen und Lösungen zu erwarten, welche zur Abwendung großer sozialer Gefahren erforderlich sind.

„Die öffentliche Meinung — sagt Schmoller — ist der Arbeiterfrage bei uns noch sehr wenig gerecht worden. Hauptsächlich beeinflußt von der Seite her, welcher die soziale Bewegung zunächst Unannehmlichkeiten für den ruhig behaglichen Gang des Geschäftslebens macht, ist sie überwiegend voreingenommen gegen den Arbeiterstand. Wer einem unbequem wird, den hält man gar zu leicht für einen schlechten Kerl. Um Beispiele ist man nicht verlegen, und so kommt man dahin, Unglaubliches von der Rohheit und Schlechtigkeit des Arbeiterstandes, von der Vortrefflichkeit seiner Gegner zu reden. Jedenfalls sollten wir uns in Bezug auf die ganze sittliche Lage des Arbeiterstandes stets fragen, ist die geistige Luft, ist die sittliche Atmosphäre, welche die moralische Verwilderung der Arbeiter erzeugt hat, nicht eben so sehr ein Product der höheren Classen, als des Arbeiterstandes. Daß der Egoismus des Individuums unbedingt berechtigt sei, ist keine Theorie, die der Arbeiterstand erfunden hat. Er macht von dieser Theorie erst neuerdings Gebrauch, und daran merkt man, was es mit ihr auf sich habe. Atheismus und Materialismus, cynisches Prassen und Verschwenden, Gleichgültigkeit gegen alle sittlichen Güter sind in einem großen Theile unserer sogenannten höheren Classen längst eingerissen, ehe man anfing, über Aehnliches bei den Arbeitern zu klagen. Eine Weltauffassung aber, die nicht mehr an eine gerechte Weltregierung, nicht mehr an einen Ausgleich nach dem Tode glaubt, die es vergessen hat, daß das höchste menschliche Glück, ein schönes Familienleben und ein reines Gewissen auch in bescheidener Lebenslage sich erreichen läßt — die muß, wenn sie eine Spur von Consequenz hat, bei den Forderungen der Sozialdemokratie ankommen. Für eine rein materialistische Denkart ist die Existenz der unteren Classen zu freudlos und zu ungerecht.

„Der Arbeiterstand ist heute wie jederzeit das, zu was ihn seine Schule und seine Wohnung, seine Werkstätte und seine Arbeit, sein Familienleben und seine Umgebung, zu was ihn das Vorbild der höheren Classen, zu was ihn die Zeitideen, die Ideale und die Laster der Zeit überhaupt machen."

Schmoller bezweifelt dann die Fähigkeit unserer Parlamente, gegen die arbeitenden Classen volle Gerechtigkeit zu üben, weil der egoistische Sinn der höheren Classen darin vorherrsche.

„Hat man nicht oft behauptet — sagt er — die Stein-Hardenbergische Gesetzgebung wäre wegen des Widerspruchs der Besitzenden unmöglich gewesen in einem constitutionellen Staate? Ist nicht das Ergebniß der Gneist'schen Untersuchungen, daß der Parlamentarismus nur dann schöne Früchte zeitige, wenn schwere soziale Kämpfe nicht zugleich dem Staatsleben obliegen?

Die Selbstverwaltung und das constitutionelle Leben will Schmoller aber deshalb nicht über Bord werfen. Auch erklärt er sich gegen den politischen Radicalismus, der die Mängel des heutigen Parlamentarismus beseitigen will durch eine noch weitere Radicalisirung unserer politischen Institutionen.

„Der soziale Classenkampf wird niemals durch Veränderung der rein politischen Formen unseres Verfassungslebens beschwichtigt werden.

Je freier die Gesellschaft als solche sich im Staate bewegt, desto größeren Spielraum hat auch der Egoismus der wirthschaftlichen Classen. Nicht in Monarchien, sondern in Republiken hat die schnödeste Classenherrschaft sich im Laufe der Geschichte gezeigt. Und jedenfalls können die Schritte, die wir etwa in nächster Zeit nach dieser Richtung noch machen können, uns nicht wesentlich helfen. Sollen wir das Wahlrecht noch weiter ausdehnen? Sollen wir etwa noch jüngere Leute und Frauen zulassen? Sollen wir in der Gemeinde das allgemeine gleiche und directe Stimmrecht einführen? Sollen wir die Staats- und Gemeindebeamten von Volkswahlen abhängig machen, um einem Heer unfähiger Stellenjäger, wie in Amerika, die Staatsgeschäfte in die Hand zu geben? Nein, das wären Experimente, die uns noch heftigeren sozialen Kämpfen und ungewissen Wechselfällen entgegenführten. Eine zeitweise Classenherrschaft des Arbeiterstandes wäre nur zu beklagen und würde rasch zu einer Reaction nach entgegengesetzter Seite führen. Die Folge würde dieselbe sein, die wir in Frankreich sehen: eine Classe folgt der andern in der politischen Herrschaft und keine ist fähig, dauernde Zustände zu schaffen."

„Nein, den Gefahren der sozialen Zukunft kann nur durch ein Mittel die Spitze abgebrochen werden: Dadurch, daß das König- und Beamtenthum, diese einzigen neutralen Elemente im sozialen Classenkampf, versöhnt mit dem Gedanken des liberalen Staates, ergänzt durch die besten Elemente des Parlamentarismus, entschlossen und sicher, die Initiative zu einer großen sozialen Reformgesetzgebung ergreifen und an diesem Gedanken ein oder zwei Menschenalter hindurch unverrückt festhalten."

„Wenn es wahr ist, daß ein Staat nur durch Festhaltung der Gedanken, die ihn groß gemacht, auch seine Größe festhalten kann, so liegt in dieser Richtung die eigentliche Zukunft der inneren preußischen Politik. Wie es dem Königthum gelang, in 200jährigem Kampfe den dritten Stand, das Bürger- und Bauernthum zu retten, zu heben und mit den vorher allein berechtigten Classen zu versöhnen, so muß es im 19. Jahrhundert den Streit des vierten Standes mit den übrigen Classen schlichten, den vierten Stand wieder harmonisch in den Staats- und Gesellschaftsorganismus einfügen. Das Königthum wird dabei im Einzelnen nicht die Mittel der älteren preußischen Sozialpolitik anwenden können; die gehören einer vergangenen Zeit, einer andern Epoche des Staatslebens an. Aber es wird auf dem Boden eines freien, im besten Sinne demokratischen Staatswesens an die sozialpolitischen Aufgaben herantreten müssen mit demselben Geiste hochherziger idealer Auffassung der Zukunft, mit demselben Geiste versöhnlicher Gerechtigkeit und sympathischer Theilnahme für die unteren Classen, mit demselben Geiste selbstvertrauender Gestaltungskraft, welcher die ältere preußische Sozialpolitik kennzeichnet."

So weit Schmoller.

Ob man sich zu einem Feldzuge im Schmoller-Treitschke'schen Sinne rüstet, und ob der jetzige Trommelwirbel in der Presse schon auf die Einleitung der Attaque schließen läßt?*)

---

*) Es dauerte allerdings noch mehrere Jahre, bis die Regierung mit dem Manchesterthum offen brach, und wieder zum alten Prinzip der „Landesväterlichkeit" zurückkehrte. Der Herausgeber.

Monarchie und Republik.*)

Geschrieben den 9. December 1874.

I.

Ein kürzlich im Druck erschienener Vortrag des Professors Dr. von Holst zu Freiburg über „die Administration des Präsidenten Jackson in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Demokratie in den Vereinigten Staaten" giebt mir die äußere Anregung zu einer Betrachtung über Monarchie und Republik.

Damit es nicht den Anschein gewinnt, als sei mein Urtheil erzeugt und beeinflußt durch flüchtige und vielleicht bald wechselnde Vorkommnisse des Augenblicks, durch den gegenwärtigen Strahlenglanz der Monarchie in Preußen und die Kläglichkeit der staatlichen Zustände in den Republiken Spanien, Frankreich und Amerika; damit das, was ich zu Gunsten der Monarchie vorführe, sachlicher und deshalb überzeugungskräftiger erscheint, schicke ich meinen Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand Europas und das von Professor Holst abgelegte Zeugniß über Amerika einige Citate aus Schopenhauer, also aus einem Schriftsteller voraus, der zu einer Zeit schrieb, als man in den literarisch-politischen Kreisen Europas die Monarchie für eine halbe Ruine und die Republik für die anbrechende Morgenröthe der Menschheit hielt.

Der Frankfurter Philosoph leitet seine lichtvollen Erörterungen mit dem Worte Voltaires ein: „der Erste, welcher König wurde, war ein glücklicher Soldat" und fährt dann seinerseits fort: „Allerdings sind ursprünglich wohl alle Fürsten siegreiche Heerführer gewesen, und lange Zeit haben sie eigentlich in dieser Eigenschaft geherrscht. Nachdem sie stehende Heere hatten, betrachteten sie das Volk als das Mittel, sich und ihre Soldaten zu ernähren, folglich als eine Heerde, für die man sorgt, damit sie Wolle, Milch und Fleisch gebe. Dies beruht darauf, daß von Natur, also ursprünglich, nicht das Recht, sondern die Gewalt auf Erden herrscht und daher vor jenem den Vorzug des primi occupantis hat, weshalb sie sich nie annulliren und wirklich aus der Welt schaffen läßt, sondern sie muß stets vertreten sein; blos dies kann man wünschen und erlangen, daß sie auf der Seite des Rechtes stehe und mit diesem verbunden sei. Demnach sagt der Fürst: ich herrsche über Euch durch Gewalt, dafür aber schließt meine Gewalt jede andere aus, denn ich werde keine andere neben der meinigen dulden, weder die von Außen kommende, noch im Innern die des Einen gegen den Andern; so seid ihr mit der Gewalt abgefunden. Eben weil dies durchgeführt worden, hat mit der Zeit und ihren Fortschritten sich aus dem Königthum etwas ganz Anderes entwickelt, und ist jener Begriff in den Hintergrund getreten, an welchem man ihn nur noch bisweilen als Gespenst vorüberschweben sieht. An seiner Stelle ist nämlich der des Landesvaters gekommen, und der König ist der feste, unerschütterliche Pfeiler geworden, auf welchem allein die ganze gesetzliche Ordnung, und dadurch die Rechte Aller sich stützen und fortbestehen. Dies aber kann er nur leisten vermöge seines angeborenen Vorrechts, welches ihm,

*) Aus der Schrift „Patriotische Gewissenserforschungen".

und nur ihm, eine Autorität giebt, der keine gleichkommt, die nicht bezweifelt und angefochten werden kann, ja, der ein Jeder wie instinctiv gehorcht. Daher heißt er mit Recht „von Gottes Gnaden“ und ist allemal die nützlichste Person im Staat, deren Verdienste durch keine Civilliste zu theuer vergolten werden können, und wäre sie noch so stark.

„Das Recht an sich selbst ist machtlos: von Natur herrscht die Gewalt. Diese nun zum Rechte hinüber zu ziehen, so daß mittelst der Gewalt das Recht herrsche, dies ist die Aufgabe der Staatskunst. Und wohl ist sie eine schwere. Man wird dies erkennen, wenn man bedenkt, welch' ein grenzenloser Egoismus fast in jeder Menschenbrust nistet, zu welchem meistens noch ein angehäufter Vorrath von Haß und Bosheit sich gesellt, und nun dazu nimmt, daß viele Millionen so beschaffener Individuen es sind, die in den Schranken der Ordnung, des Friedens, der Ruhe und Gesetzlichkeit gehalten werden sollen, während doch ursprünglich Jeder das Recht hat, zu Jedem zu sagen: „Was Du bist, bin ich auch!“ Dies wohl erwogen, muß man sich wundern, daß es im Ganzen noch so ruhig und friedlich, rechtlich und ordentlich in der Welt hergeht, wie wir es sehen, welches doch die Staatsmaschine allein zu Wege bringt. Denn unmittelbar kann immer nur die physische Gewalt wirken, da vor ihr allein die Menschen, wie sie in der Regel sind, Empfänglichkeit und Respect haben.

„Wenn man, um sich hiervon durch die Erfahrung zu überzeugen, einmal allen Zwang beseitigen und ihnen blos Vernunft, Recht und Billigkeit, aber ihrem Interesse entgegen auf das Deutlichste und Eindringlichste vorhalten wollte, so würde die Machtlosigkeit blos moralischer Gewalten daran augenfällig werden, daß man meistens nur ein Hohngelächter zur Antwort erhielte. Also allein die physische Gewalt vermag sich Respect zu verschaffen. Nun ist aber diese Gewalt ursprünglich bei der Masse, bei welcher Unwissenheit, Dummheit und Unrechtlichkeit ihr Gesellschaft leisten. Die Aufgabe der Staatskunst ist demnach zunächst diese, unter so schwierigen Umständen dennoch die physische Gewalt der Intelligenz, der geistigen Ueberlegenheit, zu unterwerfen und dienstbar zu machen. Ist jedoch diese selbst nicht mit der Gerechtigkeit und der guten Absicht gepaart, so ist, wenn es gelingt, das Resultat, daß der so errichtete Staat aus Betrügern und Betrogenen besteht. Dies aber kommt dann allmälig durch die Fortschritte der Intelligenz der Masse, so sehr man diese auch zu hemmen sucht, an den Tag und führt zu einer Revolution. Ist hingegen bei der Intelligenz die Gerechtigkeit und die gute Absicht, so giebt es einen, nach dem Maßstabe menschlicher Dinge überhaupt, vollkommenen Staat. Sehr zweckdienlich ist es hierzu, daß die Gerechtigkeit und gute Absicht nicht nur vorhanden, sondern auch nachweisbar sei und offen dargelegt werde, daher der öffentlichen Rechenschaft und Controle sich unterwerfe; wobei jedoch zu verhüten ist, daß durch die hierdurch entstehende Betheiligung Mehrerer der Einheitspunkt der Macht des ganzen Staates, mit welcher er nach innen und außen zu wirken hat, an seiner Concentration und Kraft verliere, wie dies Letztere in Republiken fast immer der Fall ist.

„Des Linnäus künstliches und arbiträr gewähltes Pflanzensystem kann durch kein natürliches ersetzt werden, so sehr auch ein solches der

Vernunft angemessen wäre und so vielfach es auch versucht worden; weil nämlich ein solches nie die Sicherheit und Festigkeit der Bestimmungen gewährt, die das künstliche und arbiträre hat. Ebenso nun kann die künstliche und arbiträre Grundlage der Staatsverfassung nicht ersetzt werden durch eine rein natürliche Grundlage, welche, die besagten Bedingungen verwerfend, an die Stelle der Vorrechte der Geburt die des persönlichen Werthes, an die Stelle der Landesreligion die Resultate der Vernunftforschung u. s. f. setzen wollte; weil eben, so sehr auch dieses Alles der Vernunft angemessen wäre, es demselben doch an derjenigen Sicherheit und Festigkeit der Bestimmungen fehlt, welche allein die Stabilität des gemeinen Wesens sichern. Eine Staatsverfassung, in welcher blos das abstracte Recht sich verkörperte, wäre eine vortreffliche Sache für andere Wesen als die Menschen sind: weil nämlich die große Mehrzahl derselben höchst egoistisch, ungerecht, rücksichtslos, lügenhaft, mitunter sogar boshaft und dabei mit sehr dürftiger Intelligenz ausgestattet ist, so erwächst hieraus die Nothwendigkeit einer in einem Menschen concentrirten, selbst über dem Gesetz und dem Recht stehenden, völlig unverantwortlichen Gewalt, vor der sich Alles beugt und die betrachtet wird als ein Wesen höherer Art, ein Herrscher von Gottes Gnaden. Nur so läßt sich auf die Länge die Menschheit zügeln und regieren. Dagegen sehen wir in den Vereinigten Staaten von Nordamerika den Versuch, ganz ohne alle solche arbiträre Grundlage fertig zu werden, also das ganz unversetzte reine abstracte Recht herrschen zu lassen. Allein der Erfolg ist nicht anlockend: denn bei aller materiellen Prosperität des Landes finden wir daselbst als herrschende Gesinnung den niedrigen Utilitarianismus nebst seiner unausbleiblichen Gefährtin, der Unwissenheit, welche der stupiden anglikanischen Bigotterie, dem dummen Dünkel, der brutalen Rohheit, im Verein mit einfältiger Weiberveneration, den Weg gebahnt hat. Und sogar noch schlimmere Dinge sind dort an der Tagesordnung, nämlich immer wachsende Pöbelherrschaft und der ganze verderbliche Einfluß, welchen die Verleugnung der Rechtlichkeit in der obern Region auf die Privatmoralität ausüben muß. Also dies Probestück einer reinen Rechtsverfassung, auf jener Kehrseite des Planeten, spricht gar wenig für die Republiken, noch weniger aber die Nachahmungen desselben in Mexico, Guatemala, Columbien und Peru."

II.

Schopenhauer fährt in der Darlegung seiner Meinung über den Vorzug der Monarchie der Republik gegenüber folgendermaßen fort: „Ein ganz besonderer und dabei paradoxer Nachtheil der Republiken ist noch dieser, daß es in ihnen den überlegenen Köpfen schwerer werden muß, zu hohen Stellen und dadurch zu unmittelbarem politischen Einfluß zu gelangen als in Monarchien. Denn gegen solche Köpfe sind nun einmal überall, immerdar und in allen Verhältnissen sämmtliche bornirte, schwache und gewöhnliche Köpfe als gegen ihre natürlichen Feinde verschworen, oder instinctmäßig verbündet, und werden fest zusammengehalten durch ihre gemeinsame Furcht vor jenen. Ihrer stets zahlreichen Schaar nun wird es, bei einer republikanischen Verfassung, leicht gelingen, die überlegenen zu unterdrücken und auszuschließen, um

ja nicht von ihnen überflügelt zu werden: sind sie doch, und zwar hier bei gleichem ursprünglichen Rechte, stets Fünfzig gegen Einen. In der Monarchie hingegen ist diese überall natürliche Ligue der bornirten gegen die bevorzugten Köpfe doch nur einseitig vorhanden, nämlich blos von unten: von oben hingegen haben hier Verstand und Talent natürliche Fürsprache und Beschützer. Denn zuvörderst der Monarch selbst steht viel zu hoch und zu fest, als daß er irgend jemandes Competenz zu fürchten hätte: zudem dient er selbst dem Staate mehr durch seinen Willen als durch seinen Kopf, welcher so vielen Anforderungen nie gewachsen sein kann. Er muß also stets sich fremder Köpfe bedienen und wird natürlich, einsehend, daß sein Interesse mit dem des Landes fest verwachsen, unzertrennlich und Eins ist, die allerbesten, weil sie die tauglichsten Werkzeuge für ihn sind, vorziehen und begünstigen, sobald er nur die Fähigkeit hat, sie herauszufinden; was sogar nicht schwer ist, wenn man sie aufrichtig sucht. Ebenso haben selbst die Minister vor angehenden Staatsmännern einen zu großen Vorsprung, als daß sie solche mit Eifersucht betrachten sollten und werden daher, aus analogen Gründen, die ausgezeichneten Köpfe gern hervorziehen und in Thätigkeit setzen, um ihre Kräfte zu benutzen.

„Auf diese Art also hat in Monarchien der Verstand immer noch viel bessere Chancen gegen seinen unversöhnlichen und allgegenwärtigen Feind, die Dummheit, als in Republiken. Dieser Vorzug aber ist ein großer. Ueberhaupt aber ist monarchische Regierungsform die dem Menschen natürliche; fast so, wie sie es den Bienen und Ameisen, den reisenden Kranichen, den wandernden Elephanten, den zu Raubzügen vereinigten Wölfen und andern Thieren mehr ist, welche alle Einen an die Spitze ihrer Unternehmungen stellen. Auch muß jede menschliche, mit Gefahr verknüpfte Unternehmung, jeder Heereszug, jedes Schiff Einem Oberbefehlshaber gehorchen: überall muß Ein Wille der leitende sein. Sogar der thierische Organismus ist monarchisch construirt; das Gehirn allein ist der Lenker und Regierer; wenngleich Herz, Lunge und Magen zum Bestande des Ganzen viel mehr beitragen, so können diese Spießbürger darum noch nicht lenken und leiten: Dies ist Sache des Gehirns allein und muß von Einem Punkte ausgehen. Selbst das Planetensystem ist monarchisch. Hingegen ist das republikanische System dem Menschen so widernatürlich, wie es dem höheren Geistesleben, also Künsten und Wissenschaften, ungünstig ist. Diesem Allen entsprechend finden wir, auf der ganzen Erde und zu allen Zeiten, die Völker, sie mögen civilisirt oder wild sein, oder auf den Zwischenstufen stehen, allemal monarchisch regiert.

„Wie wäre es überhaupt möglich, daß wir durchgängig und zu allen Zeiten, viele Millionen, ja, bis zu Hunderten von Millionen Menschen Einem Manne, ja, sogar bisweilen einem Weibe, vorläufig selbst einem Kinde, unterworfen und ihm willig gehorchen sehen, wenn nicht ein monarchischer Instinkt im Menschen läge, der ihn dazu, als dem ihm Angemessenen, treibt? Denn dies ist nicht aus der Reflexion hervorgegangen. Ueberall ist Einer der König, und seine Würde ist, in der Regel, erblich. Er ist gleichsam die Personification oder das Monogramm des ganzen Volkes, welches in ihm zur Individualität gelangt; in diesem Sinne kann er sogar mit Recht sagen: l'état c'est moi. Gerade daher sehen wir in Shakespeares historischen Dramen die Könige von England

und Frankreich sich gegenseitig France und England, auch den Herzog von Oesterreich Austria anreden, gleichsam sich als Inkarnation ihrer Nationalitäten betrachtend. So ist es eben der menschlichen Natur gemäß; und eben deshalb kann der erbliche Monarch sein und seiner Familie Wohl von dem des Landes gar nicht trennen, wie dies hingegen bei gewählten meistens der Fall ist.

„Republiken sind widernatürlich, künstlich gemacht und aus der Reflexion entsprungen, kommen daher auch nur als seltene Ausnahmen in der ganzen Weltgeschichte vor, nämlich die kleinen griechischen Republiken, die römische und die karthagische, welche noch dazu sämmtlich bedingt dadurch waren, daß $^5/_6$, vielleicht gar $^7/_8$, der Bevölkerung aus Sclaven bestanden. Hatten doch auch im Jahre 1840 die Vereinigten Staaten in Amerika auf 16 Millionen Einwohner 3 Millionen Sclaven. Zudem ist die Dauer der Republiken des Alterthums gegen die der Monarchien sehr kurz gewesen. — Republiken sind überhaupt leicht zu errichten, hingegen schwer zu erhalten: von Monarchien gilt gerade das Umgekehrte."

Ein rein parlamentarisches Regiment mit einem Puppenkönig verwirft unser Autor für Deutschland. „Dem deutschen Volke ist sein Getheiltsein in viele Stämme, die unter eben so vielen, wirklich regierenden Fürsten stehen, mit einem Kaiser über Alle, der den Frieden im Innern wahrt und des Reiches Einheit nach Außen vertritt, natürlich, weil aus seinem Charakter und seinen Verhältnissen hervorgegangen. Ich bin der Meinung, daß, wenn Deutschland nicht dem Schicksal Italiens entgegen gehen soll, die von seinem Erzfeinde, dem ersten Bonaparte, aufgehobene Kaiserwürde, und zwar möglichst effektiv, hergestellt werden muß. (Ist nach dem Tode des Autors inzwischen geschehen.) Denn an ihr (an der Kaiserwürde) hängt die deutsche Einheit und wird ohne sie stets blos nominell oder prekär sein. Weil wir aber nicht mehr zur Zeit Günthers von Schwarzburg leben, da mit der Kaiserwahl Ernst gemacht wurde (es ist damit nun doch sehr Ernst gemacht worden), so sollte die Kaiserkrone abwechselnd an Oesterreich und Preußen übergehen, auf Lebenszeit (hat sich besser gefügt). Die absolute Souveränität der kleinen Staaten ist in jedem Falle illusorisch. — Die Engländer zeigen ihren großen Verstand auch darin, daß sie ihre alten Institutionen, Sitten und Gebräuche fest und heilig halten, auf die Gefahr hin, diese Zähigkeit zu weit und bis ins Lächerliche zu treiben; weil eben jene Dinge nicht in einem müßigen Kopfe ausgeheckt, sondern allmälig aus der Macht der Umstände und der Weisheit des Lebens selbst erwachsen, und daher ihnen, als Nation, angemessen sind. Hingegen hat der deutsche Michel sich von seinem Schulmeister einreden lassen, er müsse in einem englischen Frack einhergehen, das schicke sich nicht anders: er hat ihn demnach vom Papa ertrotzt und sieht nun, mit seinen linkischen Manieren und ungelenkem Wesen, lächerlich genug darin aus."

In seinem gerechten Widerwillen gegen die Alleinherrschaft der Parlamente und die Herabwürdigung des Königsthums zur bloßen Komödie übersieht unser Geistesaristokrat, daß noch eine sehr nützliche Art von Parlamentarismus denkbar ist, welche in staatsmännischer Weisheit beide Extreme vermeidet.

Ich komme darauf noch zurück. Vorläufig gestatte ich unserm Autor noch eine Meinungsäußerung über seine Todfeinde, die Demagogen.

„Ueberall und zu allen Zeiten hat es viel Unzufriedenheit mit den

Regierungen, Gesetzen und öffentlichen Einrichtungen gegeben; größtentheils aber nur, weil man stets bereit ist, diesen das Elend zur Last zu legen, welches dem menschlichen Dasein selbst unzertrennlich anhängt, indem es, mythisch zu reden, der Fluch ist, den Adam empfing, und mit ihm sein ganzes Geschlecht. Jedoch nie ist jene falsche Vorspiegelung auf lügenhaftere und frechere Weise gemacht worden, als von den Demagogen der „Jetztzeit". Diese nämlich sind, als Feinde des Christenthums, Optimisten: die Welt ist ihnen „Selbstzweck" und daher an sich selbst, d. h. ihrer natürlichen Beschaffenheit nach, ganz vortrefflich eingerichtet, ein rechter Wohnplatz der Glückseligkeit. Die nun hiergegen schreienden, kolossalen Uebel der Welt schreiben sie gänzlich den Regierungen zu: thäten nämlich nur diese ihre Schuldigkeit, so würde der Himmel auf Erden existiren, d. h. Alle würden ohne Mühe und Noth vollauf fressen, saufen, sich propagiren und krepiren können — denn dies ist die Paraphrase ihres „Selbstzweck" und das Ziel des „unendlichen Fortschrittes der Menschheit", den sie in pomphaften Phrasen unermüdlich verkündigen."

III.

Ich erwähnte oben, daß mir eine Schrift des Professors Dr. v. Holst über die Administration des Präsidenten Jackson die äußere Anregung gegeben habe zu gegenwärtiger Betrachtung über Monarchie und Republik. Diese Schrift des Herrn v. Holst gründet sich auf das größere Quellenwerk des genannten Gelehrten: „Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten" welches von der Kritik in seinen bahnbrechenden Resultaten den Gneist'schen Arbeiten über England als ebenbürtig an die Seite gestellt wird.

Für uns in Deutschland ist die Frage: „ob Monarchie oder Republik" keine politische Brandfackel, kein Gegenstand der Leidenschaft und fanatischen Erregtheit mehr. Die Monarchie hat bei uns sowohl von den äußeren politischen Thatsachen, wie von Geist und Herz des Volkes in einem Maße Besitz genommen, daß selbst radical-demokratische Zeitungen mit ihren republikanischen Sympathien, Wünschen und Hoffnungen in die auswärtigen Angelegenheiten flüchten und die republikanische Zauberflöte für Deutschland nicht mehr ertönen lassen. Nur die Sozialdemokraten treiben damit noch eine lärmende Zukunftsmusik, wenn auch vorläufig nicht mit dem Effecte der Posaunen, die vor den Mauern Jerichos geblasen wurden.

Das deutsche Publicum ist also der Frage: „Monarchie oder Republik" gegenüber in derjenigen gelassenen Gemüthsstimmung, die für eine unparteiische, sachliche und streng wissenschaftliche Abwägung des Pro und Contra besonders geeignet erscheint.

Die v. Holst'schen Forschungen haben nach dem Urtheile sach- und landeskundiger Kritiker, unter welchen wir vor Allen Friedrich Kapp hervorheben, so viel neues Licht auf den Werth republikanischer und demokratischer Einrichtungen geworfen, daß der politischen Presse daraus die Pflicht erwächst, jenes Licht unter dem Scheffel wenig oder gar nicht gelesener Bücher hervorzuholen und es in die weiten Kreise des Volkes hinüberzuleiten. Für die Zeitungsleser haben die v. Holst'schen Gesichtspunkte schon in so fern ein unmittelbares theoretisches Interesse, als da-

durch in grellster Weise klar wird, weshalb der französische Expräsident Thiers eine conservative und nicht wie Gambetta eine demokratische Republik gründen will.

Bevor ich mich jedoch mit der Administration des Präsidenten Jackson befasse, halte ich es für passend, meinen Lesern die Person Jackson's vorzustellen, was v. Holst leider verabsäumt hat. Während dem mit dem Kopf arbeitenden Gelehrten der „Begriff" genug ist, bedarf die übrige Menschheit noch des Schlüssels zum Begriffe, den in den meisten Fällen nur das Persönliche liefert.

Bei meiner kurzen Schilderung der Persönlichkeit Jackson's bediene ich mich zweier biographischer Skizzen von F. Kapp und J. Ernst.

Heinrich Heine erzählt eine Anekdote von einem amerikanischen Matrosen, der seine todesmuthige Begeisterung für den General Jackson dadurch bewies, daß er vom Mastbaum seines Schiffes in's Meer sprang und sich mit drei Hochs für den General ertränkte. Dieser eine Zug spricht schon für die hervorragende Bedeutung des Mannes, der in höchstem Maße die Liebe, aber auch den Haß seiner Zeitgenossen erregte. Seine Landsleute gaben ihm zwei Beinamen, welche charakteristisch für seine hervorstechendsten Eigenschaften sind: Brüllender Löwe und Old Hickory (Hickory, Name eines harten, zähen Holzes). Andrew Jackson wurde am 15. März 1767 in Südcarolina geboren. Sein Vater war ein irländischer Flüchtling und irisches Blut machte ihn zu dem Raufbold, der er als Knabe war und als Mann und Greis blieb. Jackson sollte ursprünglich Geistlicher werden, doch als er 15 Jahre alt war, brach der Unabhängigkeitskrieg gegen England aus, woran J. sofort Theil nahm. Er verlor darin seine zwei Brüder, wie er schon früher seine Eltern verloren hatte, so daß er in den stürmischen Zeiten allein auf sich angewiesen war und in der Schule des Lebens früh zu männlicher Selbstständigkeit heranreifte. Der Krieg brachte ihn auch in englische Gefangenschaft. Nach seiner Befreiung verwandte er sein kleines Vermögen zu Rechtsstudien, ließ sich 1786 als Advokat in Nordcarolina nieder und zog nach kurzer Zeit nach Nashville in Tennessee. Hier hatte er einen schwierigen Stand, denn Tennessee lag damals an den Grenzen der Union und Civilisation, so daß man sich nicht nur der Rothhäute zu erwehren, sondern auch beständig seine Stellung gegen die gesetzlosen Abenteurer des Westens zu behaupten hatte. Tennessee sandte ihn 1796 in das Haus der Repräsentanten und 1797 in den Senat. Er legte indeß diese Stellung bald wieder nieder und wurde nun in Tenessee Oberrichter und General der Miliz. Im Jahre 1804 siedelte er auf sein Gut bei Nashville über und widmete sich hier vorzugsweise der Landwirthschaft. Erst im Jahre 1812, als von Neuem Krieg mit England ausgebrochen war, trat er aus seiner Abgeschiedenheit wieder hervor. An der Spitze von 1500 Milizen marschirte er im Winter dieses Jahres nach Natschez; als er dort dieselben entlassen sollte, weil diese Gattung von Truppen unbrauchbar sei, gehorchte er nicht, führte die Milizen nach Nashville zurück und hinderte dadurch den Eintritt derselben in die Armee. Kurze Zeit darauf bekämpfte er mit diesen Milizen die Creek-Indianer. Dann erhielt er als Generalmajor der Unionsarmee den Auftrag, den Mississippi gegen eine Landung der Engländer zu schützen. Alle ihm dabei entgegenstehenden Hindernisse überwand er mit eiserner Energie, ohne sich durch

die Befehle des Kriegsministers beirren oder durch bürgerliche Gesetze beschränken zu lassen, und erfocht am 8. Januar 1815 den glänzenden Sieg bei New-Orleans, durch welchen er das Missisippithal rettete, den Frieden herbeiführte und sich selbst die Popularität eines Nationalhelden erwarb, — eine Ehre, welche durch seine völlige Willkür den Gesetzen gegenüber nicht im mindesten beeinträchtigt wurde. Auch die Besetzung des den Spaniern gehörigen Florida ohne einen Vorwand und die Landberaubung seiner amerikanischen Bundesgenossen konnten seine Popularität nicht schmälern.

Diese Gewaltsamkeiten machten ihn indeß in den politischen Kreisen seines Vaterlandes gefürchtet und zum Theil verhaßt; man warnte vor seinem leidenschaftlichen Ehrgeiz, indem man an Alexander, Cäsar, Cromwell und Napoleon erinnerte. Dennoch konnte man den kühnen und populären Mann in dem Kampfe der Parteien nicht entbehren. Die alte föderalistische Partei, welche zu Gunsten der Union die Rechte der einzelnen Staaten so viel wie möglich beschränken wollte, war durch die republikanische, welche den einzelnen Staaten möglichst viele Rechte zu sichern suchte, besiegt worden.

Im Jahre 1824 trat Jackson als Präsidentschafts-Kandidat auf, worüber die tonangebenden politischen Kreise in ein Hohngelächter ausbrachen. Man war empört über die Frechheit des alten Haudegen, der zwar im Congresse und auf der Bank eines höheren Staatsgerichtshofes gesessen, auch eine glorreiche Schlacht gewonnen hatte, der indessen nicht orthographisch lesen und schreiben konnte und in der Politik seine Leidenschaft so wenig zu zügeln vermochte, daß seine Stimme vor Heftigkeit erstickte, sobald er nur zu reden begann. Dieser sein ungezähmter und gewaltthätiger, dabei offener und großmüthiger, tapferer und hingebender Charakter, der übrigens seinen Feinden gegenüber vor einer gewissenlosen Verläumdung und Hinterlist durchaus nicht zurückschreckte, fand in den Massen bereites Verständniß und herzlichen Widerhall und machte Jackson, je älter er wurde, desto mehr zum Liebling des Volkes, das er meisterhaft zu elektrisiren und mit sich fortzureißen wußte. Um dem politischen Pöbel zu schmeicheln, brachte er ein neues Feldgeschrei „das demokratische Prinzip" in Mode, welches in den Vereinigten Staaten von jener Zeit an immer erhoben wird, wo die Demagogen die Massen fanatisiren wollen, um ihre persönlichen Wünsche und Launen zu befriedigen. Jackson benutzte das „demokratische Prinzip" zur Ausführung eines Attentats auf die Verfassung und verwandelte mittelst desselben die Republik, welche bis dahin einen gemäßigten, conservativen Charakter mit aristokratischen Anflügen hatte, in eine demokratische mit den später üppig entwickelten Todeskeimen der Pöbelherrschaft."

IV.

Jene ausgezeichneten Leute, welche die nordamerikanische Republik gründeten, theilten den frommen Wahn aller republikanischen Enthusiasten und Theoretiker, wonach der Hauptvorzug der Republik darin bestehen soll, daß man den besten, edelsten und tüchtigsten Mann zum Staatsoberhaupte erwähle, während man in der erblichen Monarchie von den Zufälligkeiten der Geburt abhängig sei. War dieser Wahn bei der Gründung der Republik auch verhängnißvoll, so brach man ihm in der

Praxis doch seine gefährlichste Spitze ab, indem man die Präsidentenwahl nicht dem großen Haufen, sondern einer Wahlkörperschaft (den Elektoren) übertrug. Die Verfassung bestimmte, daß die Ernennung des Staatsoberhauptes nicht durch direkte, sondern durch indirekte Wahl erfolge. Dank dieser Vorsicht und vornehmlich Dank des ausgezeichneten Fonds an Bürgertugenden, der von Alters her noch vorhanden war und 30 Jahre lang vorhielt; dank dieser beiden Umstände entsprachen die ersten sechs Präsidenten vollständig demjenigen theoretischen Ideale, welches den Gründern der Republik vorschwebte. „Sie hoben sich — um mit den Worten Friedrich Kapp's zu reden — wie Heroen von ihren Amtsnachfolgern ab. Wie Jackson's Sieg den Triumph der Demagogen über die Staatsmänner, der politischen Routine und Leidenschaft über den politischen Verstand und Einsicht bedeutet, so klein und selbst jämmerlich stehen Jackson und seine sämmtlichen Nachfolger mit nur verschwindenden Ausnahmen den sechs ersten Präsidenten gegenüber da."

Fragen wir uns jetzt, durch welche Handlungen die Jackson'sche Administration zum Wendepunkt der politischen Entwicklung Nordamerikas wurde, so erhalten wir darüber aus dem v. Holst'schen Werke folgende Aufschlüsse: Jackson ließ sich 1828 — wie schon angedeutet — direkt vom Volke, d. h. von den an der Spitze der Volkspartei stehenden Demagogen, zum Candidaten ernennen (nominiren), statt vom Congresse, und stieß dadurch die aus Mißtrauen in die politische Einsicht des Volkes hervorgegangene Bestimmung der Verfassung um, wonach die Wahl des Präsidenten mittelst der Elektoren eine indirekte sein soll. Die Letzteren waren fortan unwiderruflich zu bloßen Handlangern der einflußreichen politischen Leithämmel oder, wie es beschönigend heißt, des Volkswillens degradirt. Die ohne jede gesetzliche Controle gewählten Parteidelegirten diktiren fortan die Candidaten für die Präsidentschaft. Jackson's Wahl war deshalb der Triumph der radikalen Demokratie über die gemäßigte. Bis dahin hatten die Aristokraten — die Großgrundbesitzer des Südens und die Bourgeoisie des Nordens und Ostens — den Kampf um die politische Herrschaft geführt. Der große Haufen des Volkes, wenn auch politisch berechtigt, hatte Macht und Recht für sich nie ausgeübt, sondern nur im Interesse der genannten beiden Klassen deren politische Schlachten geschlagen. Die Funktionen der Massen beschränkten sich einfach darauf, bei den Wahlen der von den Herren aufgestellten Candidaten Ja oder Nein zu sagen. Erst Jacksons Candidatur gab ihnen 1828 eine wenigstens scheinbare politische Initiative, sein Erfolg galt ihnen als ihr eigentliches Werk und Verdienst, und natürlich setzten der alte schlaue Soldat und seine geriebenen Freunde alle Agitationsmittel in Bewegung, um das Volk, das „leidende, unterdrückte, edle und nie irrende Volk", in diesem Glauben zu bestärken. In Wahrheit war es bis zum Ausbruch des letzten Krieges das Bündniß der südlichen Aristokraten mit dem Pöbel des Nordens, welche die Politik des Bundes beherrschte.

„Jackson trat mit dem ganzen Ungestüm seiner Persönlichkeit in den Kampf. Es wurde geschimpft, verleumdet und gelogen wie nie vorher. Sachliche Gründe gegen seinen Gegner Adams lagen nicht vor; dieser war dem rohen Hinterwälder vielmehr in jeder Hinsicht überlegen und mußte deshalb durch Lügen unschädlich gemacht werden. Von dieser Zeit an datirt der gemeine und widerliche, durch Tradition geheiligte Brauch in der amerikanischen Politik, die Präsidentenwahlschlacht vorzugs-

weise mit den Waffen des gehässigsten Scandals, des ekelhaftesten Klatsches und des gemeinsten Schmutzes zu schlagen.

„Die Aufgabe der Parteien scheint nicht mehr zu sein, die Gründe der größern Würdigkeit und Tauglichkeit des eigenen Candidaten darzulegen, sondern die politische und private Niedertracht der gegnerischen Candidaten zu beweisen.

„Auch begründete Jackson durch die eigenwillige Besetzung aller Staatsämter mit seinen Anhängern das seitdem nicht wieder aufgegebene System des Aemterwechsels bei dem Präsidentenwechsel, welches die schamloseste Stellenjägerei und die gewissenloseste Corruption unvermeidlich machte und die Aemter als Beute des Sieges erscheinen ließ.

„Die demokratische Repräsentativ-Verfassung wurde durch Jackson und seine demokratischen Nachfolger zu einer absoluten Volksherrschaft umgemünzt; sie beugten das constitutionelle Gesetz des Landes unter den jeweilig herrschenden Volkswillen. Vor Jackson hatten verschiedene Erfordernisse, wie geringere oder höhere Eigenthumsqualificationen, die politische Vollberechtigung bedingt; mit und nach Jackson reichte die bloße Eigenschaft als Bürger zur unbedingten Ausübung aller politischen Rechte aus. Die Folgen dieser ihrer Zeit wenig bemerkten, oder wenigstens in ihrer Gefahr nicht gehörig gewürdigten innern Umwälzung war die Bildung einer Zunft gewerbsmäßiger Politiker. Ihre Zahl wuchs mit dem wirthschaftlichen Emporblühen des Landes und je mehr sie anschwoll, desto frecher fordernd traten diese Politiker auf und verlangten zur Belohnung für ihre Dienste die Ueberlassung sämmtlicher Bundesämter. Diese Beutetheorie wurde durch Jacksons Freund, den Staats-Secretär Marcy, zuerst mit dem cynischen Rufe „To the victor belong the spoils" (dem Sieger gehören die Spolien des Feindes) zur offiziellen Staatsmaxime erhoben und dadurch dem politischen Leben der Union ein Fluch aufgedrückt, der noch lange nicht am Ende seiner verderblichen Wirksamkeit angelangt ist. Es gehört die ganze staunenswerthe Lebensfähigkeit des amerikanischen Volkes, sowie die ganz unübertroffene und unübertreffbare Gunst der natürlichen Verhältnisse des Landes dazu, um den Staat heute nicht unter der lastenden Wucht dieses Fluches erliegen zu lassen.

„Uebrigens belud Jackson sein Land nicht absichtlich mit diesem Fluche. Er selbst war kein Demagog; er benutzte die Demagogen nur und wurde von ihnen benutzt. Trotz seiner gelegentlichen Hinterlist glaubte er in bornirtem Fanatismus ehrlich an die Weisheit und Heilsamkeit des „demokratischen Prinzips". Seinem gewaltthätigen Sinne war jede Opposition unerträglich. Wie im Felde, so kannte er auch im politischen Leben nur Freunde und Feinde und handelte darnach ohne Rücksicht. Nach Art aller Leute mit großer Energie und geringer Verstandesbildung fehlte ihm die Fähigkeit, das Kleine von dem Großen zu unterscheiden. Wie man Washington die Verkörperung der besten Züge des amerikanischen Volkscharakters genannt hat, so war Jackson die Verkörperung aller typischen Züge desselben. Unstreitig war er eine bedeutend angelegte Persönlichkeit, aber dabei gänzlich unfähig, sich in irgend einer Hinsicht zur Höhe eines großen Mannes aufzuschwingen, weil die Ungunst der Verhältnisse in den bildungsfähigen Jahren ihn in der naiven Rohheit des Naturkindes erhalten. Das Lager war die höhere Lebensschule für ihn gewesen, durch die er gegangen, und un-

willkürlich übertrug er auch des Lagers Zucht und Sitte auf seine neue Wirkungssphäre. Nicht seine Rachgier und grundsatzlose Herrschsucht verkehrte plötzlich den hergebrachten guten Brauch in die Unsitte, die bis zur Stunde einer der größten Schäden der Republik ist. Er hob nur die Schleuse, vor der sich die Fluth lange aufgestaut, er hob sie als Repräsentant der politischen Richtung, die mit seiner Wahl zur Herrschaft gelangte, und er hob sie mit der ihm eignen Energie.“ So weit v. Holst.

Wichtiger nun als die constatirte Thatsache der staatlichen Fäulniß in Nordamerika, und wichtiger als die durch v. Holst aufgedeckte Gelegenheitsursache dieser Fäulniß, erscheint für Europa die Fundamentalfrage: ob die vor Jacksons Zeiten bestandene conservative Republik haltbar gewesen wäre ohne einen Jackson, oder ob die jetzige Pöbelherrschaft nur die logische und naturnothwendige Consequenz des antimonarchischen Staatsprinzips ist?

V.

So lange man die vorhin aufgeworfene Frage ungestellt und unbeantwortet läßt, hat die von Holst'sche Brochüre für uns höchstens den Werth eines mit Scandal gewürzten Unterhaltungsstoffes: wir vernehmen einen politischen Klatsch ohne Nutzen für unsere politische Bildung, Aufklärung und Belehrung.

Obwohl Herr v. Holst diese Frage weder selbst gestellt noch beantwortet hat, so findet sich bei ihm doch eine zwar nur kurze, aber höchst bedeutsame Bemerkung, welche die ganze Antwort auf jene Frage bereits enthält. Bei Erwähnung des unter dem Präsidenten Jackson eingerissenen Aemterschachers und Pöbelregiments fügt er hinzu: „er (Jackson) hob nur die Schleuse, vor der sich die Fluth lange aufgestaut.“

Ist diese Thatsache richtig, so entscheidet sie gegen die Republik und die Heilsamkeit republikanischer Staatsformen für große Gemeinwesen. Ein anderer Schluß ist kaum zulässig Denn keine Republik der Gegenwart und Zukunft kann hoffen, weisere und tugendhaftere Männer für ihre Zwecke zu finden, wie es die Väter der Union waren: Washington, Franklin und Jefferson bilden ein glänzendes Dreigestirn moralischer Größe und intellectueller Erleuchtung für alle Zeiten. Waren diese Heroen außer Stande, durch Gesetzgebung und Verwaltung hinlänglich massive Schutzwälle gegen die Hochfluthen der Pöbelwirthschaft zu errichten, so ist ehrlicher und vernünftiger Weise nur der Schluß zulässig, daß dem Arsenale republikanischer Staatsformen überhaupt das Baumaterial zu so festen Dämmen fehlt, wie sie bei einem Menschengeschlechte erforderlich sind, welches in seiner Majorität weder aus Genies noch Heiligen, sondern moralisch und intellectuell aus schwachen und leitungsbedürftigen Kreaturen mit egoistischen Leidenschaften, großer Bosheit und geringer Vernunft besteht und wahrscheinlich ewig bestehen wird.

Gegen den Andrang dieser Sündfluth scheint es neben der allein jedoch machtlosen Religion nur Einen hinlänglich starken Schutzdamm zu geben: die monarchische Autorität, das auf einer alten, anerkannten Dynastie wie auf Granit ruhende Königthum, woran sich wie am Fels im brandenden Meere die politischen Sturmwellen brechen.

Diesem mächtigen staatlichen Grundpfeiler hat die politische Erfahrung der Neuzeit einen zweiten — die verfassungsmäßig geordnete Theilnahme des Volkes — hinzugefügt und dem Apparate dadurch eine Vollkommenheit und Leistungsfähigkeit verliehen, welche ihm früher fehlte und die nur als das heilsame Produkt jener weisen Vereinigung zu betrachten ist. Ohne diesen zweiten Schutzpfeiler artet die Monarchie in Despotismus, also in ein der Pöbelherrschaft entgegengesetztes Extrem aus. Diese Ausartung des monarchischen Prinzips ist für das Staatswohl und die Staatsexistenz nicht minder gefährlich wie die Ausartung des andern, des demokratischen Prinzips.

Vor einer Verkennung dieses Verhältnisses mußte niemals dringender gewarnt werden, wie im gegenwärtigen Augenblicke, wo die Monarchie, namentlich in Preußen, mit einem Alles überstrahlenden Erfolgnimbus umkleidet ist. Dieser Strahlenglanz darf uns wohl erfreuen und erwärmen, aber nicht blenden. Die Begeisterung für große Thaten und Menschen darf sich nicht in exaltirte Schwärmerei für das absolute Königthum und fanatische Geringschätzung der parlamentarischen Mithülfe verwandeln.

Die Frage, ob Republik oder Monarchie, ist nicht durch das Gefühl, sondern durch den abwägenden Verstand zu beantworten. Durchaus verwerflich und der Sache selbst schädlich erscheint der von schwärmerischen Royalisten angestellte Versuch, aus dem „Königthum" ein Mysterium und aus seiner Vortrefflichkeit ein Dogma zu machen.

Der Gegenstand gehört dem „Wissen" und nicht dem „Glauben" an*); er findet seine Würdigung unter den Gesichtspunkten der politischen Zweckmäßigkeit, und nicht unter denen der blinden und zerknirschten Unterwerfung. Man ist ein Anhänger der Monarchie, weil sie das Staatswohl wirksamer sicher stellt als republikanische Staatsformen, und man würde ihr Gegner sein, sobald uns die Erfahrung den Beweis des Gegentheils erbrächte. Die Monarchie ist des Landes wegen da und nicht das Land der Monarchie wegen. Wir ziehen die Monarchie unseretwegen und nicht des Monarchen halber der Republik vor. Die entgegengesetzte Auffassung ist der Monarchie noch immer verhängnißvoll gewesen.

In Spanien und Frankreich war der Monarch ein Gegenstand des religiösen Aberglaubens. Er wurde als Halbgott verehrt und die Monarchie als eine übernatürliche Einrichtung betrachtet. Als ein Wunder angesehen, hätte ein solcher Monarch beständig Wunder wirken müssen, um seinen Nimbus zu behalten. Da aber selbst die größten Monarchen Menschen sind und nicht alle 24 Stunden ein Wunder und eine Heldenthat verrichten können, und zudem auch Jammerbilder von Monarchen vorkommen, so muß bei der mystischen Betrachtungsweise eines ganz nüchternen politischen Hergangs selbst beim devotesten Volke nothwendig ein Augenblick der Enttäuschung und des Katzenjammers eintreten. Die

*) Richtiger würde es heißen: Der Gegenstand gehört dem Wissen und dem Glauben, sowohl dem politischen Verstande, wie dem royalistischen Gefühle an. Doch mag eine gegen sozialdemokratische Gedankenströmungen gerichtete Empfehlung der Monarchie wirksamer sein, wenn sie sich nur auf die gemeinnützige Zweckmäßigkeit des Königthums beruft. Der Herausgeber.

maßlose Ueberschätzung schlägt in eine maßlose Unterschätzung um, und die Kriecher von heute werden Aufrührer von morgen. Der Monarch kann nur dann auf die Treue seiner Unterthanen rechnen, wenn diese das gegenseitige Verhältniß mit dem politischen Verstande erfassen und den König nicht als ein übernatürliches Wesen, sondern als den ersten, nützlichsten und unentbehrlichsten Diener des Staates ansehen, den es seiner selbst (des Volkes) wegen auf dem Throne duldet und nicht etwa deshalb, um dem Könige selbst damit einen weichen Sitz zu bereiten.

Dies schließt einen gewissen Cultus, den man der ideellen Tiefe des monarchischen Prinzips, der außerordentlichen Leistungsfähigkeit monarchischer Institutionen, sowie der persönlichen Würdigkeit und Größe des einzelnen Monarchen widmet, nicht nur nicht aus, sondern erzeugt ihn ganz naturgemäß. Kopf und Herz kommen dadurch ins Gleichgewicht, während andererseits das Gefühl verblaßt, wenn es verstandesmäßig nicht sanctionirt erscheint.

Wo nur das abergläubische und devote Volksgefühl, nicht aber auch der Volksverstand für die Monarchie spricht, da ist die Unterthanentreue auf Sand gebaut und der Thron wird die Beute von Revolten und Cabinets-Intriguen.

Die Geschichte Spaniens und Frankreichs liefert dafür grelle Illustrationen in Menge.

Das Königthum und die soziale Frage.

(Aus dem „Staatssozialist" vom 18. Mai 1878.)

Nach Lorenz v. Stein beruht das Wesen des Staates darauf, daß das höchste Maß der persönlichen Entwickelung jedes Einzelnen erst das höchste Maß der Entwickelung des Ganzen ist; sein Prinzip ist also die Freiheit. Dagegen ist das Prinzip der Gesellschaft das Interesse, die Grundlage der Gesellschaftsordnung der Besitz. Da der Besitz die Abhängigkeit der Nichtbesitzenden bedingt, so folgt daraus eben die Herrschaft einer Gesellschaft über die andere — die Classenherrschaft. So widerspricht das Prinzip des Staates demjenigen der Gesellschaft. Natürlich ist, daß allüberall sich die gerade herrschende Classe auch der Staatsgewalt zu bemächtigen sucht, ja mehr oder minder sich selbstverständlich im Besitz derselben befindet. Die besitzende Classe — die Bourgeoisie — bemächtigt sich der Staatsgewalt, wie sie z. B. in Preußen in dem Königthum ihren Ausdruck findet, nicht gerade durch Gewalt, sondern einfach durch die Natur der Verhältnisse, durch den Druck, welchen sie auf die Verwaltung entweder durch die verfassungsmäßigen Rechte oder dadurch ausübt, daß sie sich zum ausführenden Organ der Staatsgewalt macht und, in Stützung derselben, ihre eigene Stütze sucht und findet. Es giebt also in dem Verhältniß zwischen Gesellschaft und Königthum nur zwei Fälle: entweder unterwirft die Gesellschaft das Königthum, oder das Königthum unterwirft die Gesellschaft. Der gewöhnliche Fall und wohl auch der natürlichste ist der erstere, denn das Königthum bleibt identisch mit der besitzenden Classe. Es ist dieses ein zwar sehr dauerhaftes, aber für die niederen Classen, also die große Masse der Bevölkerung, wenig günstiges Verhältniß, und ein

Blick auf die Handel, Industrie, Credit, Börse und Parlament beherrschende Partei, zwingt uns die Frage auf: „Können diese Zustände von Dauer sein, oder ist es nicht vielmehr wünschenswerth, daß die Staatsgewalt, also das Königthum, sich diese Gesellschaft unbedingt unterwerfe?"

Freilich kann dies nicht etwa geschehen, um eine neue herrschende Partei zu bilden, weil dadurch noch größere Gefahren heraufbeschworen werden und von einer gerechten, friedlichen sozialen Reform, welche doch immer unabweisbarer wird, keine Rede mehr sein könnte.

Denn in der That ist die Herrschaft einer Classe auch eine stehende Gefahr für das Königthum selbst, und, wenn es letzterem vielleicht auch gelingt, sich und die es stützende Gesellschaftsclasse siegreich zu behaupten gegen die revolutionären Bestrebungen der niederen, beherrschten und so in gewissem Sinne unterdrückten Classen, so wird doch der großen Masse lediglich das Königthum als Object seines Hasses dienen und die ehemalige Anhänglichkeit an das Königshaus, welche gerade bei dem gemeinen Mann am stärksten entwickelt ist, allmälig der Gleichgültigkeit gegen dasselbe und zuletzt der Ueberzeugung weichen, daß es im Grunde genommen einzig vernünftig sei, solle dem Volke überhaupt in seinen berechtigten Ansprüchen in allen seinen Classen jemals gewillfahrt werden, wenn man das Königthum überhaupt abschaffe.

So zeigt uns die Geschichte den manchmal furchtbaren, gewaltsamen Umschwung der Geister von Monarchie zur Republik.

Vollzieht sich nun aber dieser Umschwung schon bei uns? Wer will diese Frage in Ansehung der gewaltigen Fortschritte der sozialdemokratischen Partei und ihrer Lehren unbedingt zu verneinen wagen? Wer will aber auch die weitere natürliche Folge bestreiten, welche eintritt, wenn es dem Königthum gelingt, sich von der jetzt herrschenden Gesellschaftsclasse zu emancipiren, wenn es ihm gelingt, Parlament und Verwaltung, Alles unter seinen eigenen, absoluten Willen zu beugen, daß nämlich alsdann die in ihrer bisherigen Macht gebrochene Classe sich mit der niederen Volksmasse zu gemeinsamem Angriffe auf das Königthum verbinden wird?

Das wird gewiß niemand, denn es ist doch wohl jedem Denkenden klar genug geworden, daß die Unterstützung der herrschenden Classe dem Throne nur so lange sicher ist, als der Thron selbst die herrschende Classe in ihrer Herrschaft über die besitzlose Masse, also ihren materiellen Vorzügen und Privilegien zu schützen und zu erhalten den Willen und die ausreichende Kraft besitzt.

Oder ist etwa die sittliche Macht des Christenthums, die unwandelbare Liebe zu König und Vaterland das Band, welches die heutige herrschende Classe an das Königthum fesselt?

Diese Frage müssen wir mit Bedauern verneinen.

Man blicke in's Parlament, in die Presse, an die Börse, man betrachte die ungestraften Eingriffe der Religionslosen in die religiösen Angelegenheiten, man erinnere sich des furchtbaren Gründungsschwindels, allenthalben nichts als der nackte Materialismus, der Trieb des Erwerbens um jeden Preis, die Solidarität des Egoismus, der Classenherrschaft — — und bald wird niemand etwas Anderes als ein entschiedenes „Nein!" auf die obige Frage antworten können.

Aber, wird der Leser jetzt wohl mit Recht fragen, wie soll denn das Königthum sich der Parteinahme für die herrschende Partei und damit des Prinzips des gegenseitigen Schutzes begeben, ohne doch an Autorität einzubüßen, ja, im Gegentheil, wie es wünschenswerth ist, zu höherer Staatsgewalt sich auszubilden?

Stein antwortet darauf:

„Hier giebt es nur einen Weg, aber er führt auch sicher zum Ziele. Weil das Prinzip der Gesellschaft die Classenherrschaft, das des Staates die Freiheit ist, so ergiebt sich in natürlicher Weise, daß der beherrschte Theil der Gesellschaft sich, bald aus unmittelbarem Gefühl, bald mit Bewußtsein, an das Königthum als seinen natürlichen Schutzherrn und Helfer wendet. Da nun auf der anderen Seite das Königthum, in seiner Stellung als Vertreter des Staates, erst in der Erhebung der bisher unterworfenen, armen und mittellosen Classe die Entwickelung der Staatsidee in ihrem ganzen Umfange erkennt, so ist es gleichfalls natürlich, daß das Königthum, der besitzenden Classe ihre eigene Ausbildung überlassend, Arbeit und Kraft seiner hohen Stellung wesentlich der Wohlfahrt dieser Classen zuwendet, welche selber nicht die Mittel haben, vorwärts zu kommen, und die von denen, welche diese Mittel besitzen, vielmehr in immer größere Abhängigkeit gebracht werden.“

Es soll vorerst nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, die obigen Auslassungen Stein's ausführlich zu begründen, wir wollen einfach einer Anschauung Raum geben, welche wir der Discussion Berufenerer unterstellen, um dann später, unter Zuhilfenahme unserer angeführten Quelle, dieselbe zu vertheidigen. So viel aber wird sich schon heute Jedermann bewußt geworden sein, daß die herrschende Classe nicht nur ihren materiellen Besitz, sondern auch die Kraft, welche ihr die Unterstützung durch das Königthum gewährt, dazu mißbraucht, die nichtbesitzende Masse thatsächlich zu Parias herabzudrücken.

Das Königthum ist am mächtigsten, wenn es der Freund des Volkes in seiner Gesammtheit ist, und selbst die Aufhebung der Herrschaft der einzelnen Classe kann nur vorübergehend mißstimmend wirken in Kreisen, welche ohne Unterstützung der großen Volksmehrheit einen ernstlichen Widerstand gegen das Königthum nie wagen werden, dessen Gerechtigkeit allen Gesellschaftsclassen gegenüber jeder Gefahr vor der Inaugurirung einer neuen, Besitz und Eigenthum gefährdenden Classenherrschaft beseitigt.

Schwierig mag es sein, vom Standpunkt des Königthums aus die soziale Reform einzuleiten und durchzuführen, aber das Verlangen danach ist kein unberechtigtes, sondern begründet in der ernsten Sorge für Königthum und Vaterland.

Fügen wir diesen Ausführungen für heute nur noch hinzu, was Lorenz v. Stein über die Nothwendigkeit sagt, daß sich das Königthum an die Spitze der sozialen Reform stelle:

„Alles Königthum wird fortan ein leerer Schatten oder eine Despotie werden, oder untergehen in Republik, wenn es nicht den hohen sittlichen Muth*) hat, ein Königthum der sozialen Reform zu werden.“

C. F. L.

---

*) Die Kraft vorausgesetzt. Der Verfasser.

Soziales Königthum.

(Aus dem „Staatssozialist" vom 10. August 1878.)

I.

Unbedenklich darf es als ein Axiom der Geschichtsschreibung festgehalten werden, daß als die eigentlichen großen Männer diejenigen zu gelten haben, denen es vergönnt und gelungen ist, einem bestimmten Volk und einer bestimmten Epoche den Stempel ihrer Persönlichkeit aufzudrücken und der weiteren Entwickelung die geeigneten Bahnen vorzuzeichnen. Zu solchen Männern zählen für die romanischen Völker: Julius Cäsar, für die germanischen Karl der Große und für unser engeres Vaterland Preußen der bisher durchaus nicht genug gewürdigte Friedrich Wilhelm I., für welchen wir mindestens ebenso wie für seinen Sohn den Beinamen des Großen vindiciren.

Dieser König war es, welcher dem Königreich Preußen ebensowohl für seine militärischen wie für seine bürgerlichen Angelegenheiten seinen eigenthümlichen Charakter verlieh, welcher in der preußischen Armee die Bildung ihres heute noch einzig dastehenden Offizier-Corps angebahnt und mit der strengen Disciplin das persönliche Verhältniß des Kriegsherrn zu allen ihren Elementen begründet. Dieser König war es, welcher gleichmäßig durch seinen klaren scharfen Verstand wie durch sein Beispiel und seine Energie das preußische Beamtenthum sowie die sparsame und gerechte preußische Verwaltung in das Leben gerufen und in großen Zügen den Grundriß vorgezeichnet, auf dessen Basis die preußische Monarchie sich entwickelt, von dessen Schätzen wir noch heute zehren.

Dieser selbe König war es aber auch, der sich mehr als irgend ein Anderer vor oder nach ihm sowohl um die Religion*) wie um die Wirthschaft seines Volkes bekümmerte, und wenn dies hier und da in einer Weise und in Formen geschah, welche heute als ein Anachronismus erscheinen würden, so wird es doch kaum einem Widerspruch begegnen, diesen König als einen sozialen König im eminentesten Sinne des Wortes und gleichzeitig als den wesentlichen Begründer der Macht und des Wachsthums Preußens zu kennzeichnen.

Sein war das Verdienst, daß sein großer Sohn bei seiner Thronbesteigung eine starke schlagfertige Armee und einen gefüllten Staatsschatz vorfand; sein war das Verdienst, seinem Sohne ein religiöses und wenn auch noch nicht reiches, so doch ein im Aufblühen begriffenes und bis zum Aeußersten opferwilliges Volk zu übergeben; sein war das Verdienst, die Quellen des Reichthums seines Volkes erkannt und aufgeschlossen zu haben und mit klarem Blick das Ziel zu verfolgen, der Arbeitskraft des Volkes auf allen Gebieten das Feld zu bereiten und den rechten Wirkungskreis anzuweisen.

Dabei war derselbe ausgerüstet mit der vollen Wissenschaft seiner

---

*) Er beschränkte auch die Zeitdauer der Sonntagspredigten. Die darin liegende Weisheit verdient auch heute noch eine practische Verwerthung. Jeder Geistliche, der nach Inhalt und Vortrag nicht künstlerische Musterpredigten halten kann, sollte nicht länger als 15—20 Minuten reden, um auf Concept und Stimme eine gesteigerte Kraft verwenden zu können.

Zeit und zwar in einem Maße, daß ihn nicht nur ein gleichzeitiger Gelehrter als zum Professor der Nationalökonomie qualificirt empfahl, sondern daß ihm auch ein neuerer, Roscher, mit Recht eine hervorragende Stelle unter den Nationalökonomen anweist und ihn bis auf einen gewissen Punkt als Begründer eines Systems hinstellt.

Es ist für den Sachverständigen auch heute noch ein Genuß, eine volkswirthschaftliche Verfügung dieses Königs zu lesen, und unwillkürlich schließt sich daran der Wunsch, eine den heutigen Zeitverhältnissen entsprechende Fortsetzung zu erhalten.

Mit welchem Eifer und mit welchem Erfolge Friedrich d. Gr. die volkswirthschaftlichen Bestrebungen seines Vaters fortgesetzt, ist zur Genüge bekannt. Nicht das geringste Detail auf dem Gebiete der Landwirthschaft, wie auf dem der Industrie entging seiner persönlichen Aufmerksamkeit, und wenn er hier und da Irrthümer der damaligen Wissenschaft auch in der Praxis zur Geltung kommen ließ, so war doch sein Blick zu scharf, um nicht im Ganzen und Großen das für die damaligen Verhältnisse Richtige zu treffen und zu verwirklichen.

Nicht minder aber war es die soziale Thätigkeit des Königthums, durch welche sich Preußen nach der Katastrophe von Jena aus seiner tiefsten Erniedrigung wieder erhob und zugleich die Möglichkeit gewann, mit der gesetzlichen Befreiung der ländlichen Arbeiter und der Genossen des Handwerks die Entwickelung aus der alten in die neue Zeit ohne gewaltsame revolutionäre Erschütterungen hinüberzuleiten.

Es ist die Wiederholung einer analogen Thätigkeit des Königthums, welche wir in Anspruch nehmen, wenn wir von einer sozialen Ausgestaltung des Königthums sprechen, und wir legen auf diese Wiederholung einen um so größeren Werth, als wir in derselben die einzige Möglichkeit erblicken, aus dem sozialen Zerwürfniß der Gegenwart wiederum zu festen und gesicherten Zuständen zu gelangen. Bloße Ausnahme-Maßregeln, so unentbehrlich sie auch augenblicklich erscheinen mögen, sind erfahrungsmäßig stets zugleich Symptome und Quellen revolutionärer Erschütterungen und können im günstigsten Falle keine andere Wirkung haben, als dem wirklichen Heilungs-Prozesse Raum zu schaffen.

Wie überall, so gilt auch hier der Satz: C'est le premier pas qui coute, und die zuerst zur Beantwortung zu stellende Frage dürfte deshalb die sein, mit welchem Schritte oder mit welcher Maßregel das Königthum selbst seinen sozialen Beruf zu eröffnen und seine soziale Thätigkeit zu beginnen habe.

Selbstverständlich kann es nicht unsere Absicht sein, uns hierbei mit einer Vergleichung der Persönlichkeiten zu beschäftigen, vielmehr wird für uns die Auffassung maßgebend sein, für das Königthum auch in dieser Beziehung die rechte Wahl besonders seiner unmittelbaren Diener und Organe als das Ausschlaggebende anzuerkennen und zu rechtfertigen.

II.

Wenn wir von einem sozialen Königthum sprechen, so haben wir dabei keineswegs die gegenwärtige sozialdemokratische Partei-Doctrin, sondern nur diejenige Bedeutung des Sozialismus im Auge, wonach dieser als das Prinzip zu betrachten ist, welches in gewissem Maße jeder geschichtlichen Entwickelung und jeder Staatenbildung zum Grunde

liegt, das Prinzip der Gemeinsamkeit gegenüber der Divergenz der Interessen und Solidarität gegenüber der Individualisirung und Atomisirung der Gesellschaft. Es ist die Centripetalkraft des Ganzen gegenüber der Centrifugalkraft des Einzelnen und daher um so unentbehrlicher, je höher mit der Steigerung der Freiheit des isolirten Individuums die Möglichkeit und Gefahr der Atomisirung und Zersetzung wachsen.

Der Repräsentant und Träger einer solchen Solidarität gegenüber der in der Auflösung oder in der Vorbereitung zum sozialen Kriege begriffenen Gesellschaft kann aber nur der Staat als solcher sein und zwar nicht der durch Parteien zerrissene, sondern nur diejenige Instanz des Staates, welche, hoch über allen Parteien stehend, kein anderes Interesse kennt und haben kann, als das wohlverstandene dauernde Interesse der Gesammtheit. Das Verlangen nach einem sozialen Königthum ist daher in seinem Ausgangspunkt identisch mit dem Verlangen, die sozialen Aufgaben des Staates in seiner Spitze zu concentriren und deren Erfüllung, soweit möglich, von dem wechselnden Spiele der gesellschaftlichen und politischen Parteien unabhängig zu machen.

Um zu diesem Ziele zu gelangen, verlangen wir an erster Stelle eine von dem constitutionellen Apparat und Mechanismus unabhängige Immediat-Behörde, nenne man dieselbe „volkswirthschaftlichen Senat", „sozialen Staatsrath"*), „Arbeitsamt" oder wie man sonst will, nur daß diese Behörde, ohne einem einzelnen Ressort-Ministerium untergeordnet zu sein, mit der Aufgabe betraut wird, das Königthum über die gegenwärtige soziale Situation in das Klare zu setzen und demselben zugleich die Mittel und Wege zu einer heilsamen Lösung und Versöhnung der obwaltenden Schwierigkeiten und feindlichen Gegensätze an die Hand zu geben. Die bisherigen isolirten, soweit unsere Wahrnehmung reicht, prinzip- und planlosen, in der Hauptsache durch das Andrängen einzelner kapitalistischer Interessen hervorgerufenen Enquêten sind so wenig geeignet, die gewünschte Klarheit zu schaffen, daß selbige die Ungewißheit und Verwirrung nur steigern und jedenfalls die große Masse der Bevölkerung sowohl in ihren Interessen als in ihren Sympathien völlig unberührt lassen werden.

Wir sind dabei auf den Einwand vorbereitet, daß man mit jedem, wie immer gearteten, Arrangement schließlich doch der Legislatur und damit den Majoritäten in die Hände fallen müsse, doch erledigt sich dieser Einwand leicht, wenn man das Wesen der Parteien und des Parteitreibens etwas näher betrachtet. Bei Lichte angesehen sind sämmtliche Parteien, im günstigsten Falle oligarchischer Natur, im Einzelnen sogar schon bis zur Tyrannis fortgeschritten und bestehen neben einem verhältnißmäßig kleinen Kern wirklich interessirter und bewußter Elemente aus einem großen Schwanze oder, wenn man andere technische Beziehungen vorzieht, aus einer großen Gefolg- und Vasallenschaft, welche, obschon nur einem gewissen indirecten Zwange nachgebend und

---

*) Diese Immediat-Behörden können die ihnen zu Grunde liegende Idee erst dann vollkommener vertreten, wenn unsere heutige höhere Bildung einen anderen Inhalt erhalten haben wird.

Der Herausgeber.

geleitet durch mehr oder weniger unklare Motive, nichts desto weniger die Kraft der Parteien bildet.

Mit dem Augenblick, wo diese bis dahin von den Führern der Parteien beherrschte Masse sich eines besonderen Interesses und einer selbstständigen Macht bewußt wird und damit aufhört, ein willenloses Werkzeug des oligarchischen Partei-Interesses zu sein, mit demselben Moment ist die Macht der Partei als solcher gebrochen und die Nothwendigkeit anderweiter Combinationen festgestellt.

Auf diesem Wege ist das „kleine Herrenthum" ebenso wie das „Bürgerthum der Feudalzeit" durch die dem damaligen Zustande des Volkes und der entsprechenden Aufgabe der fürstlichen Gewalt adäquate Gestaltung und Ausstattung des Königthums in die gegenwärtige Staats- und Gesellschafts-Ordnung hinübergeführt worden, indem das Königthum, wenn auch nur bis zu einem gewissen Punkte, mit Beiden gemeinschaftliche Sache machte und sich dadurch die für seine Aufgabe unentbehrliche breitere Basis verschaffte, und nur auf diesem selben Wege, indem es seine Basis abermals verbreitert und mit der ihrer Interessen und ihrer Macht bewußt gewordenen Masse der Bevölkerung innerhalb der richtigen Grenzen sich verbindet, wird es dem Königthum der Gegenwart gelingen, die bisherige Partei-Herrschaft zu brechen und das „kleine Herrenthum der Neuzeit", die dominirende Stellung der Geldfürsten und Börsenbarone auf ihr rechtes Maß zurückzuführen, indem sie selbigen wiederum dem Königthum gegenüber die richtige dienende Stellung anweist.

Leider ist die Zahl derer noch immer nicht gering, welche sich und Andere in die Täuschung einzuwiegen suchen, als ob man es in der gegenwärtigen sozialen Agitation mit einer vorübergehenden Erscheinung und nicht mit einer stetigen progressiven Bewegung zu thun habe, so beredt auch die Zahlen und Thatsachen dagegen sprechen mögen.

Sich selbst überlassen, wird und muß auch die soziale Bewegung naturgemäß je länger desto mehr sich zu einer Partei-Agitation ausgestalten und zwar mit der Maßgabe, daß der Sozialismus allen anderen Parteien in steigender Progression ihre bis dahin unselbstständigen Hinterleute entzieht und dadurch mit wachsender Berechtigung den Schein um sich verbreitet, die Masse des Volkes und die Gesammtheit seiner Interessen zu vertreten.

Es ist unmöglich, daß jemals ein Partei-Interesse, und sei es auch das Interesse der Majorität, mit dem Interesse der Gesammtheit sich decke, und ist es eben die hohe von Niemandem anders zu erfüllende Aufgabe des Königsthums, das Interesse der Gesammtheit und in diesem auch das Interesse der Minorität zu vertreten.

Auf der andern Seite aber ist es dem Königthum durch die Pflicht der Selbsterhaltung geboten, sich eben sowohl von der liberalen Oligarchie als von der Massen-Herrschaft frei zu halten, eine Aufgabe, welcher es nur dadurch zu genügen vermag, daß es wiederum als diejenige Instanz auftritt, welche die Waage der Gerechtigkeit über Beiden hält, und die ihre Stärke darin findet, von beiden Seiten gleichmäßig als der Hort ihrer berechtigten Interessen betrachtet zu werden.

III.

„Alles Königthum," sagt Lorenz v. Stein, wird fortan „ein leerer Schatten oder eine Despotie werden oder untergehen in Republik, wenn

es nicht den hohen sittlichen Muth hat, ein Königthum der sozialen Reform zu werden." Es ist dies ein goldenes Wort, zu welchem wir uns um so rückhaltloser bekennen, als dasselbe durch Wissenschaft und Geschichte gleichmäßig gerechtfertigt wird.

Es ist eine ziemlich allgemein verbreitete Meinung, daß das „absolute Königthum" für immer ein überwundener Standpunkt sei und daß die Monarchie nur noch in der Gestalt des „constitutionellen Königthums" eine Zukunft habe. Um so mehr halten wir es für unsere Pflicht, unserer entgegengesetzten Ueberzeugung offen Ausdruck zu geben.

Constitutionelles Königthum ist identisch mit Parteikönigthum und bedeutet ein Königthum, welches sich in der, immerhin wechselnden, Botmäßigkeit einer bestimmten Partei befindet und dadurch gezwungen ist, unter Verzicht auf eigene Initiative und Selbstständigkeit, die Prinzipien und Postulate einer entsprechenden Parteidoctrin und eines spezifischen Parteiinteresses zu realisiren.

Begreiflicher Weise ist deshalb das „constitutionelle Königthum" das Ideal aller Parteien und Parteiführer, welche sich sozial und politisch stark genug fühlen, das Königthum sich dienstbar machen zu können, während die Minoritäten und Alle, welche sich selbst nicht zu schützen vermögen, eine starke Centralgewalt als Hort ihres Rechtes und ihrer Interessen verlangen.

Durchaus zutreffend hat man daher auch die gegenwärtige politische Stellung des herrschenden Liberalismus und der beherrschten Volksclasse dahin zusammengefaßt, daß ersterer eine schwache, letztere eine starke Monarchie, beide aber eventuell Republik auf ihre Fahne geschrieben haben.

Das soziale Königthum, welches wir in Anspruch nehmen, soll deshalb vor Allem eine starke Monarchie sein*), doch allerdings nicht eine solche, deren Kraft an erster Stelle in einer gesteigerten Geltendmachung der Polizeigewalt zum Ausdruck gelangt, sondern vielmehr eine solche, deren Stärke in ihrer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von den Parteien besteht, deren Schwerpunkt damit in sie selbst fällt, und welche die verschiedenen Parteien dadurch sich dienstbar macht, daß sie dieselben durch Wohlthun gewinnt.

Was mit Zwangsmaßregeln in dieser Richtung gewonnen wird, darüber hat uns die Erfahrung bereits belehrt. Der internationale Charakter, welchen der ursprünglich durchaus nationale Sozialismus in Deutschland angenommen hat, ist das Werk derer, welche polizeiliche Maßregelungen und zahlreiche criminalrechtliche Verfolgungen als das geeignetste Mittel betrachteten, die Sympathien der unteren Volksclassen zu gewinnen.

Auf welchen Grund hin man von einer Steigerung dieser Maßregeln heute einen besseren Erfolg erwartet, ist uns bis dahin unklar geblieben, und wollen wir deshalb, so lange es noch Zeit ist, mit dem Ausdruck der Besorgniß nicht zurückhalten, daß man durch gesteigerten Zwang den Sozialismus in ein drittes Stadium, in das der Anarchie, hinüberführen dürfte.

---

*) Als eine hinlänglich starke Monarchie ist das deutsche Kaiserthum immerhin zu betrachten. Die Redaction.

So lange die unteren Volksclassen in der Centralgewalt nichts erblicken als den Zwing- und Polizeiherrn der herrschenden Gesellschaft, so lange werden sie derselben mit einer dem Maße des Zwanges entsprechenden Feindschaft gegenüberstehen, und diese Feindschaft wird nur dadurch aus der Welt geschafft werden, daß man den großen Worten der sozialdemokratischen Führer mit reellen Leistungen gegenübertritt, die überschwänglichen Verheißungen durch concrete Erfüllungen entkräftet und so das Gros jener Partei daran gewöhnt, in dem Königthum wiederum diejenige Instanz zu erblicken, bei welcher es die einsichtigste und kräftigste Vertretung seiner Interessen findet.

Dies nennen wir: sich zu einem sozialen Königthum ausgestalten.

Daß man diesen Zweck nicht durch isolirte Zwangsmaßregeln und Ausnahmegesetze erreichen wird, darüber sollte der Verlauf des „Culturkampfes" selbst beschränkteren Politikern keinen Zweifel gelassen haben. Was man dort schließlich erzielt hat, nämlich die katholische Bevölkerung zu einer festen geschlossenen Masse zusammenzuschweißen, ein gleiches Resultat dürfte auch die zweite Auflage des Culturkampfes gegen die Sozialdemokratie in sich schließen, ein Verlauf, der in dem Maße bedenklicher und gefährlicher erscheint, als die in der Sozialdemokratie beschlossene Gefahr in der That die ultramontane Gefahr weitaus überwiegt.

Nichts ist gewisser, als daß die Sozialdemokratie Gewalt mit Gewalt erwidern wird, und daß man daher, consequent durchgeführt, schließlich das heraufbeschwört, was man angeblich vermeiden will und was man in sehr zutreffender Weise neuerdings die „Criminaljustiz der Geschichte" genannt hat.

Außerdem sollte man auf allen Seiten nicht vergessen, daß man nicht immer Hammer, sondern, in bekannter Abwechselung, auch zuweilen Ambos ist, und daß man daher in kritischen Zeiten stets wohl thut, sich recht ernsthaft die Frage vorzulegen: wie man es empfinden und was man sagen wird, wenn man die Rolle des Phalereus spielt und selbst in den Ofen gesteckt wird, welchen man für Andere erbaut und geheizt hat.

Kann der Staat die soziale Frage lösen?

(Aus dem „D. Adelsbl." vom 31. August 1884.)

I.

Es gab eine Zeit, und sie ist erst eben verstrichen, wo die Sozialdemokratie behauptete: Die Staatsregierung will die soziale Frage nicht lösen. Auf diesem Standpunkt stand Lassalle und mit ihm alle anderen Führer der Sozialdemokratie. Stets haben diese ihre Unzufriedenheit mit den bestehenden Regierungen begründet, indem sie denselben hinsichtlich der sozialen Frage das redliche Wollen absprachen.

Dieser agitatorische Standpunkt war den Staatsregierungen besonders gefährlich, weil derselbe das schlimmste Verdammungsurtheil in sich schloß, welches über eine Regierung gefällt werden kann. Wer den Königen und Ministern sagt: „Ihr wollt der entsetzlichen Noth, den furchtbaren Leiden der Armen und Elenden, den himmelschreienden wirthschaftlichen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten kein Ende machen", der schwingt eine Brandfackel, welche bei dem enorm angehäuften sozialen

Brennstoff nothwendig in den Massen der Nichtbesitzenden einen ungeheuren Brand des Hasses und der revolutionären Leidenschaft entzünden muß. Wie wir Alle nur zu gut wissen, ist dieser Brand wirklich entzündet worden. Bis vor ganz kurzer Zeit wurden die Regierungen angeklagt, die soziale Frage nicht lösen zu wollen, was ein moralisch verabscheuungswürdiges Verbrechen in sich schließt.

Diesen agitatorisch günstigen Standpunkt der Sozialdemokratie hat das Kaiserliche Regiment in Deutschland moralisch über den Haufen geworfen. Mögen die Sozialdemokraten über Kaiser Wilhelm und den Fürsten Bismarck denken und fühlen, sagen und beweisen, was sie wollen und können — man nimmt diese beiden weltgeschichtlichen Figuren jedenfalls absolut ernsthaft und wagt ihnen keinerlei Komödiantenthum anzudichten. Was beide Machthaber über ihre sozialreformatorischen Absichten gesagt haben, wird in der ganzen Welt als ernst und aufrichtig gemeint aufgefaßt. Gegen dieses sittliche Faktum ist aller Widerstand vergebens. Da wir in jedem Gegner die Aufrichtigkeit der guten Absicht bis zum Beweis des Gegentheils anerkennen, so nehmen wir an, daß auch die Sozialdemokratie unter dem Eindruck jener moralischen Thatsache steht, und an dem guten Willen der kaiserlichen Regierung ferner nicht mehr zweifelt. Jedenfalls scheint die Sozialdemokratie diesen Zweifel nicht mehr wie früher als Brandfackel zu benutzen, sondern die Bekämpfung der Regierung jetzt von dem moralischen auf das intellectuelle, politische und gesellschaftliche Gebiet zu verpflanzen, indem sie behauptet: Die Regierungen können die soziale Frage nicht lösen.

Wir erblicken in diesem Wechsel nicht nur einen moralischen Triumph der kaiserlichen Regierung, sondern auch einen großen Fortschritt in der ganzen sozialen Debatte. Wenn man in den Vordergrund des Kampfes die Frage stellt: „Kann der Staat die soziale Frage lösen?" so hat man die Aussicht, ja beinahe die Gewißheit einer ruhigen, sachlichen Erörterung. Man springt dem Gegner nicht wie seither mit einer Beleidigung ins Gesicht, sondern stellt ihn quasi vor technische Fragen. Man sagt dem monarchischen Staate mit Faust: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Denn nur der Volksstaat kann eine sozialreformatorische Technik schaffen, wie sie dem heutigen sozialen Bedürfnisse entspricht, nicht aber der monarchische Staat, weil dieser lediglich der Geschäftsführer der herrschenden, der ausbeutenden Klassen ist."

Wir wünschen dringend, daß bei dem bevorstehenden Wahlkampf die Streitfrage so und nicht wie früher gefaßt wird. Das offizielle Organ der Sozialdemokratie macht mit der veränderten und verbesserten Taktik den Anfang, indem es den Beweis zu erbringen versucht, daß die Regierungen die soziale Frage nicht lösen können.

In dem betreffenden Artikel citirt das sozialdemokratische Blatt zunächst aus einem Aufsatz der „Demokratischen Blätter" folgenden Abschnitt:

„Die Regierungen schweben nicht in dem reinen Aether göttlicher Allwissenheit; sie gehören, wie Fürst Bismarck einmal ganz richtig im Reichstag sagte, „auch zum Volke", sie sind aus den herrschenden Klassen entstanden und vertreten die Interessen derselben. Soziale Mißstände entstehen nur daraus, daß die Interessen der herrschenden mit den Interessen der beherrschten Klassen in schroffen Widerspruch gerathen, und wie soll in solchen, immer sehr schwierigen und verwickelten Streitfällen

eine Regierung einen gerechten und unparteiischen Entscheid fällen, während sie selbst doch eben auch nur Partei ist. Es ist so, als wenn in einem gewöhnlichen Prozesse um Mein und Dein der Verklagte dem Kläger den Mund stopfen und dann selbst entscheiden wollte, weil er, der Verklagte, die wahren Interessen des Klägers besser verstände als dieser selbst. Mit dieser geborenen Unfähigkeit der Regierungen für soziale Reformen hängt es auch innerlich zusammen, daß die zunftmäßig abgestempelte Gelehrsamkeit niemals in nennenswerther Weise die sozialen Wissenschaften gefördert hat."

Dem sozialdemokratischen Blatte ist dieser Erguß natürlich Wasser auf die Mühle. In der That, fügt es hinzu:

„Die Regierungen sind die Geschäftsführer der herrschenden Classen. Alle Redensarten von der ‚Regierung, die über den Parteien schwebt‘, von der ‚Regierung der Armen und Enterbten‘, von der ‚Regierung der sozialen Reform‘ ꝛc. haben lediglich den Zweck, den wahren Stand der Dinge zu bemänteln, sind nichts als Sand in den Augen Derjenigen, die nicht sehen sollen. Sie finden nur deshalb Gläubige, weil die große Masse sich überhaupt leicht von dem Schein täuschen läßt, auf Treu und Glauben die Form für den Inhalt hinnimmt ....."

„. . . Es hat Reformen gegeben, die den Einen nützten, ohne die Andern zu beeinträchtigen. Von solchen kann aber heute nicht mehr die Rede sein. In wirthschaftlicher Beziehung haben sich die Dinge vielmehr so zugespitzt, daß ein Uebergang zu einer anderen Produktionsweise nicht mehr ein Retten, sondern ein Verschwinden der Ausbeuterklasse bedeutet. Die bürgerliche Entwickelung der Produktion hat das Ausbeutungssystem in seiner reinsten, nacktesten Gestalt zum Durchbruch, es an den Punkt gebracht, wo weiterentwickeln aufheben, reformiren in der That revolutioniren heißt.

Dazu wird und kann sich die Ausbeuterclasse nicht gutwillig verstehen und ebensowenig die sie repräsentirende Regierung. All' ihr Reformwerk wird daher nur jämmerliches Flickwerk bleiben, und bezeichnender Weise will man sogar von der einzigen Maßregel, die wenigstens für eine Zeit von Nutzen sein könnte: von einer wirksamen Verkürzung des Arbeitstages, absolut nichts wissen. Man fühlt in den herrschenden Kreisen, daß eine Arbeiterklasse, die nur 8 Stunden täglich arbeitet, nicht zu ‚bändigen‘, nicht zu beherrschen ist. Ihr Klasseninteresse erfordert aber ein beherrschtes Proletariat, wie das Klasseninteresse des Proletariats heute Reduzirung des Arbeitstages und Erweiterung der politischen Rechte erheischt. Und an diesem Gegensatz der Classeninteressen wird und muß unter den heutigen Verhältnissen jede ernsthafte Sozialreform scheitern."

Soweit die sozialdemokratische Beweisführung. Was uns betrifft, so wollen wir den Gegenbeweis erbringen:

1) daß eine Regierung thatsächlich noch etwas mehr ist als der Geschäftsführer der „herrschenden" Classen im sozialdemokratischen Sinne, und
2) daß es auch heute noch Reformen giebt, die dem Einen nützen, ohne dem Anderen zu schaden, ja daß gerade heute im Gegensatz von früher Reformen ausführbar sind, welche für alle Classen einen viel großartigeren Nutzen stiften können, als dies früher möglich war.

II.

Was zunächst die „Staatsregierung als Geschäftsführer der herrschenden Classen“ betrifft, so stehen den Sozialdemokraten allerdings geschichtliche Belege für diese Behauptung massenhaft zur Verfügung. Jedes Schulkind weiß es und kann es beweisen, daß die Könige und Fürsten, die Reichen und Mächtigen fast immer sehr weit entfernt waren von der Erfüllung ihrer idealen Pflichten den Nichtbesitzenden und Schwachen gegenüber. Wäre dies anders und entgegengesetzt gewesen, so würde die Erde eben ein Paradies sein. Das ist sie nicht und soll sie nicht. Auch die Lösung der sogenannten sozialen Frage wird kein Paradies schaffen und die Menschen nicht in Engel umwandeln. Könige und Fürsten, die Reichen und Mächtigen waren zu allen Zeiten unvollkommene Menschen; sie waren dem Irrthum und den Leidenschaften unterworfen. Nur selten überragte ein Mächtiger seine Zeit und die Fehler seiner Zeit. In dieser Hinsicht haben die Sozialdemokraten Recht. Allein mit diesem Beweise können sie in dem theoretischen Streite: „ob der monarchische Staat die soziale Frage lösen kann“ nicht obsiegen. Wie in jedem Streite spielt auch in diesem die Ehrlichkeit eine Rolle. Von dieser werden die Sozialdemokraten zu dem Anerkenntniß gezwungen, daß auch sie für ihren Zukunftsstaat keine Engel zur Verfügung haben, wie auch in der Vergangenheit die zahlreichen Revolutionen und Reformationen, die zu Gunsten der Unterdrückten in Szene gingen, in ihrem Verlauf den Stempel menschlicher Unvollkommenheit mindestens in gleicher Mißgestalt zeigten.

Auch nach siegreichen Revolutionen waren die auf dem Grabe eines gestürzten Machthabers neu entstandenen Regierungen im Sinne der Sozialdemokratie stets wieder die „Geschäftsführer der herrschenden Classen“, oder besser noch die Vollstrecker der herrschenden Interessen, Ideen, Irrthümer und Vorurtheile. Die Staats-Regierungen waren fast immer nur Produkte ihrer Zeit. Wo sie ihre Zeit und die Irrthümer und Rohheiten derselben weit überragten, da waren es naturgemäß nicht republikanische, sondern monarchische Regierungen. Ein rohes oder verdorbenes Volk kann unmöglich eine ideale Regierung aus sich gebären, wohl aber kann ein idealer König ein rohes, unfertiges Volksmaterial auf eine höhere Stufe heben. Die Geschichte der letzten hundert Jahre ist in dieser Hinsicht lehrreich genug. Die Republiken zeigen darin sehr viel weniger Lichtblicke, als die Monarchien. Die amerikanische Republik wurde von edlen Männern gegründet. Gegenwärtig ist sie nahezu in ein Pöbelregiment ausgeartet. In sozialer Hinsicht wurde sie in häßlichster Weise das, was die Sozialdemokraten den Monarchien vorwerfen: eine Geschäftsführung der reichen Classen. Auch in der französischen Republik ging die Sache den gleichen traurigen Gang. Ungleich arbeiterfreundlicher sieht es in den Monarchien aus. Die Hohenzollern proclamirten sich als Könige der Bettler und handelten demgemäß, wie Schmoller gerade mit Rücksicht auf die soziale Frage bewiesen hat. Auch lieferten sie häufig den Beweis, daß sie sich keineswegs als die Geschäftsführer einzelner Classen, z. B. des Adels, der Großgrundbesitzer, der Fabrikanten und Banquiers betrachten. Gerade die preußischen Könige liefern eine höchst anschauliche Illustration zur classischen Erklärung des Schopenhauerschen Königsbegriffs: „Allerdings

— sagt der Fürst — ich herrsche über euch durch Gewalt; dafür aber schließt meine Gewalt jede andere aus; denn ich werde keine andere neben der meinigen dulden, weder die von Außen kommende, noch im Innern die des Einen gegen den Andern."

Auf Grund dessen schloß Schreiber dieses einen vor 9 Jahren veröffentlichten Aufsatz über „Königthum und Arbeiterpartei" mit folgenden Worten, welche seitdem durch die kaiserliche Botschaft und die Bismarckischen Reden und Thaten eine glänzende Bestätigung fanden:

„Nur das Königthum kann die Gesellschaft aus den sozialen und wirthschaftlichen Gefahren befreien, wie nur der Czar die leibeigenen Bauern befreien konnte. Alle anderen Classen sitzen fest im Banne widerstreitender Interessen; sie haben sich verstrickt in den Netzen ihrer Irrthümer, Leidenschaften und Kalkulationen und zappeln sich darin elend zu Tode. Nur das Königthum kann diese Netze zerreißen."

Daß eine demokratische Regierung dazu außer Stande ist, beweisen die Republikaner gerade in der sozialen Frage handgreiflich.*) Was so tief in der menschlichen Natur wurzelt, die Sehnsucht nach Verwirklichung der Landesväterlichkeit, kann in Volks- d. h. Wahl-Regierungen, gar keinen Boden fassen. Die Choleraerlebnisse der jüngsten Zeit liefern dafür einen classischen Beweis. Als in der Republik Frankreich die Cholera ausbrach und selbst in radikal-demokratischen Kreisen ein leidenschaftliches Verlangen nach einer persönlichen Vertretung der Landesväterlichkeit erwachte, da machte diese Situation auf den Präsidenten Grevy keinen Eindruck. Er eilte nicht an die Stätten des Jammers, um den verzweifelten Landeskindern den „Landesvater" zum trostvollen Bewußtsein zu bringen. Anders jetzt in Italien. König Humbert verwirklicht dort auf den Stätten des Schreckens den Begriff der „Landesväterlichkeit", und das dankerfüllte Jauchzen des armen Volkes macht es auch den Sozialdemokraten handgreiflich, was der menschlichen Natur gemäß ist. Der Unterschied zwischen dem Präsidenten und dem König liegt in den Institutionen. Als König würde Grevy wahrscheinlich ebenso handeln. Eine demokratische Regierung kennt keinen Landesvater, sondern nur einen „Geschäftsführer". Was die Sozialdemokratie also gegen die Staatsregierungen und ihre sozialreformatorische Untauglichkeit einwendet, gilt nur von den sogenannten „Volksregierungen". Nur in ihnen herrscht die „Classe", während die monarchischen Regierungen von

*) Ein republikanischer Schriftsteller stellt in der „Berliner Volks-Tribüne" vom 18. Februar 1888 in dem lehrreichen Artikel „der Untergang des Kleinbetriebes in Frankreich" fest, daß die Kluft zwischen Reich und Arm seit den letzten 15 Jahren in Frankreich sichtlich zunahm. „Früher — heißt es — herrschte in Frankreich und speziell in Paris das Kleingewerbe vor, seit den letzten 10—15 Jahren siecht es täglich mehr dahin und führt, wenige Branchen ausgenommen, die eine besondere Spezialität bilden, ein jämmerliches Scheindasein." Die Republik hat diese unheilvolle Entwickelung jedenfalls nicht verhütet. Freilich haben auch die Monarchien ihre Sozialpolitik noch nicht auf diesen entscheidenden Punkt gerichtet. In Deutschland wird der bevorstehende Ablauf des Notenprivilegiums der Reichsbank benutzt werden müssen, um der Anhäufung des Reichthums in wenigen Händen wirksamere Schranken zu ziehen. Der Herausgeber.

Natur befähigt, ja gezwungen sind, sich über die Classenherrschaft zu erheben und das Gesammtinteresse zu repräsentiren. Freilich ist es nicht leicht, für die Verwirklichung der Landesväterlichkeit stets die zeitgemäßen und practischen Formeln zu finden. Neben dem guten Willen spielt dabei auch die Genialität eine Rolle. Doch hat die letztere in der monarchischen Staatsregierung immer noch bessere Aussichten als in der Demokratie und Republik. In der Republik fürchten die staatlichen Machthaber in dem großen Talente den Nebenbuhler, weshalb sie es unterdrücken. In der Monarchie sieht der Monarch in dem genialen Kopfe eine neue Stütze seiner Macht; ja selbst die Minister sitzen dort — wie Schopenhauer richtig hervorhebt — zu fest im Sattel, um die Concurrenz großer Intelligenzen fürchten zu müssen.

Der sozialdemokratische Standpunkt ist also in jeder Hinsicht falsch. Was in der Behauptung, daß die Staatsregierungen die Geschäftsführer der herrschenden Classen seien, wahr ist, trifft in viel höherem Maße bei den demokratischen, als bei den monarchischen Regierungen zu. Beide Regierungsformen können ihrer Tendenz entgegen zu Werkzeugen der gerade zeitweilig herrschenden Klassen entarten; die größte Gefahr einer solchen Entartung liegt in der Republik, und die größte Möglichkeit einer volksfreundlichen und sozialreformatorischen Entwickelung liegt in der Monarchie vor.

Im Uebrigen wird dieser Streit gegenwärtig vor aller Welt geführt, und zwar nicht in Worten, sondern in Thaten. Die soziale Frage steht in Monarchien und Republiken an der Thürschwelle und fordert gebieterisch Einlaß. Offiziell geöffnet hat man ihr die Thür bis jetzt nur in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz. Hier steht sie als „soziale Frage" in moderner Gestalt auf der offiziellen Tagesordnung. In den beiden großen Republiken Nordamerika und Frankreich giebt es für die Staatsmänner offiziell noch keine soziale Frage. Bis heute ist die Monarchie also im sozialreformatorischen Vorsprunge. Wir hoffen, daß sie diesen Vorsprung dauernd behaupten wird. An Mitteln fehlt es ihr nicht dazu.

III.

Wie einen jeden Menschen, kann man auch einen Sozialdemokraten von seinen Irrthümern nur dann überzeugen, wenn man zunächst das Wahre in seinen Sätzen und Standpunkten anerkennt. Wir haben das bereits gethan, indem wir zugaben, daß die Weltgeschichte leider von nur zu vielen Regierungen berichtet, welche kaum mehr waren, als die Geschäftsführer der ausbeutenden Classen, so daß das tiefeingewurzelte Mißtrauen der Nichtbesitzenden sehr erklärlich erscheint. Gegen dieses Zugeständniß verlangen wir von den Sozialdemokraten, daß auch sie ehrlicherweise ein Zugeständniß hinsichtlich der ebenso großen, ja größeren sozialen Sündhaftigkeit demokratischer und republikanischer Regierungen machen. Der Culturphilosoph wird, was die sozialen Sünden der Vergangenheit betrifft, vielleicht Verzeihung, ja, nach allen Seiten hin Generalpardon befürworten, weil die Befreiung der Arbeit eine Höhe der Cultur, d. h. eine Vollkommenheit und Reichhaltigkeit der Culturmittel, voraussetzt, zu welcher wir erst in der Gegenwart gelangt sind. Erst jetzt fielen zum ersten Male in den umnachteten Verstand der Menschen

so viel neue physikalische Erkenntnisse, und es wurden dadurch so viel neue, seither verborgene Naturkräfte in den Dienst der sozialen Reform gestellt, daß von jetzt ab das physische Elend keine natürliche Existenzberechtigung mehr hat.

Von jetzt ab hört die Arbeitskraft der Nichtbesitzenden auf, ein Object der Ausbeutung zu sein, weil die Naturkräfte hinreichen, für alle Menschen ein Ausbeutungsobject zu werden. Selbst wenn die Regierungen nichts sein wollten, als die Geschäftsführer der herrschenden, der ausbeutenden Classen, so würde dieser Zustand für die Nichtbesitzenden ganz gefahrlos sein, denn es liegt durchaus in ihrer Macht, in die Reihen der herrschenden, der ausbeutenden Classen vorzudringen Dazu bedarf es bei dem allgemeinen Wahlrecht für den gesetzgebenden Reichstag keiner Revolution, weil diejenige Revolution, welche dazu erforderlich war, nämlich die Revolution in den Naturwissenschaften und die Revolution in der Technik, schon stattgefunden hat. Weitere Revolutionen wären, abgesehen von dem Verbrechen, bloße Kraftvergeudungen.

Man werfe doch nur einen Blick auf die politische Beschaffenheit der gegenwärtigen Regierungen. Mit Ausnahme von Rußland giebt es in Europa absolute Regierungen nicht mehr. Der Czar kann Sozialreformen befehlen, während die anderen Regierungen solche ihren Parlamenten nur vorschlagen können. In beiden Fällen zeigt sich die Unvollkommenheit alles Irdischen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft hat den erhofften sozialen Segen nur zu einem kleinen Theil geliefert, weil das arme Volk in Rußland geistig zu ungebildet ist. In Deutschland ist die Volksbildung zwar größer, aber nicht groß genug, um die sozialdemokratischen und manchesterlich-demagogischen Verführungskünste besiegen und eine kaiserliche Volkspartei zur parlamentarischen Durchführung der sozialreformatorischen Kaiserbotschaft zu ermöglichen. Unsere Regierungen haben die Nichtbesitzenden längst zu der politisch herrschenden Classe gemacht, aber dies Geschenk wurde von unseren deutschen Arbeitern bis jetzt kaum mit geringerer Thorheit benutzt, als in Rußland das kaiserliche Geschenk der Aufhebung der Leibeigenschaft seitens der geistig viel tiefer stehenden russischen Bauern. Wäre die deutsche Sozialdemokratie von einem wirklich bedeutenden Kopfe, nicht aber wie jetzt, von einer Anzahl ehrlicher, aber genieloser Mittelmäßigkeiten commandirt, so würde sie, wenn auch nur versuchsweise, die Parole ausgeben: „Alle Mann an Bord für die sozialreformatorische Kaiserbotschaft!“ Im Bunde mit der Regierung und den anderen antimanchesterlichen Reformkräften des Landes, sowie unter dem moralischen Eindruck einer solchen Parole auf die freihändlerisch verführten, eingeschüchterten und versumpften Arbeiter wäre es möglich, in den Reichstag mindestens 100, wahrscheinlich aber 150 Vertreter der nichtbesitzenden Classen zu senden. Im Besitz dieser gesetzgebenden Gewalt hörten die Nichtbesitzenden sofort auf, zu den politisch beherrschten Classen zu zählen; sie fingen an, diejenige Herrschermacht practisch auszuüben, welche ihnen gesetzlich längst zusteht, ohne daß sie davon einen vernünftigen Gebrauch machten. Die kaiserliche Regierung hat den Beweis geliefert, daß sie dem Einfluß einer solchen Fraction nicht widerstehen könnte, auch wenn sie wollte. Als die Nationalliberalen die ausschlaggebende Fraction im Reichstag waren, beherrschten sie die Gesetzgebung fast vollständig, und selbst in

Fragen, wo die Ueberzeugungen, Neigungen und Traditionen der Regierungen bekanntermaßen gegentheilige waren. Das gleiche Schauspiel gewahren wir, seit die Centrumspartei die ausschlaggebende im Reichstag ist. Um wieviel mehr könnte eine zahlreiche Arbeiterfraktion ausschlaggebend sein, da sie zu Verbündeten nicht nur die Regierung, sondern auch die mächtigsten Zeitströmungen haben würde.

In einer großen Zahl von sozialen Reformfragen würde zwischen den Bundesregierungen und einer solchen Reformpartei der Nichtbesitzenden keinerlei Abstoßung stattfinden, weil es thatsächlich Reformen giebt, „die dem Einem nützen, ohne die Anderen zu beeinträchtigen". In allen diesen Fragen handelt es sich — im Gegensatz zu der sozialdemokratischen Behauptung — um „Reformen" und nicht um „Revolutionen", nämlich nur um die vernünftige Ausbeutung von Naturkräften und Fortschritten, welche jede fernere „Ausbeutung" der Menschenkraft überflüssig machen.

Dies im Einzelnen zu zeigen, soll die Aufgabe eines Schlußartikels sein.

IV.

Nachstehend wollen wir einige Gebiete andeuten, auf denen soziale Reformen von großer practischer Tragweite möglich sind, welche die sozialdemokratische Behauptung widerlegen, „daß es heutzutage keine Reformen mehr gebe, die dem Einen nützen, ohne die Anderen zu beeinträchtigen, weshalb reformiren gegenwärtig gleichbedeutend mit revolutioniren sei."

Als den stärksten Hebel für staatssozialistische Reformwerke und dadurch als die überzeugungskräftigste Widerlegung der sozialdemokratischen Meinung von der Nothwendigkeit einer Sozialrevolution ist die staatssozialistische Erziehung der gebildeten Classen zu betrachten. Gegenwärtig sind fast alle Gebildeten, also auch die Staatsdiener, noch mit dem Geist der volkswirthschaftlichen Sichselbstüberlassung erfüllt. Selbst diejenigen Anhänger der kaiserlichen Sozialreform, welche man als die Stützen derselben betrachtet, kennen kaum die Anfangsbuchstaben des staatssozialistischen Alphabets. Wir haben auf unsern Universitäten Lehrstühle nöthig, welche sämmtlichen Studenten Vorlesungen darüber halten, wie sie als Abgeordnete, als Verwaltungsbeamte, als Staatsanwälte, höhere Polizeibeamte, Richter, als Aerzte und Geistliche, als Eisenbahntechniker und Baumeister u. s. w. active Vollstrecker derjenigen Landesväterlichkeit sein können, welche der Landesvater in einem großen Verfassungsstaate nicht mehr in der Weise vertreten und ausüben kann, wie Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große es thaten. Ein leuchtendes Beispiel eines solchen Repräsentanten der Landesväterlichkeit gab der alte westfälische Regierungspräsident v. Vincke.*) Die Theologen haben als Vertreter der Landesväterlichkeit noch Vertreter der christlichen Liebesthat zu sein; ihr ebenso leuchtendes Vorbild ist Pastor Oberlin und neuerdings Pastor v. Bodelschwingh. Diese sämmtlichen Beispiele sind behufs Verhütung des sozialen Krieges zu Aus-

*) Daß auch heute solche Beispiele nachgeahmt werden können, hat der Freiherr von Broich, gegenwärtig Geheimer Regierungsrath und vortragender Rath im Staatsministerium, in seiner 16jährigen Praxis als Landrath bewiesen.

gangs- und Zielpunkten der Universitätserziehung zu machen, gerade so, wie man zur Verhütung des äußeren Krieges die militärische Tüchtigkeit zum Gegenstand eines Erziehungssystems gemacht hat. Ohne ein solches System wird der Staatssozialismus ein frommer Wunsch für die Einen und ein Object der Furcht oder des Spottes für die Anderen bleiben; er wird ohne ein staatssozialistisch erzogenes Beamtenheer &c. im Guten ein Krüppel und im Bösen ein Dämon werden.

Glücklicherweise fing seit dem Auftreten der Kathedersozialisten der Staatssozialismus an, die Geister unserer studirenden Jugend zu erfüllen. Freilich steht der Kathedersozialismus noch keineswegs auf der Höhe des sozialen Bedürfnisses; doch hat er wenigstens die Irrwege des Manchesterthums verlassen. Ein Haupthinderniß staatssozialistischer Erkenntnisse und Fortschritte ist augenblicklich der Hochmuth und die Verblendung unserer Gebildeten hinsichtlich der staatssozialistischen Erfordernisse. Davon legte eine conservative Zeitungscorrespondenz kürzlich eine durch ihre Kindlichkeit geradezu classische Probe ab. An das persönliche Eintreten des Königs von Italien in Neapel wurde folgende Bemerkung geknüpft: „In Deutschland würde man Derartiges unverständlich finden, weil die Obrigkeit hier gewohnt ist, auch ohne besondere Aufforderung ihre Pflicht zu thun.“ Das ist in der That ein Cabinetstück der Verblendung! Nein, in Deutschland würde man Derartiges nicht unverständlich finden, ebensowenig wie man die sozialreformatorische Kaiserbotschaft unverständlich gefunden hat. Auch ist in Deutschland die königliche Initiative keineswegs überflüssig. Die Pflichttreue der Obrigkeiten ist ein zweideutiger Begriff; sie ist keinen Pfifferling werth, ja sie kann antisozial wirken, wenn sie nicht dirigirt wird. Ueber diesen Punkt könnte man ganze Bücher füllen.

Für die Beantwortung der Frage: „Kann die Regierung die soziale Frage lösen?“ hat die Heldenthat des Königs Humbert nach zwei Seiten hin zweifellos höchst trostreiche Beweise geliefert. Einmal, was die Verhundertfachung der sozialen Hilfe in Folge des königlichen Beispiels und Machtspruchs, und dann, was die dankbare Anerkennung des Volkes betrifft. In letzterer ist eine großartige Bürgschaft für soziale Friedensstiftungen geboten. Alle Welt erblickte plötzlich ein verkörpertes Symbol des sozialen Königsthums und wurde von seinem Glanze hingerissen, wie von einer himmlichen Erscheinung. Selbst unsere Sozialdemokraten vermochten sich diesem Zauber nicht zu entziehen. Das „Berliner Volksblatt“, ein höchst radikales Arbeiterblatt, sagte in einem Leitartikel, in welchem eine nationalliberale Charakterisirung des Herrn v. Bennigsen als des „nächst Bismarck zweitgrößten Mannes in Deutschland“ verspottet wurde, es gebe in Europa nur einen großen Mann, und das sei König Humbert. Das ist bezeichnend, und widerlegt allein schon die sozialdemokratische Behauptung, der monarchische Staat sei in der sozialen Frage ohnmächtig.

Was nun die einzelnen Reformgebiete betrifft, so hat das „Deutsche Adelsblatt“ diese bereits früher seinen Lesern vorgeführt und den speziellen Beweis erbracht, ob und inwiefern auf denselben großartige Verbesserungen möglich sind, ohne daß diese erkauft zu werden brauchen durch revolutionäre Akte, durch *Beraubung der Besitzenden und den Sturz der sogenannten herrschenden Classen.* Wir müssen aus Raummangel auf diese unsere früheren, sowie auf die Abhandlungen

verweisen, welche wir der Wiederholung und Spezialisirung später noch widmen wollen. Nur Einiges sei der Anschaulichkeit wegen an dieser Stelle besonders hervorgehoben.

Wir beginnen mit der Colonisationsfrage. Es ist dem Fürsten Bismarck zu verdanken, daß die Begeisterung dafür plötzlich zu einer mächtigen Flamme geworden ist, während sie vorher nur wie eine Studirlampe auf dem Schreibtisch einsamer Denker brannte. Diesen Wechsel betrachten wir als Kennzeichen der Macht, welche der Staat anwenden kann, sowie als Bürgschaft, daß er diese Macht im gegebenen Augenbicke nicht nur einsetzt für die Bereicherung weniger Exporteure und Importeure, sondern für wirklich staatssozialistische und sozialreformatorische Zwecke.

Eine Colonialpolitik, wie sie England betrieb, ist veraltet; sie paßt nicht in den Rahmen der Sozialreform. Weil sie der Massenarmuth nicht steuerte, sondern vielmehr nur dazu diente, die Plutokratie zu wirthschaftlichen Herrschern über alle Nichtbesitzenden zu machen und dadurch ein Elend zu erzeugen, wie es selbst in Berlin, der Stadt der sozialen Selbstmorde, unerhört ist — eben deshalb muß eine deutsche Colonialpolitik eine andere Gestalt haben, sonst erregt sie lediglich den sozialdemokratischen Hohn, wie ihn der Sozialdemokrat von Vollmar kürzlich in München gegen unsere colonialpolitischen Hoffnungen losgelassen hat. Schreiber dieses hat in der „Deutschen Volkswirthschaftlichen Correspondenz" sowie im „Staatssozialist" schon vor Jahren speziell dargelegt, wie ein „Deutsches Java in Afrika" aussehen muß, wenn es ein mächtiges Instrument des Staatssozialismus und der Sozialreform werden soll. Auch daß eine solche Gestaltung in der Macht des Staates liegt, führten wir aus.

Ganz denselben Beweis erbrachten wir auf dem Gebiete der systematischen Vermehrung der Nahrungsquellen, der Geld- und Bankreform, der bessern Beschützung wirthschaftlicher Existenzen (Reform der Concurs-, Subhastations- und Executionspraxis, Heimstättengesetz), des Normalarbeitstags, der Credit- und Verlustversicherung, der Agrarreform nach Rodbertus'schen und anderen Vorschlägen u. s. w. Alle diese Punkte und Maßregeln stellen Reformhebel dar, gegen welche sich das Kranken- und Unfallgesetz — abgesehen von der fachgenossenschaftlichen Grundlegung als Reformapparat — wie das Lallen eines Kindes ausnimmt. Jede der angedeuteten Reformen liegt in der Möglichkeit des monarchischen Staates, und keine erfordert eine Sozialrevolution. Jede davon würde ein unermeßliches Quantum von sozialer Noth aus der Welt schaffen, und ihre Gesammtheit die soziale Frage für die Gegenwart und nächste Zukunft lösen, denn diese Reformmaßregeln schließen die vierfache Wirkung in sich:

1) jede Arbeitskraft in Tausch- und Kaufkraft zu verwandeln;
2) der trostlosen Ueberfüllung aller Berufsarten ein Ende zu bereiten;
3) die wachsende Kluft zwischen Arm und Reich zunächst zum Stillstand und dann zur Rückbildung zu bringen, sowie
4) durch dies Alles der Volkssittlichkeit erst einmal die elementarste Grundlage zu verleihen, indem die Heirathsmöglichkeiten vermehrt und die sittlichen Versuchungen für Mann und Weib vermindert werden.

V.

Organe der Landesväterlichkeit

im Sinne des

practischen Christenthums und sozialen Königthums.

Inhalt:

Das soziale Königthum kann nur durch seine Organe ein „nationales Heiligthum" werden.

(Aus dem „Deutschen Adelsblatt" vom 2. November 1884.)

I.

Als ein Classiker unserer deutschen Publicistik, der frühere langjährige Leiter des Preßbureaus und der „Provinzial-Correspondenz", Geheimrath Ludw. Hahn, vor ungefähr vier Wochen mit einer Schrift zu den Wahlen über „Das soziale Königthum" hervortrat, da hofften wir in freudiger Erregung, daß die conservative und nationalliberale Partei, nämlich alle Anhänger der kaiserlichen Wirthschafts- und Sozialreform, in den Wahlkampf vorwiegend, ja ausschließlich mit den starken Waffen ziehen würden, welche der Begriff des „sozialen Königthums" wie ein reich gefülltes Arsenal darbietet. Leider ist unsere Hoffnung nur sehr mangelhaft in Erfüllung gegangen. Weder haben wir gefunden, daß die Wahlcomités einen Massenabsatz der Hahn'schen Broschüre herbeiführten, noch auch, daß die Versammlungsredner die Wähler mit dem Inhalt der prächtigen Schrift näher bekannt machten. Nur einige conservative Redner haben Vorträge über das soziale Königthum oder über die kaiserliche Sozialpolitik gehalten, während der neue weltgeschichtliche Schlachtruf in sämmtlichen conservativen, freiconservativen und nationalliberalen Wahlversammlungen erschallen mußte, und zwar nicht einmal, sondern für die Zeit des ganzen Wahlkampfes unaufhörlich. Denn es handelt sich bei dem „sozialen Königthum" nicht etwa um eine Frage der Tagespolitik, die der eine Parlamentarier gering, der andere etwas höher schätzt, sondern um einen ganz neuen Inhalt des Staatswesens, um ein neues Evangelium für Arm und Reich, um ein neues Ziel der Regierungen und eine neue Hoffnung der Regierten. Es hat einen tiefen Sinn, daß die Hahn'sche Wahlschrift über das soziale Königthum von dem leidenschaftlichen Sehnsuchtsrufe ausging, den Lassalle, der Vater unserer Sozialdemokratie, nach dem sozialen Königthum ausstieß.

Lassalle, der bedeutendste Führer und schärfste Denker der deutschen Sozialdemokratie (sagt L. Hahn in Capitel 1 unter der Ueberschrift: „Eine Ahnung Lassalles") hat kurz vor seinem jähen Tode geschrieben

„Von Kindesbeinen an bin ich Republikaner. Und trotzdem, oder vielleicht gerade dadurch bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß nichts eine größere Zukunft und eine segensreichere Rolle haben könnte als das Königthum, wenn es sich nur entschließen könnte, soziales Königthum zu werden. Mit Leidenschaft würde ich dann sein Banner tragen und die constitutionellen Theorien würden schnell genug in die Rumpelkammer geworfen werden.

Aber wo gäbe es ein Königthum, das den Muth und die Einsicht hätte, sich zum sozialen Königthum herzugeben?"

Davon ausgehend führt L. Hahn in seiner bekannten Meisterschaft den überzeugenden Beweis, daß Kaiser Wilhelm das, was Lassalle für ein weltgeschichtliches Wunder ansah, verwirklichen will und mit dieser Verwirklichung bereits den Anfang machte.

„Der neueste Abschnitt der gewaltigen und glorreichen Geschichte unseres Kaisers — heißt es in der Vorrede — dürfte leicht der bedeutsamste von allen sein. Es ist darin eine Erweiterung der Weltgeschichte überhaupt gegeben, eine Veränderung des hergebrachten Feldes und Gebietes. Es ist in der That neu, daß irgend eine staatliche Regierung und zwar eine der vornehmsten unter den Monarchien mit Kraft und Entschiedenheit und mit Aussicht und schon mit Beginn des Erfolges die soziale Frage, die Geschicke der Volksgemeinschaft und besonders des Proletariats in die Hand nimmt.

Noch vor zwei Jahrzehnten konnte einer der schärfsten Beobachter laut verkünden: es gebe kein soziales Königthum — heute ist, Dank der offenkundigen Haltung — den unleugbaren Thaten des Kaisers, jene Behauptung, jener Wahn vernichtet. Man kann es wohl verstehen, daß Kaiser Wilhelm gerade auf dem neu betretenen Gebiete, das von Vielen sonst der Politik gar nicht ebenbürtig erachtet wurde, inzwischen eine besonders hohe Freude an den bereits errungenen Erfolgen hat.

Um so mehr wird man es dem Verfasser verzeihen, wenn er, der mit seiner politischen auch seine publicistische Laufbahn abgeschlossen glaubte, nunmehr zu dieser zurückgreift. Es war mir in der That unmöglich, nachdem ich alle merkwürdigen Abschnitte der Geschichte des jetzigen Königs für das Volk behandelt habe, gerade diese neueste Phase, die so innig verknüpft ist mit den höchsten sittlichen Interessen der Nation, scheinbar kalt und freudlos vorüber zu lassen: es ist mir inniges Bedürfniß, meine Freude auch an der sozialen Thätigkeit des Kaisers und den Wunsch auszusprechen, daß auch auf dieser Gottes Segen ruhe.“

Demnächst widmet der Verfasser der Darlegung des sozialen Königthums folgende Capitel:

„Eine Ahnung Lassalle's. König Wilhelm und die sozialistischen Vorgänge. Die Waldenburger Angelegenheit. Das allgemeine Wahlrecht. Sozialismus zu allen Zeiten, Sozialdemokratie erst neuerlich. Capital und Arbeit — Communismus und Sozialismus. Sozialdemokratie in Deutschland. Lassalle's ehernes Lohngesetz. Die Attentate. Des Kaisers Seelengröße; seine Absichten für die Arbeiter. Die Zollreform, der Schutz der deutschen Arbeit. Die Steuerreform und die Steuererleichterung. Die Botschaft und die königlichen Rechte. Die weiteren Botschaften. Moralische Bedeutung der sozialen Bekenntnisse. Wirkung der Botschaften. Belebung des Handwerks; die Innungen. Erneuerung des Sozialistengesetzes. Directe Fürsorge für die Arbeiter. Krankenversicherung. Unfallversicherung. Berufsgenossenschaften. Neues System staatlicher Sozialwirthschaft. Kaiser Wilhelms Bekenntniß und Bewährung als sozialer Fürst. Die Pflicht des Volkes für das Proletariat. Zur Warnung und Beherzigung für die Arbeiter selbst.“

Der Maßstab, den L. Hahn bei seinen Beweisführungen anlegt, ist dem hohen Gegenstande stets angemessen. Deshalb gelingt es ihm vollständig, das soziale Königthum in das strahlende Licht eines neuen

nationalen Palladiums zu setzen, und in dem unbefangenen Leser die Ueberzeugung zu begründen, daß der Besitz dieses Heiligthums die modernen Staaten allen Gefahren gegenüber unüberwindlich machen wird, gerade wie einst die Bürger Trojas den sie stark machenden Glauben hegten, daß ihre Stadt unüberwindlich sei, so lange sie das Pallasbild, ihr Palladium und Heiligthum, sorgfältig bewahrten. Leider ist Deutschland von diesem Glauben und also auch von den Vortheilen desselben hinsichtlich des sozialen Königthums noch weit entfernt. Es macht einen fast unheimlichen Eindruck, daß gerade der größte und einflußreichste Theil der Tagespresse jenen durch Hahn so ergreifend gepredigten Glauben an das soziale Königthum mit Spott und Hohn, ja mit Entrüstung und Abscheu zurückweist. Als Typus dieser unheilvollen, selbstmörderischen Feindschaft führen wir unseren Lesern nachfolgende Stellen aus dem Leitartikel vor, den eine viel gelesene liberale Zeitung Berlins am 19. October 1884 unter der Ueberschrift „Soziales Königthum" brachte:

„Ludwig Hahn — heißt es — versucht in seiner Schrift ‚Das soziale Königthum' alles Ernstes den Nachweis, daß der Gedanke Lassalle's Gestalt gewonnen habe in der Regierung unseres Kaisers Wilhelm, dem er die Rolle des von Lassalle vorahnend geschauten und verkündigten ‚sozialen Königs' zuweist. Die Verwirrung und Vergiftung unseres öffentlichen Lebens kann nicht greller beleuchtet werden, als durch den dreisten Versuch, in das jetzt Mode gewordene Spiel mit dem sozialistischen Feuer nun auch noch die Person des Königs hineinzuziehen. Nicht genug, daß man in der Regierungspresse und vom Ministertische aus mit dem Ideen- und Wörterschatze der Sozialdemokraten operirt, daß man diese für weniger gefährlich erklärt, als den Liberalismus, daß man das ‚Recht auf Arbeit' proclamirt —, nein, es muß nun auch noch der König selbst heran, um dem erstaunten Volke als Erbe und Vollstrecker eines Lassalle'schen Vermächtnisses gezeigt zu werden.

„Der Verfasser hält sich wahrscheinlich für überaus königstreu und glaubt mit seiner Schrift ein ganz besonders loyales Werk gethan zu haben. Die Wahrheit aber ist, daß der Königs- und Staatskrone nicht empfindlicher zugesetzt, daß der Name des Königs nicht ärger gemißbraucht und blosgestellt werden kann, als indem man ihn mit Bestrebungen in Verbindung bringt, die erklärtermaßen auf den Sturz der bestehenden Staatsordnung und natürlich auch des Königthums hindrängen. Ist es denn gar so schwer, zu erkennen, daß man durch solche Manöver die Empfänglichkeit für die sozialistische Richtung nur immer steigert und dadurch zur Untergrabung des Königthums mitwirkt? Glaubt man wirklich die Sozialdemokratie entkräften zu können, wenn man ihr in dieser Weise entgegenkommt, sie durch den königlichen Namen gewissermaßen sanctionirt? Nein, aus dem ‚sozialen Königthum' hören die sozialistisch geschulten Arbeiter nur das ‚Soziale' heraus; sie erblicken darin nur eine Bestätigung und Ermunterung ihrer eigenen Bestrebungen, aber vor dem Königthum machen sie darum doch nicht Halt.

„Jeder Deutsche, der es ehrlich mit dem Vaterlande meint, kann nur mit Trauer und Sorge diesem Treiben zusehen, das nur geeignet ist, das sozialistische Gift immer tiefer in den Volkskörper einzuführen, den Boden, auf dem unser gesammtes Staats- und Culturleben steht, immer weiter zu unterwühlen, den Zündstoff immer dichter anzuhäufen,

aus dem früher oder später die Flammen eines wilden und verheerenden Bürgerkrieges auflodern müssen."

Demnächst führt der „liberale" Leitartikel aus, daß Lassalle unter dem „sozialen Königthum" das Gegentheil von Schutzzoll, Zwangscassen und Lebensmittelsteuern verstanden habe. Dann fährt er fort:

„Welchen Humbug treibt man also, wenn man dieser Sozialreform das Lassalle'sche Mäntelchen umhängt und sie als ‚soziales Königthum' auf den Markt zu bringen sucht! Die Masse der Arbeiter wird man damit nicht einfangen; wohl aber wird man sie in dem Wahne bestärken, daß eine Sache, mit der selbst die höchsten Gewalten so auffällig cocettiren, eine große und gute, daß ihre Macht eine unwiderstehliche sein müsse. Durch die scheinbaren und theilweisen Zugeständnisse, die man macht, wird die Meinung genährt, daß auch die übrigen Forderungen berechtigt und erfüllbar seien und daß der Staat, wenn er sie nicht befriedigen könne, in Trümmer gehen müsse, damit eine neue, bessere Ordnung die wachgerufenen Hoffnungen erfülle. Nur zu richtig ist in dieser Beziehung bei der letzten Berathung des Sozialistengesetzes im Reichstage vom Abgeordneten Bebel festgestellt worden, daß die sozialdemokratische Richtung durch nichts so sehr gefördert worden sei, als durch den Staatssozialismus, dem sie daher zu großem Danke verpflichtet sei; er sei es, der im Volke die Meinung verbreite, ‚daß die Sozialdemokratie im Grunde Recht habe, weil man doch immerhin nach einigem Nachdenken erkennen muß, daß die Vorlagen und Gesetzentwürfe, die bis jetzt gebracht worden sind, im Grunde genommen nur sehr, sehr minimale Aenderungen in der Lage der Arbeiter herbeiführen und in Bezug auf den bestehenden sozialen Zustand an sich absolut gar keine Aenderungen hervorrufen'.

„So arbeitet der Staatssozialismus der Sozialdemokratie geradezu in die Hände, und das neueste Schlagwort vom ‚sozialen Königthum' kann die Sache nur noch verschlimmern. Man glaubt, das Königthum zu stärken, und stärkt von oben her die Revolution, die man mit dem Nimbus des Königthums umgiebt. Die Aussichten auf eine Beschwörung der sozialen Gefahr sind unter solchen Umständen trüber denn je."

Wir haben diesen liberalen Kampfartikel mit gutem Bedacht möglichst ausführlich citirt, weil er die Größe der Schwierigkeiten kennzeichnet, auf welche die Verwirklichung des sozialen Königthums bei uns stößt, wie auch die Nothwendigkeit, zur Beseitigung dieser Schwierigkeiten viel größere Anstrengungen aufzubieten, als dieses seitens der Anhänger der kaiserlichen Reformpolitik bisher geschehen ist. Offenbar erfüllt die Leidenschaft, mit der Lassalle die Fahne des sozialen Königthums tragen wollte, bis jetzt die Feinde der kaiserlichen Sozialreform zum Zweck der Bekämpfung in höherem Maße als die Freunde und Anhänger zum Zweck der Unterstützung. Dies Verhältniß ist unheilvoll und schmachvoll; es muß sich durchaus gegentheilig gestalten. Denn, soll das neue nationale Heiligthum die ihm durch die Hahn'sche Schrift beigelegte Schutzkraft gewinnen, so muß mehr gethan werden, um dem deutschen Volke den sozialen und sozialreformatorischen Glauben an das soziale Königthum einzuflößen und dem fanatischen Unglauben der liberalen und sozialdemokratischen Welt gegenüber zu stärken.

II.

(Aus dem „Deutschen Adelsblatt“ vom 16. November 1884.)

Je idealer ein Gedanke und eine Einrichtung ist, desto größer ist die Gefahr der Schädigung durch die eigenen Träger und Vollstrecker des Gedankens. Wo eine Religion zu Grunde gerichtet wurde, war es eine schlechte Priesterschaft, und wo eine Monarchie gestürzt wurde, waren es die Fehler und Sünden der Monarchen selbst, welche den Untergang verschuldeten. Ganz in derselben Weise wird das neue Heiligthum, welches inmitten einer aus den alten Gelenken gehenden Welt als Trost und Rettung der Culturmenschheit im sozialen Königthum vor unsern Augen aufgerichtet werden soll, nur dann ein Raub revolutionärer Gewalten werden, wenn die practischen Träger des sozialen Königsthums eine staatssozialistische Praxis errichten, welche den angekündigten Geist der Landesväterlichkeit verleugnet und damit innerhalb der Bevölkerung den Glauben an die neue soziale Heilslehre untergräbt.

Wir halten uns für verpflichtet, gerade diese Gefahr in den Vordergrund unserer begonnenen Beleuchtung der neuen Staatskunst zu stellen, weil sie bei weitem größer und dringlicher ist, als die Gefahr, welche der kaiserlichen Wirthschafts- und Sozialreform aus dem Manchesterthum und dem Sozialdemokratismus droht. Beide Feindesmächte sind zur Ohnmacht verdammt, wenn sich der Staatssozialismus bei seinen practischen Verwirklichungen auf der Höhe seiner Reinheit zu behaupten weiß. Die Bürgschaft wirklicher Siege könnten beide Gegner nur aus schweren Fehlern der staatssozialistischen Praxis gewinnen; solche Fehler allerdings würden siegreiche Waffen in Feindes Händen werden, ja der ersten Periode der Sozialreform unzweifelhaft den Untergang bereiten.

Unsere Leser werden seit Anbeginn unseres Blattes aus unsern Betrachtungen den Eindruck gewonnen haben, daß wir weder Byzantinismus noch Parteiservilismus treiben, auch unsern Cultus der monarchischen Idee nicht mit poetischen Gesängen und Deklamationen bestreiten, sondern überall von positiven Erwägungen und handgreiflichen Thatsachen ausgehen.

An solche Thatsachen knüpften wir z. B. in Nr. 41 unsern Artikel über die Nothwendigkeit einer staatssozialistischen Beamten-Erziehung, und an solche Thatsachen wollen wir auch heute unsere Betrachtung über die Gefahr knüpfen, welche dem sozialen Königthum durch die Fehler des Beamtenthums drohen.

Eben jetzt hat der moderne Staatssozialismus Gelegenheit, vom Geist der Landesväterlichkeit in practischen Verwirklichungen beweiskräftige Proben abzulegen. Das neue Unfallversicherungsgesetz bedroht die Privat-Unfallversicherungs-Gesellschaften theils mit Vernichtung, theils mit schweren Schädigungen. Zunächst tritt an die Angestellten der Privatgesellschaften das Verhängniß in Gestalt von Dienstentlassungen heran.

Wie aus liberalen Zeitungen und den Versicherungsblättern erhellt, sind Entlassungen schon vorgekommen, weil die im Gang befindliche Bildung der Berufsgenossenschaften die Industriellen veranlaßt, neue Versicherungen nicht zu schließen, und bestehende nicht zu verlängern oder zu kündigen, was alles den Geschäftsbetrieb der Privatgesellschaften mindert und sie zu Beamtenentlassungen nöthigt. In Folge dessen hat sich der bedrohten Beamtenkreise eine erklärliche Angst bemächtigt und

sie zu amtlichen Eingaben, zu Versammlungsagitationen und wehklagenden Zeitungsartikeln bewogen. Gegen die dabei zu Tage tretende Verbitterung wandte sich in der „Allgemeinen Versicherungs-Presse" vom 2. November ein längeres „Eingesandt", welches unter der Ueberschrift „Der landesväterliche Staatssozialismus und die Entschädigungspflicht aus den Verstaatlichungen" die Ansicht verfocht, man gehe in der Versammlungsagitation der brodlos werdenden Angestellten von der irrigen Annahme aus, als werde in Regierungskreisen die aus den Verstaatlichungen hervorgehende Entschädigungspflicht verkannt. Zur Beseitigung der in Versicherungskreisen entstandenen Beunruhigung suchte Verfasser jenes Eingesandt aus der vor 3 Jahren vom Wahlverein der deutschen Conservativen herausgegebenen Wahlbrochüre „Für Fürst Bismarck und seine Wirthschaftspolitik", sowie aus der von den Anhängern des sozialen Königthums in den Jahren 1878 bis 1882 herausgegebenen Wochenschrift „Der Staatssozialist" den Beweis zu führen:

„daß das Verstaatlichungsschicksal der Unfallbranche keineswegs auch den anderen Versicherungszweigen droht und dann, daß die aus der Verstaatlichung der Unfallversicherung entstehenden Existenz-Verkümmerungen volle Entschädigung finden würden."

Leider fand dieser gutgemeinte Trost- und Beruhigungsartikel weder in der Versicherungs-, noch in der politischen Presse einen Wiederhall. Im Gegentheil, Nr. 45 der „Allgemeinen Versicherungs-Presse" vom 9. November brachte zwei Gegenartikel. Der eine Artikel „Eingesandt" hält das Mißtrauen in die Absichten der Regierung in vollem Maße aufrecht. Es heißt dort u. A.: „So wie der Herr Einsender kann wohl nur jemand reden, der außerhalb der Consequenzen des Unfall-Versicherungsgesetzes steht, denn wer von den Betheiligten sollte sich wohl mit Aeußerungen von Anhängern des Regierungsprogramms zufrieden geben. Die Regierung hat bei den Berathungen der Resolution Windthorst-Buhl wahrlich klar genug ausgesprochen, daß sie keine Verpflichtung fühle, für die Beamten der Privatgesellschaften zu sorgen resp. daß sie Gegnerin der Resolution sei. Ist damit der Wochenschrift „Staatssozialist" schon ein absolutes Dementi gegeben, so mache ich doch noch darauf aufmerksam, daß die einzelnen Unfallversicherungsbeamten, welche sich der Mühe unterzogen hatten, bei dem Minister von Bötticher oder bei dem Präsidenten des Reichsversicherungsamtes um Entschädigung resp. Stellung nachzusuchen, einfach abschläglich beschieden und angewiesen worden sind, sich an die Berufsgenossenschaften zu wenden. Daraus gehen die Intentionen der Regierung deutlich hervor und kann man dann doch nicht mehr von einer Verkennung der Absichten derselben sprechen." Der zweite Artikel sagt unter „Personal-Notizen" folgendes:

„Im Reichs-Versicherungs-Amte sind wiederum 4 Beamte aus anderen Ministerial-Bureaux angestellt: Der geheime Kanzlei-Secretär Fuchs und der Kanzlei-Diätar Paschker, bisher im Reichsamt des Innern, und der Kanzlei-Diätar Beyer, bisher im Reichs-Justizamt, sind nach dem „Reichs-Anzeiger" zu Kanzlei-Secretären ernannt worden. Außerdem ist ein Hauptmann a. D., von Rudorff, angestellt worden. Wie man sieht, werden die brodlosen Beamten der ohne jede Entschädigung expropriirten Privat-Unfall-Versicherungs-Gesellschaften völlig übergangen. Jene fünf Stellen hätten doch wahrlich mit bisherigen Privat-Beamten besetzt werden können, wozu die geeigneten Kräfte in Hülle und Fülle

vorhanden sind. Kein Wunder, wenn die Stimmung in den Kreisen jener brodlos gewordenen oder nächstens brodlos werdenden Beamten immer bitterer wird. Wo bleibt da das practische Christenthum, der Beistand der „wirthschaftlich Schwachen", die vielgerühmte Sozialreform und das proclamirte Recht auf Arbeit?"

Was sollen die Anhänger des „sozialen Königthums" auf diese Anklagen antworten? Sie können nur hoffen, daß es sich lediglich um einen falschen Schein handelt; jedenfalls sind sie vorläufig zum Schweigen verurtheilt, während die Feinde des sozialen Königthums triumphiren. In einer verbreiteten liberalen Zeitung Berlins stand am 18. October ein Artikel aus dem „Hannoverschen Courier", in welchem ein entlassener Versicherungsbeamter in erschütternder Weise sein Unglück schildert. Derselbe schließt mit den Worten: „Das ist unsere Lage, und in eine so kummervolle Situation hat uns das Gesetz versetzt. Der Segen der modernen Sozialpolitik!"

Wie lange wird es noch dauern, bis man den wenigen Männern, die unter Aufopferung ihrer Gesundheit den Muth haben, in den Berliner Volksversammlungen das Evangelium des practischen Christenthums und des landesväterlichen Staatssozialismus zu verkünden, in's Gesicht lacht, wenn Schilderungen, wie die vorstehenden, nicht offiziell widerlegt werden! Noch niemals ist es einem Agitator für das soziale Königthum eingefallen, die volle Entschädigungspflicht bei etwaigen Verstaatlichungen in Abrede zu stellen. Noch vorgestern, am 12. November, antwortete der conservative Wahlkandidat für den 3. Berliner Reichstags-Wahlkreis, Herr Professor Brecher, in der vom conservativen Wahlausschuß veranstalteten großen Volksversammlung auf eine Interpellation, „daß er sich für das Tabaks-Monopol nur dann erkläre, wenn den durch dasselbe Geschädigten voller Ersatz gewährt werde." Herr Professor Ad. Wagner, unter den staatssozialistischen Autoritäten einer der ersten, war in der Versammlung zugegen und widersprach der von Brecher anerkannten vollen staatlichen Entschädigungspflicht bei etwaigen Verstaatlichungen nicht. Dadurch ist dem pessimistischen „Eingesandt" in Nr. 45 der „Allgem. Vers.-Presse", als werde diese vom „Staats-Sozialisten" vor drei Jahren entwickelte Consequenz der Landesväterlichkeit heute von den Anhängern der Regierung nicht mehr anerkannt, doch ein absolutes Dementi entgegengestellt, mit welchem sich Fürst Bismarck ganz gewiß identificiren wird. Denn — wie der „Staats-Sozialist" am 18. October 1880 zur Widerlegung eines gegentheiligen Verdachts mit Recht bemerkte — „es ist ebenso albern wie schändlich, dem Fürsten Bismarck Ansichten anzudichten, welche seine Sozialreform gleichzeitig zu einer Lächerlichkeit und zu einer Barbarei stempeln würden. Die Sozialreform ist kein kriegerisches Gemetzel, wo die Menschen das unvermeidliche Kanonenfutter bilden. Darin unterscheidet sie sich eben von der Sozial-Revolution. In dieser werden Einzel-Existenzen erbarmungslos hingeopfert — einem Phantom zu Liebe. In der Sozialreform werden die Einzel-Existenzen liebevoll geschont und sofern sie dem allgemeinen Besten zu Liebe geschädigt werden müssen, aus allgemeinen Mitteln entschädigt. Darin besteht der fundamentale Unterschied zwischen Sozialreform und Sozialrevolution."

Nur unter diesen landesväterlichen Gesichtspunkten kann das soziale Königthum als neues nationales Heiligthum dem Herzen der Staats-

bürger nahe gebracht werden, während dafür jeder Verstoß gegen die landesväterliche Milde und Gerechtigkeit ein beklagenswerthes, ja vielleicht ein verhängnißvolles Hinderniß erzeugt.

Angesichts dieser Gefahr beschwören wir alle Träger und practischen Vollstrecker der neuen sozialen Heilslehre, der schweren Verantwortlichkeit eingedenk zu sein, welche für die Zukunft des sozialen Königthums auf ihnen lastet. Gestatten die Mittel des Staats keine volle Entschädigung bei etwaigen Verstaatlichungen, so unterlasse man die Verstaatlichung und versuche es mit staatssozialistischen Regulirungen, welche fast stets ausreichen werden. Speziell bei dem Unfallgesetze steht der vollen Entschädigung aller Benachtheiligungen nicht das geringste Hinderniß entgegen. Weder handelt es sich um große Summen, noch um Ueberwindung eines parlamentarischen Hindernisses. Der Reichstag hat sich ja für die Entschädigung ausgesprochen. Häufig kann diese sogar gewährt werden ohne Geld. Mancher Angestellte wird sich placiren, mancher Nachtheil bei den Gesellschaften wird sich durch gouvernementales Entgegenkommen bei Reorganisation des Betriebs oder ersatzweise Einfügung neuer Versicherungsbranchen ausgleichen lassen. Die Wege dafür werden sich finden, wenn nur jeder Theil guten Willens ist und sich voll und ganz in den unerschöpflichen Gedankenschacht vertieft, welchen die Betrachtung des sozialen Königsthums als eines neuen nationalen Heiligthums eröffnet.

Es gilt dies nicht nur den Staatsdienern, sondern auch den Privat-Versicherungs-Gesellschaften. Freilich haben diese keinen glücklichen Weg gewählt, als sie ihre Interessen der neuen Millionär-Innung anvertrauten, deren Tendenz vorwiegend eine dem sozialen Königthum feindliche ist. Doch darüber ein andermal. Heute sollte unsere Mahnung in erster Linie einen Schutz gegen die Gefahr herstellen, welche dem landesväterlichen Staatssozialismus aus dem Beamtenthum entstehen könnte, wenn sich dies nicht voll und ganz mit dem neuen Geist erfüllt.

III.

(Aus dem „Deutschen Adelsblatt“ vom 23. November 1884.)

Im Abschnitt I führten wir unsern Lesern einen hohnvollen Artikel vor, welchen eine weit verbreitete liberale Zeitung Berlins der Hahn'schen Wahlbroschüre über „Das soziale Königthum“ entgegensetzte. Wir wollten dadurch die Größe, ja den Fanatismus des Unglaubens kennzeichnen, auf welchen das neue soziale Evangelium noch stößt. Inzwischen fanden die Reichstagswahlen statt. Was in denselben wie ein Gorgonenhaupt sichtbar wurde, war die unheimliche Anschwellung und düstere Entschlossenheit sozialdemokratisch vulkanisirter Wählerschaften. Es schritten, durch das soziale Elend eine Beute der revolutionären Losung geworden, über eine halbe Million Männer zur Urne, um durch die Wahl offenkundiger Feinde des Königthums für ihren unerschütterten Unglauben dem sozialen Königthum gegenüber Zeugniß abzulegen. Auf die besitzenden Classen hätte dies „Hannibal ante portas“ nun wohl Eindruck machen und sie namentlich für den im „sozialen Königthum“ liegenden Trost empfänglich machen können. Leider beweisen die Thatsachen das Gegentheil. Die deutsch-freisinnigen

Zeitungen halten ihren Kriegsstandpunkt gegen den Staatssozialismus fest. Die „Demokratischen Blätter“, mitherausgegeben von dem Abgeordneten Lenzmann, einem reichen Manne, veröffentlichen gegen Ludwig Hahn einen Artikel, der in Spott und Verachtung förmlich schwelgt. Es heißt in demselben wörtlich:

„Dieser Herr — L. Hahn nämlich — ist jedenfalls als das Musterbild eines offiziösen Schriftstellers von den berufensten Seiten und in der verschiedensten Weise anerkannt worden; es lohnt sich deshalb wohl, seine neueste Veröffentlichung, welche im Wahlkampfe von dem ganzen Troß der regierungsfreundlichen Presse über alle Maßen gepriesen wurde, (?) einer näheren Prüfung zu unterziehen, um einmal jedem ernst und ruhig prüfenden Urtheiler handgreiflich darzulegen, in welchen Sumpf literarischer und politischer Verwilderung wir mehr und mehr in der „Aera der nationalen Wiedergeburt“ gerathen.

Indem wir diese weniger erfreuliche als nothwendige Aufgabe zu lösen uns anschicken, bemerken wir vorweg eins: So gern wir anerkennen, daß der Geheime Oberregierungsrath Hahn der vornehmste unter den deutschen Offiziösen ist, so wenig fällt es uns ein, ihn mit einem andern als dem allerniedrigsten Maßstabe der literarischen und politischen Kritik zu messen. Die Bedingungen des offiziösen Preßhandwerks sind der Art, daß in seinem Bereich keine literarische und politische Leistung von irgend welcher Bedeutung auftauchen kann, und namentlich seitdem das preußisch-deutsche Gemeinwesen das Glück hat, vom Fürsten Bismarck geleitet zu werden, ist diese Möglichkeit doppelt und dreifach ausgeschlossen.

Herr Hahn insbesondere ist seit einigen Jahrzehnten gewohnt gewesen, die allerverschiedensten Gesichtspunkte zu bewundern und zu vertreten; wenn er deshalb in seiner neuesten Schrift über das „Soziale Königthum“ die „Sozialreform“ des Reichskanzlers als eine „Erweiterung der Weltgeschichte“ preist und ähnlichen Gallimatthias auf jeder ihrer 44 Seiten breit tritt, so würde es uns als eine unverzeihliche Verschwendung von Tinte und Papier erscheinen, deshalb auch nur eine Zeile der Widerlegung zu schreiben. Kein vernünftiger Mensch, der wirklich nützliche Dinge zu verrichten hat, streitet mit einem Offiziösen, und sei es selbst der Offiziösen Oberster, über Ansichten. Auch sind wir gerecht genug anzuerkennen, daß es übertrieben streng sein würde, von Offiziösen eine besonders stark ausgeprägte Wahrheitsliebe oder auch nur das durchschnittlich übliche Maß von Abscheu vor Lügenhaftigkeit zu erwarten; allein was man selbst von ihnen, oder doch mindestens von einem Manne in der Stellung des Herrn Hahn verlangen muß, ist eine gewisse schwache Achtung vor der greifbaren Thatsächlichkeit der Dinge, ist ein gewisser Verzicht auf die politische Brunnenvergiftung, welche durch Entstellung, Fälschung oder völlige Umkehrung geschichtlich feststehender und über jeden Zweifel erhabener Thatsachen freiheitliche Parteien schmähen, verdächtigen, verleumden will.“

Soweit das demokratische Preßorgan eines Mitgliedes der reichen Bürgerclasse. Wir erblicken in diesem haßerfüllten Unglauben gegen das soziale Königthum eine Offenbarung der sozialen Selbstmordmanie, welche den opponirenden Theil der besitzenden Classe ergriffen hat. Billigerweise sollte man gegen den gleichen fanatischen Unglauben der Nichtbesitzenden jedes Tadelwort unterdrücken, wie es auch der Kaiser

unterdrückte, als er am 16. November auf die Ansprache des Brandenburgischen Synodalvorstandes nur seinem Schmerze über die sozialdemokratische Ablehnung seiner sozialreformatorischen Politik einen ergreifenden Ausdruck verlieh. Offenbar hatte der gütige, von sozialreformatorischen Absichten ganz erfüllte Kaiser aus Arbeiterkreisen eine andere Antwort erwartet. Je größer ein Wohlwollen ist, desto räthselhafter erscheinen ihm die Zweifel daran. Wie erklärt sich dieses Räthsel nun eigentlich? Unserer Beobachtung nach erklärt sich die fanatische Zurückweisung des Glaubens an das soziale Königthum hauptsächlich durch die Thatsache, daß die Staatsdiener als die „Im Namen des Königs" thätigen Vollstrecker der Landesväterlichkeit häufig viel zu tief hinter den Anforderungen ihres idealen Berufs zurückblieben. Es entspricht der menschlichen Natur, daß sie Gutes leichter vergißt als Böses. Alle Kränkungen, welche die Bürger des Landes im Verkehr mit den Behörden erfahren, bilden in der Summirung schließlich einen Ozean des Hasses und der Verachtung. Selbst das, was in vergangenen Zeiten gesündigt wurde, wird zu einem Bibelwerk des politischen Mißtrauens gesammelt.

Es ist kein Zufall, sondern wie Ursache und Wirkung, daß in derselben Nummer der „Demokratischen Blätter", welche den vorn citirten Wuth- und Verachtungsausbruch gegen L. Hahn enthält, der vierte Artikel über „Politische Prozesse aus alter und neuer Zeit" veröffentlicht wird. Leider sind diese Enthüllungen über den Mißbrauch der „Im Namen des Königs" geübten Justiz haarsträubender Art und wohl im Stande, dem Mißtrauen neue Nahrung zu liefern. Die Predigt solcher Erinnerungen übt auf das ungeschulte und politisch unreife Gefühl weiter Volkskreise einen dämonischen Zauber aus. Der Glaube an die Gerechtigkeit wird da systematisch ausgerottet. Zwischen den Zeilen steht: „Selbst der beste König kann für die Staatsdiener keine Bürgschaft leisten. Versuchen wir es also mit der Republik!"

Als Musterprobe solcher Enthüllungen hier nur Folgendes aus dem politischen Prozeß gegen den verstorbenen Oberbürgermeister und Abgeordneten Franz Ziegler. Die an ihm 1848 geübte Justiz erscheint uns heute lediglich als Schandfleck in den Annalen der Gerechtigkeitspflege. Die Erinnerung daran veranlaßte Ziegler später im Parlament bei Gelegenheit der Vorlage über die Consulargerichtsbarkeit zu folgenden Worten:

„Wenn ich sollte nach dem Orient gehen — was allerdings nur geschehen wird, wenn Sie dieses Gesetz verwerfen — wenn ich dorthin gehen sollte, so muß ich Ihnen sagen, daß, wenn ich angeklagt werden würde, ich mich nicht auf den Consul verließe und selbst nicht einmal in letzter Instanz auf das Obertribunal, ich gehe zum Kadi."

Bekanntlich ist das Ziegler'sche „Ich gehe zum Kadi" zum geflügelten Wort geworden, und man hört es, namentlich unter der neuen Gerichtsordnung, nur zu häufig angewandt.

Am 12. September 1866 erzählte Ziegler im Reichstag Folgendes:

„Ich habe von 1855 hier in Berlin gewohnt ohne Nationalcocarde (die war ihm aberkannt) und war in verschiedenen Häusern zu Diners geladen. Da habe ich jedesmal bei den Toasten Veranlassung genommen, zu erwähnen, daß ich kein Vollbürger sei, daß ich nicht die Nationalcocarde besäße, bis denn einmal ein Reactionär, wie ich ihn wohl

nennen kann, mir sagte: „Das ist doch malitiös von Ihnen, Sie sollten des unglücklichen Umstandes nicht erwähnen, das ist nicht patriotisch von Ihnen.“

Bei der Berathung des Strafgesetzbuches im März 1879 gab Ziegler aus seinen Erinnerungen an die Magdeburger Kasematten Folgendes zum Besten:

„Ich will die zahlreichen Juristen, die hier gegenwärtig sind, gleich um Entschuldigung bitten, ich muß aber die Wahrheit sagen — ich habe die Erfahrung gemacht, daß ich am härtesten — roh will ich gerade nicht sagen — von den Juristen, viel anständiger von den Administrativbeamten und ganz als Gentleman von den Militärs behandelt worden bin.*) Als ich dies in der Parteiversammlung ausgedrückt habe, ist mir mein College Becker (derselbe rothe Becker, welcher nach jahrelanger Kerkerhaft Oberbürgermeister von Köln, Mitglied des Herrenhauses und aus allerhöchstem Vertrauen Staatsrath geworden) mit starken Ausdrücken beigetreten: „Die Behandlung durch die Militärs sei eine so ausgezeichnete gewesen gegenüber der durch das Civil, daß wir beide wünschen müßten, daß um Gotteswillen nicht gegenwärtig durch Juristen eine Gefängnißordnung gemacht werde. Der Herr Bundeskanzler hat den Juristen vorgeworfen, sie hätten zu viel Scheu vor der Verantwortlichkeit. Ich habe das nicht gefunden; sie waren im Gegentheil ganz munter und dreist dabei, und Sie können sich darauf verlassen, sie würden auch ohne alle Scheu an ein Gesetz über die Vollstreckung der Strafen treten, so muthig, daß uns die Augen übergingen!“

Dies noch aus derselben Nummer der „Demokratischen Blätter“, welche auch den Herrn Geheimrath L. Hahn wegen seiner Broschüre „Das soziale Königthum“ an den Pranger der Verächtlichkeit stellt. Das Citat erschien uns außerordentlich geeignet, um unsere Artikel über „Königthum und Rechtsschutz“, sowie über den „Staatssozialismus und die staatssozialistische Beamtenerziehung“ in dringende Erinnerung zu bringen.

Auf den angestellten Dienern der Monarchie, doch auch auf allen bloßen Anhängern derselben, namentlich auf denjenigen in der Presse und den Volksvertretungen, liegt die Hauptverantwortlichkeit für die gläubige Anerkennung des sozialen Königthums als einer neuen sozialen Heilslehre und eines neuen nationalen Heiligthums. Nur sie können dasselbe aus den Nebelwolken befreien, welche seinen Glanz der ungläubigen Welt unserer Opposition verhüllen. Nur sie sind im Stande, die jetzt noch verschwindende Anzahl derjenigen zu vermehren, welche, außerhalb des Beamtenstandes, also ohne Aussicht auf Belohnung und Beförderung, gleichwohl mit Leidenschaft die Fahne des sozialen Königthums tragen. Natürlich können solche Elemente das Feuer ihrer Begeisterung nur lebendig erhalten durch die idealsten Maßstäbe, welche sie an die weit überlegene Gemeinnützigkeit des sozialen Königthums als Institution im Gegensatz zu republikanischen Einrichtungen legen. Solche Männer sind nöthig, und nur in dem Maße, wie es den Vollstreckern und Verfechtern der neuen Heilslehre durch Thun und Lassen gelingt, solche Bannerträger zu begeistern und zu fesseln, wird das soziale Königthum in der Nation als ein neues nationales Palladium den jetzt noch fehlenden, Berge versetzenden Glauben finden.

*) Diese Erfahrung wird Jedermann in gleicher Lage noch heute machen.

IV.

(Aus dem „Deutschen Adelsblatt“ vom 30. November 1884.)

In Abschnitt I stellten wir das „soziale Königthum“ als ein neues soziales Evangelium für Arm und Reich, als ein neues Ziel der Regierungen und eine neue Hoffnung der Regierten dar.

In Abschnitt II schilderten wir die Gefahren, die dem neuen nationalen Heiligthum durch das Beamtenthum bereitet werden können.

In Abschnitt III beleuchteten wir den fanatischen Unglauben, auf welchen die neue Heillehre unter den nichtbesitzenden und unter den besitzenden Classen stößt, wie auch die Mittel, um jenen Unglauben in einen Berge versetzenden Glauben zu verwandeln.

Der Wichtigkeit der letzteren Aufgabe gemäß soll sich der heutige Schlußartikel mit weiteren Aufzählungen solcher Bekehrungsmittel beschäftigen.

Zunächst haben wir hier die Presse und nicht blos die Tagespresse ins Auge zu fassen. Wenn Bischof Kettler einmal meinte, der Apostel Paulus würde heute Zeitungsschreiber werden, so deutete er dadurch die großartige Einwirkungskraft der Presse auf den Volksgeist an. Ohne diese Kraft kann ein neuer Glaube heutzutage nicht eingebürgert werden. Leider hat sich die Presse seither als Großmacht fast nur bei der Zerstörung des alten Glaubens entfaltet: sie hat den religiösen Glauben an das Christenthum, den politischen Glauben an das Königthum und den sozialen Glauben an die bestehende Gesellschaftsordnung stark untergraben, ja in weiten Kreisen der Bevölkerung vernichtet. Was den sozialen Unglauben betrifft, so wird derselbe allerdings von der manchesterlichen Literatur mit einem Aufwand der Mittel bekämpft, welcher quantitativ der practischen Bedeutsamkeit des Gegenstandes entspricht. Unglücklicherweise aber fehlt es dieser Literatur an Qualität, nämlich an genialer Fortentwicklung und deshalb an practischer Brauchbarkeit und theoretischer Ueberzeugungskraft. Augenblicklich steigert die geistlose Verknöcherung dieser Literatur lediglich den sozialen Unglauben, ja verwandelt diesen in Verzweiflung. Eine staatssozialistische Literatur ist erst im Entstehen; jedenfalls fehlt noch das staatssozialistische Bibelwerk*), wie Adam Smith ein solches für das Laisser aller lieferte. Es giebt zwar Stimmen, welche die Rodbertus'schen Bücher ein staatssozialistisches Evangelium nennen, indessen fehlt diesen Werken sowohl die unbedingte Anerkennung seitens der Anhänger des sozialen Königthums, wie auch eine allgemeinere Verbreitung. Rodbertus wie auch Schäffle und noch andere Schriftsteller lieferten ausgezeichnete Bestandtheile für ein staatssozialistisches Lehrbuch; keins ihrer Werke aber genügt den Zwecken, namentlich den practischen Zwecken eines solchen. Hier ist also eine beklagenswerthe Lücke vorhanden, die von berufenen Federn baldigst ausgefüllt werden sollte. Namentlich sind auch die Zeitungsredacteure, die Abgeordneten, die Vereinsvorstände, die Arbeitsgeber, kurz alle Personen von Einfluß eines solchen Lehrbuches dringend bedürftig.

---

*) Bei Herausgabe der „Materialien zu einem Katechismus der Sozialreform“ waltet nicht die Auffassung ob, diese Aufsatzsammlung stelle schon jenes Bibelwerk dar. Es soll nur Fingerzeige liefern.

Der Herausgeber.

Die Zeitungsredacteure nehmen unter den Predigern der neuen sozialen Heilslehre wie auch als Tempelhüter eine außerordentlich wichtige Stelle ein. In erster Linie gilt das von den Redacteuren der regierungsfreundlichen Presse. Diese Presse muß hinsichtlich des sozialen Königthums in Belehrung und Behütung das Höchste leisten. Gegenwärtig leistet sie im Punkt der Belehrung wenig, im Punkt der Behütung fast gar nichts, ja häufig das Gegentheil. Darunter verstehen wir namentlich die Verzichtleistung auf eine freimüthige Kritik der Regierungsmaßregeln. Augenblicklich vergeht z. B. kein Tag, wo nicht Dinge passiren, die mit dem Staatssozialismus, mit dem sozialen Königthume mit der neuen Heilslehre sozialer Landesväterlichkeit in schreiendem Widerspruch stehen. Kein Vernünftiger wird das bei der Neuheit des Staatssozialismus und der Unvollkommenheit alles Irdischen anders erwartet haben, so daß im Interesse des sozialen Königsthums eine loyale Verheimlichung überflüssig, ja schädlich ist. Die Beamten sind schwache Menschen und keine Halbgötter. Das darf man nicht nur sagen, sondern man muß es sagen, um die practischen Vollstrecker staatssozialistischer Gesetze und Maßregeln vor märchenhaften Ansprüchen und in Folge dessen vor den schlimmsten Enttäuschungen der Bevölkerung zu bewahren. Leider herrscht in conservativen Zeitungen, nicht in allen, aber in den meisten, die gegentheilige Praxis. Mißstände werden fast nie berührt, noch weniger getadelt und Abhülfe verlangt. Das macht die conservativen Zeitungen nicht nur langweilig, sondern drückt ihnen sogar den Stempel der Gemeinschädlichkeit auf. Jedenfalls raubt es ihnen alle Autorität bei den zahlreichen Gegnern.

Doch nicht nur die regierungsfreundliche Presse, auch die oppositionelle sollte sich unter die Prediger und Tempelhüter des sozialen Königthums einreihen. Selbstverständlich würde jede Oppositionspartei das soziale Königthum in seinen Fractionsdialect übersetzen. Doch das schadet gar nicht. Wie das Christenthum als ein religiöses Ideal mit den Interessen jeder Race und jeder Staatsform in Einklang gebracht ist, so kann auch das soziale Königthum als sozialpolitisches Ideal mit den Interessen aller Bevölkerungsclassen in vollkommene Harmonie gebracht werden. Selbst die besten Wahrheiten des Adam Smith stehen mit dem eigentlichen Wesen des Staatssozialismus keineswegs in Widerspruch, wie wir häufig genug ausgeführt haben.

Noch weniger steht der Staatssozialismus in Widerspruch mit den wesentlichen, d. h. den wirthschaftlichen Forderungen der Arbeiterpartei, wie schon Lassalle andeutete. Republikanismus und Atheismus sind fremdartige Beimischungen, für welche die große Masse der Nichtbesitzenden an sich keine Leidenschaft hat; die Empfänglichkeit dafür entstand nur aus den früheren Unterlassungssünden der Träger des monarchischen und christlichen Gedankens. Stellen sich diese auf die Höhe ihrer Mission, so wird in Arbeiterkreisen die republikanische und atheistische Schwärmerei in jetzigem Umfange und damit auch ihre practische Gefährlichkeit aufhören. Den Führern der Sozialdemokratie ist das kein Geheimniß. Als im Jahre 1876 in Berlin die evangelische Geistlichkeit Miene machte, die sozialreformatorischen Ideen des Christenthums mehr zu betonen, da wurden Most und Genossen von einer wahren Raserei ergriffen. Doch auch die ihnen durch den Staatssozialismus drohende Gefahr verkannten sie nicht. Most erklärte beim Erscheinen der Wochenschrift „Der Staats-

sozialist“ (1878) den Staatssozialismus zwar für ein todtgeborenes Kind, jedoch fügte er hinzu, „daß der Regierungssozialismus mit der Zeit ein recht gefährlicher Factor (für den Sozialdemokratismus) werden könne, nämlich wenn er einmal schlau zu operiren verstehen sollte.“ Unter dieser gefährlichen Schlauheit ist nichts als eine staatssozialistische Theorie und Praxis zu verstehen, welche den jetzigen Unglauben ausrottet und dem Glauben an das soziale Königthum eine Art religiöser Stärke verleiht.

Es kommt also auf die richtige Theorie und Praxis des Staatssozialismus an. Wir bemerkten bereits, daß zu derselben nicht nur Regierung und Beamtenthum, sondern auch Literatur und Presse wichtige Beiträge zu liefern haben. Hinzuzufügen haben wir noch, daß alle Vaterlandsfreunde sich mit dem sozialen Königthum und mit der Verwirklichung desselben zu identificiren haben, eben weil das soziale Königthum ein neues nationales Heiligthum, nämlich der einzige Schutz vor Sozialrevolutionen und sozialen Sündfluthen ist. Demzufolge geziemt es keinem Vaterlandsfreunde, auch wenn er zur politischen Opposition gehört, das soziale Königthum im Prinzip zu bekämpfen und seine Verwirklichung zu hintertreiben. Es geziemt keinem Vaterlandsfreunde, bei staatssozialistischen Fehlgriffen und Mißerfolgen, die nicht ausbleiben werden, in ein Triumphgeschrei auszubrechen, als sei es ein Landesfeind, der eine Schlacht verloren. Nein, wo der Staatssozialismus Schlachten verliert, da verliert sie das ganze Land. Der Patriotismus verlangt die Verhütung staatssozialistischer Mißgriffe und Mißerfolge. Und dazu kann jeder Vaterlandsfreund beitragen. Man komme der Regierung mit loyalen Vorschlägen entgegen. Wo der Staatssozialismus bei seinen practischen Verwirklichungen über zerstörte Privatexistenzen hinwegzuschreiten droht, wie augenblicklich bei Ausführung des Unfallgesetzes über die Familienexistenz brodlos werdender Functionäre der Privatgesellschaften, da identificire man sich, wie im Kriege, mit den Unglücklichen und biete ihnen Ersatz, wo und wie es geht. Man unterstütze ihre Bitten um Entschädigung im Parlamente und der Presse, ja man gehe, selbst im höchst unwahrscheinlichen Falle der Fruchtlosigkeit, weiter, und strebe den Ersatz auf privaten Wegen an, keinenfalls aber gieße man das Kind mit dem Bade aus, und werfe dem Staatssozialismus und dem sozialen Königthum an sich vor, was lediglich mit Mängeln der practischen Ausführung und der menschlichen und irdischen Unvollkommenheit zusammenhängt. Wir führen das Exempel der brodlos werdenden Versicherungsbeamten an, weil es im Augenblicke in der Oppositionspresse zu Verhöhnungen des landesväterlichen Staatssozialismus mißbraucht wird. Aehnliche Fälle werden sich wiederholen und damit die Gefahren für Einbürgerung der staatssozialistischen Gläubigkeit im Volke. Aus diesem Grunde hat — principiis obsta — der vorliegende Fall für das soziale Königthum eine hervorragende und allgemeine Bedeutung. Das vornehmste Gebot des Staatssozialismus muß die liebevolle Schonung der Einzelexistenz und ihre volle Entschädigung sein, wenn sie dem allgemeinen Besten zum Opfer gebracht werden muß. Ohne Anerkennung dieses höchsten Gebots der staatssozialistischen Moral wird das soziale Königthum seine erhabene Mission entweder gar nicht, oder nur sehr mangelhaft, nämlich nur wieder als eine neue Form des sozialen Krieges mit obligatem Kanonenfutter erfüllen.

Ein nationales Heiligthum, eine neue soziale Heilslehre, eine Uebertragung der erbarmenden Liebe aus den engen Sphären der Privatmoral in die großen Regionen der Staatsmoral wäre das soziale Königthum dann nicht mehr.

Das neue nationale Palladium vor dieser und allen anderen, von uns angedeuteten Gefahren zu behüten, ist eine ernste und heilige Pflicht aller Vaterlandsfreunde ohne Unterschied der Partei, in erster Linie allerdings die Pflicht der Regierungsbeamten, der Regierungsparteien und der Regierungspresse.

Die Justiz als Organ der Landesväterlichkeit.

(Aus dem „Deutschen Adelsblatt" vom 2. März 1884.)

I.

Schon vor Monaten drückten wir unser Bedauern über die Thatsache aus, daß sich die conservative Partei und Presse auf einem der populärsten Gebiete, nämlich im Kampf gegen die Mängel der Justiz, seitens der liberalen Partei und Presse überflügeln läßt. Ja noch schlimmer, wir sind auf conservative Zeitungen gestoßen, welche diesen von conservativen Männern begonnenen Kampf nicht nur ohne Unterstützung lassen, sondern eine feindliche Gefechtsstellung dagegen einnehmen, indem sie den liberalen Zeitungen und Parteien vorwerfen, durch diese Agitation „die Unterthanen gegen die Obrigkeit aufreizen zu wollen". Wir fürchten, daß diese Verfahrungsweise der conservativen Partei im Lande mehr schaden wird, als ihr durch die Unterstützung der kaiserlichen Sozialreform seither genützt wurde, denn die Anzahl derjenigen Menschen, welche durch die Mängel unserer Justiz leiden, ist nicht nur größer als die Anzahl derjenigen, welche durch die Sozialreform schon jetzt Nutzen hatten, sondern die Empfindungen der Verletzten und ihrer Familien sind ungleich erregter. Doch theilt sich dieses Gefühl äußerster Empörung nicht nur den unmittelbar Betheiligten mit, nein, es bemächtigt sich theils als Angst wegen der für Jedermann bestehenden Gefahr und theils als Sympathie, als Rechtsgefühl und Humanität, auch weiterer Kreise.

Wer gegenwärtig für Verbesserung des Rechtsschutzes kämpft, der kämpft nicht gegen das obrigkeitliche Ansehen, sondern für dasselbe. Wer aber diesen Kampf ablehnt, oder ihn abschwächt oder ihn gar als ein Stück Demagogenthum denunzirt, der versündigt sich schwer an dem obrigkeitlichen Ansehen, an der loyalen Gesinnung des Volkes und an dem Vertrauen zur obersten Staatsleitung. Denn Alles, was gegenwärtig an Justizirrthümern und Justizmorden, an leichtfertigen Verhaftungen und grundlosen Bestrafungen verübt wird, wird unter Mißbrauch des königlichen Namens verübt. Alle die zahlreichen Erkenntnisse, welche sich nach den Zeitungen als irrige ergeben und die noch viel zahlreicheren, welche in Ermangelung einer zweiten Instanz nicht als irrig verworfen werden können, sondern unter Zähneknirschen „abgesessen" werden müssen — alle diese traurigen Urtheile tragen am

Kopfe leider die verwirrende Ueberschrift: „Im Namen des Königs!“ Das Alles würde gerade für die glühendsten Anhänger des Königthums Grund genug sein, ihrerseits an die Spitze der Rechtsschutzagitation zu treten. Denn niemals sind die Republikaner in Europa zahlreicher gewesen wie gegenwärtig, und niemals hatte das Königthum das unbedingte Vertrauen des Volkes nöthiger als gegenwärtig, wo es sich um die schwierigste aller Aufgaben der Weltgeschichte, nämlich um die friedliche Ueberwindung der Sozialdemokratie, handelt.

Dieser Sachverhalt ist in hohen und höchsten Kreisen übrigens vollkommen bekannt. Auch weiß man dort sehr wohl, daß aus den Mängeln der Justiz ganze Ströme von Unzufriedenheit und Regierungsfeindlichkeit fließen. Dem Schreiber dieses gegenüber hat sich einer unserer hohen Würdenträger zu der Auffassung bekannt, daß die zahlreichen Verhaftungen und Verurtheilungen Unschuldiger einen großen Beitrag zur Verbreitung der Sozialdemokratie liefern. Dieser eminente Mann kritisirte das jetzige Criminalverfahren aus eigener Beobachtung gerade so, wie es der Generalstaatsanwalt Dr. v. Schwarze kritisirt, wenn dieser über die Verflachung der Beweiswürdigung, über das zu rasche Vorgehen mit dem Angeklagten und über die „öfters constatirte Thatsache klagt, daß die Gerichte eher geneigt sind, eine Anklage zuzulassen, als sie abzulehnen“.

Außer den allgemeinen menschlichen Gründen hat die conservative Partei also noch ganz spezielle, ja gewissermaßen angeborene Gründe, durch Verbesserung des Rechtsschutzes eine der reichlichst fließenden Quellen der Unzufriedenheit und Regierungsfeindlichkeit zu verschließen. Will man auch der liberalen Partei ihre oft und heftig behauptete Königstreue nicht absprechen, sondern im großen Ganzen an die Aufrichtigkeit dieser Loyalitäts-Versicherungen glauben, das Eine wird dagegen auch die liberale Partei einräumen, daß die conservative Partei nach dem geschichtlichen Werdeprozeß die politische Leibgarde des Königthums ist und als solche ein besonderes Recht, vor allen Dingen aber eine besondere Pflicht hat, von dem Königthum jede auch nur entfernte Gefahr abzuwehren. Leider liegt in den Mängeln der „Im Namen des Königs“ verwalteten Justiz nicht blos eine entfernte, sondern eine sehr nahe und dabei sehr große Gefahr für eine Verminderung der königlichen Gesinnung und des königlichen Ansehens im Lande. Aus diesem Grunde muß die politische Leibgarde des Königthums, die conservative Partei, im Kampfe für den Rechtsschutz an der Spitze marschiren und einen Eifer entfalten, der dem hohen Gut, was auf dem Spiele steht, entspricht. Thut sie das, so thut sie einfach ihre Pflicht, und zwar nicht nur im Dienst des Königthums, sondern auch im Dienst ihrer eigenen politischen Existenz und Popularität. Die conservative Partei ist keineswegs über diese Nothwendigkeit erhaben, sondern ihr aus vielen Gründen mehr unterworfen als die liberale Partei, weil diese eine starke Wurzel ihrer Existenz in der menschlichen Unzufriedenheit hat, während die conservative Partei ihre Wurzeln schwieriger gewinnt, nämlich in der Beseitigung der Unzufriedenheit und der politischen und sozialen Begründung bürgerlicher Zufriedenheit.

II.

(Aus dem „Deutschen Adelsblatt" vom 16. März 1884.)

In unserm Artikel vom 2. März d. J. sprachen wir die Ansicht aus, daß der conservativen Partei als der historisch berufenen politischen Leibwache des Königthums die Aufgabe obliege, in dem gegenwärtigen Kampf für besseren Rechtsschutz an der Spitze zu marschiren, um von unserm Königthum diejenigen Gefahren abzuwehren, von welchen das königliche Ansehen durch die „Im Namen des Königs" verübten Justizmorde und Justizirrthümer bedroht sei. Zu unserm Bedauern hat uns dieser Artikel in einer conservativen Zeitung den Vorwurf zugezogen, unsere Sprache sei keine conservative gewesen. Wenn man unter einer „conservativen Sprache" die Verschweigung conservativer Unterlassungssünden versteht, so verzichten wir auf den Ruhm, eine „conservative Sprache" zu reden, sehr gerne. Die classischen Schriftsteller und Redner der wirklich Conservativen aller Zeiten und Länder haben das Kind stets beim rechten Namen genannt. Diesem Beispiel wollen wir folgen. Wie kein Katholik verpflichtet ist, katholischer zu sein als der Papst, und kein preußischer Royalist verbunden ist, königlicher zu sein, als Preußens größter König, so wollen wir unsern Lesern zur Rechtfertigung unserer sehr maßvollen und nur andeutungsweisen Sprache nachfolgend einige Proben der unvergleichlich deutlicheren Sprache vorführen, in welcher Friedrich der Große den Mißbrauch seines Namens in gerichtlichen Urtheilen brandmarkte.

Am 21. August 1779 stellten sich der Müller Arnold nebst Frau aus dem Züllichau-Schwiebusser Kreis unter der Bittschriften-Linde zu Potsdam ein, um dem König zu klagen, daß der Besitzer des benachbarten Ritterguts ihnen zur Anlegung eines Karpfenteichs das Wasser zur Mühle abgeleitet habe. Deshalb seien sie verarmt und nicht in der Lage gewesen, die Erbpacht zu bezahlen. In Folge dessen habe man sie gewaltsam und mit Prügeln aus ihrem Eigenthum herauswerfen lassen. Der König fragte die Leute genau aus, ließ ein Protocoll darüber aufnehmen und theilte der Regierung zu Küstrin mit, daß er diese Sache durch eine unparteiische Commission wolle untersuchen lassen, zu welcher er den Obersten v. Heucking bestimmt habe, dem die Regierung Jemanden aus ihrer Mitte beigeben möge. Die Regierung ernannte dazu den Regierungsrath Neumann. Beide Commissarien begaben sich sofort nach Pommerzig, konnten sich in ihren Ansichten jedoch nicht vereinigen. Der Regierungsrath hielt die frühere Ansicht der Regierung aufrecht. Der Oberst berichtete dem König, daß dem Müller Unrecht und Gewalt geschehen sei. Friedrich schenkte dem Obersten mehr Vertrauen als dem Mann des formellen Rechts, und erließ deshalb an die Neumärkische Regierung folgendes Rescript: „Se. k. M. von Preußen u. s. w. lassen der Neumärkischen Regierung auf deren Bericht über die Beschwerden des Müllers Arnold, die von dem Obersten v. Heucking jetzo untersucht und sehr begründet befunden worden, hierdurch deren äußerstes Mißfallen und zugleich zu erkennen geben, daß sie nicht einen Schuß Pulver werth sind. Hätten sie die Sache selbst und besser und gründlicher untersucht und nach Recht und Billigkeit abgemacht, so hätten Höchstdieselben nicht nöthig gehabt, andere Leute dahin zu schicken. Es sei wider alle gesunde Vernunft in der Sache zu Werke gegangen, denn nimmt man dem Müller das Wasser weg zum Karpfenteich und er kann

nicht mahlen, so kann er ja auch nicht seine Abgaben entrichten, sondern er muß vielmehr Vergütigung haben. Statt dessen ist mit dem Arnold auf eine so harte und unverantwortliche Weise verfahren und er und seine Frau sind nicht nur geprügelt und in das Gefängniß geworfen, sondern überdem den Leuten all' das Ihrige genommen worden. Das ist ja nicht zu verantworten! Se. Majestät werden Sie alle zum Teufel jagen und andere dahin setzen, denn sie sind nicht das Brod werth. Von jetzt aber wird der Regierung hierdurch auf das Nachdrücklichste anbefohlen, die Sache mit dem Arnold sogleich in Ordnung zu bringen, ihn sofort gänzlich klaglos zu stellen und allen seinen Beschwerden ohne den mindesten Anstand abzuhelfen, wonach sie sich also strikte zu richten hat."

Die Regierung schickte eine dritte Untersuchungs-Commission ab, welche dem Müller abermals Unrecht gab. Dann kam die Sache ans Kammergericht, welches die Beschwerde des Arnold verwarf und dem Könige dies mittheilte, ohne die Gründe beizufügen. Auf das Verlangen des Königs, ihm das vollständige Erkenntniß mitzutheilen, antwortete der Präsident: „Wir haben so erkannt, und das muß Ew. Majestät genügen, denn im Codice Friedriciano steht, daß der Richter an Cabinetsordres sich nicht kehren soll."

Der König jedoch verlangte das ganze Erkenntniß und schöpfte aus demselben die Ueberzeugung, daß das Kammergericht ohne Gründlichkeit zu Werke gegangen. Er befahl deshalb die Richter zur Audienz. Der Großkanzler begab sich zur festgesetzten Zeit mit den drei Räthen in das Schloß. Der König saß in einem kleinen Zimmer mit dem Rücken gegen den Kamin. Er hatte einen schlechten Hut auf und lange Stiefel an. Es begann ein scharfes Examen. Dem Großkanzler rief er zu, daß er ihn zum Teufel jagen werde, worauf dieser sofort das Zimmer verließ. Mehrmals hob der König den Krückstock wider die drei Räthe auf und sie würden die Bekanntschaft mit diesem königlichen Scepter gemacht haben, hätten dieses nicht die Gichtschmerzen des Königs verhindert. Endlich entließ der König die drei Räthe, eilte ihnen jedoch nach, holte sie auf der Treppe ein, befahl ihnen zu warten und ließ sie durch einen Adjutanten nach dem Stadtgefängniß bringen. Am folgenden Tage erschien das über das Verhör der Kammergerichtsräthe bei dem Könige aufgenommene Protocoll in den Berliner Zeitungen; am Schlusse desselben hatte Friedrich ein kräftiges Postscriptum hinzugefügt, in welchem es heißt:

„Se. Königl. Majestät werden in Ansehung der wider den Müller Arnold in Cüstrin gesprochenen und von dem hiesigen Kammergerichte approbirten, höchst ungerechten Sentenz, ein nachdrückliches Exempel statuiren, damit sämmtliche Justiz-Collegien in Dero Provinzen sich daran spiegeln und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen. Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler ebensowohl ein Mensch ist, wie Se. Majestät selbst, und dem alle Justiz gewährt werden muß. Indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich und bei solchen Gelegenheiten muß nur nach der Justiz verfahren werden ohne Ansehen der Person. Danach mögen sich die Justizcollegien in allen Provinzen nur zu richten haben und wo sie nicht mit der Justiz und ohne alles Ansehen der Person und des

Standes gerade durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit bei Seite setzen, so sollen sie es mit Sr. Majestät zu thun kriegen. Denn ein Justizcollegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer als die Diebesbanden, vor die kann man sich schützen; aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszuführen, vor die kann sich kein Mensch hüten, die sind ärger als die größten Spitzbuben, die in der Welt sind und verdienen eine doppelte Bestrafung u. s. w."

Durch einen Cabinetsbefehl vom 11. December befahl der König dem Cabinetsminister v. Zedlitz über die in Cüstrin und Berlin zur Haft gebrachten Regierungs- und Kammergerichtsräthe von dem Criminal-Collegium erkennen zu lassen, wobei er drohend hinzufügte: „Ich gebe Euch hierbei auf, daß mindestens auf Festungsarrest und Cassation erkannt wird." Der Minister bezweifelte eine Verurtheilung der Richter und wollte den König durch eine begütigende Auseinandersetzung darauf vorbereiten. Indessen nahm Friedrich das sehr ungnädig auf. „Meint Ihr denn — schrieb er zurück — daß ich Eure Advocatenstreiche nicht kenne? und daß ich nicht weiß, wie man eine üble Sache verbessern und durch Hyperbeln vergrößern oder verkleinern kann, wie man es à propos findet. Das Federzeug versteht nichts. Wenn Soldaten etwas untersuchen und dazu Ordre kriegen, so gehen sie den geraden Weg auf den Grund der Sache und da wissen die andern denn immer einen Haufen daran zu setzen. Allein ihr könnt es nur gewiß sein, daß ich einem ehrlichen Officier, der Ehre im Leibe hat, mehr glaube als allen Euren Advocaten ,und Rechten. Also, werdet Ihr hierin nicht nach meiner Ordre gehen, so nehme ich einen andern an Eurer Stelle, denn davon gehe ich nicht ab. Ich sehe wohl, daß sie sich fürchten und nicht gerne wollen, daß welche bestraft werden. Und müsset Ihr nur wissen, daß Euer miserabler Stil, den Ihr da anbringt, nicht den geringsten Eindruck auf mich macht."

Eigenhändige Nachschrift: „Der Herr wird mihr nichts weiß machen, Ich kenne alle Advocatenstreiche und lasse mich nicht verblenden. Hier ist ein Exempel nöthig, weillen die Canaillen enorm von Meinem Namen Mißbrauch gemacht haben, um gewaltige und unerhörte Ungerechtigkeiten auszuüben. Ein Justiziarius, der chicaniren thut, muss härter als ein Straßenräuber bestraft werden."

Die Justizbehörde, auf dem formellen Recht bestehend, gab nicht nach, aber auch der König, auf Vernunft und Billigkeit fußend, nicht. Er entließ den Großkanzler. Die Richter ließ er mit Ausnahme von zweien, welche bei Abweisung der Arnold'schen Beschwerde dem Standpunkte des Königs näher getreten waren, cassiren und nach Spandau in Arrest bringen.

Seit jener Zeit sind über hundert Jahre vergangen. Leider haben wir in dem wesentlichen, dem König vorschwebenden Punkte keine Fortschritte, sondern Rückschritte gemacht. Vernunft und Billigkeit, wenn sie mit dem todten Buchstaben des Gesetzes, mit den Formalitäten der Justiz, nicht harmoniren, können in der heutigen Rechtspflege weniger als damals zur Geltung gebracht werden. Weniger als damals ist das Königthum im Stande, ausgleichend einzugreifen. Der Verfassungsstaat macht das Begnadigungsrecht fast illusorisch. Wer heute an die Gnade

des Königs appellirt, appellirt in Wirklichkeit an die Staatsanwaltschaft, also an dieselbe Stelle, gegen welche die Appellation gerichtet ist. Außerdem ist die Bevölkerung Preußens heute eine viermal größere als damals, so daß der König nicht mehr jeden Bittsteller in Person empfangen, anhören und den Fall selber prüfen kann. Deshalb besteht die Gefahr, welche den großen König in ehrwürdigen Zorn versetzte, die Gefahr der mißbräuchlichen Benutzung des königlichen Namens „zu gewaltigen und unerhörten Ungerechtigkeiten", unbeschadet der außer allem Zweifel stehenden sittlichen Integrität der Richter fort. Gegen diese Gefahr müssen durchaus Schutzwälle errichtet werden, welche der heutigen Lage entsprechen.

III.

(Aus dem „Deutschen Adelsblatt" vom 23. März 1884.)

Von allen Aufgaben der Civilisation ist die der Justiz übertragene die schwierigste, weil die vollkommene Lösung derselben übermenschliche Eigenschaften, nämlich die göttlichen Attribute der Gerechtigkeit, Allweisheit und Allwissenheit voraussetzt. Aus diesem Grunde war zu allen Zeiten auf keinem Culturgebiete Ideal und Wirklichkeit so weit von einander entfernt, als auf dem der Rechtspflege. Gerade hier trifft das schreckliche Wort des Euripides „Die Götter verkehren alle Dinge in ihr Gegentheil" zu, ja es scheint speziell auf das vergebliche Ringen der Menschen nach einer guten Gestaltung der Rechtspflege gemünzt zu sein. Die Geschichte der Justiz aller Völker und Zeiten zeigt eine so grausige Umnachtung der menschlichen Vernunft und Empfindung, daß man Angesichts ihrer einen Blick in die Hölle zu thun glaubt. In theologischer Auffassung könnte man sagen, der Teufel war von jeher der Justizminister des Menschengeschlechts. Gegen diese finstere Gewalt waren alle religiösen, geistigen und moralischen Fortschritte ohnmächtig. So lange man die historische Zeit kennt, hat es Völker gegeben, welche eine hohe Staatskunst, eine ansehnliche Blüthe der Wissenschaft und Kunst, eine häufig erhabene Religionsmoral bei sich ausbildeten — nur die Justiz war stets von dem grausenerregenden Aussatz der Barbarei, nämlich des Aberglaubens und der Grausamkeit, entstellt. Selbst die christliche Cultur besserte in dieser Hinsicht trotz einer beinahe zweitausendjährigen Dauer fast gar nichts. Noch vor hundert Jahren verbrannte man in Deutschland Hexen.

Was haben uns diese, aller menschlichen Vernunft und Moral hohnsprechenden Lehren der Geschichte nun zu offenbaren? Haben sie uns bei Gestaltung der practischen Rechtspflege mit Zuversicht oder mit einem tiefen Mißtrauen gegen das menschliche Können auf diesem unheimlichen Gebiete zu erfüllen? Ist ein stolzes Pochen auf die menschlichen Fähigkeiten zur Lösung gerade dieser Culturfrage auch nur im allergeringsten am Platze? Nicht blos die modernen Völker, auch die alten Culturvölker waren nicht ohne Wissenschaft, nicht ohne Moral, vor allen Dingen nicht ohne ein häufig leidenschaftliches Gerechtigkeitsgefühl. Auch sie hielten ihre Rechtspflege gewissermaßen für die Blüthe und Krone ihrer ganzen weltlichen und religiösen Civilisation. Hätte man ihnen gesagt, daß ihre Justiz die Carricatur ihrer sonstigen Cultur sei, so würden sie das nicht einmal begriffen, sondern den Menschen, welcher es ihnen sagte, für einen Verrückten oder einen Demagogen gehalten

haben. So schlimm ist es heute nicht mehr. Die Aufklärung hat zugenommen, so daß man gegenwärtig schon in weiten und selbst in juristischen Kreisen verstanden wird, wenn man sagt: „auch deine Rechtspflege, du stolzes 19. Jahrhundert, steht keineswegs auf der Höhe deiner sonstigen Errungenschaften!"

In unserem vorigen Artikel bemerkten wir, daß das Begnadigungsrecht des Königs durch den Verfassungsstaat fast illusorisch wurde, so daß gegenwärtig der Landesvater weniger als sonst in der Lage ist, ausgleichend in die Lücken der Rechtspflege einzugreifen. Diese Wirkung der Verfassung ist statt eines Fortschritts ein ungeheurer Rückschritt, ja es fragt sich, ob unser Verfassungsleben seit 30 Jahren auch nur einen einzigen Nutzen gestiftet hat, groß genug, um den erwähnten Nachtheil auszugleichen. Politische Vortheile verschwinden ja gänzlich gegen die Vortheile einer guten Rechtspflege. Jene sind in unseren Zeiten theoretischer Natur und berühren direct nur wenige Menschen; die Mängel der Justiz stellen aber eine Gefahr für Jedermann dar, und zwar eine Gefahr für das höchste Erdengut, für Ehre und Freiheit. Allerdings können diese theuersten Güter auch durch politische Despotie und absolutistische Cabinetsjustiz bedroht sein. Indessen eine solche bestand in Preußen nicht; im Codice Friedriciano hieß es schon, daß der Richter an Cabinetsordres sich nicht kehren soll. Das Beste, was ein constitutionelles Leben überhaupt leisten kann, nämlich die Controle der öffentlichen Meinung, hängt keineswegs ursächlich und bedingungsweise mit einer beschränkten Königsmacht zusammen.

Gerade das classische Muster einer königlichen Correctur der Rechtspflege unter den Gesichtspunkten der Vernunft und Billigkeit, der von uns im vorigen Abschnitt geschilderte Eingriff Friedrich des Großen in den Fall des Müllers Arnold, beweist, wie peinlich der König bestrebt war, seine Handlungsweise vor der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen; er ließ gleich andern Tags ein Protocoll darüber in den Berliner Zeitungen veröffentlichen. Also haben wir es hier fast mit einem Ideal der Justiz zu thun. Auch sonst kommt die Art, wie Friedrich der Große Gnadengesuche behandelte, dem Ideale der Landesväterlichkeit nahe. Eine außerordentliche Garantie entstand für gute Justiz schon dadurch, daß die Justizbeamten das königliche Auge direct auf sich gerichtet sahen; sie wußten, daß der König einem jeden, auch dem geringsten Unterthanen, Zutritt zu sich gestattete. Eine Linde unter einem der Schloßfenster in Potsdam wurde die Bittschriftenlinde genannt. Hier stellten sich, so oft der König in dem Schlosse anwesend war, die Bittsteller auf und waren sicher, vorgelassen zu werden. Selbst in dem Falle, daß seine Güte gemißbraucht worden war, wollte er, daß mit Schonung der Bescheid ertheilt werde. Als der Großkanzler darauf antrug, einen Bauer wegen muthwilligen Supplicirens mit Gefängniß zu bestrafen, schrieb ihm der König: „Es ist meinen Gesinnungen zuwider, dergleichen arme Bauersleute deshalb gleich in das Gefängniß werfen zu lassen und ob sie schon öfters Unrecht haben, so kann ich ihnen doch als Landesvater das Gehör nicht versagen."

Leider läßt sich dies Ideal der Landesväterlichkeit heute nicht mehr verwirklichen. Abgesehen von der Verfassung, welche in dieser Hinsicht ja geändert werden könnte, verbietet sich die Institution der alten „Bittschriftenlinde" in den großen Staaten schon durch die größere Bevöl-

kerungszahl. Der König von Preußen kann heutzutage nicht mehr jeden Bittsteller empfangen, auch wenn er diesem Theile der königlichen Obliegenheiten seine ganze Zeit und Kraft widmen wollte. Das sieht jeder vernünftige Mensch ein, auch wenn er sich in der Lage des Müllers Arnold befinden und dem Ruin überliefert sein sollte, weil er außer Stande ist, Vernunft und Billigkeit gegen die todte Form des Rechts zur Geltung zu bringen. Was unmöglich ist, kann auch ein König nicht. Doch bezieht sich diese Unmöglichkeit glücklicherweise nur auf die alte Form, nicht auf das Wesen des königlichen Begnadigungsrechts. In der jetzigen Rechtspflege glaubt man dies Wesen dadurch gerettet zu haben, daß es nach wie vor Jedermann freisteht, Gnadengesuche zu stellen, welche dann durch Vertreter der Staatsgewalt begutachtet und erledigt werden; ein Ausweg, den wir für glücklicher gewählt halten würden, wenn diese Gnadeninstanz von der Justizverwaltung ganz getrennt werden könnte.

IV.

(Aus dem „Deutschen Adelsblatt" vom 30. März 1884.)

Vor acht Tagen haben wir ausgeführt, daß die Rechtspflege von allen Culturaufgaben die größten Schwierigkeiten darbietet und daß ihre Lösung den Culturvölkern aller Zeiten so wenig gelang und in so hohem Grade durch Aberglauben, Willkür und Grausamkeit entstellt war, daß ihre Justiz als eine Carricatur ihrer sonstigen Cultur, namentlich ihrer meist sehr erhabenen Religionsmoral erscheint.

In dieser philosophischen Betrachtung sind nicht die Juristen, d. h. die persönlichen Träger der Justiz, für alle Mängel und Schändlichkeiten der practischen Rechtspflege die Schuldigen, sondern lediglich die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur verantwortlich zu machen. Und wie dieses von der finstern Vergangenheit gilt, so gilt es auch für die hellere Gegenwart und die noch mehr zu erhellende Zukunft. Wer von den unheimlichen Erfahrungen der Geschichte mit dem erforderlichen Entsetzen und einem entsprechenden Mißtrauen gegen das menschliche Können gerade auf diesem Culturgebiete erfüllt an dem gemeinnützigen Werke einer immer besseren Gestaltung der practischen Rechtspflege theilnimmt, der ist von vornherein gegen den Verdacht geschützt, als ginge er bei seinen Reformvorschlägen von einem Verdacht gegen die Personen, gegen die Justizbeamten, aus. Eben, weil sein Ausgangspunkt ein historischer und seine Betrachtungsweise eine philosophische ist, schweben ihm nur allgemeine Unvollkommenheiten der menschlichen Natur vor. Lediglich gegen diese sind erhöhte Schutzmaßregeln erforderlich und nicht etwa gegen den guten Willen und die Pflichttreue der Juristen. Genügten diese Eigenschaften, so könnte man die Aufgabe als erledigt ansehen, ja sie würde seit Jahrtausenden erledigt sein, weil gerade die grausamste Justiz von jeher fast immer mit dem heiligsten Eifer für Recht und Gerechtigkeit gepaart erschien.

Man unterdrücke also jede persönliche Empfindlichkeit! Die Sache ist vollkommen darüber erhaben. Die wahre und berechtigte Empfindlichkeit des Juristen hat ihn nicht nur mit der Sache der Justizreform zu versöhnen, sondern ihn sogar unwiderstehlich in die Reihe der Justizreformer zu führen, wie uns ja gerade gegenwärtig das Beispiel hoher

Juristen in erfreulicher Weise bestätigt. Es ist in der That auf die Schultern der Justizbeamten eine Verantwortlichkeit gelegt, welche sie als empfindende Wesen nicht tragen können. Wer, wie sie, zu entscheidenden Herren über die höchsten Erdengüter, über Freiheit und Ehre, eingesetzt wurde, muß bei der Tragweite dieser Gewalt erbeben. Gerade sie müssen um Schutz gegen das Uebermaß dieser Verantwortlichkeit bitten. Und daß thatsächlich ein solches Uebermaß vorliegt, ist von namhaften Juristen anerkannt worden. Deshalb glauben wir auch ganz im Geiste dieser Reformjuristen und im Interesse des ganzen Juristenstandes zu handeln, wenn wir nicht nur die Wiederherstellung der Berufungsinstanz, sondern auch die Abtrennung der Gnadeninstanz von der Justizverwaltung befürworten. Bei der Unvollkommenheit der menschlichen Natur, bei der besonderen Gefahr, welcher die menschliche Intelligenz und der moralische Sinn erfahrungsmäßig gerade auf dem Gebiet der Rechtsprechung ausgesetzt sind; ferner bei der bunten Mannigfaltigkeit der in Betracht kommenden Verhältnisse, und endlich bei der geringen Zeit, welche der Richter häufig den folgeschwersten Entscheidungen widmen kann: bei alle diesen Erwägungen und Erschwerungen kann die Justizverwaltung wohl verlangen, daß ihr das ohnehin schon vorhandene Uebermaß an Verantwortlichkeit nicht noch in moralisch erdrückender Weise vergrößert wird, indem ihr auch noch die Begutachtungen und Vorschläge der Gnadeninstanz übertragen werden. Im Interesse der Juristen selbst, im Interesse der zahllosen Verurtheilten und deren noch zahlloseren und fast immer ganz schuldlosen Verwandtschaft, vor allen Dingen aber im Interesse des familiären Verhältnisses zwischen dem Landesvater und den sich beschwertfühlenden Unterthanen kann die Gnadeninstanz nicht so bleiben, wie sie sich den neuen Gesetzen gemäß gestaltet hat.

In dieser Auffassung würden wir es für ein großes Glück halten, wenn die Begutachtungen und Vorschläge in der Gnadeninstanz einer anderen, entweder schon vorhandenen oder noch zu schaffenden Behörde übertragen würden. Die Staatsanwaltschaft eignet sich zu diesen Begutachtungen gar nicht. Die Ansicht der Staatsanwaltschaft kennt man ja bereits durch Erhebung der Anklage und die drakonischen Strafanträge. Glaubt sich die Staatsanwaltschaft in ihrem Gewissen verpflichtet, in den einzelnen Fällen Begnadigungsmaßregeln zu beantragen, um einen Widerstreit zwischen dem geschriebenen und lebendigen Recht auszugleichen, so muß ihr diese Möglichkeit unter allen Umständen offen bleiben. Im Uebrigen darf man gerade die Staatsanwaltschaft neben ihren sonstigen, schon viel zu großen Verantwortlichkeiten nicht noch mit den Verantwortlichkeiten der Gnadeninstanz belasten. Die Staatsanwälte müßten Götter sein, um allen diesen Obliegenheiten gerecht werden zu können. An sich unterliegen sie schon Gefahren und Einflüssen, welche mit ihrer Stellung als öffentlichen Anklägern unzertrennlich sind, und die Objectivität ihres Urtheils aufs äußerste bedrohen.

Gegen diese Gefahren sind sie und die menschliche Gesellschaft, auch abgesehen von der Gnadeninstanz, viel zu wenig geschützt. Nach § 158 hat die Staatsanwaltschaft „nicht blos die zur Belastung, sondern auch die zur Entlastung dienenden Umstände zu ermitteln". So will es das Gesetz und das Interesse des Staates, denn dieses verlangt Gerechtigkeit, nicht aber die Anfüllung der Gefängnisse, sondern ihre Entleerung.

So sonnenklar dieses und die dem Staatsanwalt zum Schutz des Angeschuldigten auferlegte Pflicht nun auch ist, so beweist doch die Geschichte der Justiz und die tägliche Erfahrung, daß man die menschliche Natur überschätzt hat, indem man der Staatsanwaltschaft so umfassende Pflichten auferlegte. Es besteht auch unter Juristen kein Zweifel darüber, daß sich der Scharfblick der Staatsanwaltschaft nur nach dem Ziel der Belastung hin verschärft, nach dem Ziel der Entlastung hin aber verdunkelt. Ja, der Generalstaatsanwalt Dr. von Schwarze geht noch weiter, indem er beklagt, daß selbst „die Richter eher geneigt sind, eine Anklage zuzulassen, als sie abzulehnen". Die menschliche Natur verhärtet sich erfahrungsmäßig in Ausübung von Functionen, welche eine Unterdrückung des Mitleids erfordern. Das war von jeher den Anklägern und Richtern und demgemäß den Abgeurtheilten sehr gefährlich. Der Ankläger und Richter darf sich nicht vom Mitleid übermannen lassen, obwohl die Annalen der Justiz ein weniger entsetzliches Aussehen haben würden, wenn mehr Mitleid und weniger „unerbittliche Gerechtigkeit" obgewaltet hätte. Doch machen wir dem Gedanken, daß der Ankläger und Richter vom Mitleid unbeeinflußt sein soll, ein zeitgemäßes Zugeständniß; aber in der Gnadeninstanz hat die Barmherzigkeit die oberste Rolle zu spielen. Gerade in der Ausübung der Barmherzigkeit besteht eine Mission des Landesvaters, welche in der Gnadeninstanz nicht bedroht werden darf durch die specifische Gefahr, welcher die Staatsanwaltschaft hinsichtlich des Mitleids unterworfen ist.

Doch handelt es sich nicht nur um berechtigte Gefühlsrichtungen, sondern auch um intellectuelle Vorausbedingungen einer gerechten Begutachtung eines Gnadengesuchs. Es kommen häufig Fragen und Auffassungen in Betracht, in welchen der Fachjurist keine Autorität sein kann. Neuerdings spielen die volkswirthschaftlichen Dinge bei Beurtheilung der Rechtsfälle eine immer größere Rolle. Schon aus diesem Grunde dürfen die Begutachtungen in der Gnadeninstanz nicht durch Juristen erfolgen. Auch in dieser Hinsicht dient das Vorbild des großen Königs als Leitstern. Er, als erster Volkswirth seiner Zeit und aller Zeiten, läßt sich in dem Arnold'schen Falle wesentlich von volkswirthschaftlichen Gesichtspunkten leiten, welche zudem noch durch landesväterliche Erwägungen verstärkt wurden. Das formelle Recht war gegen ihn. Wenn er trotzdem die unter Gefängnißstrafe und Prügel erfolgte Vertreibung des Müllers Arnold für ein Verbrechen hielt, wenn er trotz des gesetzlichen Rechts gegen die Justizbeamten den schweren Vorwurf richtete, daß „die Canaillen (d. h. die Richter) enorm von seinem Namen Mißbrauch gemacht hätten", so läßt sich dieser Zornesausdruck des großen Königs wie auch die schimpfliche Bestrafung der formell ganz unschuldigen Richter blos unter Gesichtspunkten erklären, welche nur seinem Genie, nur seiner großartig idealen Auffassung der Landesväterlichkeit verständlich waren, und selbst heute noch nicht in das Bewußtsein der Gebildeten übergegangen sind. Vielleicht gebrauchen wir noch ein weiteres Jahrhundert, um auf diese Höhe zu gelangen.

Was man damals und später in dem Arnold'schen Falle zur Verurtheilung des Königs und zur Rechtfertigung der Richter anführte, war dem König nicht unbekannt. Es erschütterte ihn aber nicht. Er lebte noch 8 Jahre nachher; aber sein Standpunkt blieb derselbe. Erst

sein Nachfolger setzte die Richter wieder ein. Für die erhabene Auffassung des Königs und für sein volkswirthschaftliches Genie war es unfaßbar, daß man den Müller durch Abfangung des Wassers erst arm machte, ihn dann wegen Pachtrückständen auf die Straße warf und nebenbei noch mit Prügeln und Gefängniß heimsuchte. Dies Verfahren war in seinen Augen unter allen Umständen ein Frevel, für den er trotz des geschriebenen „Rechts" seinen königlichen Namen nicht hergeben wollte. Wir glauben, daß die Zukunft auf seiner Seite stehen wird, wenn die Gegenwart solche Höhe auch noch nicht zu fassen vermag. Eine Hinleitung zu derselben erfahren wir ganz ohne Zweifel gegenwärtig durch die landesväterliche Richtung der kaiserlichen Sozialreform. In dieser gelangen die volkswirthschaftlichen Ziele und Antriebe des großen Königs zu neuen Entfaltungen und Gestaltungen, die auch für die Rechtspflege epochemachend sein werden. Wir haben die feste Ueberzeugung, daß der Einfluß der Sozialreform auf die Justiz ein großartiger sein wird, und daß die Umgestaltung der Gnaden-Instanz dabei eine bedeutende Rolle spielen kann.

Durch das wirthschaftliche Elend erfuhr die Volkssittlichkeit eine Verwilderung, der gegenüber die thatsächliche Abschaffung der Todesstrafe unter der Regierung unseres ruhmreichen, weisen und milden Kaisers seit einigen Jahren rückgängig gemacht werden mußte. Die Sozialreform wird diese Nothwendigkeit wieder beseitigen und die Milde auch in diesem Punkt wieder in ihr königliches Recht einsetzen. Zwar steht die Milde seit einigen Jahren nicht in dem Ruf staatsmännischer Weisheit. Doch beruht das auf einer temporären Verdunkelung des zeitgenössischen Horizonts. Auch die Weltgeschichte wird der Milde die Krone der Weisheit zuerkennen, woran schon vor 100 Jahren der große König nicht zweifelte. In seinem Testamente steht das goldene Wort: „Möchte dieses Reich durch die *Milde seiner Gesetze* das glücklichste sein!" Gerechtigkeit und Milde waren ihm gleichbedeutend, weshalb er kein Bedenken trug, die Gerechtigkeit durch die Milde zu verbessern, indem er die Folter, das Sacken der Kindesmörderinnen, die Kirchenbuße der Gefallenen, das lebendige Rädern abschaffte, obschon mancher persönlich wohlwollende Jurist und Theolog seiner Zeit geglaubt haben mag, die *Gerechtigkeit erfordere das Foltern, Sacken und Rädern durchaus, ja sie bestehe gerade darin.*

Wir schließen jetzt unsere Andeutungen über „Königthum und Rechtschutz" in der Ueberzeugung, daß das Band des Vertrauens, der Liebe und Verehrung, welches den Landesvater und die Landeskinder umschlingen soll, in besorgnißerregender Weise durch die „Im Namen des Königs" begangenen Härten und Mißgriffe der Justiz gelockert wird.

Justus Möser als Landesvater und guter Genius von Osnabrück.

Von der Nothwendigkeit beherrscht, in diesem Buche nur „Wegweiser nach dem Guten“ aufstellen, nicht aber den Leser auf dem Wege selbst weite Strecken begleiten zu können, müssen wir darauf verzichten, an dieser Stelle eine ausführliche Biographie Möser's zu liefern. Eine solche findet Leser im ersten Bande von „Justus Möser's sämmtlichen Werken“ von B. R. Abeken (Berlin 1858).

Wir beschränken uns auf einige Bemerkungen, welche wir einer am 29. September 1879 in Frankfurt a/M. gehaltenen Rede des Herrn Directors Dr. Kreißig über „Justus Möser und die Anfänge unseres nationalen Aufschwungs“ entnehmen, und ergänzen dieselben blos durch das Urtheil Goethe's über den Osnabrücker Patriarchen, sowie durch ein kurzes Wort über den Eindruck, welchen der Tod des großen Mannes auf Stadt und Land machte.

„Vor etwa zwanzig Jahren — sagte Dr. Kreißig — als der Höhenpunkt der Reaction überwunden, der politische Horizont zwar noch dunkel war, aber im Inneren es sich zu regen begann, als man anfing, die kosmopolitischen Sprichwörter auf ihren Werth zu prüfen, in diesen Tagen der Sammlung richtete sich die Aufmerksamkeit des Volkes wieder auf das Studium unserer eigensten Art. Eine Darstellung unserer Vergangenheit im hohen Stile trat in den Vordergrund unserer Literatur. Namen, wie Gustav Freitag, Victor Scheffel, Geibel, Hebbel, Willibad Alexis bezeichnen diese Bewegung. In jenen Tagen lag eine Erinnerung an den alten Osnabrücker Patriarchen nahe; und wer mit ihm sich eingehender beschäftigt hatte, kehrte erfrischt, geläutert, gestärkt, wie aus dem Vaterhause zu den Drangsalen des Lebens zurück. Seitdem ist eine gewaltige, an Erfolgen reiche Zeit vorübergegangen, die freilich auch nicht ohne Enttäuschungen war, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so ist jetzt wieder eine solche Zeit des Sammelns, bei Leibe nicht der Reaction, eine Zeit des Athemholens nach raschem Siegeslaufe. Das ist auch eine Zeit der Erinnerung an den Patriarchen, der im Vorfrühlinge unseres Jahrhunderts den besten Samen in die Furchen der Zeit gesäet hat. Vielleicht ist es ein gutes Zeichen, daß verschiedene Vereine diesem schlichten, halbvergessenen Namen den glänzendsten Vertretern der Literatur den Vorzug gegeben haben. Die gelehrten Arbeiten jenes Mannes sind Fragmente geblieben, seine staatsmännische Geschicklichkeit war an liliputanische Verhältnisse gebunden, aber die Besten seiner Zeit haben von ihm gelernt, alle bewegenden Kräfte reflectiren in dem klaren Spiegel seines deutschen Bewußtseins, und alle Fortschritte unseres politischen und sozialen Lebens, welche von Dauer waren, lassen sich mit ihren zarten Wurzeln bis auf diesen schlichten Mann zurück verfolgen.

Justus Möser wurde am 24. Mai 1720 zu Osnabrück geboren. Seine Familie stammte ursprünglich aus Brandenburg, aber schon der Großvater war aus Hamburg nach Osnabrück übergesiedelt. Der Vater, Zacharias Möser, war als Canzleidirector und begüterter Mann eine einflußreiche Persönlichkeit, so daß Justus mit Goethe eine glückliche, durch kein Elend geknickte Jugend zu verleben hatte und daß er sich bis in's hohe Alter den goldreinen Humor bewahrt hat. Er war ein feuriger, talentvoller, energischer, aber durchaus kein Musterknabe. Als er

zwölf Jahre alt war, begeisterte er sich schon für die Beredtsamkeit und wurde seinen Lehrern fürchterlich, indem er zwei Stunden lange freie Vorträge hielt. In seinem fünfzehnten Jahre wurde er von der altgermanischen Wanderlust ergriffen. Er hatte sich einen argen Fehltritt gegen seinen Vater zu Schulden kommen lassen und verließ aus Furcht vor der Strafe mit preußischen Deserteuren die Heimath in der Absicht, nach Ostindien zu gehen. Von allem entblößt und in äußerster Erschöpfung kam er nach Hamburg, wo er ein paar Pfennige zusammenbettelte, um seinen Hunger zu stillen. Inzwischen hatte Mütterchen zu Hause schon der Versöhnung vorgearbeitet, und er wurde wieder in Gnaden angenommen. Die Universitätsstudien gaben ihm nicht mehr, als die nothwendige Basis seines Berufes; dafür aber nahm ihn das Leben und der Beruf in die Lehre. Zweiundzwanzig Jahre alt, wurde er Advocat. Durch die günstigsten Umstände wurde er jetzt dazu getrieben, die Eigenart unseres Volkes, seine innerste Urnatur eingehend zu studiren. Man denke sich ein kleines Ländchen, ein Bisthum mit 120 000 Einwohnern, die nach den Bestimmungen des Friedens abwechselnd von einem katholischen und protestantischen Bischofe regiert wurden. Damals regierte der katholische Bischof Clemens August von Bayern. Zweiundzwanzig katholische und drei evangelische Domherren bildeten neben dem Bischofe die höchste politische Körperschaft des Ländchens; daneben finden wir eine zahlreiche, begüterte, meist protestantische Ritterschaft, in der Stadt eine demokratische Verfassung.

Ein Blättchen, das Intelligenzblatt, welches später durch Möser unsterblich wurde, findet sich; die Polizei hat über keinen Beamten Gewalt, so daß es von deren gutem Willen abhängt, ob Ruhe in der Stadt herrschen soll. Auf dem Lande finden sich Besitzer der verschiedensten Art in den mannigfachsten Rechtsverhältnissen: und da wurde Möser in eine einflußreiche, aber verantwortungsvolle Thätigkeit berufen. Im Jahre 1747 ernennt ihn der Fürstbischof zum Advocatus patriae, d. h. zu seinem rechtlichen Vertreter gegenüber den Ständen. Und nicht lange darauf geschieht das Unerhörte, daß die Ritterschaft ihm ihre eigene Vertretung gegen die Regierung überträgt, und daß die Regierung darein willigt! So war er ein ganzes langes Leben hindurch Vertreter der Regierung gegen die Ritterschaft und der Ritterschaft gegen die Regierung.

Charakteristisch für diese Thätigkeit ist die Stelle eines Briefes von Möser an Nicolai, worin er sagt, daß seine Stellung ihm wohl manches Kopfzerbrechen, aber keinen Tag wirklichen Kummers bereitet habe, wohl aber viele Tage der reinsten Freude. Und die Zeit war nicht etwa eine idyllisch ruhige.

Im Jahre 1757 betraten die Franzosen als Freunde und Verbündete des Bisthums das Land; ein Jahr darauf erscheinen die siegreichen Alliirten. So wogt der Krieg sieben Jahre lang hinüber und herüber; Feind und Freund aber wollen leben, und da ist Justus Möser als Advocatus patriae Vertreter des Landes in beiden Lagern. Im Jahre 1761 trat ein tief einschneidender Umschwung für das Bisthum und für Möser ein. Clemens August starb, und nach dem Erbfolgegesetz sollte ein protestantischer Bischof, und zwar aus dem Hannover'schen Hause, an seine Stelle treten. In Folge der Kriegsläufte wurde die Besetzung des Bischofsstuhles aber hinausgeschoben. Möser kam inzwischen auf

die hohe Schule der Zeit, nach London, wo alle maßgebenden Persönlichkeiten der Politik gelernt haben. Da sind seine Augen wacker geworden, da sah er, was aus der alten Sachsenrace werden kann, wenn sie befruchtet wird durch die Culturblüthen am Baume der Menschheit. Dort trat er — wie ein Kant, ein Lessing, ein Goethe, ein Schiller — in die Richtung auf Befruchtung des geschichtlich Gewordenen durch den Gedanken im Gegensatze zu der abstracten romanischen Aufklärung. Gestärkt kehrte er in die Heimath zurück. Durch das Vertrauen des Bischof-Königs Georg III. wurde ihm eine eminente Stellung übertragen, die viel einflußreicher war, als Goethe sie in Weimar je gehabt hat. Er wurde Generalreferendarius des Königs in allen Verwaltungssachen, so daß alle Fäden in seiner Hand zusammenlaufen. (Er war thatsächlicher Regent.) Für die enorme Thätigkeit hatte die freundliche Natur ihn mit einem geeigneten Werkzeuge versehen, einem hünenhaften Körper von 6 Fuß 6 Zoll Höhe und den entsprechenden Proportionen. Consequent wies er, wenn ihn einmal ein Unwohlsein befiel, die Aerzte zurück; er suchte sich selbst durch eigenthümliche Mittel zu curiren, durch Rothwein, Tokayer, Bewegung, nur nahm er keine Medizin, hat ihm auch nicht geschadet. Die Briefe seiner Freunde beantwortete er kurzer Hand; dafür aber hatte er einen gastlichen Heerd nach der Urväter Art, an welchem jeder Freund willkommen war. Er hatte ein eigenes kleines Haus neben dem seinigen gebaut, wo die Freunde Monate lang wohnen konnten. Nur durften sie ihn nicht in den Geschäften stören; aber Abends sammelten sich die willkommenen Gäste um ihn, und er war der Fröhlichsten einer.

Da finden wir einen Schlözer, einen Büsching, einen Jerusalem, die Dichter Bode, Gleim, Göckingk, und wie sie alle heißen.

Goethe erschien in diesem Kreise nicht, sei es, daß seine Jugend, sei es, daß die ihn nach anderen Richtungen führenden Lebenspfade abgehalten haben, Möser zu besuchen. Aber gerade Goethe war der Erste in Deutschland, der den alten Patriarchen voll verstanden hat. Zu seinen Landsleuten trat Möser in ein immer patriarchalischeres Verhältniß, wie es sich zum zweiten Male wohl nicht gefunden hat. Sein Jubiläum im Jahre 1790 war ein wirklich überschwängliches Familienfest des ganzen Landes. Die Gunstbezeugungen des Landesherrn, Gehaltsbesserungen wies er hartnäckig zurück; sie mußten ihm aufgezwungen werden. In der vollen Freude am Leben, mitten in seinem reichen Schaffen, ohne daß eine Krankheit vorhergegangen wäre, wurde er im Jahre 1794 durch einen schmerzlosen Tod hinweggerufen. Seine Vaterstadt hat ihm im Jahre 1835 ein hübsches Denkmal gesetzt; aber schöner und dauernder ist das Denkmal, welches er sich in seinem Lebenswerke selbst gesetzt hat und das seit Kurzem in einer neuen vortrefflichen handlichen Ausgabe seines Landsmannes Abeken vorliegt. Möser steht mit begeistertem Blicke einer gesunkenen idealen Welt gegenüber; der Gegenstand seiner Sehnsucht ist ein Staatswesen, welches die Gewähr der vollsten Sicherheit mit möglichst geringer Einschränkung des persönlichen Rechtes gewährt. Nicht abstracte Gedanken und Doctrinen, wie die französischen Aufklärer, sondern den Urinstinct der Völker nimmt er als Grundlage der Verhältnisse. So verstärkt er durch seine gewichtige Persönlichkeit den Ruf der deutschen Jugend nach Einkehr in das Vaterhaus, nach Abstreifung der fremden

Fesseln. Wir begegnen Möser's Spuren in der Romantik, und auch nachher ist kein nachhaltiger dauernder Fortschritt, in welchem Möser's Einfluß nicht zu entdecken wäre.

Der König erscheint ihm als Ehrenwart des Rechtes, als Symbol des Volksbewußtseins. Möser war zur Zeit der Beamtenallmacht der Erste, welcher für die Selbstverwaltung der Bürger seine Stimme erhob. Wie auf dem wirthschaftlichen Gebiete, so erhebt er auch auf dem der hohen Politik zuerst die Stimme für das Urrecht des Volkes, die allgemeine Wehrpflicht. Nicht bedeutungslos ist es, daß ein Niedersachse — Scharnhorst — die Landwehr in's Leben rief, daß ein Niedersachse — V. v Lippe — die Volksbewaffnung auszuführen anfing. Er, der dritte Niedersachse, hat den Samen gesäet, der später so glorreich aufging. Rührend ist es, wenn er vor hundert Jahren sagt: „Warum sollen unsere Jungen nicht exercieren und schießen, wie sie tanzen und fechten lernen, warum sollen unsere Advocaten nicht ebenso wie die Feder den Degen führen und als Officiere den Soldaten voranschreiten? Es ist keine Gefahr darin, dem Bürger Waffen in die Hand zu geben — es kommt nur auf die Ehre an, die Waffen zu tragen."

Bald tritt er mit bitterm, schneidigem Ernste gewaffnet, bald mit Witz, Satire und unübertrefflicher Laune in die Schranken. Am volksthümlichsten ist er in seinen patriotischen Phantasien, jenen in den Jahren 1767 bis 1782 erschienenen Leitartikeln des Osnabrück'schen Intelligenzblattes. Er knüpft an alle Landesangelegenheiten an und bespricht sie in schlichter, verständlicher Weise. Die Artikel zeichnen sich durch wunderbare Sachlichkeit und Klarheit aus und sind nur zu vergleichen mit Lessing und den besten Aufsätzen des Spectators. Manche Nummern sind wahre Meisterstücke volksthümlicher Pädagogik, so die Artikel über die Vergnügungen der Landleute, über die Poesie des Tanzes. Daß er der großen pädagogischen Reformbewegung des Jahrhunderts nicht fern blieb, ist selbstverständlich, aber bei der gesunden Natur Möser's ebenso selbstverständlich, daß die erste Begeisterung für Basedow's Philanthropin sehr bald umschlug und daß er sich über dasselbe noch kräftiger ausdrückte, als Herder, der trotz seiner Milde sagte, er würde Basedow kein Kalb zur Erziehung anvertrauen, geschweige denn ein Kind. Wahrhaft erquickend sind seine Worte, wenn er für die Macht der Poesie in der Erziehung eintritt.

In seinen Werken bemerken wir nicht blos, was die Gedanken, sondern was auch die Form betrifft, einen stetigen Fortschritt. Die ersten Erzeugnisse seiner Muse sind schwülstig und ringen mit dem Stile. Endlich aber springt die Knospe zu herrlicher Blüthe auf. Auch er nimmt thätigen Antheil an dem Volksfrühling des siebenten Jahrzehnts, jener wunderbaren Zeit. Zum ersten Male bewundern wir die ihm eigene dramatische Lebhaftigkeit in seiner Vertheidigung des Burleskkomischen, in welcher er sich der harmlosen Ausgelassenheit, der rechten ächten Fröhlichkeit mit aller Wärme annimmt. Im Jahre 1780 bot ihm der Angriff Friedrichs des Großen auf die deutsche Literatur Gelegenheit, den Handschuh aufzunehmen. Friedrich wirft derselben bekanntlich Mangel an Wahrheit und starkem Gefühle vor und giebt den Rath, sich durch fleißiges Uebersetzen der Ausländer zu üben. Möser widerspricht ihm nicht in Betreff der Mängel, wohl aber sieht er die Möglichkeit der Abhülfe in etwas ganz Anderem: in dem Anschlusse an

das Leben! Er sagt, das beste Lied sei das, welches auf die Batterie und gegen den Feind treibe. Unsere poetische Entwickelung hat dieses Wort in vollem Maße bestätigt.

Was Möser gewollt hat, ist zum Theile Wahrheit geworden, aber wir sind zu einem Momente gelangt, in dem Besinnung und Sammlung noth thut und eine Rückkehr in uns selbst Bedürfniß ist, und Niemand ist auch heute noch mehr im Stande, unseres Volkes Eigenart uns zu offenbaren, als der alte Patriarch von Osnabrück."

Soweit Director Dr. Kreißig.

Goethe schreibt (im 28. Bande seiner Werke) Folgendes:

Justus Möser.

1822.

„Gerne erwähne ich dieses trefflichen Mannes, der, ob ich ihn gleich niemals persönlich gekannt, durch seine Schriften und durch die Correspondenz, die ich mit seiner Tochter geführt, worin ich die Gesinnungen des Vaters über meine Art und Wesen mit Einsicht und Klugheit ausgesprochen fand, sehr großen Einfluß auf meine Bildung gehabt hat. Er war der tüchtige Menschenverstand selbst, werth ein Zeitgenosse von Lessing zu sein, dem Repräsentanten des kritischen Geistes; daß ich ihn aber nenne bin ich veranlaßt durch die Nachricht, im nächsten Jahre werde ein ziemlicher Band Fortsetzung der Osnabrückischen Geschichte, aus Möser's hinterlassenen Papieren entnommen, uns geschenkt werden. Und wären es nur Fragmente, so verdienen sie aufbewahrt zu werden, indem die Aeußerungen eines solchen Geistes und Charakters, gleich Goldkörner — Goldstaub, denselben Werth haben wie reine Goldbarren und noch einen höhern als das Ausgemünzte selbst.

Hier nur einen Hauch dieses himmlischen Geistes, der uns anregt, ähnliche Gedanken und Ueberzeugungen beizufügen."

Goethe citirt dann eine tiefsinnige Auslassung Möser's „Ueber den Aberglauben unserer Vorfahren". Schon dieses eine Urtheil Goethe's über den „himmlischen Geist" des Osnabrücker Patriarchen sollte dem heutigen Geschlecht ein Fingerzeig sein und ihm andeuten, was bei Möser zu holen ist. Goethe war sparsam mit enthusiastischen Urtheilen, und er äußerte solche nur bei großen Gelegenheiten und auf Grund genauer Kenntniß der Personen und Leistungen.

Möser's Schriften spielen in Goethe's Entwicklung keine geringe Rolle.

„Ich trage die „Patriotischen Phantasien" — schreibt er als Jüngling an die Tochter Möser's — mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele."

In seiner Biographie spricht sich Goethe über die Möser'schen Schriften noch wie folgt aus:

„Mißfiel es dem jungen Autor (des Werther) keineswegs, als ein literarischer Meteor angestaunt zu werden, so suchte er mit freudiger Bescheidenheit den bewährtesten Männern des Vaterlandes seine Achtung zu bezeigen, unter denen vor allen der herrliche Justus Möser zu nennen ist. Dieses unvergleichlichen Mannes kleine Aufsätze staatsbürgerlichen Inhalts waren schon seit einigen Jahren in den Osnabrückischen Intelligenzblättern abgedruckt und mir durch Herder bekannt geworden, der nichts ablehnte, was irgend würdig zu seiner Zeit, besonders aber im Druck sich hervorthat."

Unaussprechlich war der Eindruck, den (1794) das Scheiden des großen Mannes auf Stadt und Land machte. Wenn der vaterländische Dichter Broxtermann sang:

Wer hat die große Kunst der Herrscher,
Menschen zu beglücken, so gekannt?
Jedes Staats und jedes Volks Gesetze?
Wer hat dieser Kenntniß goldne Schätze
Weiser und getreuer je verwandt?

Woher kommt's, daß wir mit solchem frohen,
Kindlichen Gerechtigkeitsvertraun,
Jetzt, da ganz Europa, tief erschüttert,
Da selbst England vor Gedanken zittert,
Auf die Lenker unsrer Wohlfahrt schaun?

War nicht Er's —

wenn derselbe den Landmann, den Bürger, Wittwen, Waisen trauernd, weinend an Möser's Grabe darstellt — es war kein dichterischer Schmuck für die Todtenbahre; es war tief gefühlt. Und dieser Eindruck war kein vorübergehender; er dauert, und jeder Wechsel, alle Schicksale, die Möser's Vaterland seit seinem Tode bis auf diesen Tag erfahren, sie mahnen mit stets erneuter und gemehrter Kraft an ihn; auf ihn richten sich die Gedanken aller Besseren; und so ist er fort und fort der Genius Osnabrücks.

Diesen Worten des Möser'schen Biographen Abeken möchten wir hinzufügen, daß der Möser'sche Genius Leuchtkraft genug besitzt, um über die engen Grenzen seiner Vaterstadt weit hinauszustrahlen in alle deutschen Lande, in jedes deutsche Herz.

Reichsfreiherr vom Stein als Wirthschafts- und Sozialreformer in Westphalen.

„Des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein."

(Auszüge aus dem Buche: „Das Leben und Wirken des früheren Ministers Freiherrn vom Stein, mit besonderer Berücksichtigung seines Thuns und Schaffens in der Grafschaft Mark und Westphalen nebst Rheinland. Von C. Brocksieper. Lüdenscheid 1865.)

Mit dem Jahre 1784 kam die Zeit, wo die Grafschaft Mark und Westphalen den später so berühmt gewordenen Stein als den Ihrigen betrachten konnte. Es wurde ihm nämlich in diesem Jahre die Leitung der Westphälischen Bergämter und der Minden'schen Bergwerkscommission überwiesen, wofür ihm 1260 Thaler Gehalt und freie Dienstwohnung in der Burg Wetter an der Ruhr ausgesetzt wurden. Als ihm hier das erste Gehalt überreicht worden, soll er Thränen vergossen und das Geld auf die Erde geworfen haben. — Neben besagtem Bergfache aber übertrug man ihm zugleich auch die Aufsicht über das Fabrikwesen in

der Grafschaft Mark, auf dessen Hebung der König großen Werth legte, sowie über die Forsten, den Straßenbau und die Schiffbarmachung der Ruhr.

Mithin saß nun der freie Reichsritter v. Stein, der auf seiner Besitzung im schönen Nassau recht gemüthlich hätte leben können, in der dem erwähnten Kaisberg nahe gegenüberliegenden Freiheit Wetter, welches damals, wo es in unserer Gegend weder Chausseen noch Eisenbahnen gab, ein ganz abgesonderter unbedeutender Ort war, statt jetzt in besagter Burg seit längst eine großartige Eisenindustrie ihren Sitz aufgeschlagen und Kunststraßen und Eisenbahn dort vorbeiführen. Anfangs fand er hier in Betreff seiner vielen Obliegenheiten, weil bis dahin meist Alles mit großem Schlendrian verwaltet und die mehrsten Beamten sich in ein besseres System schlecht fügen konnten, Verdrießliches genug, und fühlte sich zudem auch sehr vereinsamt, worüber er sich in Briefen an Freunde mehrmals beklagt. Bald nachher aber fühlte er sich zu dem Markanischen Volke auf's Engste hingezogen, und noch in späteren Jahren, nachdem er mit größtem Ruhme gekrönt sich in sehr vielen Hauptstädten Europas aufgehalten, hat er die Aeußerung gethan: „daß er in dem unbedeutenden Wetter die schönste Lebenszeit verbracht habe.“

Erwähnt mag hier noch werden, daß sich damals in seinem Geschäftskreise 170 Gruben mit 1200 Arbeitern befanden, was freilich in Betracht gegen jetzt etwas Unbedeutendes scheint. Betrachtet man aber Alles zusammen, was ihm allein zu verwalten oblag, so mußte nothwendig eine große Umsicht und ausdauernde Thätigkeit hierzu erfordert werden.

Wie verworren und traurig es aber auch damals in den meisten ihm anvertrauten Geschäftsbranchen noch aussehen mochte, so ließ er trotzdem den Muth nicht sinken, sondern griff mit Feuereifer sein Werk an. Er gründete eine Bergschule, um sowohl tüchtige Beamte als auch tüchtige Berg- und Hüttenleute zu bilden. Weil nur Hohl- und Holperwege vorhanden waren, so suchte er solche möglichst in fahrbaren Zustand setzen zu lassen und ließ über 20 Meilen Kunststraßen — die ersten in der Grafschaft Mark — anlegen, und die Schiffbarmachung der Ruhr wurde mit gleicher Energie unternommen. Weil er einsah, wie vortheilhaft solches für das industrie- und productenreiche Land war, so leistete er oft, damit seine Unternehmungen nicht unterbrochen wurden, selbst Vorschüsse bis zu 10 000 Thlr., falls die Gelder aus den Königlichen Kassen nicht früh genug ankamen.

Jedoch nicht lange noch war Stein auf solche Weise in der Grafschaft Mark als Reformator im Industrie- und Culturwesen aufgetreten, als Anfangs Sommer 1785 eine mehrmonatliche Unterbrechung eintrat, wo er im Dienst der Diplomatie von Wetter abwesend sein mußte.

Wiewohl man ihm nun nach Beendigung dieses Geschäftes anderweite hohe Gesandtschaftsposten zu übertragen suchte, so lehnte er solche Anerbieten aber nunmehr entschieden ab. Er kehrte vielmehr gegen Ende October besagten Jahres wieder nach Wetter in seinen ihm liebgewordenen frühern Berufskreis zurück, und setzte hier sein begonnenes reformatorisches Streben mit besagtem Eifer auf's Neue fort. Wegen seiner rücksichtslosen Strenge mochten freilich mehrere ihm Untergebene übel d'ran sein; bald aber erkannten es die meisten, daß er es mit Jedem gut meine und gewannen ihn lieb.

Ende October 1786 wurde Stein zum Geheimen Oberbergrath ernannt. Im Jahre 1793 wurde er zum Präsident der Märkischen Kriegs- und Domainenkammer ernannt mit dem Wohnsitz in Hamm.

Ueber Stein's rastloses politisches Thun und Streben in all' diesen verhängnißvollen und unheildrohenden Jahren wäre viel zu sagen, was hier jedoch der Raum nicht erlaubt. Das ohnmächtige Wesen der deutschen Unthätigkeit, die natürliche Folge der Landeszersplitterung, quälte ihn sehr, was noch durch den mehrmaligen Umgang mit den französischen Emigranten, welche in Hamm ihren Hauptsitz hatten, und wo sich auch die verbannten Prinzen befanden, vermehrt wurde. Jedoch unbeirrt wegen solcher mißlichen Verhältnisse setzte er seine Unternehmungen zum Wohle des Volkes ruhig fort. Neue Kunststraßen zwischen Minden und Osnabrück, sowie zur Verbindung des Rheins und der Weser wurden angelegt und die früher begonnene Verbesserung der Weserschifffahrt fortgesetzt. Zudem mußte er auch für das Heer des Generals Möllendorf, welches in Westphalen in Cantonirungen lag, die Verpflegung besorgen, was um so schwieriger war, weil bei schlechter Ernte alle Vorräthe zuvor durch die englisch-holländische Armee zwischen Weser, Rhein und Maas aufgezehrt waren. Indeß ohne Speculanten zu gebrauchen, ließ er auch jetzt durch Beauftragte in den benachbarten Reichsländern für möglichst billige Preise Getreide einkaufen und allenthalben Magazine anlegen. Gleichermaßen wurde auch die in Oldenburg, Bückeburg und Detmold bestehende Kornsperre durch sein Andringen aufgehoben, und damit man überall das Nöthige schnell zur Hand haben könne, wurden die vorhandenen Communicationswege ausgebessert und mehrere neue angelegt. — Durch solche wohlweise und schleunige Anordnung wurde denn nicht nur beim Militär, sondern überhaupt beim gesammten Volke einer Hungersnoth vorgebeugt.

Wie sehr aber auch schon damals vom Volke Stein's unsägliches Verdienst anerkannt wurde, bezeigt eine Adresse der Deputirten des damaligen Wetterschen Kreises, datirt Hagen, den 29. September 1795. Nachdem man ihm in derselben zuvörderst für die „getroffenen Anstalten zur Verbesserung des Bergbaues, der Schiffbarmachung der Ruhr, der Herstellung fahrbarer Straßen, der Aufhebung der Accise und Einführung einer richtigern Besteuerung, die Anordnung eines bessern Rekrutirungssystems, die Beförderung der Fabriken und die Zufuhr von Getreide ins gebirgige Sauerland 2c." den innigsten Dank ausgesprochen, heißt es in derselben wörtlich weiter:

„Es war eine Zeit, da der Bewohner der westphälischen Mark in den Räthen der Königlichen Kammern nicht Rathgeber, Freunde und Beschützer sah, da Kälte, Zurückhaltung, Mißtrauen und Furcht die Herzen verschloß. Da begann ein Mann seinen Wirkungskreis unter uns, dem hohe Rechtschaffenheit, reine Vaterlandsliebe, seltene Kenntnisse, nie ermüdende Thätigkeit allgemeine Bewunderung erwarben. Er theilte sein Herz und seinen Geist denen, die unter ihm arbeiteten, mit; diese rangen ihm nach; ein edler, schöner Gemeinsinn ward durch ein einziges großes Beispiel unter denen allen, die es gut mit unserm Geburtslande meinen, aufgeregt und brachte schon — und verspricht die herrlichsten Früchte. Offenheit, Liebe, Zutrauen — verbinden immer enger unser Volk mit der vortrefflichen jetzigen Verwaltung. — — —

„Unser ganzes Volk kennt den Wohlthäter, dem es dies — und

viel anderes Gute — verdankt, obgleich wir Seinen uns theuern Namen hier nicht nennen. Völker des Alterthums hätten ihm, dem Großen, Edlen, Unsterblichen, öffentliche Denkmale der Erkenntlichkeit gesetzt. Das können wir nicht! Und Er bedarf ihrer nicht! Sein Name strahlt in der Geschichte unseres Geburtslandes im unvergänglichen Kranze. Ihm lohnt sein Herz, das jedes Gute um des Guten willen thut. Ihm lohnt der Ewige! — — —

„Höchste sittliche Größe ist's, wenn ein Mann, den Geburts- und Glücksgüter zum unabhängigen Privatleben und zum Genuß seiner reinsten Freuden einladen und berechtigen, diese verläugnet und aus Pflichtgefühl ein mühevolles, öffentliches Leben zum Besten Anderer wählt, um den Beruf, ein Mensch zu sein, ganz zu erfüllen! Heil dem Volke, dem solch ein Mann zu Theil ward! Heil uns!

„Wir erbitten nichts von Ihnen, Verehrungswürdigster! Ihre Vorsorge kam ja immer unsern Wünschen zuvor! Sie kennen besser als wir das Ganze unserer gegenwärtigen immer noch traurigen Lage.

„Sorgen Sie für unser Volk, das so ganz auf Sie trauet!" —

Stein's Wirkungskreis wurde nun alsbald abermals bedeutend erweitert. Denn weil er sich in besagter bewegten Zeit solchergestalt in jeder Beziehung so weise und rege benommen, wurde er auf Vorschlag des Ministers v. Heinitz „in Betracht des besondern Vertrauens zu seiner durch Erfahrung bestärkten Einsicht, wie zu seinem betriebsamen Geiste der Ordnung und zu seinem bisher bewiesenen Diensteifer ꝛc." vom Könige unterm 21. Juni 1796 zum Oberpräsidenten sämmtlicher rheinisch-westphälischen Kammern, nämlich der zu Minden, Ravensberg, Teklenburg-Lingen, Cleve-Mark und Meurs-Geldern, mit dem Wohnsitze in Minden, ernannt. In diesem neuen Geschäftsbezirke, welcher 182 Quadratmeilen mit etwa einer halben Million Einwohner umfaßte, lag ihm nun — mit einem Worte zu sagen — zu cultiviren Alles ob, was zum Wohle des Staates und des Volkes gereichen konnte. Alle diese Landestheile wurden auch wenigstens jährlich einmal von ihm bereist, um Personen und Sachen bis in's Einzelnste hinab kennen zu lernen, damit er der Regierung Bericht abstatten und erforderliche Verfügungen treffen konnte. — Trotz solcher zu verwaltenden Vielheit ging aber doch in seinem ausgedehnten Bereiche, wo sich noch gar Vieles, besonders im Minden'schen, im erbärmlichsten Zustande befand, ein fast noch größeres Reformiren los, wie ehestens in Wetter. Bischof Eylert, welcher damals als Pastor in Hamm stand, sagt von seinem derzeitigen Wirken: „es hätte ihm Alles, was sich ihm entgegengestemmt, entweder weichen oder brechen müssen." — Aber auch ein früherer Universitätsfreund Stein's, Herr Rehberg in Hannover, mit welchem er derzeit häufig zusammenkam, sagt von ihm:

„Stein war schneidend bestimmt in seinen Meinungen; sehr lebhaft, ja heftig in den Aeußerungen, ja für weiche nachgiebige Gemüther abschreckend. Aber es war ihm immer um die Sache zu thun, und so fand man ihn auch stets geneigt zu hören und wieder zu überlegen. Hin- und Herreden aber, Schwatzen und Beschönigen war ihm ein Abscheu. Stahl fordert Feuersteine, und wenn die Idee des Künstlers nur eines weichen Thones bedarf, um sinnlich dargestellt zu werden — so entsteht die Idee des practischen Staatsmanns vielmehr erst aus dem Zusammentreffen harter Wesen, wo Funken sprühen. Auch hatte jede

Minute für ihn Werth. Als ich einst zauderte, auf eine Frage, der ich lieber ausgewichen wäre, etwas zu erwiedern, antwortete er selbst, fügte aber hinzu: Wenn Sie erst ein paar Feldzüge mitgemacht hätten, so würden Sie sich nicht so lange besinnen."

Indeß aber erkannte es Stein auch wohl bald nachher, wenn in Folge seines heftigen Charakters er jemanden in Uebereilung ungebührlich beleidigt hatte, und suchte sodann das Geschehene gelegentlich wieder gut zu machen. So z. B. kam einst ein Kanzleidiener zu ihm, welcher ihm eine wichtige Urkunde zur Unterschrift vorlegte; als diese erfolgt, goß derselbe aber in der Eile statt des Sandes das Tintenfaß darüber; der Präsident sprang nun auf, fuhr ihm mit dem Papier in's Gesicht, und rieb an demselben den Tintenklex weg. Acht Tage nachher aber trat nun derselbe Mann, rein gewaschen, mit einem andern Auftrage wieder zu ihm herein; Stein sprang schnell auf, ging ihm entgegen, freute sich, ihn wieder zu sehen, und drückte ihm freundlich ein Papier in die Hand, worin der Ueberraschte einen Doppel-Friedrichsd'or vorfand.

Daß Stein aber nicht nur gegen seine Untergebenen mit einer großen Strenge verfuhr, sondern auch Höherstehende und sogar fürstliche Personen mit schminkeloser Wahrheit an ihre Pflicht erinnern konnte, beweist aus dieser selben Zeit ein Brief an den preußischen Prinzen Louis, welcher ein Sohn des jüngsten Bruders des Königs, nämlich des Prinzen Ferdinand war. Dieser Prinz Louis stand zwar seit längst mit Stein auf gutem Fuße. Indeß aber war er mit der Zeit sehr leichtsinnig oder gar liederlich geworden und dem Spiele mit größter Leidenschaft ergeben, was seine Eltern sehr betrübte. Stein schrieb ihm deshalb sonder Scheu in ruhiger Sprache eine ernste Epistel, welche auch für's Erste großen Eindruck auf den Empfänger machte.

Unter dem neuen König Friedrich Wilhelm III. fand Stein in seinem reformatorischen Streben einen größern Spielraum, und sein Eifer erstreckte sich — namentlich im Minden'schen, Ravensberg'schen und Tecklenburg'schen — auf alle volksthümlichen Verhältnisse. An Herstellung besserer Wasser- und Landwege nebst Brückenbauten, namentlich einer neuen Brücke bei Minden über die Weser; Theilung mehrerer städtischen und anderer Gemeinheiten; Ordnung vieler mißlicher Verhältnisse zwischen Gutsherrn und ihren Untergebenen; bessere Einrichtung der Domänen- und Forstverwaltung und der damit verbundenen Berechtigung vieler Eingesessenen; geregeltere Anordnung des Rekrutirungswesens und der Besteuerung; Beförderung des Handels und der Gewerbe; insbesondere aber an Alles, was dem Betriebe des Bürger-, Handwerker- und Landmannsstandes zum Nutzen gereichen konnte 2c. 2c., wurde seine verbessernde Hand angelegt. Dabei wurden auch vorzugsweise Kirche und Schule berücksichtigt, weil es stets Stein's Ansicht war, daß wahre Religiosität und vernünftige Volksbildung nur die Grundlage aller menschlichen Wohlfahrt sein könne. Zu diesem Zwecke, um auf einen bessern Schulunterricht hinwirken zu können, studirte er selbst sogar die damals eben neuaufgekommene Pestalozzi'sche Lehrmethode. — Nebst alle diesem aber hatte er ein wachsames Auge auf das Beamtenthum, und in Betreff der Verwaltung wurde in bureaukratischer Beziehung Vieles von ihm geändert und vereinfacht. Fast nichts war ihm mehr zuwider, als die sogenannte Bureaukratie und Vielschreiberei,

worüber er sich noch in seinen spätern Lebensjahren auf's Derbste ausgesprochen. —

Unterm 21. November 1802 kam Stein als Oberpräsident nach Münster. Der dortige Adel nebst Geistlichkeit waren nun zunächst voller Furcht, ihren bisherigen Einfluß zu verlieren, und das Volk hatte Angst vor neuen Steuern und Militärpflichtigkeit. Ueberhaupt aber war man der neuen Anordnung der Dinge um so mehr abhold, weil man aus der katholisch-geistlichen in die protestantisch-weltliche Gewalt überging. — Stein aber bezeugte sich bei dieser mißlichen Sache so schonend, milde und weise, daß man alsbald gänzliche Zuneigung zu ihm hegte und ihn fast allgemein lieb gewann. — Alle tüchtigen Beamten, zu denen die Münsterländer Zutrauen hatten, beließ er in ihren Aemtern, und gebot zugleich seinen protestantischen Untergebenen, den katholischen Geistlichen stets die gebührende Achtung zu bezeugen. In die Regulirungscommission nahm er gleichfalls volksgeliebte Männer, sowohl aus dem Bürger- als auch aus dem Adel- und höheren geistlichen Stande. Zu letzteren gehörten auch v. Fürstenberg und der damalige Domdechant v. Spiegel, welcher in späteren Jahren Erzbischof von Cöln geworden, und mit welchem Stein sehr harmonirte und sich befreundete, welches ungenirte freimüthige Freundschaftsverhältniß auch bis zu seinem (Stein's) Tode fortwährte. — Was mehreren Beamten und dortigen hohen Personen für's Erste jedoch am meisten anstößig, war die Vermeidung des bisherigen langen Titel- und Formenwesens, von welchen Nichtssagereien Stein kein Freund war, sondern Alles in Kürze mit klaren Worten vorgetragen wünschte, wofür man ihm später jedoch sehr dankbar wurde.

Uebrigens aber wurde Stein während jener Regulirungszeit vom General Blücher, welcher das Land besetzt hielt, sehr unterstützt, weil dieser dafür sorgte, daß weder von Seiten des Militärs, noch von den eingebornen Bewohnern Excesse verübt werden konnten. Durch solches weise Benehmen konnte er schon nach anderthalb Wochen seit seinem Dortsein (2. December 1802) der Regierung einen günstigen Bericht abstatten. Er machte auch in demselben Vorschläge, wie die Einkünfte der eingezogenen geistlichen Güter für Erziehungs- und andere Wohlthätigkeitsanstalten am zweckmäßigsten zu verwenden seien. In Verbindung mit den Domdechanten v. Spiegel und v. Fürstenberg wurden sodann nicht nur die damalige dortige Universität und die Gymnasien des Landes auf bessern Fuß gebracht, sondern auch für allgemeine Volksbildung angelegentlichst gesorgt. — Ueberhaupt also — mit kurzen Worten zu sagen — wirkte Stein in diesen neuen Landestheilen trotz der vielen Verwicklungen und damit verbundenen Unannehmlichkeiten ebenso wohlthätig und begeistert, als man es auch in den ältern Provinzen von ihm gewohnt war.

Nachdem Stein solchermaßen 20 Jahre hindurch in Westphalen und den preußischen Rheinländern mit größtem Segen gewirkt und sich die höchste Verehrung und Dankbarkeit aller Braven erworben hatte, sollte er mit der höchsten Staatswürde, nämlich mit der Stelle eines Ministers in Berlin betraut werden. Zwei Jahre vorher hatte man ihm zwar ein eben solches Amt in Hannover — wo er sich öfters betreffs der Familie seiner Frau gerne aufhielt — angeboten, was er aber wegen seiner Vorliebe für Preußen und weil er nicht nach hohen Würden

trachtete, abgelehnt hatte. Jetzt aber, um in die traurigen Zeitverhältnisse besser nach Kräften eingreifen zu können, nahm er solches damals gewiß nicht beneidenswerthe Amt am Berliner Hofe mit bestem Muthe an.

Auf seinen Vorschlag wurde nun der späterhin gleichfalls zum Volksliebling gewordene Herr v. Vincke als sein Nachfolger zum Oberpräsidenten von Westphalen bestimmt.

Zur Charakteristik, wie Stein auch zu niederträchtigen höhern Beamten zu sprechen verstand, lassen wir nachstehendes Schreiben, welches er bei seinem Abschiede an einen solchen erließ, hier nachfolgen:

„Ich halte es für nöthig, ehe ich diese Provinz verlasse, Ew. 2c. meine Meinung und leider im höchsten Grade mißfällige Meinung über Ihr Betragen zu eröffnen.

„Ew. 2c. sind durch Ihre, alle Gesetze des Anstandes und einer liberalen Erziehung beleidigende gallichte Grobheit ein Gegenstand des Hasses Derjenigen geworden, die mit Ihnen in Dienstverhältnissen zu stehen das Unglück haben, und des Spottes Derjenigen, die unabhängig von Ihnen sind. Es wird hinreichend sein, die Vorgänge mit dem Herrn . . . . in Anregung zu bringen, und es vergeht kein Tag, wo Sie nicht die Subalternen mit Härte und Bitterkeit behandeln und sie in einen Zustand von dumpfer Niedergeschlagenheit versetzen.

„Zu diesem inhumanen Betragen kommt der gänzliche Mangel an Legalität, der bei Ihnen eine Folge Ihres Mangels an Gesetzkenntniß und eines anmaßlichen Hinwegsetzens über subsistirende Vorschriften ist. — — —

„Ew. 2c. würden überhaupt wohlthun, vorsichtiger und besonnener in allen Geistlichen- und Unterrichtsangelegenheiten zu Werke zu gehen, da Ihnen diese Materien ganz fremd, Sie der Hülfsmittel wissenschaftlicher Vorkenntnisse ganz beraubt und Sie nur auf Kenntniß der Dienstformen eingeschränkt sind. — Ew. 2c. erinnere ich ernstlich und wohlmeinend an die Abänderungen Ihres Betragens; die nothwendigen Folgen desselben werden sein, daß man Ihnen Directoralgeschäfte, die Sie mit menschenfeindlicher Bitterkeit und Illegalität ausüben, nimmt, und auf diese Art für Erhaltung eines ruhigen, besonnenen und einträchtigen Geschäftsganges im Collegio sorgt, indem das Collegium geleitet und nicht den Peitschenhieben eines Zuchtmeisters Preis gegeben werden soll.

„Ich stelle dieses meinem Nachfolger, dem Herrn Präsidenten v. Vincke und Ihrem Departementsminister, dem Herrn v. Angern Excellenz, zu, damit im Fall Sie Ihr Betragen nicht ändern, Beschwerden gegen Sie entstehen, Ihre Vorgesetzten durch diese meine Aeußerungen veranlaßt werden, denen sich gegen Sie erhebenden Beschwerden sogleich Gehör zu geben, und Den, der sie verursacht, außer Stand zu setzen, Unglück und Mißvergnügen um sich zu verbreiten.“ —

Für Stein's strenge Sittlichkeit ist sein Urtheil über den leichtfertigen Staatskanzler Hardenberg bezeichnend. In einem Briefe an Arndt sagt er: „Dieser alte eitle entnervte Sünder, was giebt er dem sittlichen edlen Hofe gegenüber für ein Beispiel! — und bei so einem alten Kerl mit schneeweißem Kopfe, der hurt und buhlt, wie kann bei dem ein Funke von Kraft und Stärke übrig bleiben? wo bleibt da die Klemme des Willens, der Charakter?“

Als Stein jetzt die Nachricht von seinem Tode erfahren, gratulirte

er der preußischen Monarchie zu diesem Ereignisse, und machte auch bald nachher in seinem „Kurzen Lebensabriß" folgende Bemerkung:

„Herr v. Hardenberg hatte die Gutmüthigkeit und Freundlichkeit sanguinischer genußliebender Menschen, einen Verstand, der leicht faßte, Thätigkeit, ein vortheilhaftes Aeußere. Es fehlte aber seinem Charakter sowohl an einer moralischen religiösen Base, als an Größe, intensiver Kraft und Festigkeit, seinem Verstande an Tiefe, seinen Kenntnissen an Gründlichkeit, daher seine Schwäche, sein Uebermuth im Glück, seine weinerliche Weichheit in Widerwärtigkeiten, seine Oberflächlichkeit, die durch seine Sinnlichkeit, Stolz und Falschheit geleitet, so vieles Uebel verursachten. Er entfernte alle tüchtige Menschen, umgab sich nur mit mittelmäßigen, oft schlechten, die ihn mißbrauchten und unanständig behandelten; seine Lieblingsunterhaltung waren unzüchtige Reden, der vertraute Umgang mit nichtswürdigen Weibern, die mit seinen grauen Haaren, seinem Stolz, seiner Würde contrastirten, machte ihn noch verächtlicher. Er untergrub den alten preußischen Geist der Sparsamkeit und des Gehorsams, und als er starb, hinterließ er die Finanzen zerrüttet, und die Staatsgeschäfte in den Händen einer Ueberzahl schlecht ausgewählter Beamten. Nicht nach dem Großen und Guten strebte er um des Großen und Guten willen, sondern als Mittel zu eigenem Ruhm, daher begriff er es nicht, erreichte es nicht, und ging dahin, nicht geachtet, nicht betrauert." —

Ebenso streng waren Stein's sittliche Anforderungen an den ganzen Adel. Zunächst bei der Wahlversammlung in Münster scheint Stein jedoch von dem jüngern westphälischen Adelsgeschlechte vollends keine gute Meinung gewonnen zu haben. Er schrieb hierüber an v. Hövel: „Die alten adligen Vorfahren seien anders gewesen, sie hätten Bibliotheken und gemeinnützige Anstalten gegründet, wohingegen ihre jetzigen Nachkommen (wie z. B. der Bischof von Hildesheim) nur Schätze aufhäuften, und ohne Streben nach Wissen und Können sich nur in der Kunst zu Lungern übten und die Zeit mit Tabakrauchen, Brackenjagd u. dgl. verwendeten, ja Viele zu unwissend blieben, um ein Offizierexamen bestehen zu können. Das jetzige Adelsgeschlecht sei in Selbstsucht und Einseitigkeit versunken, und seine Leerheit, Unbeholfenheit und sein Egoismus gäben ihm in unserm bewegten Zeitalter keinen Anspruch auf Einfluß und Achtung. — Demungeachtet aber glaube er doch, daß ein Theil des Adels sich zu edlem Thun neubeleben und stärken werde, und somit die Aristokratie nicht untergehe, wenngleich auch die Umzäumung ihrer Stammbäume verschwände. Seit jeher und in allen Ländern, selbst noch jetzt in der freien Schweiz, unterschieden sich ja die Herren von der großen Masse. Uebrigens aber möchte er sich nicht anmaßen, über Ereignisse der fernen Zukunft zu urtheilen; sie würden ja alle von der Vorsehung geleitet." —

Stein's lebhaftes Rechtsgefühl spricht sich sehr schön in folgendem Vorkommniß aus:

Im Jahre 1812 hatten in Petersburg Unruhen stattgefunden, und einer weitverzweigten Verschwörung unter den Generalen und Obersten des russischen Heeres nebst mehreren hohen Beamten war man auf die Spur gekommen. Als Mitverschworener wurde nun auch der Staatssecretär Turgenieff angeschwärzt, weil er sich mitunter über die Leibeigenschaft und andere Einrichtungen unzufrieden und unvorsichtig aus-

gesprochen hatte. Zur Zeit der Empörung und der gegen ihn erhobenen Anklage befand sich aber Turgenieff auf einer Erholungsreise nach Frankreich und England, und vermied es nun auch — zumal er die Willkür der russischen Rechtspflege zu wohl kannte — alsbald zurückzukehren. Und dieses war auch wohl sein Glück; denn unverhört und ohn' alle Beweismittel wurde er sonder Zögern als des Hochverraths schuldig zum Tode verurtheilt — obgleich ihn alsbald Jedermann für unschuldig hielt. — Als Mitglied des Gerichtshofes hatte Graf Goloffkin seinen Collegen zu Gefallen in das Todesurtheil mit eingestimmt, wiewohl er die Anklageacten nicht gelesen, da er im Auslande erzogen und des Russischen wenig und der Gerichtssprache gar nicht mächtig war. — Stein stellte deshalb an ihn die Frage: „Ob die betreffende Sache sich so verhalte, wie man allgemein aussage?" Und Goloffkin verleugnete dies keineswegs, wollte aber durch Scherz sich vor weiterm Eindringen zurückziehen. Stein aber frug nochmals scharf: „Ob Turgenieff schuldig gewesen?" Und die Antwort war: „Eigentlich schuldig wohl nicht, sondern nur unzufrieden und mißvergnügt habe er sich bezeigt. — „Und Sie verurtheilten ihn doch!" rief Stein mit Entrüstung. „Mein Gott," versetzte Goloffkin beschämt, „wir nehmen das in Rußland nicht so genau, wir wußten ja Alle, daß Turgenieff sich im Auslande befinde und sicher sei." — Stein jedoch sprang nun hastig auf und erwiderte mit verachtender, eisiger Kälte: „Pfui, Herr Graf, pfui, pfui Herr Graf!" und dann ging er, die Hände auf dem Rücken, einige Mal auf und ab im Zimmer, ohne ihn eines weitern Blickes zu würdigen, bis ein Hausgenosse eintrat, wodurch Goloffkin Veranlassung fand, sich still davon zu machen. — — Ein Herr aus Frankfurt, welcher bei diesem Auftritte zugegen gewesen, äußerte darüber: „er halte ihn für den peinlichsten seines Lebens und habe dadurch vor Stein eine heilige Ehrfurcht bekommen." —

Sehr tief war Stein's Religiosität. Im Jahre 1827 meldete ihm Vincke, daß man dem Vernehmen nach ihn (Vincke) an Schuckmann's Stelle zum Minister vorgeschlagen; jedoch habe er zur Annahme keine Lust, weil die Ultras und Liberalen in Berlin sich so schroff entgegenständen. Stein aber erwiderte ihm: „Wie ungerne er und viele Andere es auch sehen würden, wenn er (Vincke) Westphalen verließe, so möchte er doch, falls er wirklich berufen werde, solches als einen Ruf der Vorsehung ansehen, und führt dabei einen Vers aus Paul Gerhard's Liede an: ‚Ihn, ihn laß thun und walten 2c.', wobei er die Bemerkung macht: ‚Daß das Resultat seiner (Stein's) Lebenserfahrung die Ueberzeugung sei von der Kurzsichtigkeit des Menschen und der Leitung der Vorsehung.'" —

Ein anderes Schreiben, was Stein zu gleicher Zeit an den Grafen v. Arnim — weil sich derselbe dem Staatsdienste wieder zuwandte — ergehen ließ, mag zur Beherzigung hier wörtlich mitgetheilt werden:

„Religiöse Sittlichkeit und Vaterlandsliebe sind die einzigen, nicht zu erschütternden Träger des Charakters; ihrer Entwickelung und Befestigung bedarf der Mann, der sich zu höheren Stellen bestimmt und sie erreicht, noch mehr als der, so sich in den einförmigen Verhältnissen des Privatlebens bewegt, und er ist daher durch seine Bestimmung aufgefordert, auf jene Zwecke seine ganze Aufmerksamkeit zu richten. In großen Situationen entscheidet Charakter mehr als Geist und Wissen

man kann Anderer Geist und Wissen benutzen; und muß ihn (solche) wegen der menschlichen Beschränktheit benutzen, aber den Charakter eines Andern kann man sich nicht aneignen, wohl sich ihm mit Aufhebung aller Selbstständigkeit unterwerfen. —

Eine zweite Bemerkung glaube ich machen zu müssen über eine Klippe, an der viele practische Geschäftsmänner scheitern: — das Erstarren in der Routine und in der krampfartigen Vielthuerei. Dem practischen Geschäftsmanne strömen eine Menge Einzelheiten zu; nach den bestehenden Formen wird er mit ihnen nicht allein überladen, sondern er soll sie prompt abarbeiten, d. h. leicht hinwegschieben; diese Behandlungsart bildet nicht, ermüdet und hat das Nachtheilige, daß sie die fortschreitende Entwickelung stört, zu dem Schlendrian herabzieht und leider uns mit der Masse von Geschäftsmännern überladet, die zu einer hohen Stellung im Staate wegen der Beschränktheit ihres Blickes durchaus unfähig sind, nichts desto weniger die Selbstzufriedenheit der Mittelmäßigkeit besitzen, die sie zu einer seichten Vielschreiberei und der Wuth zu centralisiren hinreißt. Diese Männer leben in ihren Acten, in Erinnerungen von Bruchstücken ihrer academischen Studien und ahnen nichts von den raschen unaufhaltsamen Fortschritten des menschlichen Geistes und seiner auf Verbesserung der politischen Formen gerichteten Kräfte.

Um sich auf der Bahn der Fortschritte des menschlichen Geistes zu erhalten und um an ihnen Theil zu nehmen, ist es unerläßlich, fortzufahren an seiner eigenen wissenschaftlichen Bildung zu arbeiten und mit der staatsrechtlichen, staatswirthschaftlichen und geschichtlichen Literatur vertraut zu bleiben, auch die größeren Ereignisse im politischen, äußeren und inneren Leben der fremden Nationen, besonders der Engländer und Franzosen, mit Aufmerksamkeit zu verfolgen.“ —

Ueber die Wirkungen einer Verfassung schrieb Stein u. A.:

„Soll eine Verfassung dauerhaft, veredelnd wirken, so beruhe sie auf väterlicher Liebe des Regenten, der sie ertheilt, auf kindlicher Treue des Volks, das sie empfängt, auf religiöser sittlicher Entwickelung des Einzelnen; — einem beständigen Wechsel wird sie unterworfen sein in einem selbstsüchtigen, habsüchtigen, gemüthlosen irreligiösen Volk.“ — „Unsere neueren Publicisten suchen die Vollkommenheit der Staatsverfassung in der gehörigen Organisation der Verfassung selbst, nicht in der Vollkommnung der Menschen, der Träger der Verfassung. Die mit dem Practischen des constitutionellen Lebens innig vertrauten Alten forderten unerläßlich zu seinem Bestehen Religiosität und Sittlichkeit, — der Charakter, das Wollen muß gebildet werden, nicht allein das Wissen.“ — „Eine zweckmäßige Vertheilung des Grundeigenthums ist eine wesentliche Bedingung der Güte und Dauer einer Verfassung — gleich verderblich ist die Anhäufung großer Massen in den Händen Weniger, wie in England, dem Kirchenstaat, Spanien, und die Zersplitterung in Atome, wie in Frankreich, den Rheinlanden, dem Altwürttembergischen — aus beiden entsteht eine gefahrdrohende Masse von Proletariern.“ —

Stein's Grabstätte bezeichnet nachstehende Inschrift, welche wahrheitsgemäß nicht besser sein könnte:

„**Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein,**
geboren den 27sten October 1757,
gestorben den 29sten Juni 1831,
ruhet hier;
der Letzte seines, über sieben Jahrhunderte an der Lahn blühenden Rittergeschlechts;
demüthig vor Gott, hochherzig gegen Menschen,
der Lüge und des Unrechts Feind,
hochbegabt in Pflicht und Treue,
unerschütterlich in Acht und Bann,
des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn,
in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier.
Ich habe Lust abzuscheiden
und bei Christo zu sein."

Am 25. Juli 1831 wurde Stein's Testament, welches er am 20. September 1821 nach seiner Rückkehr aus Italien beim Oberlandgerichte in Münster niedergelegt, in Gegenwart des Grafen Kielmannsegge eröffnet. Es sprach seiner älteren Tochter Henriette die Besitzungen „Nassau, Schweighausen und Frücht", und der jüngeren, Therese, „Cappenberg nebst Scheda" zu, und endigte mit folgenden Worten:

„Mir, der dem Grabe entgegen reift, bleibt nur der Wunsch übrig, daß unter meinen Kindern und Nachkommen Einigkeit und Friede bestehe, so wie er seit sechs Jahrhunderten ununterbrochen unter ihren Vorfahren bestanden hat, und daß sie sich des göttlichen Segens würdig erhalten mögen durch fromme Sittlichkeit, einen ernsten, milden, deutschen Sinn, durch treue Liebe zum Guten und zu den Guten, durch Abscheu gegen das Schlechte und die Schlechten, durch freundliche, mitleidige, gerechte Behandlung ihrer Gutseingesessenen und Umgebungen, durch haushälterische Benutzung des von den Vorfahren ererbten Vermögens und vornehmlich durch treue und zu jeder Aufopferung bereite Liebe zum Vaterland. Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom Stein."

Was wir nun noch über diesen in jeder Hinsicht bewunderungswürdig ausgezeichneten Vaterlandsfreund und Volkswohlbeförderer in Kürze mitzutheilen haben, betrifft seine Persönlichkeit und sein häusliches Leben. Sein Körper, das Gefäß dieser Feuerseele, hatte bei mittlerer Größe eine untersetzte stämmige Gestalt, starke Glieder, breite Brust und Schultern, wobei er während seines bewegten Lebens trotz mancher eingetretenen Unpäßlichkeit doch seine zähe ausdauernde Kraft bewährt und noch wenige Jahre vor seinem Ende fast noch alle Zähne besessen hatte. Eine breitgewölbte Stirn nebst mächtiger Nase, starken Kinnbacken, feinen Lippen bei meist festgeschlossenem Munde, sowie feurigen braunen Augen ließen den scharfdurchdringenden Geist und die unverwüstliche, jeder Pflicht nachkommende Willenskraft sogleich bemerken, welche bei gebieterischem Ernste mit kindlicher Milde und Gutmüthigkeit — aber auch zuweilen mit raschem Spotte — leicht abwechselten. Bei kurzer und entschiedener Rede war sein ganzes Thun und Wesen rasch und bestimmt, sowie auch sein Gang fest und kräftig. Schwatzen und viele Worte machen konnte er demgemäß durchaus nicht leiden; wohl aber konnte man seinen in schroffer Heftigkeit oft zu schnell ausge-

prochenen Ansichten mit triftigen Gründen derbe entgegen treten — ohne daß er solches übel nahm, sondern es vielmehr belobte. — Ueberkamen ihn auf seinen Reisen oder sonstigen Ausgängen ꝛc. kleine Unfälle, so suchte er jede fremde Hilfe zurückzuweisen und sich selbst zu helfen, gleichwie er denn auch jede zu nahe körperliche Berührung, selbst der Seinigen, schroff von sich abwies. — Sein Anzug war dem entsprechend gleichfalls ganz einfach; wie in seinen Schlössern zu Nassau und Cappenberg, wo man ihn nur in einem dunkelblauen oder schwarzen Kleide antraf, war er auch zu jederzeit in gleichem Habit unter glänzenden fürstlichen Uniformen erschienen.

Ganz überdacht nach Pflicht und Bedürfniß war gleichermaßen seine Tagesordnung streng geregelt. Früh stand er auf und widmete sodann nach rascher Ankleidung jedesmal eine Viertel- oder halbe Stunde dem Gebet oder stiller Betrachtung, worin er keine Störung duldete. Dann aber überschaute er als gefühlvoller und sinniger Naturfreund von irgend einem der vielen Cappenberger Schloßfenster seine dort gemachten Anlagen, Gärten, Teiche, Thiergarten, Wiesengründe, Fruchtfelder, Eichen- und Buchenwaldungen ꝛc. ꝛc., und ließ dabei — wie ganz natürlich war — den Blick von dieser Höhe über den größten Theil des Westphalenlandes, welches für ihn voller Erinnerungen, mit Nachdenken hinwegschweifen. — Falls nun die Seinigen anwesend waren, verzehrte er alsbald mit ihnen sein Frühstück und las währenddem, ohne sich unterbrechen zu lassen, die angekommenen Briefe und Zeitungen, aus welchen er jedoch nachher das Interessante gerne mittheilte, oder auch an Freunde zu schreiben sich anschickte. Sodann — und nur mit Ausnahme bei schlimmstem Wetter — wurden gegen Mittag stets Spaziergänge, entweder allein oder mit Freunden, unternommen, auf welchen er Verschiedenes in Augenschein nahm, sich mit den Arbeitsleuten ꝛc. unterredete, sowie auch bei bedürftigen Armen in deren Hütten als Helfer und Tröster ansprach und gewöhnlich erst nach ein paar Stunden wieder zurückkehrte. Um zwei Uhr wurde nun zu Mittag gespeist; die Gerichte waren stets gut, aber möglichst einfach, und machte es ihm große Freude, wenn sich ehrenwerthe Gäste — gleichviel ob Hohe oder Niedere (wie solches schon erwähnt) — eingefunden hatten, mit welchen er auf irgend eine geistreiche oder belehrende Art sich unterhalten konnte. War zur Sommerzeit das Wetter gut, so wurde nachher der Kaffee auf dem Altan genommen, auch wohl mit den Seinigen oder Freunden ein bischen umhergegangen und alsdann zu den Geschäften still zurückgekehrt. Abends 8 Uhr aber ging's zum Theetisch, wornach ihm Fräulein Schröder etwas vorlas, und um 10 Uhr begab er sich zur Ruhe.

Stets über den andern Sonntag fuhr Stein auch zum evangelischen Gottesdienste nach Lünen, und all' seine Leute wurden streng angehalten, sich in den Zwischensonntagen gleichfalls dorthin zu begeben. Die Katholiken aber besuchten allsonntägig die katholische Kirche zu Cappenberg, welche er auf eigene Kosten hatte wiederherstellen lassen. — Zudem hatte er — was selbstsprechend — eine musterhafte Hausordnung eingeführt, nach welcher ein Jeder für seine ihm obliegenden Geschäfte verantwortlich war. Die Gesinnungen und Fähigkeiten seiner Leute suchte er von vornherein möglichst kennen zu lernen, damit er einen Jeden nach seinem wahren Werthe behandeln könne — und zwar ohne daß

irgend Jemand von ihm vorgezogen wurde. Sowie er das Gute und Rechte an ihnen stets anerkannte und belobte, wurden aber auch eines Jeden Fehler ernstlich gerügt, und Keiner durfte es wagen, eine zu große Einbildung von sich selbst zu haben und sich über Andere erheben zu wollen; — wer sich dergleichen anmaßte, wurde bei passender Gelegenheit gehörig zurechtgewiesen. Bei seinem heftigen und reizbaren Temperamente war es aber auch mitunter ganz natürlich, daß Stein den Einen oder Andern zu übereilt hernahm; solche von ihm begangene Fehler erkannte er aber alsbald ganz offen, und suchte den Gekränkten durch aufmerksame Behandlung sowie auf sonstige liebreiche Art und Weise gehörig zu entschädigen. Durch solche vernünftige und edelsinnige Behandlung blieb ihm denn auch sein gesammtes Personal mit größter Liebe zugethan, und die Dienstbeflissenheit Aller war eine höchst wackere und thätig=treue.

Weil Stein für seine Person nur wenige Bedürfnisse hatte, so konnte er um so wohlthätiger gegen Andere sein. Zunächst sorgte er mit Wohlwollen und großer Milde die Lage seiner Gutseingesessenen stets zu verbessern und sie in Krankheiten oder andern üblen Verhängnissen liebreich zu unterstützen. Gern und oft besprach er sich mit ihnen — sogar auch in plattdeutscher Mundart — über ihre Angelegenheit, als wäre er ganz ihres Gleichen, und empfahl auch ein solches Verfahren seinen Beamten. Man könne (pflegte er diesen zu bemerken) auch von den Leuten niedern Standes über die Ortskunde u. dgl. m. noch Vieles lernen, denn ihr Wissen sei, so weit es reiche, in der Regel gründlich, und was man von dem Einen nicht erfahre, erfahre man von dem Andern. Dahingegen aber warnte er vor dem Umgange mit Vielschreibern und Vielschwätzern, deren Wissen meist gar nichts werth sei, und wodurch man eher verwirrt als klug gemacht werde.

Daß er einem Jeden in allen Verhältnissen als getreuer Rathgeber, sowie den weitumwohnenden Armen und Bedürftigen auf die mannigfachste Art und Weise ein steter Unterstützer und Helfer war, und kein Nothleidender unbeschenkt von seiner Schwelle ging, haben wir schon einige Mal angedeutet. Namentlich aber mag noch angeführt werden, daß er viele arme Kinder bekleidet, sowie für ärmere Kranke die nöthigen Betten, Heizung, ärztliche Behandlung nebst Arzneien rc. rc. besorgte, und jährlich zu diesem Zwecke bedeutende Summen verwendete. Mehreren Patienten wurden auch stärkende, für sie separat zubereitete Speisen aus seiner Küche zugesendet, und er selbst sogar nahm keinen Anstand, sie in ihren Hütten zu besuchen. — Ebenso verhalf er auch armen Jünglingen und Mädchen zu ihren Ausbildungsmitteln, und suchte ihnen zu ihrem Fortkommen durch Rath und Empfehlung rc. möglichst behülflich zu sein. — War ein pecuniäres Geschäft in etwa zu seiner Zufriedenheit abgemacht worden, so pflegte er jedes Mal zu sagen: „Nun wollen wir auch für die Armen sorgen; die Armen müssen auch was haben!" —

Ob solchem Liebesthun war es also erwähntermaßen ganz natürlich, daß unserm Stein die Herzen Aller auf's Wärmste entgegenschlugen, ihn wie einen liebevollen Vater verehrten und von seinem Heimgange auf's Tiefste ergriffen wurden. So z. B. äußerte die Frau eines Arbeiters, welche Tags nach seinem Hinscheiden nach Cappenberg gekommen und dort erst seinen Tod erfahren, mit voller Bestürzung

händeringend und bei heißtröpfelnden Thränen die Worte: „Ach Gott, ist der Minister todt? — todt! — Nun, wenn der nicht im Himmel ist, so kommt Keiner hinein!“ — —

Mit dem Ausrufe dieser armen Frau beschließen wir nun auch die Lebensbeschreibung dieses „unvergeßlichen Einzigen“ — und jeder unparteiisch nachdenkende Leser wird gewiß mit uns die Behauptung theilen: „Solche brave Menschenfreunde und unerschrockene Streiter für ‚alles Wahre und Rechte‘ trifft man nicht zu allen Zeiten auf der Weltbühne!“

„Aber woher kam's,“ mag Mancher am Ende noch fragen, „daß Stein ein solches ausgezeichnetes Leben durchzumachen vermochte?“ Die sichere Beantwortung dieser Frage ist leicht: „Es war sein stets religiöser Sinn, mithin sein festes Wurzeln im Geiste Gottes, vermittelst welchem er für alles Edle beseelt, und somit trotz allen Widerwärtigkeiten in seinem fortwährenden Trauen auf eine mitwirkende, Alles zum Besten lenkende gerechte Vorsehung, in seinem Thun und Trachten nicht laß und lau wurde.“ Obschon er die Selbstsucht, Lieblosigkeit und Schurkereien in der Welt zur Genüge empfunden und sich auf's Bitterste darüber aussprach, so setzte er doch hinwieder durch seine Glaubensstärke auch ein zuversichtliches Vertrauen auf den bessern Geist in der Menschheit — wodurch ihm außer Belebung zur Religiösität das beste Heilmittel gegen alle politisch-sozialen Gebrechen „Oeffentlichkeit“ und „wahre Volksvertretung“ zu sein schien. — Eben durch dieses nie wankende Beseeltsein für's Rechte, Wahre und Gute kam's denn auch wohl, daß, wie Arndt bemerkt, er durch Anschwärzungen von Leuten, die er für ehrlich gehalten, mitunter über wackere ihm nachstrebende Männer in momentane Heftigkeit gebracht wurde und ungerechte Urtheile und Aeußerungen ausstieß. Verdient dieser sein einziger sichtbarer Fehler aber auch vollen Rechtes gerügt zu werden, so muß man es dagegen auch eben so sehr beloben, daß er stets sein begangenes Unrecht alsbald bereuend anerkannte und wieder gut zu machen suchte.

Somit war und blieb also Stein — in Allem betrachtet — ein Mann sonder Gleichen! — Schon kurz nach seinem Tode wurde über ein ihm gebührendes Denkmal gesprochen und auch verschiedene Inschriften dazu vorgeschlagen, nämlich eine (von Gagern), welche heißt:

„Karl vom Stein —
Steh' Wanderer,
Du erblickst einen Mann!“

Die andere aber lautet noch treffender:

„Karl Freiherr vom Stein,
Alles Bösen Eckstein,
Alles Guten Grundstein,
Deutscher Ehre Schlußstein.“

Zum Schluß folge hier noch der von Friedr. Rückert gedichtete

„Deutscher Spruch auf den deutschen Stein."

Das ist der deutsche Stein,
Von Trug und Falsch entblößt,
Wer an den Stein sich stößt,
Der kann kein Deutscher sein!

Das ist der deutsche Stein,
Mit Treu' und Muth betraut,
Wer auf den Stein nicht baut,
Der muß kein Deutscher sein!

Das ist der deutsche Stein,
In Noth und Tod erprobt,
Und wer den Stein nicht lobt,
Das muß ein Wälscher sein!

Auf eine Gedächtnißschrift über das Leben seiner Frau schrieb Stein während ihrer Todesnacht den Spruch:

Christus ist mein Leben,
Sterben ist mein Gewinn.

Der alte Oberpräsident von Vincke.*)

Als vollkommenes Vorbild eines amtlichen Organs der Landesväterlichkeit ist auch der „Alte Vincke" zu betrachten. Unter diesem vertraulichen Namen lebt er im Volksmunde Westphalens fort, wie Friedrich der Große unter dem Namen: „Der alte Fritz". Schon als 19jähriger Student machte sich von Vincke seinen großen landesväterlichen Lebensplan, wie davon folgende Tagebucheintragung ruhmreiches Zeugniß ablegt.

Er schreibt zu Erlangen am 7. Februar 1794:

„Es war wieder ein heiterer und schöner Tag; auf meinem einsamen Spaziergange im Schloßgarten, welcher mich lebhaft an die Spaziergänge mit meinem Kramer im vorigen Winter zu derselben Stunde erinnerte, bildete der Plan meines künftigen Geschäftslebens den Gegenstand meines Nachdenkens. Ich gehöre zunächst meinem Vaterlande an, ihm ward ich geboren, es beglückte meine Väter, ihm will auch ich dienen, ihm meine rastlose Thätigkeit weihen und so der mir stets eigenthümlichen Anhänglichkeit für Alles, was Westphalen betrifft, genügen. Ich könnte auch im Genuß der größten Ehre, des glänzendsten Reichthums außer Westphalen nicht glücklich sein; auch die bedeutendsten Ehrenstellen werden mich nie daraus entfernen.

Eine nützliche Thätigkeit in meinem Vaterlande, das ist der bescheidene Wunsch meiner Seele; es steht noch hinter manchen Theilen Deutschlands zurück, aber es enthält die Kräfte, es allen zuvor, wenigstens gleich zu thun. Ich fürchte auch nicht, daß mich Neid, Mißgunst, Eigennutz anderer Menschen beschränken, daß mein König mich verkennen wird; denn wer nur Lust und Liebe hat, thätig zu sein, der darf sich dessen nie kümmern, es eröffnen sich ihm immer noch Wege genug, seinen Mitbrüdern nützlich zu werden. Wo ich aber das Alles werde zur Wirklichkeit bringen, alle die Pläne, welche meine geschäftige Seele

---

*) Da der Oberpräsident von Vincke unter den Gesichtspunkten der Landesväterlichkeit ein zweiter Stein ist, so konnten wir uns bei den biographischen Mittheilungen über ihn größerer Kürze bedienen.

sich vorgezeichnet hat, werde in's Werk setzen können, das muß die Zeit lehren. Mein Vaterland soll dereinst das Bild der vollkommensten Einrichtungen abgeben, Landwirthschaft, Fabriken, Handlung, Schifffahrt sollen darin blühen, die Wissenschaften nicht weniger, eine glückliche gemeinnützige Aufklärung bis in die niedrigsten Classen verbreitet werden, gute unverdorbene Sitten und ein rühmlicher Nationalcharakter den Westphalen auszeichnen. Wohlhabenheit soll allgemein mit Zufriedenheit vermengt sein. Die Menschen sollen glücklich sein, auch ohne dieses Glück durch eine unselige Revolution auf's Spiel zu setzen. Dazu wirken und thätig zu sein, das umfaßt mein ganzes Innerstes. Daneben habe ich mir vorgenommen, mich mit der Geschichte, Geographie, Statistik, dem Staats- und Privatrechte und der Naturgeschichte meines Vaterlandes eifrig zu beschäftigen. — Zu meinem eignen Vergnügen noch Chemie, Botanik, Mathematik, Physik, Meteorologie eifrig zu betreiben. Wie dies Alles bestehen wird mit den Geschäften meines Amtes, das kann ich freilich selbst noch nicht ganz begreifen. Doch nur nach Kräften geleistet, was sich leisten läßt; ist's doch immer rühmlicher, sich zu viel, als zu wenig vorzunehmen."

So lauten die Vorsätze des Jünglings; was er als Mann und Greis seiner heimathlichen Provinz geleistet, das steht in Westphalen noch in frischem und dankbarstem Gedächtniß. Außerdem ist eine genaue Beschreibung dieses landesväterlichen Wirkens vorhanden, und zwar in dem aller Welt, besonders aber jungen Staatsdienern nicht warm genug zu empfehlenden Buche: „Leben des Oberpräsidenten Freiherrn von Vincke. Nach seinen Tagebüchern bearbeitet von E. von Bodelschwingh. (Berlin 1853.)

„Es war — heißt es in der Vorrede — um die Weihnachtszeit des Jahres 1844, als die Trauerkunde von dem Tode des Oberpräsidenten Freiherrn von Vincke die Provinz Westphalen durchdrang.

Ueber 40 Jahre hatte er — mit kurzer Unterbrechung — an der Spitze ihrer Verwaltung gestanden, mit unermüdetem Eifer für sie gewirkt, für sie fast allein gelebt. Jedes, auch das entfernteste Gebirgsdorf, hatte er in seinem blauen Kittel durchwandert, um selbst zu spähen, ob es irgend wo etwas zu helfen, zu verbessern gäbe; gemeinnützige Anlagen aller Art hatte er in's Leben gerufen, gepflegt, beschützt; Tausenden hatte er mit Rath und That, oft mit eigenen gewichtigen Opfern beigestanden, war der Vermittler und kräftige Vertreter ihrer Wünsche bei dem Könige oder den höchsten Behörden gewesen; jeder wußte, daß das kleinste, wie das wichtigste Anliegen bei ihm gleich warme, werkthätige Theilnahme gefunden, daß er stets geholfen, wo und wie er gekonnt. — Die Kinder hatten nur ihn als den **Vater der Provinz** nennen gehört, die Männer waren unter ihm aufgewachsen, die Greise mit ihm ergraut."

Allen Staatsbeamten in hohen und geringen Stellen ruft dieses große Vorbild eindringlich zu:

Gehet hin und thuet desgleichen!

Wenn eine solche landesväterliche Thätigkeit schon damals unendlichen Segen stiftete: heute, im Zeitalter der sozialen Frage und der sozialdemokratischen Aufwühlung des Volkslebens, verheißt sie noch größeren Segen.

Der Landrath als Organ der Landesväterlichkeit.

In einigen Gegenden Schlesiens nannte man den Landrath „Landesvater“.

A. Dr. Mascher über das Ideal eines Landraths.

(Auszüge aus dem Buche: „Das Institut der Landräthe in Preußen“. Historisch, juristisch und nationalöconomisch skizzirt von Dr. H. A. Mascher. Berlin 1868.)

Der Genius der preußischen Verwaltung. Unfreiheit und Aberglauben umnachteten vor, während und nach dem dreißigjährigen Kriege alle größeren Staaten des continentalen Europas; asiatischer Geistestod und chinesische Entwürdigung war das Loos der Völker. Der Herrscher vermochte alles; das Land war sein unumschränktes Eigenthum, und die Leute betrachtete er nur als die misera contribuens plebs, getreu dem Grundsatze Ludwig's XIV.: „L'état c'est moi!“ Böses Beispiel aber verdirbt gute Sitten. Auch die kleinen Regenten Deutschlands waren, wie der französische Sultan, verschwenderische, wollüstige Despoten. Aemter, Würden und Rechte waren käuflich, Gewalt und Schandthaten an ihren Höfen heimisch.

„Aber, wer bei den Fürsten sucht
Die Furcht Gottes und die gute Zucht
Und die Scham, der wird nicht viel finden,
Thät' er auch hundert Laternen anzünden.“

Von den fürstlichen Zierden: Gerechtigkeit, Maß, Festigkeit, Wahrheit, Beständigkeit, Gnade, Huld, Demuth, Geduld, Ergebung, Tapferkeit und Muth fehlte jede Spur.

Auf das Unrecht folgte natürlich auch das Uebel. Eine geregelte Verwaltung gab es nicht. Der deutsche Gemeindevorsteher, einst der selbstgewählte Vorsteher einer freien Volksgemeinde, war herabgesunken zum Schulzen einer schutz- und dienstpflichtigen Landgemeinde; die städtische Obrigkeit ging nicht mehr aus der Wahl freier Bürger hervor, sondern lag in der Hand römisch gebildeter Juristen, welche am Marke des Volkes nagten. Alle Stände schmachteten in den Fesseln politischer, sozialer und wirthschaftlicher Unfreiheit.

„Und das deutsche Reich — daß Gott erbarm,
Das hieß jetzt römisch arm;
Der Rheinstrom war worden zu einem Peinstein,
Die Klöster waren ausgenommene Nester,
Die Bisthümer waren verwandelt in Wüstthümer,
Die Abteien und die Stifter
War'n nun Raubteien und Diebesklüfter.
Und alle die gesegneten deutschen Länder
War'n verkehrt worden in Elender.“ —

Woher kam das? Weil die Regierungen nicht daran dachten, die Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen und das letztere die Achtung vor der Arbeit verloren hatte, welche allein die Menschen, Völker und Herrscher glücklich zu machen vermag. Deshalb waren auch alle Schichten der Nation unfrei; baar des bürgerlichen Gemeinsinns, vermögenslos und geistig arm, zu kraftlos, um der feindlichen Bewegung Herr zu werden, und aus sich selbst zu einem neuen nationalen Leben überzugehen.

Da, als Deutschlands Zeit erfüllet war, ging der deutschen Welt das Heil im märkischen Sande,

„Wo kräftig blühte Friedrich's Saat,
Dem Volke zur Segensfrucht, —"

in der kleinen, durch innere Kämpfe zerrütteten Mark Brandenburg auf, deren Herrschaft die Vorsehung in die Hände des erlauchten Hauses der Hohenzollern gelegt hatte,

„Der Kraft, die der Süden geboren."

Dem Mannesstamme dieser Dynastie ist es gelungen, in einer Zeit, in welcher bereits alle größeren Staaten Europas bestimmte Grenzen angenommen hatten, durch fortgesetzte, umsichtige und kraftvolle Bestrebungen, mit ihrem mit nichten bedeutendsten deutschen Lande, durch Kauf, Tausch, Erbschaft, Occupation und Eroberung, nach und nach verschiedene, ursprünglich zum großen Theile selbstständige, kleinere und größere Gebiete zu einem großen Gesammtstaatsgebiete zu vereinigen.

„Vom deutschen Hochland durch die weiten Gauen,
Die sich erstrecken bis zum Ostseestrand,
Von Rußlands Grenzen, wo durch grüne Auen,
Die Memel strömt, bis in das schöne Land,
Wo sie am Rhein die gold'ne Rebe bauen,
In Stadt und Land, am Strom- und Bergesrand,
Da steh'n des Preußenvolkes Hütten."

Die Regentenweisheit der Hohenzollern hat es überdies verstanden, die Bewohner der einzelnen Länder, so verschieden sie auch nach ihrer Abstammung und Sprache, sowie nach ihrer Religion und ihren Sitten sein mögen, zu einem Volke heranzubilden.

„Nicht eines Stamms zwar sind die Volksgenossen,
Verschmolzen hat sie erst der Strom der Zeit
Zu einem Volk; nun aber festgeschlossen
Steh'n sie um ihres Königs Thron gereiht."

Von dort herab ist der Geist gekommen, welcher es vermocht hat, die Interessen dieses Volkes mit denen des Staates zu verbinden, in der Gesammtbevölkerung das Nationalbewußtsein, die wichtigste Grundlage jedes in den Weltverhältnissen bedeutenden Staates, bis zu der jeder Zeit opferbereiten Treue zu heben und so jene wechselseitigen, innigen Beziehungen zwischen Fürst und Volk herzustellen, welche vorzugsweise dazu beigetragen haben, das preußische Volk glücklich zu machen, dem preußischen Staate die Achtung gebietende Stellung einer europäischen Großmacht zu verschaffen, Deutschland zu einigen und demselben die germanische Freiheit, die Macht und das Ansehen zu gewähren, wozu dasselbe seine geographische Lage, der Reichthum seiner Naturkräfte, die ungewöhnliche Höhe der Begabung und Bildung seiner Bewohner mehr, als irgend ein Volk der Erde befähigen. An Grund, Willen, Kraft und Mitteln fehlte es den Hohenzollern nicht.

„Deshalb blüht kräftig Friedrich's Saat
Dem Volke zur Segensfrucht,
Sie schuf das Land zum Friedensstaat
Schlug Willkür in die Flucht."

In dem Capitel: „Entstehung und Ausbildung des Instituts der Landräthe unter der Herrschaft des Naturalsystems“ heißt es u. A.

„Unter den sittlichen Kräften, mit deren Hülfe es den Hohenzollern gelungen, das morsch gewordene, auf dem Naturalsystem ruhende mittelalterliche Staatsgebäude niederzureißen und an dessen Stelle einen anderen Prachtbau, auf dem Fundamente des Industriesystems, aufzuführen, nimmt, wie wir in der Einleitung erfahren haben, eine geordnete Verwaltung den vornehmsten Rang ein . . . .

Nach einer von Friedrich d. Gr. für die Landräthe der Kurmark erlassenen Instruction vom 1. August 1776 sollten dieselben alle möglichen landwirthschaftlichen Interessen im Auge haben. Sie wurden verpflichtet, neue öconomische Systeme und Verbesserungen einzuführen, den Feld= und Gartenbau, auch die Viehzucht anzuregen, das Gesinde und die Kinder zum Spinnen anzuhalten, Obstbäume zu pflanzen, den Hopfenbau, den Anbau der Kartoffeln, der Farbe= und Futterkräuter zu betreiben, Sümpfe und Sandstrecken zur Cultur zu bringen, Seiden= und Bienenzucht zu befördern, ja sie wurden sogar für die Anlegung lebendiger Hecken verantwortlich gemacht.*)

Weiter verlangte der große König, daß sich die Landräthe über alle Verhältnisse des Kreises die genaueste Kenntniß verschaffen, damit dieselben darüber an die höheren Behörden berichten und dem Könige, wenn derselbe auf einer Reise den Kreis berührte, Vortrag halten könnten. Zu dem Ende machte Friedrich II. den Landräthen zur Pflicht, sich an dem Orte des Pferdewechsels einzufinden, um genaue Angaben über die Bevölkerung, den Viehstand, den Körnerertrag und Verbrauch zu machen. Mit dem Landrathsamte war somit schon damals eine Universalität verbunden, welche dasselbe als ein aus unzähligen inneren und äußeren Factoren zusammengewachsenes System oder Institut erscheinen ließ, welches den Zweck hatte, **im kleinern Kreise die Gesammtregierung zu vertreten** . . . .“

Nachdem Dr. Mascher die nationalen Verdienste geschildert, welche sich Friedrich d. Gr. durch Schaffung des Landrechts erwarb, fährt er fort:

Nicht minder groß ist das Verdienst des großen Königs, in dem Landrathsamte eine Institution vollständig ausgebildet zu haben, welche ebenfalls wesentlich dazu beigetragen hat, die Einheit des Staates herzustellen, das Glück des Volkes zu fördern, der Rückkehr zu deutschen Institutionen auf dem Gebiete der Verwaltung die Bahn zu

*) Dr. Mascher meint, diese Vorschriften seien veraltete, wie er überhaupt Adam Smith für einen größeren Volkswirth hält als Friedrich d. Gr.

Diese Meinung ist falsch. Friedrich d. Gr. und sein Vater waren die größeren volkswirthschaftlichen Denker. Es schlug der Welt zum Unglück aus, indem es das heutige soziale Elend und die Sozialdemokratie gebar, daß man Adam Smith auf den volkswirthschaftlichen Thron setzte und die alte Volkswirthschaft und active Staatskunst, wie sie Preußens große Könige übten, in die Rumpelkammer warf, und zwar nicht — was rathsam war — blos in einzelnen Anwendungsformen, sondern — was unheilvoll wurde — auch in den leitenden Grundsätzen.

brechen, und ihre Fortbildung nach den modernen staatsrechtlichen, sozialen und wirthschaftlichen Grundsätzen anzubahnen.

Es konnte demnach auch nicht fehlen, daß sich immer vermögende, unabhängige Männer fanden, welche sich nicht scheuten, das mühsame und uneinträgliche Amt eines Landraths zu übernehmen, und die überdies so viel Gemeinsinn, Fähigkeiten und Kenntnisse besaßen, den Kreiseingesessenen in geeigneten Fällen auch in deren rein persönlichen Angelegenheiten mit Rath und That hilfreich zur Seite zu stehen, in einer Zeit, in der „die schlimme Justiz" bis zum Himmel schrie, bis die Hohenzollern „sie remedirten", wie König Friedrich Wilhelm I. bemerkte.

Characteristisch für die schöne, ersprießliche Stellung, welche die Mehrzahl der Landräthe, besonders der ländlichen Bevölkerung gegenüber am Schlusse des vorigen Jahrhunderts einnahmen*), war die Benennung, welche ihnen in einigen Gegenden Schlesiens beigelegt wurde. **Man nannte den Landrath nämlich „Landesvater".** Darin liegt der sprechende Beweis, daß sie, wie einst die alten Gaugrafen, in ihrem Kreise die gesetzlichen Vertreter und Schützer der festen Grundsätze des Friedens, der Gerechtigkeit und des Landeswohles, geliebte, wohlthätige Stützen der besonderen Gerechtsame und Interessen ihrer Verwaltungsbezirke, überhaupt Verwaltungsbeamte gewesen sind, welche die Pflicht der Treue gegen den König und seine Regierung mit den Eigenschaften des freien Mannes zu vereinbaren verstanden, Männer, von denen man sagen konnte:

„Wenn ihr gerecht, dann scheuet diesen hohen (Land) Rath, —
Besitzt ihr einen solchen festen Landesschutz,
Ein solches Bollwerk, wie es keiner sonst besitzt."

* * *

In dem Capitel: „Rechte und Pflichten der Landräthe im Allgemeinen" sagt Dr. Mascher u. A. folgendes:

„In allen Rechtsstaaten der Gegenwart ist den Völkern mehr oder weniger ein neuer Garten Eden eröffnet, der biblische Fluch: „Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen," in Segen umgewandelt worden. Hier gelangen die Menschen dahin, durch Arbeit in Speise und Trank, Wohnung — Kleidung, in der Befriedigung der rein leiblichen Bedürfnisse einem edlen Luxus zu huldigen; hier sind sie im Stande sich alle möglichen geistigen Genüsse zu verschaffen; hier gehen die egoistischen Zwecke der Einzelnen in den Zwecken der Gesellschaft auf; hier werden die Kenntnisse durch die Verwaltung flüssig gemacht; hier werden demnach die Einzelnen in den Stand gesetzt, ihren Fähigkeiten und Anlagen in der ihren Bedürfnissen entsprechenden und doch in harmonischer, den Bedürfnissen der Gesellschaft und des Staates entsprechenden Weise zu befriedigen; hier lösen sich die heidnischen Kasten auf; hier verschwindet das Vorrecht der Stände durch Gewährung des

*) Offenbar in Folge der landesväterlichen Thätigkeit, welche Friedrich der Große den Landräthen einschärfte. An diesem Punkte ist es mit Händen zu greifen, daß die Abschwächung dieser Instructionen Adam Smith zu Liebe ein Rückschritt und kein Fortschritt, ein Unsegen und kein Segen war.

gleichen Rechtes neben der gleichen Pflicht; hier findet die persönliche Freiheit Schutz; hier ist die Wohnung unverletzlich; hier findet der Staat ein sicheres Fundament in dem sittlichen Familienleben, in der Heiligkeit des Eigenthums, im Christenthum; hier herrscht demzufolge auch Freiheit des religiösen Bekenntnisses und der Lehre, weil

„Allvater Einer, vieler sind der Boten ihm";

hier erhebt sich der Mensch durch sittlich freie Befriedigung aller Bedürfnisse in der geklärtesten Form zum Ideale, ohne jedoch die Gottähnlichkeit erreichen zu können, weil die menschlichen Bedürfnisse hienieden in alle Ewigkeit wachsen und zunehmen. Darin liegt eben die mächtige Triebfeder, welche den Einzelnen, die Gesellschaft und den Staat antreibt, einem Ziele nachzustreben, dessen Erreichung zwar jenseits des Grabes liegt, nichts destoweniger aber des denkenden und fühlenden Menschen letztes Bedürfniß ausmacht. Die Befriedigung der Bedürfnisse läßt den Menschen aber niemals ruhen. Das vornehmste Mittel zur Befriedigung aller menschlichen Bedürfnisse ist der Staat, die Staatsverwaltung, in Preußen somit auch das Institut der Landräthe. Welche Bedeutung dasselbe für den preußischen Staat, für das preußische Volk und für jeden Preußen hat, das ergiebt sich schon daraus, daß jeder landräthliche Kreis so groß und so bevölkert ist, um daraus einen deutschen Kleinstaat bilden zu können, mit Städten, Dörfern, Rittergütern und einzelnen Etablissements. In einem Staate von dem Umfange und mit einer so intelligenten und physisch kräftigen Bevölkerung, wie der preußische, müssen selbstverständlich auch die einzelnen Kreise, als lebendige Glieder eines gesunden, großen und mächtigen Körpers, eine hervorragende Stelle einnehmen, vermöge der vielen Rechte, die ihnen politisch, sozial und wirthschaftlich zustehen und der Summe von Pflichten, die ihnen obliegen — gegenüber, auf der einen Seite, den Regierungsbezirken, Provinzen und dem Staate selbst, auf der anderen Seite aber den Gemeinden und Gutsbezirken, mit ihren Ackerbau-, Gewerbe- und Handeltreibenden, den Künsten und Wissenschaften obliegenden oder dem Wehr-, Lehr- und Beamtenstande angehörenden Einwohnerschaft. An der Spitze eines jeden solchen Kreises steht, die Provinz Hannover ausgenommen, ein Landrath, der, in gewissem Sinne, wie Polykrates sagen kann:

„Dies alles ist mir unterthänig,
Gestehe, daß ich glücklich bin," —

selbst dann, wenn um ihn herum die Verleumdung zischt. Denn dann wird er mit Metell erklären:

„Ich achte nicht das Urtheil einer Welt
So sehr, als des Bewußtseins stilles Zeugniß.
Gerecht will ich nicht scheinen, ich will's sein.
Dann tadle mich die Welt — ich lob' mich selbst."

* *
*

In dem Capitel: „Der Landrath als Kreis-Polizeibehörde" spricht Dr. Mascher von der Aufgabe, das Klein-Gewerbe von dem Drucke zu befreien, welchem es durch das Großgewerbe mit seinen Factoren, dem Dampfe, der Wissenschaft, dem Kapital und dem Credit ausgesetzt ist.

„Jenes Mittel — sagt er — ist das moderne Genossenschaftswesen, welches auch dem Arbeiterstande gestattet, an dem reichen Segen des Industrialismus für das Individuum, die Gesellschaft und den Staat theilzunehmen, und den kleinen Handwerker, den Fabrikarbeiter und den ländlichen Tagelöhner aus der abhängigen Lage zu befreien, in welche dieselben durch den Industrialismus versetzt worden sind.*)

Den Zunftgeist und den Sozialismus, den Lassalle's Schüler heute noch eifrig verbreiten, zu bekämpfen und das **Genossenschaftswesen, diese schöne Blüthe der Cultur**, dem das Gesetz vom 27. März 1867 eine sichere rechtliche Stellung gegeben, zu **fördern, macht somit eine der wichtigsten Aufgaben des Landraths aus.** Er darf nicht verkennen:

„Das nahe wechselseitige Bedürfniß,
Die Wechselhülfe bildet ja das Band,
Womit der Götter Kraft die Sterblichen
Verknüpfet."

Der Landrath hat dabei zu beherzigen, daß die Bedeutung des rasch sich entwickelnden Genossenschaftswesens nicht etwa blos in den wirthschaftlichen Vorteilen besteht, die es augenscheinlich gewährt, sondern auch, wie namentlich Huber, der Apostel des deutschen Genossenschaftswesens, besonders betont hat, eben so sehr in dem sittlichen und geistigen Einfluß, den dasselbe ausübt. Die Vereinsglieder lernen nämlich denken, sie gelangen zum Selbstbewußtsein und fangen an zu sparen. Das Genossenschaftswesen ist somit das Mittel, den Armen verhältnißmäßig wohlhabend, selbstständig und gebildet zu machen, und ihm hierdurch im sozialen Leben den nöthigen sittlichen Halt zu geben. Es ist gegenwärtig der einzig richtige Weg, den Arbeiterstand irdisch glücklich zu machen.

Das moderne Genossenschaftswesen ist somit der Proteus, der den Zeitgeist von Neuem geboren hat. Es ist der Zwillingsbruder des Industrialismus, welcher Tiedge's Worte zur Wahrheit macht:

„Das, was die Zeit verschlungen,
Geht morgenröthlich auf,
Und aus Erinnerungen
Blüht helles Leben auf."

Ueberall, wohin wir blicken, umringen uns bereits die Wunder des trauten Bruderpaares, und doch ist das, was auf dem genossenschaftlichen Gebiete geschehen, erst das Erstlingswirken, die erste Kraftäußerung eines Riesen, der noch in den Kinderschuhen geht, dessen hohe Bedeutung die Alten indessen bereits ahnten, indem sie zwei in einander geschlungene Hände zum Sinnbilde der Vereinigung machten.**)

---

*) Dr. Mascher schrieb dieses vor 20 Jahren. Bekanntlich hat das Genossenschaftswesen diese großen sozialen Hoffnungen bis jetzt nicht erfüllt. Es gehört dazu, daß es mit der sozialen Frage mehr als seither in einen unmittelbaren Zusammenhang gebracht wird.

**) Diese Auffassung ist die richtige. Das Genossenschaftswesen muß auf die Höhe seiner Aufgaben erst noch gelangen, und zwar durch Verbindung der Selbsthülfe mit der Staatshülfe.

Man schwindelt förmlich, wenn man an die weitere Entwickelung denkt, der es rasch zueilt. Ein paar Jahrzehnt haben hingereicht, die Macht der Vereinigung kleiner Kräfte für große Zwecke der Welt begreiflich zu machen und den Sinn für das Genossenschaftswesen zu wecken und zur That anzuregen, wo früher kein Funke zu sehen war. Ueberall ruft er Anstalten zur Beförderung der menschlichen Wohlfahrt in's Leben, und, indem er alle Zweige der Industrie und Gewerbe nach und nach in seinen Zauberkreis zieht, führt er ihre Umgestaltung herbei.

Sparcassen, Sparvereine, Kranken- und andere Unterstützungscassen, Altersversorgungs- und Begräbnißcassen, Assecuranzen, Rentenversicherungsanstalten, Lebensversicherungs- und Mäßigkeitsvereine, Bibelgesellschaften, Versorgungs- und Wittwenanstalten, Eisenbahngesellschaften, der Nationaldank, die Victoria- und Kronprinzenstiftung, welche letzteren die patriotische Thätigkeit des Landraths vorzugsweise in Anspruch nehmen und endlich Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften jeder Art verdanken ihm sein Entstehen, und jedes dieser Institute giebt seinen Beitrag zur Vermehrung des menschlichen Wohlstandes, des menschlichen Glücks. Genossenschaften schließen Eingeweide der Erde auf, heben ihre Schätze oder öffnen ihre verborgenen Quellen und führen sie in volkreiche Städte. Genossenschaften beleuchten die Straßen und Häuser, graben Kanäle, führen Brücken auf. Eisenbahngesellschaften knüpfen Länder und Völker zusammen und lassen den Fürsten wie den Bauer mit der Geschwindigkeit des Adlerfluges reisen.*) Alle Stände haben durch das Genossenschaftswesen Theil am Genuß des Lebens nach Maßgabe ihrer Leistungen; alle Stände besitzen die Fähigkeit, sich am Genossenschaftswesen zu betheiligen und demselben ihre Kräfte zu widmen. — Kaiser, Könige und Prinzen werden Genossenschafter, verbinden sich auf diese Weise mit dem geringsten ihrer Unterthanen und führen in den Versammlungen der Gewerbetreibenden das Wort. Eine neue Zeit hat die alte verdrängt; erstere erfordert ein immer zunehmendes Wissen, ein immerwährendes Bessern, ein rastloses Forschen, Denken und Handeln, um in gleicher Höhe mit denen sich zu erhalten, welche dem gleichen Zuge der Seelen folgen, welche danach streben, mit Hülfe des Genossenschaftswesens reicher, gebildeter, sittlich besser zu werden."

B. Musterbild eines Landraths aus neuester Zeit.

Wenn man das durch Dr. Mascher gezeichnete Idealbild mit dem Zerrbild eines Landraths vergleicht, wie solches in regierungsfeindlichen Zeitungen zu einer stehenden Abschreckungs- und politischen Schreckensfigur geworden ist, so muß man sich verwundert fragen: Ist auf diesem, vielleicht wichtigsten Arbeitsfelde der öffentlichen Wohlfahrt die Kluft zwischen Ideal und Leben wirklich so groß? Ganz zweifellos besteht auf diesem wie auf allen Gebieten menschlicher Bethätigung

*) Alles vergebens, wenn das Genossenschaftswesen nicht systematisch auf die soziale Frage zugespitzt wird. Da dieses nicht geschah, kann man die von Dr. Mascher vor 20 Jahren auf das Genossenschaftswesen gesungenen Jubellieder heute, angesichts der steigenden Hochfluth des sozialen Elends und der sozialdemokratischen Unzufriedenheit, nicht ohne tiefe Trauer lesen.

eine Kluft zwischen dem, was geschehen sollte und was geschieht. Wie es immer nur Ausnahmemenschen sind, welche namentlich in den idealen Berufsarten eines Geistlichen, Lehrers, Arztes u. s. w. ideale Anforderungen ganz erfüllen, so werden auch nur Ausnahmemenschen im Stande sein, das von Dr. Mascher entworfene Idealbild eines Landraths ganz zu verwirklichen. Practisch kann nur die Frage in Betracht kommen: Sind die Angehörigen der idealen Berufsarten als Regel sichtlich und erfolgreich von dem ernsten, ja leidenschaftlichen Streben erfüllt, ihr Berufsideal zu erreichen? Diese Forderung muß an sie unerbittlich gestellt werden. Denn wird sie nicht gestellt und nicht erfüllt, so leiden die Verhältnisse an innerer Unwahrheit und es sind die höchsten Zwecke des Staates gefährdet.

Was die oben aufgeworfene Frage nach der Kluft zwischen dem Mascher'schen Idealbilde und dem oppositionellen Zerrbilde eines Landraths betrifft, so kann eine verneinende Beantwortung derselben mit Aussicht auf Erfolg nur durch die Landräthe selbst gegeben werden, und zwar jeder einzelne Landrath muß sie in seinem Kreise durch die That geben.

An dieser Stelle haben wir uns damit zu begnügen, durch Vorführung eines Musterbildes den Beweis zu liefern, daß in keinem früheren Zeitalter so reichliche Gelegenheiten vorhanden waren, als in dem gegenwärtigen der sozialen Frage und des gemeinnützigen Vereinswesens, um eine amtliche Wirksamkeit in der hochstrebenden Richtung des landräthlichen Ideals zu entfalten.

Es tritt uns hier ein Landrath vor Augen, der von dem begeisterten Wunsche erfüllt ist, sich unbeirrt von Parteistandpunkten nur als Organ der Landesväterlichkeit zu bethätigen; der zwischen den Klippen des Parteiwesens immer den geraden Weg der Gemeinnützigkeit wandelt und dadurch von selbst und ohne jede sogenannte Schlauheit nach Möser's Vorbild das schwere Kunststück fertig bringt, sowohl das Vertrauen seiner vorgesetzten Behörden, wie auch das Vertrauen der Kreiseingesessenen und aller derjenigen Parteien zu erwerben, welche nicht offenbar auf Umsturz ausgehen.

In dem Abschnitt I, Capitel K, dieses Buches wurde bereits des ungewöhnlichen Eifers gedacht, welchen der jetzige Geheime Regierungsrath und vortragende Rath im Staatsministerium, Herr Freiherr von Broich, als früherer Landrath der Kreise Malmedy, Hersfeld und Hanau über seine instructionsmäßigen Amtspflichten hinaus gehend als Ausfluß eines edelherzigen Dranges in den Dienst der öffentlichen Wohlfahrt stellte.

Ueber die Einzelheiten dieser gemeinnützigen und namentlich im Zeitalter der sozialen Frage wahrhaft vorbildlichen Thätigkeit brachte das „Deutsche Adelsblatt" (Jahrgang 1886) in der längeren Abhandlung über „Volkswirthschaft und Schule" aus der Feder seines Chefredacteurs folgende Mittheilungen:

„Lassen wir — heißt es — zur Beantwortung der Frage, wie der Lehrer volkswirthschaftlich auf den Schüler einwirken soll, die Erfahrungen eines wahrhaft pflichtgetreuen preußischen Verwaltungsbeamten unvermittelt sprechen und möge diese unsere Anregung wenigstens den einen Erfolg haben, daß sie eine christlich-soziale Frage von so hervorragender Bedeutung in einer Zeit wieder in den Bereich der Erwägungen zieht,

welche dringender denn je deutsch-patriotisches Empfinden zur Bethätigung wachruft.

Mit klopfendem Herzen sieht auch der deutsche Adel auf zu dem Throne seines kaiserlichen Herrn, an dessen Stufen die Geschichte mit goldenen Lettern die erhabenen Worte vom 17. November 1881 in die Sieges- und Ruhmessäule des Vaterlandes zu meißeln beginnt. Er fängt an sich zu besinnen, daß er nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse wohl seine Rechte, niemals aber seine heiligen Pflichten aufzugeben gezwungen wurde. Fest und immer fester schließen sich seine Reihen in der deutschen Adels-Genossenschaft zusammen, die schier verrosteten Schwerter entfliegen der Scheide und der christlich-ritterliche Gedanke beginnt sich wieder mächtig Bahn zu brechen durch die schillernden Schlacken des Egoismus und Materialismus unserer Zeit: „Adel verpflichtet und als Erste im Streit sind wir, jeder in seinem Wirkungskreise, von Gott berufen, mit männlicher Kraft zu kämpfen für Glauben und Recht, für unsere Fürsten und unser Volk.“

Diesem Impulse und einer gewissenhaften Prüfung seiner amtlichen Pflichten folgend, war es, wie wir mit freudiger Genugthuung constatiren, ein treues und eifriges Mitglied unserer deutschen Adelsgenossenschaft, das sich auf einem hervorragenden Gebiete christlich-ritterlicher Nächstenliebe, auf dem Gebiete gesunder Volksaufklärung, Verdienste erworben, die wir unseren Standesgenossen nicht genug zur Nacheiferung empfehlen können. Der rege Wunsch, das zielbewußte, thatkräftige und von hoher Begeisterung für das öffentliche Wohl getragene Wirken dieses Mitgliedes unserer Standescorporation den allerschwierigsten Verhältnissen gegenüber, zur Ermuthigung und Nachachtung in weitere Kreise zu tragen, ließ uns die Bitte aussprechen, Namen und Thatsachen nennen zu dürfen und wir zögern nach unbedenklicher Gewährung dieser Bitte im Interesse einer öffentlichen Anregung der uns beschäftigenden hochwichtigen Frage nicht, aus unserer Reserve herauszutreten.

Freiherr v. Broich, den Seine Majestät der Kaiser und König, in Allerhöchster Anerkennung seiner erfolgreichen und treuen Pflichterfüllung, bereits seit geraumer Zeit zu einer bevorzugten Thätigkeit im Staatsministerium berufen, verwaltete als Königlicher Landrath in über 20jähriger Thätigkeit nacheinander den rheinischen Kreis Malmedy und die hessischen Kreise Hersfeld und Hanau. Wohl nicht ohne besonderen Grund hatte man ihm diese schwierigen Verwaltungsdistrikte anvertraut. Die sozialen, politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse, die er vorfand, waren nicht gerade leichter und einfacher Natur, aber er ging ihnen in ihren Schwächen und Fehlern mit Muth und Energie zu Leibe. Das war kein Verdienst, wie wir im Sinne des Freiherrn von Broich besonders hervorheben, sondern nichts als e i n f a c h e P f l i c h t e r f ü l l u n g, und wie derselbe seine Aufgabe als Landrath speziell auffaßte, characterisirt eine seiner Eingaben aus Hersfeld an die Königliche Regierung zu Kassel, der wir folgende Worte entnehmen:

„Am 29. November 1876 fand seit der gegen Ende Juli ej. erfolgten Uebernahme meiner gegenwärtigen Function hierselbst die erste General-Versammlung des hiesigen landwirthschaftlichen Kreisvereins statt, und habe ich damals, wie sich aus dem durch das Kreisblatt vom 6. December ej. veröffentlichten bezüglichen Protocolle ergiebt, sofort die

Gelegenheit benutzt, es öffentlich auszusprechen, daß ich es als eine der wichtigsten Pflichten eines Landraths erachte, sich mit den wirthschaftlichen Verhältnissen des ihm anvertrauten Kreises des Näheren bekannt zu machen und demnächst es sich angelegen sein zu lassen, nicht nur auf die thunlichste Hebung der dabei erkannten, dem Gemeinwohle schädlichen Mißstände Bedacht zu nehmen, sondern sich zugleich zu bemühen, an Stelle solcher Mißstände, dem Gemeinwohle förderliche Einrichtungen zu setzen.

„Den besten Beweis dafür, daß es mir gelungen ist, diese auf der Auffassung, daß der Landrath zugleich eins der wichtigsten Organe der staatlichen Volkswirthschaftspflege resp. der Förderung des öffentlichen Wohles ist, beruhende Ansicht, welche ich auch während meiner 11jährigen Function als Landrath des Kreises Malmedy stets unentwegt mir zur Richtschnur gesetzt habe, und welche ihre erhabenste Bestätigung durch die Allerhöchste Botschaft vom 17. November 1881, deren Grundgedanken ich in meinem Vortrage über den Zweck und die Bedeutung des Vereins für Sozialpolitik zu verwerthen gesucht habe, findet, mit Erfolg zu bethätigen, glaube ich in dem abschriftlich beigefügten Diplom des Landwirthschaftlichen Centralvereins für den Regierungsbezirk Cassel vom 18. Juli 1882, gemäß welchem derselbe mich zu seinem Ehrenmitgliede erhoben hat, erblicken zu dürfen, und ist es selbstredend, daß ich mit dieser Auffassung ganz besonders auch die mir zu ihrer Vorbereitung für den höheren Verwaltungsdienst überwiesenen Regierungs-Referendare thunlichst zu durchdringen bestrebt bin.

„Eine wesentliche Voraussetzung zur Entwickelung einer dementsprechenden, selbstverständlich nur pflichtschuldigen Wirksamkeit des Landrathes liegt nun aber, außer in einer verwaltungsrechtlich-systematischen und gewissenhaften obrigkeitlichen Thätigkeit desselben, ganz besonders in dem Umstande, daß er es versteht, alle intelligenten Elemente seines Kreises direct und indirect für die Mitwirkung zur Erreichung der dabei verfolgten speziellen Ziele zu gewinnen und denselben somit zugleich die für das aus volkswirthschaftlichen und sozialen Verhältnissen hervorgegangene, sowie auf diesen und auf den zur allgemeinen Geltung erhobenen rechtlichen Normen beruhende Staatsleben unschätzbare Genugthuung gemeinsinnigen Schaffens und idealen Strebens zum Bewußtsein zu bringen sucht“ u. s. w.

Wenn wir aus seinen Worten ersehen, wie der Landrath v. Broich seine amtlichen Pflichten auffaßt und wie seine Auffassung getragen wird von dem Sinne des § 2 Abs. III. der Statuten der „Deutschen Adelsgenossenschaft“, der da sagt:

> „Die besondere Aufgabe des Adels ist nicht in der Geltendmachung exclusiver Rechte und Interessen, sondern in der Hingabe für das gemeine Wohl und in der Wahrung der überkommenen Treue für Thron und Vaterland zu suchen“,

so werden wir sehen, wie er nach unausgesetztem und eifrigstem Studium der Gründe, die unsere sozialen Uebelstände aller Art gezeitigt und der Mittel, welche uns eine gesunde Volkswirthschaftslehre zu ihrer Hebung an die Hand gegeben, die Allerhöchste Botschaft zum Ausgangspunkte seiner practischen Thätigkeit macht.

Von allen gegebenen Mitteln, die sozialen Gegensätze zu mildern,

die dem Bestande unseres Staatswesens feindlichen Elemente zu zügeln und zu bekehren, hat auch Landrath v. Broich nach jahrelangem, rastlosem Studium der Ursachen, die unser Volksleben beunruhigen und stören, erkannt, daß die volkswirthschaftliche Aufklärung ein Hauptmittel werden kann.

In dem uns vorliegenden Hanauer Anzeiger vom 11. Februar 1885, welcher die Tagesordnung eines auf den 28. Februar einberufenen Kreistages enthält, giebt der Landrath v. Broich in einer ausführlichen Darlegung zu Position 12 „Bewilligung des zur Beschaffung des Werkes ‚Volkswirthschaft für Jedermann von Rapet', für die Volksschulen des Kreises erforderlichen Betrages" ꝛc. seiner gewonnenen Ueberzeugung beredten Ausdruck. Es heißt da:

„Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß über die, das ganze Verkehrsleben beherrschenden, sowie aus der Begründung des inneren Wesens und der tieferen Ursachen der Verkehrszustände im Volksleben hervorgehenden, volkswirthschaftlichen Grundsätze im Allgemeinen noch eine große Unwissenheit herrscht, daß aber gerade diese Unwissenheit am meisten dazu beiträgt, den mit einer, namentlich auf christlicher Grundlage beruhenden, gesetzlich geordneten, staatlichen Gesellschaft unvereinbarlichen sozialistischen resp. sozialdemokratischen Irrlehren Verbreitung und Eingang zu verschaffen, hat es mir schon lange am Herzen gelegen, thunlichst dahin zu wirken, daß bereits von der die Zukunft unseres Volkslebens vor Allem repräsentirenden Volksschule aus die erforderliche Belehrung in dieser Hinsicht geboten werde. Es handelt sich daher zunächst darum, ein Buch ausfindig zu machen, welches sich für den in Rede stehenden Zweck am besten eignet. Da es nun wohl kaum irgend ein anderes Werk der Art giebt, welches durch seine leicht faßliche, zugleich eine angenehme Unterhaltung bietende, im natürlichen Zwiegespräch gehaltene Form der Darstellung dem mehr entspricht, als das oben genannte, aus dem alltäglichen Leben gegriffene, eine sittliche Weltordnung voraussetzende Buch, so wurde dessen Anschaffung für sämmtliche Volksschulstellen in den von mir früher verwalteten Kreisen Malmedy und Herzfeld auf Kreiskosten von den betreffenden Kreistagen auf meine Veranlassung beschlossen. Daß ich mich dabei der vorherigen Zustimmung der Königlichen Regierung vergewisserte, bedarf wohl kaum der Erwähnung und hat die Königliche Regierung zu Kassel in Verfolg der bezüglichen Verhandlungen das Buch auch durch das Amtsblatt in Nr. 77 vom Jahre 1878, wie folgt empfohlen:

Wir empfehlen das im Verlage von Bernhard Simion zu Berlin bereits in 5. Auflage erschienene, auf Veranlassung der Königlich Württembergischen Centralstelle für Handel und Gewerbe nach dem preisgekrönten französischen Werke von Rapet frei bearbeitete Volkslesebuch „Volkswirthschaft für Jedermann" hierdurch nachdrücklich.

Das treffliche Buch ist in jeder Beziehung geeignet, über die Grundlagen einer gesunden Volkswirthschaft im Gegensatz zu den sozialdemokratischen Irrlehren aufzuklären und den auf Umsturz der bürgerlichen Gesellschaft abzielenden Bestrebungen auf dem Wege vernünftiger Belehrung entgegenzutreten. Der Preis ist ein sehr billiger.

Kassel, den 8. Dezember 1878.

Königliche Regierung, Abtheilung des Innern.

Wie es sich Freiherr v. Broich angelegen sein ließ, nach Uebernahme seiner Berliner Stellung die Deutsche Adelsgenossenschaft für diesen Gegenstand zu interessiren, und wie er als Vorstandsmitglied dieser Genossenschaft bemüht war, für die volkswirthschaftliche Aufklärung nicht nur die Theilnahme des Herrn Cultusministers, sondern auch der Gesellschaft für Volksbildung zu erwecken, wurde bereits in Abschnitt I, Capitel P „Dürfen und müssen die Begriffe ‚Practisches Christenthum' und ‚Soziales Königthum' der nationalen Erziehung einverleibt werden?" angedeutet.

Im hohen Grade vorbildlich erscheint uns der rastlose Eifer und die politische und religiöse Vorurtheilslosigkeit, mit welcher Landrath von Broich bemüht war, gemeinnützige Vereine zu unterstützen, sie, wo es erforderlich, neu zu begründen, oder die bestehenden Vereine im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt in sich weiter zu entwickeln und nach Möglichkeit untereinander in freundschaftliches Einvernehmen zu bringen. Als solche Vereine nennen wir die folgenden. Herr Landrath von Broich war oder ist noch betheiligt:

1. Beim vaterländischen Frauenverein zu Malmedy als Begründer.
2. Beim landwirthschaftlichen Verein der Kreise Malmedy, Hersfeld und Hanau, sowie bei den landwirthschaftlichen Central-Vereinen der Rheinprovinz und des Regierungsbezirks Cassel als Mitglied bezw. Ehrenmitglied.
3. Beim Verschönerungs-Verein zu Hersfeld als Begründer.
4. Bei den Bienenzucht-Vereinen für den Kreis Malmedy, Hersfeld und für den Regierungsbezirk Cassel als Mitglied bezw. Mitbegründer.
5. Beim Allgem. Bildungs-Verein in Hersfeld als Mitbegründer
6. Beim Verein gegen Verarmung 2c. zu Hersfeld als Mitbegründer
7. Beim Verein Bethel für Epileptische zu Bielefeld als Mitglied.
8. Beim Handels- und Gewerbe-Verein zu Hersfeld als Mitbegründer.
9. Beim Verein zur Bekämpfung des Vagabunden-Wesens für die Provinz Hessen-Nassau und des Großherzogthum Darmstadt als Mitbegründer.
10. Beim Hessischen Verein für wirthschaftliche Interessen im Regierungsbezirk Cassel und in Thüringen als Mitbegründer.
11. Beim Hessen-Cassel'schen Verband für Raiffeisen'sche Darlehnskassen-Vereine als Mitbegründer.
12. Bei den Vereinen zur Hebung der Fischzucht für den Kreis Hersfeld und für den Regierungsbezirk Cassel als Mitglied resp. Mitbegründer.
13. Beim Thierschutz-Verein zu Hanau als Mitglied.
14. Beim Hessischen Forstverein als Mitglied.
15. Beim Hanauer Krieger-Verein als Ehrenmitglied.
16. Beim Hanauer Geschichts-Verein als Mitglied.
17. Beim Verein zur Hebung der Obstbaumzucht und Obstverwerthung für den Kreis Hanau als Begründer.
18. Bei der deutschen Adelsgenossenschaft als Vorstands-Mitglied und als 2. stellvertretender Vorsitzender.
19. Beim Verein zur Förderung des „Deutschen Adelsblattes" als Mitbegründer.

20. Beim deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke als Mitbegründer und als Vorstands-Mitglied.
21. Beim Verein für Sozialpolitik als Mitglied.
22. Beim deutschen Verein für Knabenhandarbeit als Mitglied.
23. Beim Berliner Verein für denselben Zweck desgleichen.
24. Beim „Germanischen Nationalmuseum" in Nürnberg als Mitglied.
25. Beim Allgemeinen Richard-Wagner-Verein sowie beim Richard-Wagner-Verein Berlin-Potsdam als Mitglied.
26. Beim Aachener Geschichtsverein als Mitglied.
27. Beim Geschichtsverein für das Herzogthum Limburg als Mitglied.

Wären wir in der Lage, über die gemeinnützige Gesammtthätigkeit des Landraths von Broich statt eines blos andeutenden Capitels ein besonderes Buch zu verfassen: an reichlichem, lehrreichem und vorbildlichem Stoff würde es dazu wahrlich nicht fehlen. Für unsern jetzigen Zweck muß es genügen, einige besonders wichtige Arbeitsfelder, auf welchen sich der Landrath als Organ der Landesväterlichkeit um die allgemeine Wohlfahrt verdient machen kann, hervorzuheben.

Als Landrath des damals auch in administrativer Hinsicht eine sehr schwierige Aufgabe bietenden und sehr armen Kreises Malmedy gründete Freiherr von Broich an Stelle des bis dahin in französischer Sprache redigirten Kreisblattes ein solches in deutscher Sprache. Auf sein Betreiben wurden in der Zeit von 1865—1876 über 17 Meilen öffentliche Wege und mehr als 15 neue Schulhäuser gebaut, sowie über 100 junge Leute in dem von ihm während 8 Jahren alljährlich abgehaltenen Lehrcursus für Drainage und Wiesenbau practisch und theoretisch ausgebildet. Ferner hielt er es, namentlich mit Rücksicht auf das ca. 25000 Hectare umfassende Grundeigenthum der Gemeinden dieses Kreises für seine besondere Pflicht, der Bodencultur in der Eifel eine hervorragende Aufmerksamkeit und Thätigkeit zu widmen. Was hier an gemeinnützigen Aufgaben vorliegt, ist später in der Schrift „Vorschläge zur Hebung der Landwirthschaft und Industrie." Von Otto von Giese (Köln 1887) übersichtlich zusammengestellt worden, und ergiebt sich hieraus, daß schon die Frage, das hohe Venn, ein mehrere Quadratmeilen großes Hochmoor, sowohl in klimatischer als wirthschaftlicher Hinsicht zu regeln und thunlichst nutzbar zu machen, eine eminente Landescultur-Aufgabe bildet, zu deren Lösung Landrath von Broich dadurch wesentlich mit beigetragen hat, daß in Folge seines energischen Betreibens auf Kosten des Kreises Malmedy auf dem Hohen Venn nach entsprechender Drainirung des Bodens mehrfache systematische, durchaus gelungene Versuche mit Weidewirthschaften, bei welcher das Vieh nach der in der belgischen Provinz Limburg bestehenden Methode Tag und Nacht während der Monate Mai bis October auf der Weide blieb, gemacht wurden, wodurch der auch bereits von dem landwirthschaftlichen Verein der Rheinprovinz auf Grund von Commissions-Bereisungen vollständig anerkannte Beweis erbracht worden ist, daß, worum es dem Landrath von Broich besonders zu thun war, mit den zu demselben Zwecke nothwendigen und von den maßgebenden Central-Behörden angeordneten theilweisen Aufforstungen resp. Wiederbewaldungen des Hohen Venns, sich nicht nur eine gebührende Berücksichtigung der concurrirenden landwirthschaftlichen Interessen verbinden

lasse, sondern, zur vollen Lösung der ganzen Aufgabe, unabweislich verbunden werden müsse.

Ueber seine auf alle Hebelwerke des öffentlichen Wohles gerichteten Anstrengungen, auch die Bienenzucht zu heben, giebt ein uns vorliegendes kleines Büchlein*) interessanten und lehrreichen Aufschluß. Nach dem Vorwort desselben war es Landrath von Broich, welcher den Verfasser, Lehrer Geilen zu Aachen, einen hervorragenden Imker, veranlaßte, im Kreise Malmedy 14 Tage hindurch Vorträge über Bienenzucht zu halten und den Inhalt dieser Vorträge dann für den Druck als volksthümlichen Leitfaden zu bearbeiten.

Gleich nach Uebernahme des Kreises brachte Freiherr von Broich ein Comité für die „Begründung der Hohen-Venn-Bahn von Stolberg nach Luxemburg“ zu Stande. Er arbeitete dafür von 1866—76 und, nach Ueberwindung großer Hindernisse, unter Zusammenfassung sämmtlicher Interessenten aus den betheiligten 4 Kreisen in ein Central-Comité mit dem schließlichen Erfolge, daß das Project auf Kosten des Staates theilweise (von Aachen über Montjoie nach Malmedy, bezw. Raeren nach Eupen) ausgeführt wurde, theilweise von Malmedy nach St. Vith und Luxemburg, im Anschluß an die Wilhelm-Luxemburg-Bahn im Bau begriffen ist.

Als ein unbedingt nothwendiges Hebelwerk für den volkswirthschaftlichen Fortschritt erschien dem Landrath die Begründung von Creditgenossenschaften. Es gelang demselben, jede Bürgermeisterei des Kreises Malmedy mit Ausnahme von zweien, in welchen das Bedürfniß eines solchen Vereins nicht vorlag, mit einer Raiffeisenschen Darlehncasse zu versehen und dadurch diese Vereine auch zuerst in dem Regierungsbezirk Aachen einzuführen. Für die überwiegend industrielle Stadt Malmedy rief er eine Creditgenossenschaft nach Schulze-Delitzsch ins Leben.

Denselben gemeinnützigen Eifer offenbarte Freiherr von Broich, als er 1876 mit der Verwaltung des 90 Bürgermeistereien umfassenden Kreises Hersfeld betraut wurde. Er fand in administrativer Hinsicht die traurigsten Zustände vor. Freiherr von Broich bewältigte nicht nur diese Aufgabe im vollsten Maße, sondern er fand noch Zeit und Lust zu gewohnter Entfaltung seiner freien gemeinnützigen Thätigkeiten, namentlich zur Hebung der Landwirthschaft. Er betrieb die Gründung von landwirthschaftlichen Winterschulen, die Abhaltung von Lehrcursen für Drainage und Wiesenbau, die Gründung eines Zweigvereins des Hessischen Bienenzuchtvereines, die Correction der Uebergänge über die Fulda und Hanna u. s. w. Nicht minder unermüdlich arbeitete er daselbst an der Verbesserung der Feuerwehrangelegenheiten, des Schulwesens resp. der Schulhäuser.

Wir können es uns hier nicht versagen, besonders hervorzuheben, in welch' großartiger Weise er es sich hat angelegen sein lassen, das ganze Feuerlöschwesen des Kreises Hersfeld zu heben. Nach umfangreichen Verhandlungen wurden aus 23 sich auf ganz Deutschland erstreckenden Spritzenfabrikanten acht zum engeren Wettbewerb in Hersfeld

*) Handbüchlein der rationellen Bienenzucht nach der Dzierzon'schen Methode. Für Anfänger bearbeitet von L. Geilen. Aachen 1870.

zugelassen, aus dem drei Fabrikanten, der eine aus Stuttgart, der zweite aus Hannover und der dritte aus Nürnberg als Sieger hervorgingen. Dieselben haben daraufhin dem Kreise Hersfeld für 40000 Mark Spritzen geliefert. Daß dadurch das fragliche Bedürfniß in bester und preiswürdigster Weise befriedigt wurde, dafür spricht auch der Umstand, daß die königliche Regierung zu Cassel dem Herrn Landrath im Jahre 1879 für seinen Eifer in der Verbesserung der Feuerwehrangelegenheiten die vollkommenste Anerkennung ausgesprochen hat.

Von ganz besonderer Wichtigkeit scheint uns aber eine Neuerung zu sein, welche Landrath von Broich durch alljährliche Veranstaltung von Bürgermeisterversammlungen traf, an denen aber Jeder, der Sinn für das öffentliche Wohl hatte, theilnehmen konnte. Dieselben verfolgten den doppelten Zweck der besseren administrativen Einschulung und der lebendigeren Anregung gemeinnütziger Bestrebungen. Das über diese Versammlungen aufgenommene jeweilige Protocoll wurde stets durch das Kreisblatt veröffentlicht und diente so als Grundlage zu entsprechenden weiteren Verhandlungen. Es liegen uns über diese Versammlungen, welche zur Ersparung besonderer Reisekosten für die Gemeindebeamten bei Gelegenheit der Militäraushebungen stattfanden, zahlreiche Zeitungsberichte vor, welche ein anschauliches Bild von dem Nutzen solcher Besprechungen liefern. Beispielsweise wurden in der Bürgermeisterversammlung vom 5. August 1882 folgende Gegenstände verhandelt:

1) die bessere Beschützung der nichtfiscalischen Waldungen,
2) die Benachrichtigung der Ortspolizeibehörden durch die Amtsanwälte über Bestrafungen von Gemeindeeinwohnern wegen Uebertretungen oder Vergehen,
3) die Errichtung von Pfennigsparcassen in Verbindung mit Raiffeisen'schen Spar- und Darlehnscassenvereinen,
4) die Anstellung von Armenärzten für den ganzen Kreis,
5) ein auf Veranlassung des Landraths gehaltener Vortrag des Kreisphysikus über das Reichsgesetz vom 14. Mai 1879, betreffend den Verkehr mit Nahrungsmitteln, Genußmitteln und Verbrauchsgegenständen resp. über die hierfür bestehende Untersuchungsanstalt zu Marburg und über öffentliche Gesundheitspflege überhaupt.

In der Bürgermeisterversammlung vom 30. Juli 1880, auf welche wir hier noch zurückkommen müssen, z. B. brachte der Landrath von Broich unter Anderm die Gründung von Darlehnscassenvereinen zur Sprache und ermunterte die anwesenden in großer Zahl erschienenen Gemeindebehörden, solche Genossenschaften ins Leben zu rufen. Es heißt in dem Bericht u. A. wie folgt:

„Der Herr Landrath hob zunächst hervor, daß der erste Gegenstand, welchen er zur Sprache bringen wolle, zwar keine eigentliche Verwaltungssache sei, daß er aber, da er es ebenfalls für eine besondere Pflicht und Aufgabe eines Landraths erachte, das Wohl des ihm anvertrauten Kreises zu heben und zu fördern, wo und wie er dies nur vermag, wie dies in gleicher Weise einem Bürgermeister für seinen Verwaltungsbezirk obliege, zunächst auch diese Gelegenheit glaube benutzen zu müssen, die allenthalbige Bildung von Darlehns- und Sparcassenvereinen nach dem Raiffeisen'schen System zu empfehlen."

In dem Zeitungsbericht über die Generalversammlung des landw. Kreisvereins Hersfeld vom 7. December 1881 heißt es u. A.

„Zum dritten Gegenstande der Tagesordnung: ‚Entsprechen die Raiffeisen'schen Darlehnscassenvereine den von ihnen gehegten Erwartungen und ist eine große Ausbreitung derselben wünschenswerth?‘ ergriff Herr Oeconom L. Noll zu Biengartes das Wort und hielt einen Vortrag, durch welchen er die weitere Einrichtung resp. thunlichste Verbreitung der Raiffeisen'schen Vereine auf das Wärmste empfahl und sprach dabei dem Herrn Landrath den besonderen Dank dafür aus, daß er sich habe angelegen sein lassen, diese segensreichen Institute aus seinem früheren Wirkungskreise in den hiesigen Kreis resp. den Regierungsbezirk Cassel einzuführen . . . .“

. . . . Der Herr Landrath erläuterte hierauf seine Bestrebungen zur Einführung der fraglichen Vereine in den Kreis. Er sagte etwa folgendes:

„Schon bald nach der im Jahre 1876 erfolgten Uebernahme der Verwaltung des Kreises Hersfeld habe er die Ueberzeugung gewonnen, daß die Creditverhältnisse im Kreise auf dem Lande vollständig untergraben seien und daher bekanntlich bereits in der ersten hierauf folgenden Generalversammlung des landwirthschaftlichen Vereins die Errichtung solcher Vereine, mit denen er den von ihm bis zu jenem Zeitpunkte verwalteten Kreis Malmedy versehen, auf das Wärmste und Eindringlichste befürwortet.“

Zum gegenseitigen Gedankenaustausch und zur möglichsten Entwickelung der von ihm im Kreise Hersfeld in's Leben gerufenen Raiffeisen'schen Vereine veranstaltete Landrath von Broich Jahresversammlungen der Vertreter dieser Vereine unter seinem Vorsitze und wurde das dabei aufgenommene Protocoll auch wieder durch das Kreisblatt veröffentlicht resp. weiter verwerthet.

Die Hervorhebung der besonderen gemeinnützigen Pflichten der Landräthe und Bürgermeister wiederholen sich noch in zahlreichen anderen Berichten. Wie Frh. v. Broich das auf seine Veranlassung jedem Pfarrer des Kreises unentgeltlich zugehende Kreisblatt zur Hebung von Wohlfahrtseinrichtungen benutzte, erhellt aus folgendem Erlaß:

„Im Anschluß an die in der diesjährigen Bürgermeisterversammlung hinsichtlich der Förderung der Obstbaumzucht gepflogenen Verhandlungen (das Protocoll besagter Versammlung findet sich in Nr. 62 des Kreisblatts abgedruckt und handelte es sich dabei in dieser Hinsicht um ein von dem Landrathe herbeigeführtes Hand-in-Hand-gehen der Communalständischen mit der Gemeindeverwaltung auf besagtem Gebiete) benachrichtige ich die Ortsvorstände ꝛc. des Kreises, daß die Wegebauaufseher Walter, Kunert, Ehrhardt, Sauerwein innerhalb ihrer Aufsichtsbezirke, sowie der Wegebauaufseher Petzold vorläufig in den Aufsichtsbezirken der Aufseher Liebert (Friedewald) und Sperber (Philippsthal) der Pflege und Förderung der Obstbaumzucht in den Gemeinden sich unterziehen und zu diesem Zwecke gegen angemessene Vergütung den Gemeindebehörden bei der Anpflanzung und Anzucht geeigneter Obstbäume mit Rath und That beistehen werden. Zunächst werden dieselben in Kürze unter Zuziehung der einzelnen Ortsbehörden die Gemeindebaumschulen einer näheren Prüfung unterziehen und mir unter

Mittheilung des Befundes geeignete Vorschläge machen, in welcher Weise unter Berücksichtigung des Klimas und aller sonst in Betracht kommenden Verhältnisse dem Bedürfnisse der Gemeinden in der am wenigsten kostspieligen Weise gründlich abgeholfen werden kann.

Indem ich daher die Herren Bürgermeister rc. des Kreises anweise, den besagten Beamten mit Vertrauen entgegenzukommen, erwarte ich, daß die Herren Bürgermeister rc. es sich angelegen sein lassen werden, dieselben in ihrem, den Gemeinden zu Gute kommenden Vorhaben in jeder Hinsicht thatkräftig zu unterstützen.

Hersfeld, 9. August 1880.

Der Königliche Landrath Freiherr von Broich."

Ebenfalls sehr wichtig und vorbildlich erscheint uns eine weitere durch Landrath von Broich getroffene Neuerung, bestehend in der besonderen Einschulung der Gendarmen. Die meisten Staatsbürger kommen nur mit den untersten Organen der Regierung in persönliche Berührung. Wenn diese Organe — Gendarmen, Polizeidiener, Executoren rc. — es nicht verstehen, den Eindruck der Landesväterlichkeit hervorzubringen, ja wenn sie, wie nur zu häufig, diesen Eindruck durch unnöthige Unfreundlichkeit und Härte sogar zerstören und in's Gegentheil verwandeln, so haben es die Sozialdemokraten und sonstigen Widersacher der Regierung sehr leicht, die mit Haß und Verachtung erfüllte Armee der Unzufriedenen zu vergrößern. Hier Wandel zu schaffen, ist also eine der wichtigsten Aufgaben der modernen Staatskunst. Erleichtert wird die Lösung derselben in hohem Maße durch die Vorzüglichkeit des Menschenmaterials, welches unsere unvergleichlichen Unterofficiere für Besetzung jener Unterbeamtenstellungen liefern. Nöthig ist nur die auf jenes soziale Ziel systematisch gerichtete Schulung. In dieser Beziehung machte Landrath v. Broich einen vielversprechenden Versuch, indem er den Blick der Gendarmen auf Beobachtung volkswirthschaftlicher Verhältnisse richtete. Er wies sie an:

„Die Königlichen Gendarmen des Kreises haben bis zum 20. Februar, 20. Mai, 20. August und 20. November jeden Jahres mir über die innerhalb ihrer Patrouillenbezirke ihrerseits gemachten Wahrnehmungen in Betreff der landwirthschaftlichen Verhältnisse (ländliche Arbeitskräfte, Stand der Feldfrüchte, Ernteaussichten bezw. Ernteergebniß), der Lage der Handwerker und sonstigen Gewerbetreibenden im Allgemeinen, des Wohlstandes (Rückgang oder Fortschritt desselben und welche Ursachen vermuthlich darauf wirken), der Wohlthätigkeit und der öffentlichen Stimmung auf dem Lande, und welchen Einfluß die Gesetzgebung und Maßnahmen der Regierung auf dieselbe haben, sowie auch über bemerkenswerthe Ereignisse oder vorgekommene verbrecherische Handlungen, über welche nicht schon spezielle schriftliche Anzeige erfolgt ist, zu berichten.

Der Königliche Landrath Freiherr v. Broich.

An sämmtliche Königliche Gendarmen des Kreises."

Zur besseren Ausführung dieser Bestimmungen richtete Landrath v. Broich noch mündliche Instructionsstunden ein, in welchen das durch die betreffenden Berichte entstandene und auch sonst noch von ihm für geeignet befundene Material näher besprochen wurde. Diese Gegenstände

waren auf der im November 1883 stattgehabten Conferenz z. B. unter Anderem die Folgenden: Das Zigeunerunwesen, die polizeilichen Feuervisitationen, die geheime Verbreitung von Druckschriften zum Spielen in verbotenen Lotterien, die Zugänglichkeit des Publikums für die durch das hiesige Kreisblatt gebotenen Belehrungen und für landwirthschaftliche Wanderlehrer, die Viehverleihung durch versteckte Wuchergeschäfte, die vom Landrath veranlaßten Versuche mit Chilisalpeterdüngungen, die Hirtenordnung vom 18. October 1828, die bestehenden Aalfänge resp. deren Nachtheil für die Fischerei, die Unzuträglichkeiten für das Familienleben durch das mehrmonatliche Abwesendsein der Familienväter in den Zuckerfabriken u. s. w.

In dieser Weise ließ es sich Landrath v. Broich angelegen sein, die ihm unterstellte Gensdarmerie, welche bei der so vielfachen und innigen Verbindung der Polizei mit der öffentlichen Wohlfahrt und bei deren unausgesetzten Wanderthätigkeit sehr wohl auch für idealere Aufgaben verwendbar ist, für diese letztere umsomehr in Anspruch zu nehmen, als diese besonders dazu angethan sind, die nächsten Dienstaufgaben der Gendarmerie nicht nur nicht zu beeinträchtigen, sondern **zu popularisiren und zu potenziren.**

Es tritt uns hier ein Grundgedanke entgegen, welcher für die Zwecke der Landesväterlichkeit einer systematischen Ausbildung fähig ist und die großartigsten Ergebnisse in Aussicht stellt. Weiterhin sind die Verbindungen von vorbildlicher Bedeutung, welche Landrath v. Broich mit der Lehrerschaft seiner Kreise unterhielt. Einen schönen Beweis davon liefert der Zeitungsbericht vom 24. Juni 1881 über eine Lehrerconferenz in Schenklengsfeld. Herr Pfarrer Haupt weist als Vorsitzender darauf hin, wie der Herr Landrath mit der größten Sorgfalt und Aufopferung bestrebt sei, die Wohlfahrt der Landbewohner nach jeder Richtung hin zu fördern. Sein Erscheinen in dieser Lehrerversammlung zur Verhandlung der von ihm angeregten Frage „Volkswirthschaft und Schule" liefere einen neuen Beleg.

In einem anderen Blatte finden wir, daß der Vorsitzende des hessischen Vereins für wirthschaftliche Interessen dem Landrath v. Broich als Vorsitzenden des Centralcomités für den Bau einer Eisenbahn von Altenhundem nach Hersfeld im Auftrage des Vereins den wärmsten Dank ausdrückt für die rastlose Thätigkeit, welche er in dieser gemeinnützigen Angelegenheit so aufopferungsvoll entwickelt habe.

Das Kreisblatt vom 15. Februar 1879 berichtet über einen Vortrag, den Landrath v. Broich im Bildungsvereine über Wesen und Bedeutung der staatlichen Selbstverwaltung hielt.

Das veröffentlichte Protocoll der Generalversammlung des landw. Kreisvereins Hersfeld vom 25. November 1882 berichtet über einen Vortrag des Landraths, welcher den Verein für Sozialpolitik zum Gegenstand hatte.

Aber noch andere Zeitungsblätter liegen uns vor, welche rühmliches Zeugniß ablegen für den unermüdlichen gemeinnützigen Eifer des Freiherrn v. Broich. Wir erwähnen davon hier nur die folgenden:

1) das Zeitungsblatt vom 21. Januar 1882 spricht über Verbesserung der öffentlichen Armenpflege auf dem Lande;
2) das Kreisblatt vom 29. November 1882 über Beschaffung künstlicher Düngemittel, als Chilisalpeter 2c.;

3) dasselbe vom 20. December 1882 über des Landraths Anstrengungen, um die Dorfschullehrer zu veranlassen, den Generalversammlungen des landw. Kreisvereins beizuwohnen;
4) das Kreisblatt vom 29. April 1882 enthält ein Protocoll des landw. Kreisvereins Hersfeld mit u. A. Ansprachen des Landraths über Einführung der Zuckerrübencultur im Kreise;
5) das Casseler Journal vom 1. März 1882 über Hebung der Rindviehzucht;
6) das Kreisblatt vom 6. Januar 1883 eine Anweisung zur Hebung der Süßrahmbutterproduction;
7) der Nordwest vom 3. Juni 1883 einen Erlaß gegen die Trunksucht;
8) das Kreisblatt vom 31. Juli 1883 eine Ansprache über Hebung der Pferdezucht und Anschluß an den mitteldeutschen Pferdezuchtverein;
9) das Kreisblatt vom 19. April 1883 einen Erlaß über Rindviehversicherungsvereine;
10) das Casseler Journal vom 31. März 1883 einen Bericht über des Landraths Bestrebungen zur Bekämpfung des Vagabundenwesens, auf Grund deren der Verein gegen das Vagabundenwesen in der Provinz Hessen-Nassau in Gemeinschaft mit dem Großherzogthum Hessen, sowie die sich daran anschließenden Verpflegungsstationen und eine entsprechende Arbeitscolonie in's Leben gerufen wurden.

Besonders bezeichnend ist der Schluß der Ansprache, welche Landrath v. Broich nach dem Hanauer Anzeiger in der letzten Bürgermeisterversammlung des Kreises Hanau vom 20. Juni 1885 an die zahlreich erschienenen Anwesenden richtete:

„In der gehobensten Stimmung — heißt es — habe er am 1. März v. J. die Verwaltung des Kreises Hanau übernommen.

Denn der von der Königlichen Regierung mit seiner damaligen öffentlichen Einführung betraute Herr Oberregierungsrath Kühne habe dabei ausdrücklich hervorgehoben, daß in der Uebertragung der Verwaltung des Kreises Hanau als des bedeutendsten und schwierigsten Kreises des Regierungsbezirkes Cassel der Beweis eines besonderen Vertrauens für ihn liege und daß die Königliche Staatsregierung ihm damit zugleich eine Anerkennung und eine Auszeichnung für seine erfolgreiche Wirksamkeit in den Kreisen Malmedy und Hersfeld ausspreche.

Wenn er daher einen solchen, ihm aus vielen Gründen auch lieb gewordenen Wirkungskreis schon so bald verlasse, so thue er das nur, weil er hoffe, durch die Annahme des ihm von maßgebender Seite gemachten und dabei als besonders auszeichnend für ihn bezeichneten Anerbietens zu höheren Aufgaben Gelegenheit zu finden, Seiner Majestät unserem Kaiser und Könige, dem Vaterlande und dem öffentlichen Wohl überhaupt größere Dienste leisten zu können.

Liege hierin sein größter Ehrgeiz, so gewähre es ihm aber zugleich eine besondere Genugthuung, die ihm hier gestellte Aufgabe möglichst gelöst und somit einen Anspruch auf ein freundliches Andenken bei allen wohlgesinnten Einwohnern des Kreises Hanau erworben zu haben."

So viel zur Gesammtcharakterisirung unseres Vorbildes.

Wir bedauern, daß wir aus Raummangel gezwungen sind, hier unsere Mittheilungen abzubrechen; sie genügen aber auch, um hand-

greiflich zu beweisen, wie richtig die Darstellung des Dr. Mascher ist, wenn derselbe die Universalität des landräthlichen Amtes und die dem Landrath beiwohnende Fähigkeit schildert, im kleineren Kreise die Gesammtregierung zu vertreten, und zwar im buchstäblichen Sinne der Landesväterlichkeit.

C. Nothwendigkeit einer neuen Instruction für Landräthe im Sinne des sozialen Königthums.

Wir deuteten bereits an, daß Dr. Mascher bei Abfassung seines Buches über das „Institut der Landräthe ꝛc." nationalöconomisch auf dem Boden der Adam Smith'schen Lehren stand. Gleichwohl kann er sich des Zaubers nicht erwehren, welcher in dem landesväterlichen Charakter des Landrathsamts liegt. Nur meint er, Friedrich der Große habe diesen Charakter übertrieben. Gleicher Meinung war man offenbar auch in Regierungskreisen, als man 1806 die von Friedrich dem Großen erlassenen Instructionen für die Landräthe abänderte.

Dr. Mascher erblickt in dieser Aenderung einen Fortschritt, einmal im Sinne des Smith'schen „Gehenlassens", und dann, weil der Landrath neben seinen sonstigen Dienstobliegenheiten keine Zeit habe, sich um alle volkswirthschaftlichen Dinge seines Kreises so genau zu bekümmern, wie der große König solches vorschrieb.

Unter beiden Gesichtspunkten stützt sich die Mascher'sche Auffassung auf gute Gründe, wie Dr. Mascher den Adam Smith überhaupt nur von seiner idealen Seite auffaßt. Aber auch Friedrich der Große hatte gute Gründe, und wir glauben, daß diese noch keineswegs veraltet sind und niemals veralten werden. Auch in dieser Hinsicht hat Carlyle Recht, wenn er in seiner Geschichte „Friedrich der Große" sagt: „Er verschwand aus aller Augen nach anderen Welten und ließ den Menschen viel zu fragen, was noch nicht genügend beantwortet." Adam Smith war kein Friedrich der Große, wenn er über die Staatskunst auch keineswegs so windige Ansichten hegte, als seine extremen Nachbeter. Friedrich der Große, wie auch sein als Staatskünstler höchst genialer Vater, würden trotz des Adam Smith und trotz der neuen Zeit nebst allen neuen Erfindungen niemals darin gewilligt haben, daß man in ihrem Preußenland der Staatskunst den Grundcharakter der Landesväterlichkeit raube oder auch nur vermindere. Ja, es ist aus ihrer ganzen Auffassung und Bethätigung des Königthums auf's Bestimmteste zu entnehmen, daß sie im Gegentheil aus dieser neuen Zeit zwingende Gründe abgeleitet hätten, jenen landesväterlichen Charakter noch zu steigern. Dr. Mascher gesteht selbst zu, daß man in einigen Gegenden Schlesiens den Landrath „Landesvater" nannte. Freilich, aber weshalb nannte man ihn so? Doch nur deshalb, weil er sich, der Instruction und dem Beispiel des großen Königs folgend, um die kleinsten, der Volkswohlfahrt dienenden Dinge bekümmerte. Einen solchen „Landesvater im Kleinen" kann der monarchische Staat durchaus nicht entbehren. Es besteht in der Landesväterlichkeit der Staatskunst und in dem Vorhandensein genügender Organe dieser Landesväterlichkeit eben der besondere Charakter der Monarchie als Gegensatz zur Republik. In dieser Hinsicht hat die Staatskunst Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. für alle Zeiten in den wesentlichsten Zügen als Muster zu gelten. Und eben

deshalb muß man bei Ausgestaltung des Landrathsamts im Sinne des sozialen Königthums auch auf die Instructionen des großen Königs zurückgehen.

Was von 1776 galt, gilt auch für 1888, und es wird in den leitenden Gesichtspunkten für jedes spätere Jahrhundert gelten.

Nach jener Instruction vom 1. August 1776 wurden die Landräthe verpflichtet, „neue öconomische Systeme und Verbesserungen einzuführen, den Feld- und Gartenbau, auch die Viehzucht anzuregen, das Gesinde und die Kinder zum Spinnen anzuhalten, Obstbäume zu pflanzen, den Hopfenbau, den Anbau der Kartoffeln, der Farbe- und Futterkräuter zu betreiben, Sümpfe und Sandflecken zur Cultur zu bringen, Seiden- und Bienenzucht zu befördern". Ja — fügt Dr. Mascher im Ton der halben Mißbilligung hinzu — sie wurden sogar für die Anlegung lebendiger Hecken verantwortlich gemacht. Dr. Mascher erblickt darin eine Uebertreibung der Landesväterlichkeit, aber mit Unrecht.

Wir verweisen hier auf den Artikel des „Deutschen Adelsblatts" vom 14. August 1887: „Staatssozialismus, innere Colonisation und Bodenverbesserung". In demselben ist „Eine neue große Aufgabe des Staats für den landwirthschaftlichen Fortschritt" dargelegt, bestehend in der Verwirklichung des von dem Franzosen Menier zuerst gemachten Vorschlags, in jeder Gemeinde und Bürgermeisterei landwirthschaftliche Stationen behufs Untersuchung zc. der Bodenart zu errichten. Hier haben wir eine zeitgemäße Form für den „Landesvater im Kleinen", wie ihn Friedrich der Große wollte. Die landwirthschaftlichen Vereine leisten diesen Dienst, d. h. die Errichtung oder Herbeiführung solcher Stationen und die Ein- und Durchführung systematischer Bodenverbesserungen in erforderlichem Maße durchaus nicht.

Das „Deutsche Adelsblatt" führte diesen Gedanken am 6. Mai 1888 weiter aus und zwar in einem Artikel unter der Ueberschrift: „Der Landrath und die Hensel-Hochfärber'sche Bodenverbesserung." Derselbe lautet wie folgt:

„In unserm Artikel: ‚Der Landrath als Organ der Landesväterlichkeit im Sinne des practischen Christenthums und sozialen Königthums' theilten wir mit, daß Friedrich der Große vermittelst Instruction vom 1. August 1776 die Landräthe verpflichtete: „neue öconomische Systeme und Verbesserungen einzuführen, den Feld- und Gartenbau, auch die Viehzucht anzuregen, das Gesinde und die Kinder zum Spinnen anzuhalten, Obstbäume zu pflanzen, den Hopfenbau, den Anbau der Kartoffeln, der Farbe- und Futterkräuter zu betreiben, Sümpfe und Sandflecken zur Cultur zu bringen, Seiden- und Bienenzucht zu befördern."

An Stelle dieses landesväterlichen Befehls trat später mehr das freie Belieben der Landräthe, und an Stelle des unmittelbaren Eingreifens des Königs die Thätigkeit des Ministers der Landwirthschaft sowie der landwirthschaftlichen Behörden und Vereine.

Aus den thatsächlichen Verhältnissen herausgewachsen, läßt sich diese Entwicklung nicht rückgängig machen. Dahingegen ist es sowohl nöthig wie möglich, daß die Vorzüge des alten Verfahrens mit den Vorzügen der neuen Einrichtungen vereinigt werden. Unter den Einschläferungen der Adam Smith'schen Wissenschaft machte sich seither nach diesem Ziele hin keine Willens- und Geistesthätigkeit geltend. Alles, was sich von der Regierungskunst Friedrich Wilhelm I. und Friedrich des Großen

unterschied, war ja lauter „Fortschritt"; wie hätten da die Menschen nur zu einer Bezweifelung dieses Fortschritts und auf den „reactionären" Gedanken kommen können, die preußischen Könige als die größeren Staatskünstler zu betrachten, an den Grundlagen ihrer Staatskunst festzuhalten und statt des Wesens nur die zeitweiligen Formen zu ändern? Das Alles wäre eben gegen die menschliche Natur, jedenfalls aber gegen den „wissenschaftlichen Fortschritt" gewesen. Heute liegt dieser wissenschaftliche Fortschritt, so weit er sich auf die Volkswirthschaft und Sozialpolitik bezieht, wie eine umgekehrte und deshalb nothwendig umgestürzte Pyramide am Boden und unter ihren weit zerstreuten Trümmern begraben alle Hoffnungen, welche man an die „volkswirthschaftliche Harmonie aus sich selbst" knüpfte. Oder ist das anklagende Indianergeheul, welches man aus vielen Millionen Sozialdemokratenkehlen in Europa und Amerika hört, etwa eine Aeußerung dieser Harmonie, und wartet man, ehe man jenes Kriegsgeschrei für die schrecklichsten Disharmonien des Staatslebens hält, erst noch auf andere Offenbarungen der Volksseele?

Was uns betrifft, so bedürfen und wünschen wir weitere Kundgebungen des grollenden Vulkans nicht. Auch die Staatsregierung hat dieses Bedürfniß offenbar nicht. Die kaiserlichen Botschaften vom 17. November 1881 und 12. März 1888 stehen nicht auf dem Boden des „Gehenlassens" und der verabschiedeten und eingerosteten „Staatshülfe", sondern sie nehmen dieses große Werkzeug der Staatskunst zur Milderung und Beseitigung sozialer Mißstände wiederum in activen Dienst. Damit hört der Todesschlaf auf, in welchem die volkswirthschaftliche Staatskunst seit Adam Smith lag. Alle eingelullten Willens- und Geisteskräfte werden wieder munter. Man sieht schon, wie sich auf dem Leichenfelde die wiedererwachten Gestalten erheben, sich die Augen reiben und die Glieder recken. Man sieht, wie sie mit ihren Blicken die alten königlichen Vorbilder und die von denselben gelieferten Hebelwerke der Landesväterlichkeit wieder aufsuchen, um sie gegen die neuen Gestaltungen des sozialen Elends mit alter Siegesgewißheit in's Feld zu führen. Es war nur nothwendig, daß der wissenschaftliche Bann des Smithianismus gebrochen wurde, der Todesschlaf aufhörte und der kaiserliche Weckruf ertönte. Alles Weitere naturnothwendig, in seinen pünktlichen Wirkungen verbürgt durch die geistige und moralische Tüchtigkeit unseres Beamtenthums. Auch die Thätigkeit der Landräthe für den landwirthschaftlichen Fortschritt wird sich wieder der oben erwähnten Instruction Friedrich des Großen anpassen und dadurch auch die große Aufgabe des Staats ihre Lösung finden, welche wir in unserm Artikel vom 14. August 1887 hinsichtlich einer Verallgemeinerung der Hensel-Hochfärber'schen Bodenverbesserung schilderten.

Was in den weittragenden Vorschlägen beider Bodenreformer an wahrem Gehalt liegt, kann nicht durch landwirthschaftliche Vereine allein zur Geltung, zur practischen Einführung gelangen, sondern es bedarf dazu auch der Staatshülfe, wie sie Friedrich der Große zur Erzielung landwirthschaftlicher Fortschritte verstand und übte. In dieser Beziehung bietet Frankreich ein Beispiel dar. Die bloße Wissenschaft, die gelehrte Autorität, der Beistand der Tagespresse, selbst die von demokratischen Schwärmern ersehnten Hülfsmittel des republikanischen Regiments haben sich als ohnmächtig erwiesen, um jede französische Landgemeinde mit einer landwirthschaftlichen Station zur chemischen

Untersuchung der Bodenarten auszustatten, wie der Abgeordnete Menier solches 1875 und 1877 in seinen ausgezeichneten Schriften über Pulverisation vorschlug, wie es Frankreichs berühmtester Chemiker J. Bapt. Dumas mit dem ganzen Gewicht seiner wissenschaftlichen Autorität befürwortete, und wie es Frankreichs einflußreichster Publicist, Emile de Girardin unter Gesichtspunkten und Perspectiven öffentlich unterstützte, wie sie verlockender kaum denkbar sind. Girardin sagte über die zweite Schrift Menier's „Handbuch der Pulverisation“ Folgendes:

„Dieses Bändchen enthält ganz einfach eine landwirthschaftliche Umwälzung, deren Folgen unendlich sind; denn daraus schließt der billigere Preis des Alkohol, des Zuckers, des Weines, der Milch, des Brodes, des Fleisches, mehr Wohlstand für den Producenten und für den Consumenten.“

J. Bapt. Dumas sprach sich in einem öffentlichen Briefe an Menier wie folgt aus:

„Sie haben bewiesen, daß die Pulverisation die Düngkraft des Dungmaterials erhöht, daß die Landwirthe Vortheil davon haben, die Zerkleinerung nicht dem natürlichen Verlauf zu überlassen, sondern die Zeit künstlich abzukürzen; daß der dadurch erzielte Geldnutzen die Unkosten der Zerkleinerung überragt, daß die Wind- und Wassermühlen, welche außer Gebrauch kommen, ihre Wiederauferstehung als Düngmühlen feiern werden, und daß Phosphate und Pottasche in dem natürlichen Vorkommen der Mineralien für die Landwirthschaft so lange unfruchtbar bleiben, bis sie der Mühlstein zu feinem Mehl gemacht hat.“

Menier preist sich im Vorwort seiner zweiten Schrift glücklich, daß seine erste Schrift allgemeinen Beifall fand. In Folge dessen trug er sich mit stolzen Hoffnungen hinsichtlich der schnellen Verwirklichung seiner Vorschläge.

„Mein einziger Zweck“ — sagt er — „ist gewesen, diejenigen Zerkleinerungen des Düngers, welche in der Landwirthschaft zu den hergebrachten Gewohnheiten gehören, auszudehnen und in eine wissenschaftliche Form zu bringen.“

„Den Landwirth will ich durch mein Handbuch in die Lage bringen, die Kraft seines entnervten Bodens durch Zufuhr der erforderlichen Substanzen zu erneuern. Er soll lernen, durch Zerbröckelung des geeigneten Gesteins und durch Vermischung mit dem Boden diesem die fehlenden Elemente zu verleihen und dadurch eine schnelle Fruchtbarkeit zu erzielen.“

„Gegenwärtig handelt man schon empirisch mehr oder weniger nach dieser Art. Man wird es fortan auf eine wissenschaftliche Art thun, indem man überall landwirthschaftliche Stationen errichtet, in welchen jeder Landwirth die Beschaffenheit seines Bodens analysiren läßt. Ich hoffe, daß jede Gemeinde, jede Bürgermeisterei die Resultate solcher Analysen wie auch Nachweisungen besitzen wird, welche jedem Landwirth gestatten, seinen Boden rationell zu bewirthschaften, zu modificiren und ihm gerade das hinzuzusetzen, was für einen bestimmten Zweck fehlt.“

„Steine, welche auf einem Felde schädlich sind, lassen sich dann mit Sicherheit einem andern zubringen, wo sie nöthig sind.“

„Das ist ein Wunsch, den ich heute in der Hoffnung formulire, ihn schnell erreicht zu sehen.“

Leider wurde dieser Wunsch weder schnell noch überhaupt erreicht. Nachdem dieStimmen Menier's, Girardin's und Dumas' im Tode verstummten, scheint Frankreich die inhaltreichen Worte dieser drei Männer über die Pulverisation ganz vergessen zu haben. (Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große würden solche Sachen nicht vergessen haben.) Nicht einmal die erste Auflage der in musterhafter Klarheit abgefaßten Menier'schen Schriften von 1875 und 1877 sind verkauft worden: ein sicherer Beweis der Vergessenheit.

Die deutschen Bodenreformer Hochfärber und Hensel verfolgen denselben Zweck, wie Menier. Hensel gelangte zu seinen Theorien bei Gelegenheit seiner Untersuchungen über Urzeugung. Hochfärber lieferte seit 20 Jahren außer der Theorie gleichzeitig ein Musterbild practischer Bewährung, wie solches in dem Schriftchen: „Die Schaffung neuer Paradiese. **Recept** von Friedrich Hochfärber, Forstmeister a. D. (Verlag der Actiengesellschaft Pionier zu Berlin, SW., Bernburgerstraße 13, 1888)" geschildert wurde.

Obwohl Hochfärber durch die That bewies, daß es sich bei ihm nicht um lustige Theorien, sondern um eine **erprobte** Verfahrungsart der Bodenverbesserung handelt, welche nicht nur die landwirthschaftlichen Erträge vielfach vermehren, sondern auch durch Ermöglichung lohnender Kleinwirthschaften und Schaffung neuer Heimstätten den ungesunden Blutandrang nach den Großstädten hemmen, die Lebenssäfte des platten Landes verbessern und neue Grundlagen für den sozialen, wirthschaftlichen und sittlichen Fortschritt liefern könnte — trotz dieser heiß ersehnten Hülfsmittel gegen das jetzt schon große und beständig wachsende soziale Elend bleiben dieselben ohne Anspannung der Staatshülfe latente Kräfte. Alles, was in dem erwähnten Hochfärber'schen Schriftchen steht, bleibt eine „Stimme in der Wüste", wirkungslos, ja fast ungehört verhallend in dem Chaos des modernen Straßenlärms und Kampfgetümmels, wie auch die gewichtigen Stimmen der drei Franzosen Menier, Duma und Girardin in diesem Chaos verhallten. Nur die monarchische Staatskunst hat das über den heutigen Tag in eine weitere Zukunft dringende Auge, und nur sie hat ein Lebensinteresse und ein Gewissen für zukünftige Gestaltungen, wie sie oben erwähnt wurden. Das leichtsinnige Sichüberlassungssystem mit seinem im Hintergrund thronenden Olymp (der Börse und Plutokratie) erblickt in der heutigen Entwicklung nur Glanz und Herrlichkeit. Die Anschwellung der Großstädte, der Baustellenwucher, die Anhäufung wohlfeiler Arbeitskräfte, die Legion junger zur Ehelosigkeit verdammter Männer und Frauen: alle diese Blasenbildungen der heutigen Entwicklung und Versumpfung besitzen für die theoretischen Schwärmer des Gehenlassens eine so glitzernde Außenseite, daß ihre Entzauberung vorläufig noch nicht, ja vielleicht erst dann eintreten wird, wenn es zu spät ist, für die Ausbeuter aber bietet das Hängen- und Gehenlassen, der jetzige soziale Sumpf, so viele Quellen und Fischteiche der Bereicherung und des Genusses dar, daß sie an den Zauber wirklich glauben, jedenfalls aber gewillt sind, ihn durch ihre capitalistische Allmacht zu verewigen. Wenn es hier noch eine Rettung giebt, so kann sie nur das soziale Königthum bringen. Nur dieses und nur wirkliche Organe der Landesväterlichkeit können einen Blick, nur sie den Willen und die Kraft, nur sie die Geduld für die Einbürgerung von so großen

Gesichtspunkten haben, wie Hensel sie mit der Bodenverbesserung in Verbindung bringt.

In dem über „Seele und Bewußtsein" handelnden 14. Capitel seines Buches „Das Leben I." redet Hensel über die durch Armuth und Luxus erzeugte Unsittlichkeit des modernen Lebens, über die Scheu vor der Ehe, vor reichlichem Kindersegen, über Kindesmord, Fruchtabtreibung und Selbstmord.

„Ich glaube" — sagt er über „Fruchtabtreibung" — „wir haben diese in Amerika und Frankreich immer mehr um sich greifende Versündigung wider die Natur daraus zu erklären, daß man es für zu kostspielig erachtet, Kinder groß zu ziehen und daß man sich aus solchem Irrthum um die lieblichsten Freuden bringt, junge Menschenknospen sich entfalten und gedeihen zu sehen. Auch das eingebildete Mitleid mit der Noth des Lebens, dem eine zukünftige Generation entgegengeht, mag seinen Theil daran haben. Wenn wir nun aber zur Erkenntniß kommen werden, daß wir bisher die Schätze Indiens unter die Füße traten, daß es bloß nöthig ist, die Kreide von der einen Stelle mit dem Feldspat von der anderen zu vermischen, um Nahrung die Fülle zu haben; wenn wir dann weiter die gegenwärtige unfruchtbare Schulerziehung practisch reformiren und abkürzen; wenn nicht Alles Handel treiben, nicht Alles Doctor heißen will, sondern die Mehrzahl sich dem Gartenbau zuwendet; wenn wir schon als Kinder durch spielende Thätigkeit erwerbsfähig werden; wenn wir an den allnährenden Busen der Mutter Natur zurückkehren, nachdem wir der falschen Lehre von der beschränkten Ernährungskraft Valet gesagt haben, und wenn die unnatürlichen Schranken beseitigt sind, welche der zeitigen Begründung eines eigenen Hausstandes entgegenstehen: was wird dann die Folge sein?

Die natürliche Sehnsucht des Jünglings, eine Ergänzung seines Wesens zu besitzen, und die natürliche Sehnsucht der Jungfrau, Mutter zu werden, bleiben nicht mehr an der rechtzeitigen Erfüllung gehindert. Von da ab werden die vielen unschönen Formen, die uns heute in den sogenannten Culturstaaten an Menschenkörpern auffallen, mehr und mehr zurücktreten, nachdem die naturgemäßen Bedingungen wieder hergestellt sind, die das Ebenmaß zu Stande bringen und Rückkehr an den Busen der Natur! — Dann werden die weiblichen Fratzen verschwinden, die jetzt in den Modehandlungen das verrückteste, geschmackloseste und theuerste Hutmodell mit gierigen Augen verschlingen, die Wirthschaft verkostspieligen und ihren Kindern das Dasein mißgönnen. . . . ."

In dem über „Unsere Krankheiten und unsere Heilmittel" handelnden 15. Capitel seines Buches kommt Hensel nochmals auf den Zusammenhang zwischen der Reform des Ackerbaues und der Beseitigung des sozialen Elends zurück.

„. . . . Wie ein neues Morgenroth" — heißt es — „strahlt die Uebersicht unserer Hülfsquellen vor uns auf, die im Meer und in der Erde schlummern und deren unerschöpflicher Reichthum uns bisher verborgen blieb. Daraus entspringen dann die maßgebenden Gesichtspunkte für Weinbau, Kartoffelbau, Rübenbau, Obstbau, Getreidebau, Forstwirthschaft und Viehzucht, mit dem schließlichen Resultat, daß die schwersten von allen Krankheiten, die auf der Menschheit lasten, nämlich Armuth, Hunger und Kälte, von nun ab aufhören, wenn diejenigen, welche durch ihre soziale Stellung dazu in der Lage sind, überall verkündigen, wie

leicht es sei, das dräuende Löwenhaupt der sozialen Sphinx, Noth und Elend, zu Falle zu bringen. Möge es Gott lenken, daß die Erkenntniß der bisher übersehenen Hülfsquellen, die er uns verlieh, in den Kreisen, die auf der Höhe stehen, siegreich durchdringe: denn so lange, als die Spitzen der Berge von verfinsternden Wolken umlagert werden, kann der Sonnenstrahl nicht die Schluchten und Thäler erhellen. . . . ."

Auch in dem 16. Capitel, welches überschrieben ist: „Die Erde und das Meer, unerschöpfliche Quellen von Reichthum", ist wieder von der Beseitigung des sozialen Elends durch landwirthschaftliche Reformen die Rede.

„Was wir an Nahrung gebrauchen" — heißt es — „ist so gering, daß es uns nicht in Verlegenheit setzen kann, dafern wir nur den Pesthauch der großen Städte vermeiden, wo Einer dem Andern Luft und Athem, Nahrung und Kleidung vertheuert. Ist es nicht geradezu thöricht, sich nach den Gährhaufen der Riesenstädte zu drängen, wo Einer vom Andern leben will, während der allnährende Busen der Natur von Nährstoff strotzt, aber verwaist gelassen wird? Man „züchtet" auf solche Weise künstlich einen Lebensnothbacillus, der in der Natur gar nicht existirt. Man übersieht gänzlich die Hülfsquellen, die in der Erde und im Wasser stecken, weil man mechanisch nachspricht, was Andere vorgesprochen haben. . . . ."

So weit Hensel.

Es ist bekannt, daß der Fürst Reichskanzler für alle diese Dinge schon vor 40 Jahren eine so lebhafte Empfindung hatte, daß er sogar von der „Vertilgung der großen Städte" redete. Wahrlich der Aufschrei eines Titanen, eines gefesselten Prometheus! Wie ohnmächtig hat sich seine Erkenntniß, ja wie wirkungslos auch seine Macht erwiesen, welche das Ausland sogar wie eine Allmacht auffaßt! Das Verderben hat sich während seiner Amtszeit mindestens verdoppelt. Von irgend welcher Gegenströmung zeigt sich keine Spur; sie wird sich auch niemals zeigen, wenn das vom Kanzler selbst angerufene „Soziale Königthum" nicht auch auf diesem Gebiete neue, machtvolle Gegenströmungen schafft und u. A. nicht auch den Landrath wieder in den Dienst des landwirthschaftlichen, und dadurch des erwähnten sozialen Fortschritts stellt."

Das „Deutsche Adelsblatt" hat Recht, in allem Wesentlichen haben die Menschen auch noch heute im Großen und Kleinen einen „Landesvater" nöthig; ja sie werden ihn ewig nöthig haben. Die Formen der Landesväterlichkeit wechseln allerdings mit den Zeiten und ihren besonderen Bedürfnissen, — Wesen und Nothwendigkeit aber bleiben.

Wir wiederholen deshalb ohne Unterlaß: die Abweichung von den volks- und landwirthschaftlichen Standpunkten des großen Königs war kein Fortschritt. Nein, es war ein Rückschritt. Im Jahre 1806 konnte man das noch nicht erkennen. Ebensowenig konnte 1868 eine solche Erkenntniß den vom Glanz des Maschinen- und Eisenbahnwesens geblendeten Augen der zwar wohlmeinenden, aber nicht tiefen Mascher's beiwohnen.*) Heute aber, wo das manchesterliche Industriesystem schon

---

*) Thomas Carlyle besaß diese Erkenntniß schon vor 50 Jahren, und er gab ihr mit Flammenworten Ausdruck.

an sich selbst verzweifelt, wo die Ueberproduction wie ein neues Ungeheuer Schrecken und Vernichtung bereitet, wo das wirthschaftliche und sittliche Elend und damit in allen Culturländern die Sozialdemokratie wächst — heute dürfte auch für oberflächlichere Beobachter die Zeit gekommen sein, über die volkswirthschaftliche Staatskunst Friedrich des Großen weniger geringschätzig zu denken.

Was kann es zur Lösung der eigentlichen sozialen Frage beitragen, wenn die Landräthe das Mascher'sche Landrathsideal auch ganz verwirklichen wollten? Was Friedrich der Große zu seiner Zeit von den Landräthen verlangte, löste die damalige soziale Frage ganz und gar. Was Dr. Mascher 1868 von ihnen verlangt, löst sie nicht im Allergeringsten. Seine Auffassung des Genossenschaftswesens z. B. reicht an die eigentlichen Anforderungen der sozialen Frage gar nicht hinan. Auf seinen Wegen ist es z. B. nicht möglich, die wachsende Kluft zwischen Arm und Reich zunächst zum Stillstand, und dann zu der dringend erforderlichen Rückbildung zu bringen. Ein Landrath kann kein vollkommenes Organ der Landesväterlichkeit sein, er kann seine Stellung in volkswirthschaftlicher Hinsicht, d. h. den Anforderungen der heutigen sozialen Frage entsprechend, nicht ausfüllen, wenn er nicht weiß, wie die eben angedeutete oberste Aufgabe der Staatskunst zu lösen, oder wie es auch nur anzufangen ist:

1) daß sich jede Arbeitskraft in Tausch= und Kaufkraft verwandelt,
2) daß die trostlose Ueberfüllung aller Berufsarten aufhört, und
3) daß sich die Heirathsmöglichkeiten mehren und dadurch unter Verminderung der moralischen Versuchungen für Mann und Weib die Volkssittlichkeit erst einmal wieder die elementarste Grundlage erhält.

Die Volkswirthschaft Friedrichs des Großen löste diese Aufgaben, die Volkswirthschaft Adam Smith's und Dr. Mascher's löst sie nicht. Leider erfahren unsere, durch Mascher'schen Smithianismus eingelullten Landräthe von diesem Sachverhalt fast gar nichts. In den Tageszeitungen steht nichts davon, in den Parlamentsberichten ebenfalls nichts, ja nicht einmal in den staatswissenschaftlichen und volkswirthschaftlichen Handbüchern. Das „Deutsche Adelsblatt" hat seit Jahren zwar viel davon gesprochen, aber seine Artikel haben nur wenig Wiederhall und Beachtung gefunden. Ganz vergeblich war dieses Sprechen, Mahnen und Drängen indessen nicht. Die Hauptvorkämpfer für Einführung der Volkswirthschaft in den Schulen haben ihren Standpunkt dem des „Deutschen Adelsblatts" angepaßt, indem sie einer neuen Volkswirthschaftslehre das Wort reden und die alte bezüglich der sozialen Frage für veraltet erklären.*)

---

*) In unserm Artikel vom 6. November 1887 konnten wir constatiren, daß Herr Geh. Rath von Broich, seiner Zeit als Landrath der erste Vorkämpfer auf diesem Gebiete, das von ihm vor 20 Jahren empfohlene Volkslehrbuch „Volkswirthschaft für Jedermann" nach Rapet heute nicht mehr für zeitgemäß hält. Auf demselben Standpunkt steht Herr Patuschka, der Verfasser des Leitfadens: „Volkswirthschaftliche Ergänzungen zum Lehrstoff der Volksschule".

Auf eine neue, der heutigen sozialen Frage angepaßte Volkswirthschaftslehre wartet eben Alles. Die Grundgedanken der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881, die eben Grundgedanken des practischen Christenthums und sozialen Königthums sind, können nur dann tiefere Wurzeln schlagen und starke Reformbäume treiben, wenn eine entsprechende Volkswirthschaftslehre den geistigen Boden wieder für jene Gedanken bereitet haben wird. Auch die Landräthe als Organe der Landesväterlichkeit bedürfen einer solchen neuen Lehre. Selbst diejenigen unter ihnen, welche in Kopf und Herz eine große Begabung für das landesväterliche Amt mitbringen, sind volkswirthschaftlich einer anderen Lehre und Anleitung bedürftig, als sie ihnen jetzt dargeboten werden. Auf Grund der ihnen bisher auf den Universitäten, in nationalöconomischen Handbüchern und in den Tageszeitungen dargebotenen Volkswirthschaftslehre verrichten sie auch bei eifrigster Unterstützung des heutigen Vereins- und Genossenschaftswesens der eigentlichen sozialen Frage gegenüber lediglich eine Danaïdenarbeit. Damit sie aber gegen die modernen Ungeheuer des sozialen Elends Herkulesthaten verrichten können, wie solche die Landräthe Friedrichs des Großen verrichteten, muß man ihnen eine neue Volkswirthschaftslehre, eine neue Instruction darbieten. Zunächst eine neue Instruction als Grundlage einer solchen, auch den Aufsichtsbehörden des Landraths zum Maßstabe dienenden Thätigkeit. Diese jetzt fehlende Grundlage müßte an Stelle der nur Entwurf gebliebenen Instruction für die Landräthe vom 31. December 1816 eine auf den Allerhöchsten Erlassen vom 17. November 1881 und 12. März 1888, d. h. auf dem Gedanken des sozialen Königthums, dem Bruch mit dem Manchesterthum und der sozialreformatorischen Anspannung der Staatshülfe beruhende Dienstanweisung für diese Beamten bilden, welche aber um so mehr auch mit der ganzen staatlichen Selbstverwaltungsgesetzgebung und namentlich mit dem Gesetze über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883 in Einklang zu bringen wäre, als hiernach die Landräthe die Organe des Regierungspräsidenten sind, dessen Selbstständigkeit und Machtbefugnisse hierdurch eine große, den weitesten Spielraum für eine wahrhaft landesväterliche Thätigkeit bietende Ausdehnung erfahren hat.

Indem wir diese Nothwendigkeit betonen, sind wir uns aller Unterschiede vollkommen bewußt, welche zwischen 1778 und heute obwalten. Trotzdem beharren wir bei unserer Behauptung, daß der Standpunkt des großen Königs auch für unsere Zeit seine wesentliche Richtigkeit nicht einbüßte: weder Parlament noch Tagespresse, weder Vereinswesen noch Gewerberäthe machen, namentlich auf dem Lande, einen „Landesvater im Kleinen" entbehrlich, sondern alle die erwähnten Neuerungen liefern für ihn und seine Nothwendigkeit neue Gründe, damit sie dem Lande nicht zum Unsegen, sondern zum Heil gereichen. Hierbei denken wir auch an die große Klippe der Volksbeliebtheit, welcher seit 1848 der Landrath in politischer Hinsicht ausgesetzt ist. Eben weil er in den Wahlkämpfen als Organ der Regierung eine politische Rolle zu spielen hat, erscheint er in den Augen der Oppositionsparteien meistentheils nicht mehr als die Verkörperung der Landesväterlichkeit, nicht mehr — wie unter Friedrich dem Großen — als Organ des Fortschritts, sondern der „Reaction". Er wird nicht mehr, wie sonst, geliebt, sondern in der Regel von einem großen Bruchtheil der Bevölkerung gehaßt. Hier liegt

ein tiefer Krebsschaden unseres öffentlichen Lebens, der von den Anhängern des sozialen Königthums zum Zweck der Heilung nicht ernsthaft genug in's Auge gefaßt werden kann. Vermindern, wenn auch nicht ganz beseitigen, läßt sich das Uebel ganz gewiß durch eine landräthliche Thätigkeit, wie sie Friedrich der Große wollte, und wie sie auch Dr. Mascher trotz seiner Smith'schen Ankränkelung im großen Ganzen als landräthliches Idealbild verherrlicht und empfiehlt.

Hermann Schulze-Delitzsch als Verwalter der Justiz.

Wir haben es an dieser Stelle nicht mit dem aller Welt bekannten Gründer des Genossenschaftswesens, sondern mit dem weniger bekannten, aber unter den Gesichtspunkten der Landesväterlichkeit in hohem Maße vorbildlichen Richter und Justizmann Schulze-Delitzsch zu thun.

In dieser Beziehung treten uns in den Mittheilungen des Abgeordneten Ludolf Parisius über „Victor Aimé Huber's Beziehungen zu Schulze-Delitzsch" („Blätter für Genossenschaftswesen" vom 19. Januar 1884) einige Züge entgegen, welche hier Platz finden mögen.

Schulze-Delitzsch und Huber waren in politischen und kirchlichen Dingen Gegenfüßler. Diese Kluft hinderte indessen nicht, daß sie sich auf dem genossenschaftlichen Arbeitsfelde vereinigten, befreundeten und unterstützten. Huber war der erste literarische Bahnbrecher des Genossenschaftswesens in Deutschland, Schulze-Delitzsch aber der practische Schöpfer des genossenschaftlichen Organisationswerkes. Beim Absterben Huber's veröffentlichte L. Parisius, ein Gesinnungsgenosse Schulze's, in den „Blättern für Genossenschaftswesen" folgenden Nachruf:

V. A. Huber †.

Am 19. Juli starb zu Wernigerode der Professor Dr. Victor Aimé Huber (geb. 10. März 1800 zu Stuttgart) und mit ihm einer der ältesten und unermüdlichsten treuesten Förderer des Deutschen Genossenschaftswesens und einer der ältesten Mitarbeiter und Förderer dieser Blätter. Seine Schrift „Ueber die cooperativen Arbeiterverhältnisse in England" (1852) und später seine „Reisebriefe aus Belgien, Frankreich und England im Sommer 1854" (1855) erweckten einst in den weitesten Kreisen ein Interesse auch für die Deutschen Anfänge des Genossenschaftswesens. Sein in der letzteren Schrift dargestellter Besuch bei den Pionieren von Rochdale war für die Consumvereinssache in Deutschland von höchster Wichtigkeit; erst von da ab konnte Jedermann einigermaßen übersehen, durch welche Mittel jene kleine Schaar englischer Flanellweber im Associationswesen es zu ihren großartigsten Verkaufs- und Fabrikgeschäften gebracht hatte. Geraume Zeit hindurch blieben Huber's Schriften fast die einzige zuverlässige Quelle über englisches und französisches Genossenschaftswesen (vergl. Schulze-Delitzsch: Die arbeitenden Classen und das Associationswesen in Deutschland, Leipzig 1858, S. 79).

Die Innung der Zukunft enthielt bis zum Jahr 1864 regelmäßig jährliche Berichte über den Stand der außerdeutschen Genossenschaften aus seiner Feder. Huber's, des streng conservativen und streng kirchlichen Mannes Vorstellungen in Wort und Schrift waren nicht ohne Einfluß darauf, daß das preußische Ministerium der Reactionszeit seine Verfolgungen gegen die als revolutionär verschrieenen Vorschußvereine einstellte.

Die Lauterkeit und Reinheit seines Charakters, die Selbstlosigkeit aller seiner Bestrebungen wurden von jedem politischen und sozialen Gegner anerkannt. Indem wir uns eine eingehendere Darstellung seiner Thätigkeit auf dem sozialen Gebiete vorbehalten, wollen wir durch diese Zeilen die jüngeren unter den deutschen Genossenschaftern auf die hohen Verdienste des wackeren Mannes um unsere gemeinsame Sache aufmerksam machen. L. Parisius.

Bei der ersten persönlichen Begegnung, welche zwischen Huber und Schulze stattfand, machte Huber über die vorbildliche Thätigkeit Schulze's als Mann der Justiz eine Beobachtung, welche Parisius wie folgt schildert:

„Im Frühjahr 1856 besuchte Huber Schulze in Delitzsch. Letzterer hat mir einige Jahre später darüber mancherlei erzählt. Schulze war damals mit einem Delitzscher Rechtsanwalt und Notar eine Art Compagniegeschäft eingegangen. Er nahm größere Klagen auf, namentlich aber entwarf er für Jenen Vergleiche und Verträge, die der notariellen Beglaubigung bedurften.

Eines Tages nun verhandelte Schulze mit zwei Bauern, die in unangenehme nachbarliche Streitigkeiten gerathen waren. Der eine hatte den andern verklagen wollen, hatte sich aber durch Schulze, der sie beide aus seiner früheren Stellung als Patrimonialrichter persönlich kannte, bewegen lassen, die Klaganstellung auszusetzen und den Nachbar zu einer Vergleichsverhandlung vor Schulze einladen zu lassen. Dieser freiwillige Vergleichstermin dauerte mehrere Stunden. Er wäre bei der Hartnäckigkeit der Betheiligten erfolglos geblieben, wenn diese nicht beide das gleiche unbedingte Vertrauen in Schulze gesetzt hätten. Schulze aber wußte, nachdem er mit unendlicher Geduld die Streitpunkte bis in die kleinsten Einzelheiten klar gelegt hatte, durch ernste und nachdrückliche Mahnung an ihre Pflichten die Hartnäckigkeit der Gegner zu überwinden, sie zur Erkenntniß der eigenen Fehler und zur gerechteren Beurtheilung der Handlungen des Andern zu bringen und schließlich nicht bloß zur Annahme eines von ihm geschickt formulirten Vergleichsvorschlages, sondern auch zur völligen Versöhnung zu bewegen. Nach jahrelangem Zwist und Hader schieden die beiden Männer, die als erbitterte Gegner gekommen waren, als gute Freunde und getreue Nachbarn, mit bewegten Worten unter bündigen Versprechungen für die Zukunft ihren Dank demjenigen aussprechend, der dieses schwierige Werk vollbracht hatte.

Den Verhandlungen hatte über eine Stunde lang ein Fremder beigewohnt, der, ohne sich zu nennen, in das Zimmer getreten und von Schulze, der in ihm einen Clienten voraussetzte, zum Niedersitzen und Warten genöthigt war. Schulze hatte seine Anwesenheit fast vergessen. Als die Bauern sich entfernt hatten und Schulze ihn nach seinem Begehr

fragte, stellte er sich zu dessen Ueberraschung als V. A. Huber vor. Dieser ließ Schulze's Entschuldigungen nicht gelten, sondern war, wie er ihm und Andern mehrfach ausgesprochen hat, sehr erfreut darüber, daß er durch Zufall Gelegenheit gefunden hatte, ungekannt den verrufenen Demokraten in einer besonderen Art seiner Thätigkeit zu beobachten **und dabei die Ursachen des großen Einflusses zu ergründen, den der Mann in seiner Heimath auf die mittleren und unteren Volksclassen ausübte.**

Huber blieb, wenn ich nicht irre, mehrere Tage in Delitzsch und Umgegend, suchte die bei den Associationen betheiligten Handwerker in ihren Werkstätten und Geschäftslocalen auf, meist ohne Schulze, dessen Begleitung er sich dabei ausdrücklich verbat."

In dem Werke von Elvers*) befindet sich ein Brief Huber's vom 15. April 1856, den er unmittelbar darauf, vielleicht in Delitzsch selbst, über seinen dortigen Aufenthalt geschrieben hat. Es heißt darin:

„Ueber die Sache hier nur dies, daß Alles einen sehr guten Fortgang hat, und daß also in dem halben Dutzend Städten oder Städtchen hier herum ein paar hundert kleine Handwerker sich nachhaltig aus dem Auflösungsprozeß, dem sie unter den gewöhnlichen Umständen rettungslos entgegen gingen, auf den festen Boden eines selbstständigen und zunehmenden Ueberschusses herausarbeiten, und zwar, obgleich das Prinzip der Association nur erst in sehr beschränktem Maße entwickelt ist. Dazu ist offenbar ein bürgerlich verständiger und rechtlicher Sinn vorherrschend, und wo der alte Philistergeist in Neid, Mißtrauen, Bornirtheit noch nicht überwunden ist, da erkennt man doch, was fehlt, und hat guten Willen, es zu gewinnen. Ich habe eine ähnliche und fast so gute Freude im Umgang mit den hiesigen Leuten gehabt, wie damals in England. Natürlich ist das Alles leider ohne Christenthum und in politischem Liberalismus; aber wer trägt da die Hauptschuld! Abgesehen davon ist Schulze ein sehr braver Mann, der in großer Einfachheit und Beschränktheit und unter fortwährenden Kränkungen von Seiten der sogenannten conservativen Reaction ohne Verbitterung und Trübseligkeit seinen freien Beruf erfüllt, der gewiß einzig in seiner Art ist, **als wahrhaft aristokratische Stellung, wie es keine zweite in Europa giebt,** — mit großer Freude am Gelingen, großer Ruhe beim Mißlingen und, wie ich jedenfalls nicht anders finden kann, wirklicher Liebe zu den Leuten. Auch als Anwalt hat er eine sehr weite und wohlthätige Wirksamkeit, da er seinen Einfluß, so weit es irgend möglich ist, zum Friedenstiften und zu gutem Rath und Zuspruch verwendet. Was ich besonders bei ihm hoch anschlage, ist sein durchaus gutes und schönes häusliches Leben, — er ist ein vortrefflicher Ehemann und Papa und Sohn — lebt mit seinen alten Eltern in einem Hause, — der Alte 83 Jahre, aber bis auf Taubheit rüstig genug und geistig sehr thätig, — die Alte 75 Jahre, mit so hellen, klaren Augen und raschem Wesen, als wäre sie kaum 60. Sonntag aßen die Alten mit uns, — es war ein

---

*) „Victor Aimé Huber." Sein Werden und Wirken von Rudolf Elvers.

netter Kindertag, wie wir es in Bremen nannten. Seine Frau ist viel jünger als er. Ton und Verhältniß zwischen ihnen beiden und den zwei kleinen Jungen ist durchaus wohlthuend . . .“

Wie Schulze in dem hier geschilderten Falle die Justiz handhabte, so hatte er sie auch in seiner früheren Stelle als Patrimonialrichter geübt und sich schon hier die außerordentliche Beliebtheit erworben, welche ihm bei seinem späteren genossenschaftlichen Wirken die mit einer neuen Sache verbundenen Schwierigkeiten erleichterte. Höchst beachtenswerth sind in dem Huber'schen Briefe die Worte, in welchen er die gemeinnützige Stellung Schulze's „als eine wahrhaft aristokratische ohne Gleichen in Europa“ bezeichnet.

F. W. Raiffeisen als Bürgermeister.

Wie der vorstehende Artikel über Schulze-Delitzsch hat auch der gegenwärtige über Raiffeisen nicht den Zweck, die genossenschaftlichen Bestrebungen und Verdienste dieses ausgezeichneten Mannes, sondern die unter den Gesichtspunkten der Landesväterlichkeit wichtige Thatsache hervorzuheben, daß wie Schulze-Delitzsch so auch Raiffeisen in seinen früheren bürgerlichen und amtlichen Stellungen nicht nur die Anregungen und Kenntnisse zu seiner späteren größeren Wirksamkeit als Wohlthäter des ganzen Volkes erhielt, sondern auch durch die landesväterliche und in jeder Hinsicht segensvolle Auffassung und Bethätigung seines Amtes ein Vorbild für jede Beamtenthätigkeit liefert.

Aus dem Nachruf auf den am 11. März 1888 verstorbenen Vater der Darlehnscassenvereine (veröffentlicht in dem „Landwirthschaftlichen Genossenschaftsblatt“ vom 1. April 1888) entnehmen wir folgende Stellen:

„Friedrich Wilhelm Raiffeisen wurde geboren am 30. März 1818 in Hamm an der Sieg als Sohn des Bürgermeisters Gottfried Raiffeisen. Er besuchte die Schule seines Heimathdorfes, und da Familienverhältnisse es seinen in Gott ruhenden Eltern nicht erlaubten, ihren Sohn eine höhere Schule besuchen zu lassen, so erhielt er seine weitere Ausbildung durch den Pfarrer des Ortes. Früh bewahrheitete sich an ihm das Dichterwort: „Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben“; denn schon im jugendlichen Alter von 17 Jahren verließ er das Vaterhaus, um als Officieraspirant bei der Festungsartillerie in Cöln einzutreten. Schnell avancirte er zum Oberfeuerwerker und war als solcher längere Zeit der damaligen königl. Geschützgießerei zu Sayn zugetheilt. Ein Augenleiden, welches später seine fast vollständige Erblindung zur Folge haben sollte, nöthigte ihn, den Militärdienst zu verlassen. Er trat zur Verwaltung über und als Supernumerar bei der königl. Regierung zu Coblenz ein. Hier war er stets der Erste bei der Arbeit und der Letzte, der sie verließ. Bis tief in die Nächte hinein studirte er die Acten, um sich in alle Zweige seines künftigen Berufes möglichst rasch einzuarbeiten. So konnte es nicht fehlen, daß sich die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten sehr bald auf ihn richtete und er ihr Wohlwollen und ihre Achtung

derart erwarb, daß er schon im Jahre 1843 zum Kreissecretär des Kreises Mayen ernannt wurde. Zwei Jahre darauf wurde ihm die Verwaltung der Bürgermeisterei Weyerbusch übertragen und 1848 diejenige von Flammersfeld hinzugegeben, sodaß er zeitweilig beide Bürgermeistereien mit zusammen 58 Ortschaften verwaltete. Im Jahre 1852 wurde Raiffeisen nach Heddesdorf versetzt, jedoch mit der von der königl. Regierung ausdrücklich gestellten Bedingung, daß er die in Flammersfeld begonnene sogenannte Rheinstraße, eine der schönsten Chausseen der Provinz, von seinem neuen Wohnorte aus fertig stelle.

Während seiner Amtsperiode in Heddesdorf hatte sich bei ihm ein nervöses Kopfübel ausgebildet, eine Folge der Strapazen seines Amtes und ganz besonders der bewunderswerthen Aufopferung, **mit welcher er für die von einer typhösen Epidemie befallenen Einwohner einer Ortschaft seines Bezirkes sorgte.** Er selbst wurde von der heimtückischen Krankheit ergriffen. Die Folgen waren derartige, daß er um seine Pensionirung nachsuchen mußte. Diese wurde ihm denn auch unter höchst schmeichelhafter Anerkennung seiner Verdienste gewährt.

Während seiner ganzen Verwaltungsperiode hat Raiffeisen stets die Interessen seiner Pflegebefohlenen gegen Eingriffe jeder Art gewahrt. Was er reiflich durchdacht und als ausführbar sich vorgenommen, das führte er stets mit eiserner Energie durch. Noch nach seinem Rücktritt vom Amte war er es, der durch eine unermüdliche Agitation es dahin brachte, daß die rechtsrheinische Bahn gebaut wurde. Das Andenken an seine segensreiche Verwaltung, deren Spuren man überall in den ihm unterstandenen Bezirken begegnet, wird fortleben in den Herzen Aller, welche seiner Pflege befohlen waren.

Die Genossenschaftsidee entwickelte sich bei Raiffeisen zuerst im Winter 1846/47 in Weyerbusch, **und zwar war die directe Veranlassung die große Noth, in welcher sich damals seine Bürgermeisterei-Eingesessenen befanden.** Die uns vorliegenden Originalstatuten des damals gegründeten Vereins liefern den unumstößlichen Beweis, daß der Gedanke sich unabhängig von jeder äußeren Anregung bei dem Vater unserer Vereine entwickelte. Die weitere Entfaltung der ursprünglichen Idee ist bekannt, da solche in dem Werke Raiffeisens: „Die Darlehnscassenvereine ꝛc.“ hinlänglich auseinandergesetzt ist. Wir erwähnen hier nur kurz die hauptsächlichsten Schöpfungen Raiffeisens:

1) die Darlehnskassenvereine selbst in ihrer segensreichen Wirksamkeit;
2) ihre Organisation in der Centraldarlehnscasse;
3) ihre weitere Organisation in dem Anwaltschaftsverbande, welcher sich über ganz Deutschland erstrecken wird und theilweise schon erstreckt;
4) die Gründung einer Handelsfirma, welche ausschließlich zum Wohle der Menschheit arbeitet und als Rückhalt für die ganze Organisation dient. Der Gewinn dieser Firma wird nicht unter die Theilhaber vertheilt, sondern ist bestimmt, die Kosten der Anwaltschaft decken zu helfen. Das Reservecapital ist untheilbar und fällt im Falle der Auflösung der Centralcasse zu.“

So weit der erwähnte Aufruf. Es geht aus demselben hervor, daß es die landesväterliche Auffassung seines Bürgermeisteramtes war, welche Raiffeisen zunächst zum Wohlthäter seines Verwaltungsbezirkes und dann zum Wohlthäter vieler hundert Bauerngemeinden machte, die

durch seine Darlehnscassenvereine von der Pest des Wucherthums befreit wurden. Raiffeisen hat ein Beispiel gegeben, welches jedem Bürgermeister voranleuchten sollte.

Thomas Carlyle als Musterbild eines Schriftstellers und Volkserziehers

im Sinne des practischen Christenthums und sozialen Königthums.

Arbeiten und nicht verzweifeln.
Thomas Carlyle.

In Capitel B, Abschnitt I, „Die moderne Staatskunst und das Schulwesen" (Seiten 7 bis 14 dieses Buches) wurden die Schriften Carlyle's „wahre Evangelien des sozialen Königthums, der aristokratischen Gesinnung und der gemeinnützigen aristokratischen That, des practischen Idealismus und der religiösen Lebensauffassung" genannt.

Der französische Geschichtsschreiber Taine, verstimmt durch Carlyle's leidenschaftliche Parteinahme für Deutschland, wollte diesen nicht loben, sondern tadeln, wenn er sagte: „Alle seine Bücher sind Predigten." Gewiß sind sie das, aber Predigten in allerbestem, allerwirksamstem Sinne; Predigten, gewaltig und erschütternd wie ein Gewittersturm, aber auch wie ein solcher die Luft reinigend. Es sind Predigten, welche das verstockteste Herz bis in seinen tiefsten Grund aufwühlen, wie der Dampfpflug den durch Steinschichten überdeckten und unfruchtbar gewordenen Boden aufreißt und den besseren Untergrund für neue Aussaaten hervorholt.

Goethe erkannte schon in dem Erstlingswerke Carlyle's „Das Leben Schiller's" (1823) die eigenthümliche Größe und Aufgabe dieses Mannes, indem er ihn „eine neue moralische Kraft" nannte.

Longfellow feierte ihn als eine „königliche Seele". Einer seiner Biographen nennt ihn „den größten Lehrer unseres Zeitalters".

Wenn Carlyle selbst alles Heil von den „deutschen Denkern und Dichtern" erhoffte, so schuf er durch seine eigenen Schriften insofern ein nothwendiges Verwirklichungsmittel jener Hoffnung, als er die Grundgedanken der deutschen Dichter und Denker in die Sprache des 19. Jahrhunderts übersetzte, d. h. sie in das Feuermeer der neueren Zeitinteressen, Zeitleidenschaften und Zeitkämpfe tauchte und mit diesen Fackeln dann auch die dunkelsten Lügenwinkel moderner Civilisation beleuchtete, in welche das Sonnenlicht Kant's, Goethe's und Schiller's nicht direct zu dringen vermag. Carlyle lebte, beobachtete, fühlte und dachte in London, Goethe in Weimar. Welcher Unterschied, ja welcher Gegensatz! Goethe's Weltweisheit scheint in ihrer olympischen Höhe und Ruhe die Lösung der religiösen, politischen und sozialen Fragen unserer Gegenwart vorauszusetzen und deshalb außer Stande zu sein, als Wegweiser in diesen Kämpfen zu dienen. Carlyle zeigt, daß dieser Schein ein trügerischer ist. Indem er seine größten Gedanken von Deutschland bezog und sie durch seine geistigen Ausstrahlungen mittelbar und unmittelbar

bloß in einen lebendigen Zusammenhang mit den brennenden Zeitfragen unserer Tage setzte, brachte er dem heutigen Geschlecht auch die deutschen Dichter und Denker wieder näher. Zu diesen Denkern und Leitsternen gehören bei ihm aber nicht nur Kant, Goethe und Schiller, sondern auch die preußischen Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II.

Bei dem nachfolgenden Lebensbilde Carlyle's benutzen wir der Kürze wegen vielfach Inhalt und Reihenfolge des vorzüglichen Aufsatzes von K. Walz: „Thomas Carlyle, ein Bahnbrecher der Gerechtigkeit und Wahrheit" (Sonntagsbeilagen des „Reichsboten" vom 18. März bis 15. April 1888).

An weiteren Biographien benutzten wir:

Thomas Carlyle von Julian Schmidt (Westermann's Monatshefte, Jahrg. 1874).

Das Leben Thomas Carlyle's. Aus dem Englischen von J. A. Froude. Deutsch von Th. A. Fischer. 3 Bände. (Verlag von F. A. Perthes in Gotha 1888).

Sartor Resartus von Thomas Carlyle. Uebersetzt und mit einer ausführlichen Biographie Carlyle's versehen von Th. A. Fischer. (Verlag von Otto Wigand, Leipzig 1882).

Thomas Carlyle. Ein Lebensbild und Goldkörner aus seinen Werken von Eugen Oswald. (Leipzig, Verlag von W. Friedrich, 1882).

Thomas Carlyle's Werke I. (Collection Spemann). Mit einer biographischen Einleitung von Johannes Scherr.

Als im October 1870 Englands Sympathien aus falschem Mitleide auf Seiten des niedergeworfenen Frankreich standen, erschien in der „Times" eine historische Darstellung der französisch-deutschen Beziehungen seit 400 Jahren, die mit den Worten schloß: „daß das edle, geduldige, fromme und solide Deutschland endlich geeinigt, zu einer Nation verschmolzen und Königin des Continents werden sollte an Stelle des windigen, ruhmsüchtigen, gestikulirenden, streitsüchtigen, ruhelosen und allzu empfindlichen Frankreich, scheint mir die hoffnungsvollste politische Thatsache zu sein, die zu meiner Zeit stattgefunden hat." Es war gleichsam der aufrichtige Dank, welchen Carlyle dem Deutschland Schiller's und Goethe's mit diesen Worten heimzahlte, Worte, die damals in allen deutschen Herzen wiederklangen, obschon sie uns jetzt fast zu enthusiastisch erscheinen. — Den Dank Deutschlands hinwiederum gab fünf Jahre später Fürst Bismarck zurück, als er dem Geschichtsschreiber Friedrichs des Großen an dessen achtzigstem Geburtstage die wohlverdiente Anerkennung für seine großen Verdienste in einem mächtigen Schreiben ausdrückte.

Dasselbe lautet also:

Berlin, 2. December 1875.

Hochgeehrter Herr!

Die Feier Ihres achtzigsten Geburtstages geht auch Deutschland an, und Ihnen darf ich das ja in meiner Muttersprache sagen. Wie Sie bei Ihren Landsleuten Schiller eingeführt, so haben Sie den Deutschen unseren großen Preußenkönig in seiner vollen Gestalt, wie eine lebende Bildsäule, hingestellt. Was Sie vor langen Jahren von dem „heldenhaften" Schriftsteller gesagt, er stehe unter dem edlen

Zwange, wahr sein zu müssen, hat sich an Ihnen selbst erfüllt; aber glücklicher als diejenigen, über welche Sie damals sprachen, freuen Sie sich des Geschaffenen und schaffen weiter in reicher Kraft, die Ihnen Gott noch lange erhalten wolle.

Empfangen Sie mit meinem herzlichen Glückwunsch die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung.

gez. Fürst v. Bismarck.

So ist es denn wohl gerechtfertigt — bemerkt K. Walz in seinem erwähnten Artikel — wenn ich einem deutschen Publikum mit wenigen Strichen das Lebensbild des großen Schotten entwerfen möchte. Es liegt biographisches Material reichlich vor. Vor Allem die von Froude, dem langjährigen vertrauten Freunde Carlyle's, verfaßte Lebensbeschreibung in zwei Bänden, ebenso wie die kurze Lebensskizze von Th. A. Fischer (Leipzig, O. Wigand 1882), die als Einleitung zu Carlyle's berühmtem Werke: „Sartor Resartus" dient. Auch sind aus den neuerdings erschienenen höchst bedeutenden Briefen seiner Frau klare Einblicke in Carlyle's originelles Wesen zu gewinnen. Vor Allem aber „loben ihn seine Werke in den Thoren". Einen eigenartigeren, gewaltigeren und packenderen Schriftsteller — sagt K. Walz mit Recht — hat dieses Jahrhundert nicht erzeugt, sicherlich keinen, der seinen Schild so tapfer von Anfang bis zu Ende bewahrt hat und so überzeugungsvoll auf ihm gestorben ist.

Man hat Carlyle häufig einen Propheten genannt. Jedenfalls theilt er das allgemeine Prophetenloos. Der Nordwind des Lebens blies rauh um seine Wiege und wehte ihm noch lange auf seinem Pfade entgegen. Sein Vater war ein Steinmetz, ein schlichter Mann, der sein Lebtage sich's sauer sein ließ und bei Hafermehl und Milch sich und seine Familie schlecht und recht durch's Leben brachte; seine Mutter, eine tapfere, fromme Frau, trug das rauhe Pilgerkleid mit der Würde einer Königin. Vom Vater spricht Carlyle stets mit unendlicher Hochachtung, von und zu der Mutter mit unendlicher Zärtlichkeit. Sie verstanden es, ihr kleines Familienschifflein mit Ehren zu steuern. Die Noth des Lebens vermochte sie nicht sittlich und geistig zu erniedrigen. Unter den rauhen Gewändern schlugen königliche Herzen. Etwas vom alten demüthigstolzen Puritanergeiste war in ihnen. Die Ehrfurcht, mit der sie dem Allerhöchsten huldigten, gab ihnen eine erhabene Gesinnung, und wenn sie ihre Psalmen sangen oder ihre Bibel lasen, dann wandelten sie im Geist mit den Helden des Glaubens, die im Namen des Herrn auf Löwen und Drachen getreten waren. Während der Vater streng und fast unnahbar war („wir durften ihn nicht freimüthig und offen lieben," klagt der Sohn), schildert Carlyle seine Mutter als eine Frau von weicherem Gemüthe; sie war eine kleine, zarte, arbeitsame und sparsame Frau, voll natürlichen Verstandes. Sie lernte aus eigenem Antriebe und ohne Lehrer schreiben, als sie schon ziemlich vorgerückt in Jahren war, lediglich um mit ihrem Sohne Thomas correspondiren zu können. Carlyle betete sie an; er schickte ihr jedes neue Buch, das er geschrieben. Durch sie kam er zu einer anderen Auffassung Cromwells. Mit Stolz pflegte Carlyle zu sagen: „Kein tüchtiger Mann hat noch jemals eine Närrin zur Mutter gehabt." Dieser Ausspruch könnte manche Mutter, die von Modethorheiten gefangen, Gefahr

läuft, eine „Närrin" zu werden, wohl stutzig machen. Der Gedanke, in den Augen ihrer Kinder als Närrin zu erscheinen oder durch ihre „Narrheiten" zur Klippe für die Tüchtigkeit ihrer Söhne zu werden, wird auf viele Mütter stärker wirken als mancher andere Grund.

Erschütternd sind die Worte, welche Carlyle als verwittweter Greis zu einer Freundin sagte: „Was ich brauche, ist eine Mutter."

Die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, in welche Carlyle's Jugend fiel (er ist 1795 in Ecclefechan in Südschottland geboren), waren voll Armuth und unerhörter Noth des arbeitenden Volkes. Carlyle hat selbst gesehen, wie die armen Maurer von Dumfriesshire zur Essenszeit an den Bach trinken gingen, um dem leeren Magen wenigstens ein Scheingefühl von Sättigung für den Augenblick zu geben. Solche Eindrücke haften in einem fühlenden Herzen; sie sind unauslöschlich. Das tiefe Mitgefühl mit dem armen Volke kennt nur der, der selbst „sein Brod mit Thränen aß". Carlyle's Seele blieb stets voll Mitleid; ja dies unbegrenzte Mitleid ist als der tiefste Antrieb zu dem, was er als seine Lebensaufgabe erkannt und durchgeführt hat, anzusehen.

Dennoch ist Carlyle nichts weniger als sentimental. Seine Erziehung gab einer solchen weichlichen Stimmung keine Nahrung. In seinem Elternhaus galten nur Gebet und harte Arbeit, obwohl dabei der Sinn für geistige Güter durchaus nicht verloren ging. Diese armen Schotten kennen nur eine Leidenschaft: lernen, Kenntnisse erwerben, sich oder doch ihre Kinder ausbilden. Schottland ist das Land, das einen James Watt und einen Livingstone hervorgebracht hat, Männer, die ihre geistige Größe keiner Schule, nur der eigenen Anstrengung verdanken. Arme Handwerker opfern da den letzten Groschen für die gelehrte Bildung ihrer Söhne; und so thaten auch Carlyle's Eltern. Auf dem Gymnasium zu Aman und später auf der Hochschule zu Edinburg verlebte er ernst, still und arbeitsam seine Jugendjahre, stets mit der Noth ringend und dabei wunderbare Fortschritte machend. Was ihm der mangelhafte Unterricht, den er hier genoß, bot, war wenig. Er suchte sich energisch und zielbewußt seinen eigenen Weg, lernte für sich Deutsch und Französisch und die alten Sprachen, um sich der Literatur dieser Völker zu bemächtigen und entwickelte schon damals jene phänomenale Fähigkeit, sich klar und eindringend in die Dinge dieser Welt hineinzudenken und sich von ihnen eine deutliche Einsicht zu verschaffen. Schon als Jüngling imponirt er den Freunden durch seinen Wahrheitssinn. „Ich weiß wohl, daß du alles Affectirte verabscheust," schreibt ihm ein Altersgenosse. Eine Zeit lang scheint die Mathematik es ihm angethan zu haben, in der er so großartige Fortschritte macht, daß noch nach langen Jahren einmal im Ernste daran gedacht wurde, ihm den Lehrstuhl der Astronomie in Edinburg anzubieten. Allein schließlich weiß er ihr doch kein reelles Lebensinteresse abzugewinnen.

So logisch richtig auch ihre Sätze sein mögen, der Mensch lebt nicht von der Logik. „Das Ziel des Menschen ist nicht ein Gedanke, sondern eine Thätigkeit", etwas, was den ganzen Menschen, insbesondere den Willen anspannt. Charakteristisch für Carlyle's Widerwillen gegen bloße Empfindelei und Wortmacherei ist sein massivkomischer Zornausbruch gegen Diderot. Unaufhörlich klingen bei diesem die Worte Tugend, Ehrbarkeit, Empfindung, edle Seelen: wie unaussprechlich gut ist es, tugendhaft zu sein! wie erfreulich! wie erhaben! — „Im Namen

des Teufels und seiner Großmutter!“ ruft Carlyle, „so sei doch tugendhaft und halte endlich das Maul!“

Der beleidigende Gegensatz zwischen den christlichen Worten und Thaten der englischen Kirche war es auch, welcher Carlyle abhielt, sich dem Wunsche der Eltern entsprechend der Theologie zu widmen. Nicht daß er das Christenthum verachtet, die Religion bekämpft hätte. Aber die Kirche, die er den Sonntagsdienst verrichten sah und von der er an den Werktagen nichts verspürte, stieß ihn ab. Sie erschien ihm als eine große Unwahrheit. Unwahrheit war ihm stets in der Seele zuwider. Kein Wunder, daß der Jüngling in innere Kämpfe gerathend „vom Geiste in die Wüste geführt wurde“. Was bedeuten diese Lehrsätze, die im Namen Gottes an den Sonntagen verkündigt werden und im Namen des Teufels in der übrigen Zeit in ihr directes Gegentheil verwandelt werden? Sind sie mehr als eine conventionelle Lüge, dazu bestimmt, um die Menschen in eine angenehme Sicherheit einzuwiegen? Carlyle's jugendlicher Radicalismus kannte nur ein Entweder — Oder: entweder macht Ernst damit, ihr Menschen, oder werft alles dies als unnützen Ballast über Bord!

Und doch welch' eine traurige Zeit für ihn, diese Jahre des Zweifels, wo ihm die Welt „eine enorme, todte, unermeßliche Dampfmaschine war, die in stumpfer Gleichgiltigkeit weiter rollte, um ihn Glied für Glied zu zermalmen“. Solche Zweifel sind wie wilde Wasser, die Alles, was fest ist, mit sich reißen. Schwächere Naturen, einmal in ihren Strudel gerissen, folgen dem Strome, der, je tiefer er sich senkt, desto mehr seine reißende Natur verliert, um zuletzt in faulenden Sümpfen zu enden. Geraden und aufrichtigen Seelen, die nicht untergehen wollen, gelingt es dagegen, mit einem Tellssprunge aus dem tollen Wirbel sich an's sichere Land zu retten. Carlyle's besseres Ich, sein sittlicher Mensch bäumte sich auf gegen den Geist, der stets verneint. Der lange dauernde Ringkampf in seinem Innern fand einst in einer ihm ewig denkwürdigen Stunde seinen siegreichen Ausgang. Das ewige Nein hatte gesagt: „Siehe, du bist vaterlos, ausgestoßen, und das Weltall ist mein (des Teufels),“ worauf mein ganzes Ich antwortete: „Ich bin nicht dein, sondern frei und hasse dich auf ewig!“ So beschreibt er selbst das, was er seine Bekehrung, den wichtigsten Act im Leben, nennt.

Große Charaktere gehen aus Stürmen, äußeren und inneren, hervor. Je furchtbarer der Sturm in Carlyle gewüthet hatte, desto gewaltiger erhob sich nach dem Siege seine Natur als vielleicht der imposanteste Charakter der Neuzeit.

Vor Allem bewies sich das in der großartigen Selbstständigkeit, mit welcher er sich seinen eigenen, durchaus originellen Weg durch die Welt bahnte. Carlyle vermochte nicht, sich dem in der Gesellschaft herrschenden Tone anzubequemen. Er opferte nicht auf den Altären des Zeitgeistes. Darum ging sein Weg lange Jahre durch Einsamkeit und Entbehrung. Er gab, weil er seine Ueberzeugung höher hielt als ein bequemes Leben, Lebensstellungen auf, in denen er im Laufe der Zeit „Carriere“ gemacht hätte. Als er 1823 mit dem „Leben Schillers“ vor das englische Publikum trat, wies ihn dieses Publikum schnöde zurück. Man wollte von den Deutschen nichts wissen. Nichts war so

unpopulär, als deutsche Literatur. Und doch waren gerade diese Deutschen diejenigen, welche den Räthseln des Lebens mit einer Wahrheitsliebe und Selbstlosigkeit nachgingen, von der die damalige in Formen erstarrte britische Gesellschaft keine Ahnung hatte. Schiller war der edle Geist, der unter dem Drucke der Noth nur desto feuriger an den Idealen festhielt, ein Kämpfer, der das, was er sang, wirklich glaubt. Carlyle fühlte sich zu ihm hingezogen, weil auch er das heilige Feuer gegen den Gifthauch der Welt als sein Höchstes und Bestes mit seiner ganzen Person deckte. Doch ging ihm Schiller nicht genug in die Tiefe, Schiller besang mit wahrhaftiger Begeisterung das Evangelium der Humanität, dessen Blüthe er im Reiche des Schönen erblickte. Aber die Aesthetik konnte nicht das Heilmittel der Menschheit sein: denn sie ist, wenn auch ein beglückender Traum, doch nur in dem Reiche der Vorstellung und der Gefühle zu Hause. Die Welt aber ist hart und schwer, zu massiv, um bloß durch schöne Ideen curirt zu werden. Sie ist das große Arbeitsfeld, wo Berge zu versetzen, Thäler auszufüllen, Moräste zu trocknen, Straßen zu bauen, Saaten auszustreuen und die Menschen mittels der Arbeit zum beglückenden Bewußtsein einer würdigen Lebensaufgabe zu bringen sind. — Größer, ja der Größte unter den Zeitgenossen erschien ihm Goethe. Hier war ein großer, freier, durch keine vorgefaßte Meinung gebundener Geist, der den Thatsachen der Welt nachging, dem das Wirkliche das Wesentliche war, gleichsam die Lapidarschrift des ewigen Geistes in Raum und Zeit. So war Goethe, der Natur und dem Geiste in ihren Erscheinungen folgend, selber gewachsen, hatte von Stufe zu Stufe gleich der Eiche immer mächtigere Jahresringe angesetzt und stand nun mit dem Blicke des Weisen hochhäuptig über allen anderen, weil er selbstlos genug war, um die Gottesschrift der Thatsachen entziffern zu wollen.

Wunderbar die Sympathie zwischen dem Greise in Weimar und dem jungen Manne in Edinburg! Goethe hatte breite Fundamente gelegt, — Carlyle fühlte sich dazu berufen, als Prophet seine Zeit zur Anerkennung der großen Thatsachen zu rufen, die Gott in Natur und Geschichte den Menschen vorgezeichnet hat.

Propheten sind stets zuerst „Prediger in der Wüste", und vor Allem, sie gelten nichts in ihrem Vaterlande und in ihrer Freundschaft. Wie dem „Leben Schiller's" stemmte sich die britische Sprödigkeit auch dem Versuche entgegen, Goethe durch Uebersetzung in England einzuführen. „Wilhelm Meister" behagte dem herrschenden Geschmack durchaus nicht. Es bildete sich eine Entfremdung zwischen Carlyle und dem Publikum, in der er sich keine andere Rettung, auch in öconomischer Hinsicht, wußte, als daß er sich in die Einsamkeit zurückzog; doch jetzt nicht mehr allein, sondern in Gemeinschaft mit seiner tief und großartig angelegten Frau, die von den Höhen des Lebens heruntergestiegen war und über die soziale Kluft hinweg dem Sohne des Maurers von Dumfriesshire die Hand gereicht hatte.

Craigenputtoch heißt der Ort, wo die Carlyles sieben Jahre ihres Lebens in freiwilliger Verbannung zubrachten, — ein Wohnhaus mit Gehöfte, inmitten der ödesten Oede, welche Schottland aufzuweisen hat. Meilenweit keine menschliche Seele, ringsum das düster schweigende Torfmoor, einige melancholisch seufzende Fichten das einzig Bewegliche in der stillen Einsamkeit; der Schrei des Birkhuhns und die Raben die

einzige Erinnerung an lebende Wesen. Hier rangen sie dem kärglichen Boden die dürftige Nahrung für sich und ihr Vieh ab. Hier, wo aller Schein des Lebens abgestreift und nichts als eine rauhe und gewaltige Wirklichkeit übrig war, durchdrang der Geist Carlyle's alle Hüllen, hinter denen sich das Menschenleben trügerisch versteckt. Unbarmherzig riß er der Welt ihre geborgten Fetzen ab, die nur Drapierung, Uebermalung, Decoration sind, und konnte es mit gutem Gewissen thun, da ihm die Welt nichts gab und er von ihr nichts verlangte. Einem Propheten dürfen wir glauben, wenn er, um Prophet zu sein, freiwillige Armuth wählt. Sagte doch schon d'Alembert mit Recht, ein Schriftsteller, der wirken wolle, müsse arm sein. Carlyle verlangte vom Menschen nichts weiter, als daß er „einen festen Glauben habe hinsichtlich seiner Beziehungen zum Universum". Alles Uebrige ist mehr oder weniger Nebensache. Ueberzeugung! Ueberzeugung! — dies ist das Eine, was noth thut. „Sage: ich bin ein Mann, und du sagst Alles. Ob König oder Kesselflicker, ist ein bloßes Anhängsel."

So ist es denn natürlich, daß sein scharfsinniger und ehrlicher Geist die Nuß der Welt, wenn dieses Gleichniß erlaubt ist, entschalt und sie sich auf ihren Kern ansieht, oder daß er ihr die Kleider, mit denen sich die Welt mehr oder weniger angemessen behängt hat, auszieht, um zu sehen, wie sie sich in natura ausnimmt. Es giebt ja dann gar mancherlei Kleider zu entfernen, hinter denen sich oft etwas ganz Anderes präsentirt, als man vermuthen sollte: Kirchenkleider, so zu sagen, wie Staatskleider, Wort- und Redensartenkleider und Glaubenskleider, vornehme und niedrige Kleider, Kleider der Philosophen und Staatsöconomen, der Standesvorurtheile und der Urtheile überhaupt. Ja, was würde aus der Welt werden, ohne diese ebenso wohlthätigen als auch wieder betrüglichen Bedeckungen unserer Blößen! Aber Kleider haben ihre Zeit; sie werden alt und fadenscheinig mit den Jahren, und soll es nicht den Zorn erregen, wenn man die abgängige Bedeckung für ewig ausgiebt, anstatt sie mit einer passenderen neuen zu vertauschen?

Wir haben hier mit wenigen Strichen die Idee des genialsten Buches, das die englische Literatur des 19. Jahrhunderts hervorgebracht hat, des „Sartor Resartus", zu deutsch: „Der geflickte Schneider" angedeutet, das in der Einsamkeit zu Craigenputtoch entstand, zuerst 1833 in Fraser's „Magazin" veröffentlicht wurde und auf die Zeitgenossen zunächst wahrhaft verblüffend wirkte. „Ein Haufen zusammengebackenen Unsinns" wurde es genannt, ganz natürlich in den Tagen des alten Philisterthums, das nichts Höheres kannte als: „Ach, wenn es nur immer so bliebe hier unter dem wechselnden Mond!" Aber die Welt Gottes ist der Phönix, der sich stets verbrennt, um stets verjüngt aus der Asche zu erstehen. Das hat Carlyle durchgeführt mit Ironie und Spott, mit Ernst und genialem Durchblicke, prophetisch schon damals Bahnen weisend, in die die gegenwärtige Welt durch die bittere Nothwendigkeit gezwungen ward einzulenken. Obwohl in Prosa schreibend, ist er ein Dichter, nicht blos wegen der Schönheiten seiner Sprache, sondern sofern der Dichter „der Tröster der Menschheit ist", ein Prophet, sofern er an Gott glaubt und göttlichem Berufe folgt, ein Herrscher zugleich, sofern er auf dem königlichen Throne der Gedanken diese Erde unter sich hat, über sich den Himmel; ein Freund der Menschen wie wenige, weil Sympathie seine Feder führt und sein Mitgefühl vor Allem

denen gilt, die, ausgestoßen aus den Reihen der Glücklichen, die abgenagten Knochen, die von der Reichen Tische fallen, zu nagen gezwungen sind. Der Erste in England war er, der die Sache der Armen führte, lange ehe Marx und Lassalle auftraten. Carlyle kann es nicht glauben, daß es von Gott gewollt sei, daß die Reichen ihr Leben damit zubringen, „Rebhühner zu schießen und sich zu amüsieren“, während zahllose Unglückliche nach der herrschenden Weisheit des Laissez faire langsam verhungern. „Ein Mensch, so sagt er, ist bei uns weniger werth, als ein Pferd.“ „Ein schönes Pferd bezahlt man mit 20 bis 200 Pfund. Ein wohlgewachsener Mensch ist nicht nur nichts werth für die Welt, sondern eben diese Welt würde ihm sogar eine runde Summe schenken, wenn er sich einfach verbindlich machen wollte, sich aufzuhängen.“ Unendlich bitter, aber wahr! Die Welt ist tief traurig und unendlich ernst. Aber sie ist der Schauplatz der Gerichte Gottes. Sie hörte Carlyle von Weitem schon donnern. Er sagte voraus, was jetzt theils vor Aller Augen, theils noch im Schoße der Zukunft verborgen liegt.

Der Carlyle'schen „Philosophie der Kleider“ widersetzte sich in England zunächst Alles, was „weiche Kleider“ trug, die herrschenden Classen, die aus ihrer trägen Ruhe nicht aufgeschreckt und in dem angenehmen „Geschäfte der Verdauung“ nicht gestört sein wollten. Wohlmeinende Freunde prophezeiten Carlyle, er werde niemals populär werden, wenn er fortfahre, gegen den Strom zu schwimmen. Was ihn betrifft — er fuhr einfach fort. Obwohl keine einzige Zeitung Großbritanniens ihm damals offen stand, obwohl das Publikum seine Bücher nicht kaufte und er in drückendem Mangel lebte, beugte er sich nicht vor dem Geiste der Zeit. Aber er erlebte noch den Triumph, daß die Idee der Gerechtigkeit und Wahrheit, die er predigte, sich selber Bahn brach und er zuletzt fast als das Orakel betrachtet wurde, bei welchem England in kritischen Umständen sich Raths erholte.

Das Buch, das ihm zuerst einen Ruf verschaffte, ist die „Geschichte der französischen Revolution“ (1835), die er in Chelsea, einer Vorstadt von London, wohin er inzwischen übergesiedelt war, vollendet hatte. Frankreich bot ihm für die Wahrheit, die er verkündigte, den geschichtlichen Beweis, daß nämlich Völker so lange blühen, als sie an Gott glauben, daß aber der Unglaube oder die Heuchelei der Niedergang der Nationen sei. Die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, ein ungeheurer „Misthaufe“, wie er sie bezeichnet, findet in Voltaire ihren Herostratus zur Strafe dafür, daß sie die reformatorischen Grundsätze von sich gestoßen hat. Voltaire's Aufgabe war es, Scheindinge zu verbrennen, der Welt die Maske abzuziehen und mit dem Scheidewasser des Spottes und der Kritik das verrottete Bestehende zu zersetzen. Sie wollten nicht glauben, darum mußten sie an ihrem eigenen Leibe spüren, daß es eine Nemesis giebt. Die Sansculotten sind die Scharfrichter Gottes, selten freilich nicht viel besser als ihre Opfer. Wie ein Drama ist das Buch angelegt.

„Es beginnt mit dem Zusammensturze eines verdorbenen Systems und einem Freiheitstraume, der eine Herrschaft des Friedens und der Glückseligkeit und allgemeine Liebe herbeiführen soll. Es bahnt sich seinen Weg durch das Fehlschlagen visionärer Hoffnungen, bis es beim Königsmord und der Schreckensherrschaft und bei der Wiedergeburt des

Menschengeschlechts durch die Guillotine anlangt. Es gleicht einer Tragödie des Aeschylus, die aus buchstäblich wahren Thatsachen zusammengesetzt ist und in der man die Furien wieder auf dieser prosaischen Erde wandeln und ihr Schlangenhaar schütteln sieht."

Ein solches Buch läßt sich nur schreiben mit der Leidenschaft des Glaubens. Wenn ich — sagt Karl Walz — Carlyle einen Gläubigen nenne, so ist sein Glaube durchaus original, aus ihm selbst herausgewachsen und hat nichts gemein mit dem gläubigen Nachsprechen landläufiger Annahmen und s. g. allgemeiner Wahrheiten der öffentlichen Meinung. Im Gegentheil, die herrschenden Tagesmeinungen stießen ihn ab. Daß z. B. der Welt durch Verfassungen, allgemeines Stimmrecht, Erweiterung der s. g. Menschenrechte werde geholfen werden, diese Ansichten waren ihm nichts weiter als ein ungeheurer Aberglaube. Politische Parteiprogramme haben ihn niemals bestochen. Seine Ueberzeugung war vielmehr die, daß das Gesetz Gottes, das sich ihm wesentlich in den drei Forderungen darstellte: „Ehre deinen Schöpfer; rede die Wahrheit; lasse deinem Nächsten Gerechtigkeit widerfahren", zu keiner Zeit ungestraft verletzt werden könne. Es gelte heute wie vor Jahrtausenden im Leben der Völker wie der Einzelnen. In alten Zeiten waren Barbaren die Zuchtruthen der gebildeten Völker, die in Heuchelei und practischen Atheismus versunken waren. Heutzutage zieht die Gesellschaft sich die Mittel zu ihrer Bestrafung am eigenen Busen groß, d. h. wir müssen jetzt sagen, für unsere Heuchelei und practische Verleugnung Gottes sind die Erschütterung der Autorität, Sozialdemokratie und Anarchismus die gerechten Strafen. Das einzige Heilmittel ist, daß man die Menschen zur Anerkennung ihrer Pflichten bringt. Erweitert man noch so sehr die Rechte der Menschen, so macht man, wenn die Sittlichkeit nicht gleichen Schritt hält, das Uebel nur noch größer. Das einzige Recht, das die Menschen haben, ist der Anspruch darauf, gut und vernünftig regiert zu werden. Gewiß eine radicale Gesinnung, — denn sie verlangt eine gründliche Umkehr der Menschen in ihren Sitten und Lebensgewohnheiten. Aber wie wenig stimmt sie zu dem sog. radicalen Programm! Carlyle kennt nur einen Fortschritt, den moralischen. Ohne ihn würden alle anderen Fortschritte schließlich zur Anarchie, zum Hunger und Wahnsinn führen.

Mit solchen Gesinnungen betrat Carlyle in seinem Buche: „Ueber die Armen, ihre Rechte und ihre Leiden" die Arena der Tagespolitik und warf sich zum Anwalt derer auf, welche die herrschende Nationaloeconomie zu bloßen Gegenständen des Angebots und der Nachfrage herabwürdigte. In den englischen Spinnereien, Webereien, Gießereien u. s. w. arbeiten Millionen, welche die Industrie einfach als so und so viele „Hände" bezeichnete, gleich als ob diese „Hände" nicht von einer menschlichen Seele regiert würden, sondern einfache Bestandtheile der Riesenmaschinerie der britischen Industrie wären. Die Nationalöconomen sanctionirten diesen Gebrauch durch die Theorie des Egoismus. Jeder solle nach seinem Interesse leben. Die zahllosen sich kreuzenden Interessen würden sich schon von selbst reguliren, und eine vollkommene Welt, wo jedem geholfen sei, werde die Folge davon sein. Carlyle war dagegen überzeugt, daß aus diesem schrankenlosen Spiele der Kräfte und Interessen eine Welt des Teufels hervorgehen müsse, wo der Arme umsonst nach einem menschenwürdigen Dasein seufzte.

Um dies im Spiegel der Vorzeit deutlicher zu zeigen, stellte er in seiner 1843 erschienenen Schrift: „Post and present“ „Sonst und Jetzt“ die Zustände der Leibeigenen unter den ersten Plantagenets denen im „freien England“ gegenüber, und was ergiebt sich? Der Sclave oder Leibeigene hatte für seinen Herrn einen reellen Werth. Dieser nährte, kleidete und schützte ihn; er erhielt seinen Antheil am Schinken. Jetzt, wo der Arbeiter nominell ein freier Mann ist, ist er ein herrenloser Vagabund, absolut werthlos in Zeiten, wo keine Nachfrage nach ihm ist, in Wirklichkeit ein jämmerlicherer Sclave der Nothwendigkeit als die Neger Süd-Carolinas. Was nützt ihm die politische Mündigkeit, die ihm diese Zeit, welche groß in Worten und schwach in Thaten ist, verliehen, wenn ihm das Wesen der Selbstständigkeit, ein auskömmliches Dasein verweigert wird? Heißt das nicht, ihn mit Schatten anstatt mit Brot abspeisen?

Das, was Carlyle am tiefsten empörte, war, daß dieses England der schrankenlosesten Interessenwirthschaft sich noch auf sein Christenthum steifte. Am Sonntag wurde die Liebe zum Nächsten gepredigt und in der übrigen Zeit der Egoismus als die soziale Triebkraft angebetet. Seine ganze Energie richtete sich daher auf die herrschenden Classen, um diese zur Anerkennung ihrer sozialen Verpflichtungen zu bringen. Was er aus tiefem Mitgefühl mit den Armen oft mit leidenschaftlichem Pathos sagte, war nur allzu wahr, aber es hatte das Schicksal alles Prophetischen, daß es zunächst im eigenen Lande mißachtet wurde, bis diese Forderungen bei anderen Nationen, wie wir Deutsche ja wissen, willigere Ohren fanden, um von dieser zum eigenen Volke ihren Weg zurückzunehmen.

Auf seinen Wanderungen durch England traf Carlyle einst einen Arbeiter in der Nähe von Naseby, das durch den Sieg Oliver Cromwells bekannt ist. Der arme Mensch meinte, ein zweiter Oliver müsse kommen und den armen Leuten aufhelfen; eher werde es nicht besser werden. Er traf damit nach Carlyle's Meinung den Nagel auf den Kopf. Parlamente, aus 600 Köpfen bestehend, seien wohl gut zu schwatzen, aber der elenden Welt aufzuhelfen, dazu seien sie durchaus unbrauchbar. Der Anstoß zu allem Guten und Großen sei von jeher nicht von Körperschaften, sondern von einzelnen gottbegnadeten Personen ausgegangen, Personen, die die Last der Welt auf ihre Schultern nahmen, sich vor den verfahrenen Wagen spannten und zugleich, wie aus einer Eingebung heraus, neue Ideen als zündende Funken in den verrotteten Haufen des Bestehenden warfen, damit aus der Asche des Alten sich Neues bilden könne.*) Diesen Gedanken hatte er in seinen weltberühmten Vorträgen über: „Helden und Heldenverehrung und das Heldenmäßige in der Geschichte“ bereits ausgeführt. Nun aber führte er ihn an Oliver Cromwell selber durch, dem „einzigen Herrscher, welchen England gehabt hat“.

Ueber keinen Charakter der neueren Geschichte besteht wohl mehr Verwirrung in dem Urtheil der Menschen als über Cromwell, den „Königsmörder“, wie ihn die Einen, den „Fanatiker“, wie ihn Andere,

---

*) Da wir nun einmal Parlamente haben, sie in irgend einer Art auch wohl nicht entbehren können, so müssen die „gottbegnadeten Persönlichkeiten“ auf die Parlamente zu wirken suchen.

den „Heuchler", wie ihn wieder Andere zu nennen belieben. Im Ganzen neigte sich das moderne Publikum der Ansicht zu, daß bei ihm ein gut Theil Duckmäuserei vorhanden gewesen und daß er damit vortrefflich einen glühenden Ehrgeiz zu verbinden gewußt habe, also ein verkappter „Jesuit" war.

Mit solchen Urtheilen ist es aber in Wirklichkeit oft nicht viel besser bestellt, als wenn ein Gefangener aus seiner Zelle heraus durch eine Ritze die Welt betrachtet und sich nachher für einen Sachkenner ausgiebt. Sind denn die Tagesmeinungen, auf welche wir so hartnäckig schwören, etwas Anderes als Zellen, in die der Geist oft auf Lebenszeit gebannt ist?

Carlyle lud daher seine Landsleute ein, aus diesen engen Zellen herauszutreten und sich den leibhaftigen Cromwell anzusehen. In den vier Bänden der „Briefe und Reden Oliver Cromwells" legt er uns, dem Faden der Zeit folgend, Alles, was von authentischen Aeußerungen des Mannes auf uns gekommen ist, gleichsam zum Anschauen und Prüfen vor. Das Resultat ist ein ehrlicher Charakter, ein Mann aus einem Guß, der geglaubt hat, was er sagte und that, und der nur aus diesem Glauben heraus verständlich ist. Cromwell ist der Typus der Puritaner, der letzten wirklich Gläubigen, welche nach Carlyle England gehabt hat, der Menschen, für welche Himmel und Hölle ernste, ja die größten Realitäten waren und die darum ihre Handlungen nur darauf einrichteten, daß sie vor der ewigen Majestät eines gerechten Gottes Gnade finden möchten. Eben deswegen aber, weil dieser Glaube der Gegenwart abhanden gekommen ist, muß natürlich ein solcher Charakter den Durchschnittsmenschen unserer Tage unglaublich sein und ein Zerrbild, das sie sich selbst gestaltet, ihnen an seine Stelle treten. — Das Buch bewirkte einen völligen Umschwung in der Beurtheilung des gewaltigen Mannes, der Englands Größe zum ersten Male der Welt gezeigt hatte.

Wir nannten Carlyle schon verschiedene Male einen Propheten. Mußte er gleich einem solchen auch fragen: „Wer glaubt unserer Predigt?", so hatte er doch die, leider ihm selbst so traurige Genugthuung, daß die Zeitereignisse ihm Recht gaben. Mangel an Ueberzeugung, Dilettantismus, Heuchelei, Ueberfluß an Geschwätze und Armseligkeit des Handelns: das hatte er als die Krebsschäden des Jahrhunderts erkannt. Das Jahr 1848 war ja nichts Anderes als das göttliche Amen zu seiner Ueberzeugung. Einen solchen Bankerott hatte Europa noch nie erlebt. Alles hatte den Kopf verloren. Kein gekröntes Haupt, das nicht sich in seiner ganzen Schwäche gezeigt hätte. Diese Erschütterungen nennt Carlyle „höchst erfreulich und doch unaussprechlich traurig: erfreulich, soweit es uns lehrt, daß alle Sterblichen nach Gerechtigkeit und Wahrheit verlangen; daß kein noch so einflußreicher Charlatan, kein noch so schlauer Fuchs von Louis Philipp mit seinem großen Lehrmeister als Helfershelfer (dem Teufel) ein Haus auf Lügen bauen oder einen Thron der Ungerechtigkeit errichten, ja nicht einmal mehr den Versuch dazu machen kann in unseren Tagen . . . Wie traurig ist es aber auf der anderen Seite, daß diese Wahrheiten so neu sein müssen (denn hier liegt wirklich der Hauptgrund des Uebels), daß die ganze Welt in ihrem Proteste gegen eine schlechte Regierung kein anderes Heilmittel finden kann, als sich in Regierungslosigkeit oder Anarchie

(Königlosigkeit) zu stürzen, wohin uns nach meiner Meinung dieses allgemeine Stimmrecht unfehlbar bringen muß! **Die Organisation der Arbeit ist gerade die Hauptfrage für alle Regierungen.**"

Als Louis Napoleon im Jahre 1849 als der Retter der Gesellschaft auftrat und von der öffentlichen Meinung als solcher begrüßt wurde, schrieb Carlyle: „Ach, die Zeit kann vermuthlich leicht wiederkehren, in der L. Napoleon, der arme Kerl, eines Tages hier wieder im Kabriolet spazieren fahren wird!" was sich bekanntlich buchstäblich erfüllt hat.

Im Gegensatz zu den modernen Dilettanten des Glaubens wie des Unglaubens, der Moral wie des Verbrechens, zu den Schönrednern, die ihren Mangel an Ueberzeugung hinter dem Wortschwalle verbergen, den s. g. Regenten, die nicht regieren, sondern sich den Menschen anpassen, suchte Carlyle nach einem geschichtlichen Charakter, der einigermaßen seinem Ideale entspräche. Er fand in der neueren Geschichte keinen, der weniger geheuchelt hätte, als Friedrich den Großen. War dieser auch nicht völlig das, was er von einem „Helden" forderte, so hatte er doch sein Lebtag von einem gewissen Glauben sich leiten lassen; Friedrich glaubte an Thatsachen. Er nahm die Dinge, wie sie waren, drapierte sie nicht künstlich mit einem erborgten Mantel, sondern sah der Wirklichkeit männlich in's Gesicht; in der That ein großes Ding inmitten eines durch und durch unwahren, in Scheindingen lebenden Jahrhunderts, wo Ehrlichkeit des Handelns fast unbekannt war.

Aber indem nun sein schriftstellerischer Drang sich an diesen Gegenstand heftete, fühlte Carlyle auch die ganze ungeheuere Schwierigkeit der Aufgabe. Will er Friedrich der Gegenwart verständlich machen, so muß er ihn nicht aus der Vogelperspective unserer Tage betrachten, sondern ihn aus seiner eigenen Zeit hervorgehen lassen. Aus dem Hintergrunde des 18. Jahrhunderts muß dieser eigenartige Charakter hervortreten. Es gilt also, diese verlogene Welt der Perücken und Zöpfe, dieses offizielle und inoffizielle Europa vor 150 Jahren gleichsam neu zu gebären und so vor uns hinzuzaubern, daß wir es mit Händen greifen müssen, oder auch, wie er selbst sagt, „den enormen Misthaufen des 18. Jahrhunderts mit seinen entsetzlichen Heucheleien, mit seiner schmutzigen und blinden Sinnlichkeit, seiner Grausamkeit und seiner in Verwesung übergegangenen Leere, die unvermeidlicher völliger Vernichtung entgegengeht, zu verbrennen". Gewiß eine traurige Aufgabe, wenn man sie mit der Miene des Inquisitors verrichten sollte. Erträglich wurde sie für Carlyle, und ist ihre Ausführung für uns durch den Humor, der mit unterläuft. Carlyle definirt Humor als die herzliche Teilnahme für die untere Seite der Dinge. Es läßt sich bekanntlich jedem Dinge eine doppelte Betrachtung abgewinnen. Du kannst es messen mit dem Maßstabe der Idee; dann wirst du zum Richter. Du kannst es beurtheilen unter billiger Berücksichtigung aller Umstände; Personen also aus ihrer Umgebung, Erziehung, überhaupt ihrer Zeit heraus verstehen, dann wird dir dein Humor, wenn du ihn hast, eine wohlwollendere Art des Urtheiles an die Hand geben. Er wird dir deinen Mann gleichsam als Sclaven der Verhältnisse zeigen, und je mehr er vorzustellen prätendirt, desto mehr werden dir seine Prätensionen in komischem Lichte erscheinen. Du lächelst über ihn und kannst nicht zürnen. Es zeugt von Carlyle's tiefinniger Herzensgüte, daß er den Gestalten der Nacht, die er aus der Vergangenheit hervorholt, anstatt sie mit dem Hammer Thor's zu zer-

schlagen, eine gewisse Gerechtigkeit widerfahren läßt, indem er sie humoristisch behandelt und sie uns dadurch eigentlich menschlich wieder näher bringt. Müssen sie für ihre Thorheiten und Fehler ihre Strafe haben, so wählt doch der Humor die leichtere, er macht sie zu komischen Figuren und entlastet so unsere Herzen von dem furchtbaren Alpdrucke, den sonst die Welt, die „im Argen liegende", auf uns ausüben würde. — Dies ist es, was den Leser der Geschichte Friedrichs II. mit Dank gegen den Verfasser erfüllt und was wahrhaft befreiend und gewissermaßen erhebend auf ihn wirkt.

Die sechsbändige Geschichte Friedrichs II., die eigentlich eine Geschichte des 18. Jahrhunderts heißen könnte, ist eines der humorvollsten Bücher, die je geschrieben wurden. Aber wenn wir unsere bekannten Humoristen, Jean Paul und Fritz Reuter, ihren erfundenen Charakteren humoristisches Leben einhauchen sehen, so ist Carlyle's Humor großartiger, weil es wirkliche Menschen sind, nicht erfundene Gestalten, die er uns vorführt; wie es denn gewiß werthvoller und auch schwieriger ist, einen Menschen, der einst gelebt hat, aus dem Reiche der Schatten in das der Lebendigen schriftstellerisch zurückzuführen, als blos den Ausgeburten unserer Phantasie erdichtetes Fleisch und Blut zu geben. Darin aber ist er ein Zauberkünstler wie Tiresias, daß seiner Darstellungskunst der Hades seine Todten wiedergeben muß. Kein Zweiter unter den Neueren versteht es so wie Carlyle, die Vergangenheit zur Gegenwart zu machen. Wenn er uns führt, wandeln wir an der Seite Friedrich Wilhelms und des alten Fritz, als wären wir von ihren Leuten. Sie reden mit uns, wir freuen uns über sie, zittern und bangen für sie, und eine Spannung bemächtigt sich unser, wie sie der Romanschreiber bei seinen Lesern hervorzurufen nicht sehnlicher wünschen kann. Dabei diese bewunderungswürdige Exactheit in allen Kleinigkeiten, dieses horrende Wissen um die verborgensten Details, diese plastische Darstellungsgabe, und überall dieser menschliche Pulsschlag warmer Theilnahme, und dies Alles zieht den Leser mit magischer Gewalt in sein Bereich. Es erscheint Alles so lichtvoll und durchsichtig; alle Schleier wie gehoben und dabei weht durch die Hallen der Vergangenheit nicht jener eisige Hauch, den die Pedanterie der bloßen Gelehrsamkeit zu erzeugen pflegt, sondern warme, wohlthuende Lebensluft. Solche Wirkungen erzielt nur wahrhaftige, warme Sympathie, verbunden mit klarer, erleuchteter Einsicht und wunderbar durchdringendem Scharfsinn.

Neben dem Titelhelden des Buches ist Carlyle's erklärter Liebling, ja sein Liebling par excellence Friedrich Wilhelm I., dessen vielverkanntes Wesen er zuerst in seiner ganzen kernigen Vortrefflichkeit zu würdigen und dessen Sonderbarkeiten sein Humor liebevoll zu ertragen wußte. „Ein gerechter Mann, sage ich, und ein braver und wahrhaftiger; aber ungeschlacht wie ein wilder Bär, durchaus unartikulirt, wie stumm .... Ein Mensch, der in neueren politischen Kreisen nicht aufgekommen wäre, nicht wählbar in Wahlversammlungen ... aber höchst anziehend, wenn du stummen menschlichen Werth zu lesen verstehst, und von unaussprechlichem Nutzen für die preußische Nation." Denn „es kommt im Grunde darauf an, wie viel Ueberzeugung einer hat".

1864 ward „Friedrich II." beendigt. Zehn Jahre später empfing der Verfasser in dem Orden pour le mérite den Dank der preußischen Regierung. „Sie haben uns den großen König wie eine lebende Bild-

säule vor die Augen gestellt," schrieb später Bismarck an ihn. Es kostete Carlyle fast einen inneren Kampf, bis er sich entschloß, den Orden anzunehmen. Den Bathorden, den ihm Lord Beaconsfield zugedacht, wies er als unvereinbar mit seinen Grundsätzen zurück. Im Orden pour le mérite erblickte er dagegen die Auszeichnung für wirkliche Verdienste. Denn so war und blieb er bis zu seinem Ende allem Scheinwesen abhold. Daher ging er den äußeren Ehren wie einer Gefahr aus dem Wege. Ein einziges Mal, als ihn 1865 die Universität Edinburgh zum Rector erwählte, hat er die Ehrenstelle nicht abgelehnt. Im Uebrigen blieb er der einsam seinen Weg wandelnde Privatmann, obwohl er längst zum öffentlichen Charakter geworden war. Einsam im völligen Sinne des Wortes machte ihn der Tod seiner Frau, den er nie ganz verschmerzt hat. Da brach mächtiger denn je der dunkle Strom der Melancholie aus den Tiefen seines Gemüthes hervor, und nur selten noch traf ein Lichtstrahl beglückend seine Seele.

Wie alle großen Menschen mußte er sein Genie sehr theuer bezahlen. Was schon Aristoteles bemerkt hat, daß Wehmuth das Erbtheil großer Männer sei, das trifft bei keinem so zu wie bei Carlyle. Wohl kann er scherzen, — aber er vergißt nie, über welch' einer dunklen Tiefe der dünne Bogen unseres Daseins sich spannt. Wohl ist ihm die Welt die Offenbarung der Gesetze und Ordnungen Gottes, doch wenn auch groß, ist sie ihm unendlich ernst und traurig. Er weiß dem zweifelnden Menschen keinen anderen Rath, als die erste beste Arbeit, die Gott ihm zur Pflicht macht, zu verrichten und so von einem Werke zum anderen sich durchzuschlagen, mit nichts Anderem als mit dem Zuspruch der inneren Stimme sich zufrieden gebend, die ihm sagt: „Du hast gethan, was du konntest!"

Bei seinen Mitmenschen sieht er, wie sie meist mit sehr großer Gleichgiltigkeit gegen die ewigen Ordnungen und Forderungen Gottes in den Tag hineinleben, und er weiß doch, daß dieses in den Taghineinleben nichts Anderes ist, als das Hinabgleiten auf der schiefen Ebene des Verderbens. Er, der Hellsehende unter so vielen Blinden, welchen Schmerz trägt er darüber in seinem Busen! Und er darf ihn hegen, weil er selbst dem Geiste der Welt niemals gehuldigt hat. Von seinem großen schottischen Landsmann, dem Reformator John Knox, sagte der Regent Murray: „here lies he who never feared the face of man," — „hier liegt Einer, der sich nie vor Menschen fürchtete." Von Carlyle muß jeder Nachruf melden: „ein Mann, der nie den Menschen zu lieb seine Ueberzeugung versteckte, nie aus Menschenfurcht mit der Wahrheit spielte." Er hatte nie ein Wort zurückzunehmen gebraucht, nie seine Ueberzeugung in wesentlichen Dingen geändert; nie, selbst im Privatverkehr, sich einer Unwahrheit mit Wissen schuldig gemacht. Denn es war Wahrheit in seinem Thun; Wirklichkeit und Wesen in seiner ganzen Person. Sie sind unzertrennlich vom Glauben. Menschen ohne Glauben sind unfähig, etwas Bleibendes zu schaffen, sie sind „wie Spreu, die der Wind verwehet". — Carlyle hat gezeigt, daß, wenn Wahrheit sein soll, sie in dir, dem Menschen, sein muß. Denn wo in aller Welt sollte sie sonst sein? Wohnt sie etwa in den Lüften? Hat sie ihr Reich im Lande der Träume?

Das „Neue", was Goethe mit poetischem Blicke an ihm erkannte, war eben nichts Anderes als die durchdringende Energie des moralischen

Wahrheitssinnes oder das Sehen mit dem sittlichen Auge, welches dem Wahrheitssuchen des Verstandes so unendlich überlegen ist. Als Lessing sein berühmtes: „Vater, gieb mir, was du in deiner Linken hältst, das Streben nach Wahrheit!" niederschrieb, da war er freilich in seinem Rechte, daß er hinzusetzte: aber mit der Bedingung, mich stets zu irren, — denn „es irrt der Mensch, so lange er strebt". Aber Carlyle will einen Compaß haben, des Nadel fest nach dem Pole zeigt, unter allen Himmelsstrichen, bei jedem Wetter, zu Wasser und zu Lande immer nach dem Pole gerichtet; und das kann nur die Gottesstimme sein in der eigenen Brust: „Bleibe dir selbst treu, hasse das Böse, hange dem Guten an! Mache aus Schwarz nicht Weiß, aus Bitter nicht Süß!" Darum ist ihm nicht dies das Entscheidende, was ein Mensch weiß. Denn, was wissen wir eigentlich? Sind wir nicht, um mit Voltaire zu reden, im großen Bau des Universums wie Mäuse, die in einem unendlichen Palaste ein armseliges Loch bewohnen? Was können Mäuse wissen von der Structur des Ganzen? was Anderes als einige dürftige Eindrücke von ihrer nächsten Umgebung haben? Sondern dies macht den Werth des Menschen aus, wie er seine Beziehungen zu dem Universum, so weit es ihn berührt, einrichtet, wie er seine Aufgabe in dieser Welt auffaßt und durchführt. Aber Beziehungen zum Universum, nicht blos Abmachungen, conventionelle Uebereinkünfte zwischen den Menschen! Das ist es, was Carlyle über die Durchschnittsmeinungen so hoch emporhebt. Er glaubt an ewige Gesetze, die dem Universum eingeschaffen sind, Gesetze, die sich nirgends in der Natur, in den fernsten Fernen des Weltalls wie in unserer nächsten Nähe verleugnen, und die ihm höher stehen als die oft sehr schwankenden, von der jeweiligen Stimmung und Modephilosophie aufgestellten und angebeteten Ideen, die sich „human" nennen, es aber oft durchaus nicht sind. Sehr lehrreich sind in dieser Beziehung Carlyle's „Latter Day Pamphlets" (d. h. Flugschriften vom jüngsten Tage), welche 1850 erschienen. Ganz England schwimmt in Wonne über die vollzogene Emancipation der Sclaven. Carlyle fragt, was ist grausamer, unwissende, sinnliche, faule Neger zur Arbeit zwangsweise anzuhalten, oder ihnen volle Freiheit zu geben, im Sumpf des Müßigganges zeitlich und ewig zu Grunde zu gehen?

Mit dieser geraden Ehrlichkeit setzt er die Menschen, die ihn bei keiner Partei unterzubringen wissen, nicht wenig in Verlegenheit. Ist er ein Demokrat? Er spricht mit so wenig Respect von den Königen, die da gänzlich verlernt haben zu herrschen. Ist er im Gegentheil ein Reactionär? Er macht sich lustig über das allgemeine Stimmrecht, diese Einrichtung, „bei welcher der h. Paulus und Judas Ischarioth gleiche Rechte und gleichen Einfluß haben würden". Sei dies nicht gerade so viel, als wenn die Mannschaft eines weltumsegelnden Schiffes versammelt würde, um ihre eigenen Officiere zu wählen und über den einzuschlagenden Cours abzustimmen? Alles in Bausch und Bogen Arbeiten, wobei der einzelne Mensch sich hinter dem breiten Rücken der Masse decken kann und der persönlichen Verantwortung mehr oder weniger sich enthoben fühlt, ist seiner grundehrlichen Aufrichtigkeit zuwider. Er glaubt vielmehr fest an die Wahrheit des Wortes: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?"

Dem Biographen Walz erscheint es als ein Mangel Carlyle's, daß

dieser an den schwachen Menschen sittlich zu große Anforderungen stellt und zu wenig Gewicht legt auf kirchlichen Beistand. „Einen so sicheren Wegweiser und Trost, wie ihn z. B. Bungans bekanntes Buch, die „Pilgrimsreise“ bietet, kann Carlyle nicht geben.“ Er hat nichts Anderes, als daß er uns mit Goethe's Worten zuruft: „Wir heißen euch hoffen.“*) Bei ihm entspringt aber die Hoffnung nur aus der Thatsache, daß wir vorwärts streben sollen, dagegen kommt sie von oben dem Menschen entgegen und heißt ihn seine Kräfte zusammennehmen. Das ist tief ergreifend. Carlyle bleibt bis zu seinem Tode der Atlas, der die ganze Weltlast allein zu tragen hat, bis endlich die Hand der Allmacht selbst sie von seinen müden Schultern nimmt (gestorben 5. Februar 1881).“

Diese Eigenthümlichkeit macht Carlyle gerade „als Trost und Wegweiser“ für die heutige Menschheit so sehr geeignet. Während diese zum größten Theil „kirchliche Standpunkte“ ablehnt, sind ihr Geister der Carlyle'schen Art sympathischer und zugänglicher. Darin weichen wir von Walz ab. Völlig zustimmend verhalten wir uns dagegen zu folgender Schlußbemerkung desselben:

„Nicht umsonst kann ein solches Leben gewesen sein. Nicht jede Behauptung zwar, die er aufgestellt, nicht jede Schlußfolgerung, die er gezogen, soll hier verfochten werden. So scharfsinnig sein eminenter Verstand urtheilte, so ist doch die Welt in ihrer Mannigfaltigkeit größer. Aber darauf kommt es auch weniger an, wie viele von den Worten eines Mannes der Ergänzung oder Berichtigung bedürfen, als vielmehr darauf, ob der Mann als solcher ein „Mann“ war. Ein wirklicher „Mann“ im höchsten Sinne ist selten, ach viel seltener, als wir vielleicht meinen. Tritt aber einer auf, ein Charakter, wie wir sagen, mit dem sich das Genie verbindet, dann wirkt er wie der Blitz, der die Finsterniß spaltet und in dessen Lichte wir sehen.

Wenn wir in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts practischer geworden sind, wenn allenthalben Hand an die Verbesserung der öffentlichen Zustände gelegt, wenn erkannt wird, daß die Armen und Geringen mit rücksichtsvoller Gerechtigkeit behandelt werden müssen, und daß, je höher ein Mensch steht, er desto mehr für seine Mitmenschen zu leisten verpflichtet ist, — wenn endlich die Welt der leeren Worte müde nach Thaten sich sehnt und bloßes Geschwätze nicht mehr als That gilt, wenn mit einem Worte die Menschen nüchterner und wahrhaftiger zu denken gelernt haben, dann gebührt hierfür ein gutes Theil des Dankes auch dem einsamen Denker von Chelsea, der diesseits und jenseits des Canals bei Britten und bei Deutschen seine ehrliche Stimme erhoben hat für Wahrheit und Gerechtigkeit.“

Das betrifft nach Walz die Wirkungen, welche Carlyle bereits hervorgebracht hat; ungleich bedeutender scheinen uns diejenigen zu sein, welche er in Gegenwart und Zukunft noch hervorbringen **kann**, und, soll die „Lüge heutiger Civilisation“ aufhören, hervorbringen **muß**.

Für den eigenartigen Zauber, den Carlyle auf tiefere Geister aller politischen Parteien ausübt, ist die lesenswerthe Einleitung bezeichnend, welche der Demokrat **Johannes Scherr** dem ersten Bande der Spemann'schen Ausgabe von Carlyle's Werken mit auf den Weg gab.

---

*) Aus diesem Goethe'schen Wort wird bei Carlyle der Spruch: **Arbeiten und nicht verzweifeln!**

„Es ist doch gut — sagt Scherr — daß auch in der Literatur der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts da und dort eine Erscheinung vorkommt, welche um eines Hauptes Länge über den Literatenhaufen hinwegragt und abseits vom literarischen Marktgewühle auf einen eigenen Platz sich stellt. Allerdings erregen solche Erscheinungen weit mehr nur das widerwillige Staunen als die Sympathie der blöden Menge, aber es ist, wie gesagt, doch gut, daß es noch „solche Käuze" giebt. Sie stehen da als energische Proteste gegen die Unverschämtheit der Händler mit alexandrinischem Kleinkram, sie heben sich als wegezeigende Marksteine aus der Maculaturfluth, womit byzantinische Mittelmäßigkeit den Boden überwässert.

Daß Autoren dieser Art, welche nur der Stimme ihres Genius und ihres Gewissens folgen und ihr Talent nun und nimmer in den Dienst dieser oder jener albernen Zeitmode stellen, keine großen Gemeinden haben, ist ganz in der Ordnung. Denn wer der Menge gefallen will, muß mit der Menge gehen, die, eben weil sie Menge, nur auf breitgetretenen Straßen breitspurig wandeln mag und kann. Wer dagegen, „ursprünglich eignem Sinn" vertrauend und folgend, durch Waldesdickicht neue Pfade sich bahnt oder in Gebirgseinsamkeit schwindelnde Felszacken erklimmt, der wird keinen zahlreichen Troß hinter sich herziehen, sondern nur ein bescheidenes Geleite. Welches Gefolge das bessere sei, das große oder das kleine, steht freilich außer Frage. Uebrigens können sich die Waldpfadesucher und Firnenwanderer damit trösten, daß sie noch aufrecht stehen, dauern und gelten, wann die großen Marktschreier und Marktbeherrscher längst verkracht sind. Die Firma Kotzebue, Lafontaine und Compagnie hat unendlich viel größeren Zuspruch gehabt und weit bessere Geschäfte gemacht als die Firma Goethe und Schiller, aber wo ist sie jetzt? Dort, wo Schweigen und Vergessenheit.

Wann alle die wimmelnden Byzantiner und alle die wuselnden Alexandriner von heute auch dort sein werden, wird die auf einsamer Höhe stehende knorrige schottische Eiche Thomas Carlyle noch frisch in Saft und Kraft grünen und mit ihren starken Zweigen und ihrem markigen Blattwerk in die Zukunft hineinrauschen. Denn wenn irgendeiner zu unsrer Zeit, so war dieser Mann auf Dauerhaftigkeit angelegt. Kein Irrwisch des Tages, vom Halloh der urtheilslosen Menge begrüßt, um dann morgen schon von einem noch „fixeren" Modewaarenhausirer niedergeschrieen zu werden; nein, sondern ein von „ursprünglich eigenem Sinn" getragener und getriebener Kernmensch und, eben als solcher, auch ein Kernschriftsteller."

Soweit der alte Demokrat Johannes Scherr über Carlyle, seinen Liebling und in mancher Hinsicht Geistesverwandten.

Es geschah mit Absicht, daß wir unsere Mittheilungen über Carlyle zusammensetzten aus den Urtheilen dreier Schriftsteller, welche politisch drei verschiedenen Parteien angehören.

Wie Schiller und Goethe gehört auch Carlyle keiner einzelnen Partei, auch keinem einzelnen Lande, sondern der ganzen Menschheit an.

VI.

Nothwendigkeit und Möglichkeit

der

Sozialreform.

„Geben Sie dem Arbeiter, so lange er gesund ist, Arbeit, wenn er krank ist, Pflege, wenn er alt ist, Versorgung.“

Fürst Bismarck am 9. Mai 1884.

Inhalt:

Eine Volkswirthschaft für die vorhandenen Menschen.

(Aus dem „Staatssozialist" vom 11. Mai 1878.)

In einer gegen die „liberale Gesetzmacherei" gerichteten Broschüre lesen wir u. A. folgende Stelle: „Wenn ich einen Vorschlag zu machen hätte — sagt der Verfasser — so würde derselbe dahin gehen, auf etwa drei bis fünf Jahre dem Reichstag und Abgeordnetenhaus Ferien, dem Herrn Lasker ein paar Hundert Cigarrenarbeiter in Leitung zu geben und den Herrn Professor Virchow als Hofverwalter in einer Zuckerfabrik anzustellen; dann würden die Herren mit der Intelligenz der Massen in Berührung kommen und lernen Gesetze zu machen für vorhandene Menschen!"

Wir fürchten sehr, daß der Herr Verfasser seine Auffassung des „vorhandenen" Menschen doch etwas zu enge nimmt, wenn er blos die „Massen" in Betracht zieht. Die manchesterliche Gesetzgebung hat nicht nur die „Massen" überschätzt, sondern den Menschen an sich, also auch den nicht zur „Masse" gehörigen Menschen. Und sie überschätzte den Menschen nicht nur in Hinsicht seiner Intelligenz, sondern auch hinsichtlich aller seiner sonstigen Kräfte und Leistungsfähigkeiten; sie verkannte seine ganze moralische und gemüthliche Organisation, vor allen Dingen seine menschliche Hinfälligkeit und Schwäche, seine Anlehnungs- und Schutzbedürftigkeit. Indem das Manchesterthum auf allen Gebieten das Gehenlassen entfesselte, schwebte ihm die Menschheit wie ein geistiger und moralischer „Herkules in Windeln" vor, der blos zu „befreien" sei, um sofort als Halbgott die Welt von allen Ungeheuern und Uebeln zu erlösen.

In ihrer großen Mehrzahl sind die Menschen aber keine Helden, sondern Schwächlinge, und diese Schwachen giebt das „Gehenlassen" dem wirthschaftlichen, bürgerlichen und moralischen Verderben Preis.

Wir räumen ein, daß die alten Ordnungen für das gewachsene Geschlecht im Laufe der Zeiten zu eng wurden. Doch raubte der durch den Druck verursachte Schmerz dem Vorwärtsstreben alle Besonnenheit und ließ ihm die Heilung nicht in einer zeitgemäßen Reform der alten Ordnungen, sondern in ihrer gänzlichen Vernichtung suchen. Kaum war das geschehen, so zeigte sich, daß man das Kind mit dem Bade ausschüttete. Heute liegt dies Kind auf der Straße, schreiend und wehklagend, hungernd und frierend, ein Bild der Ohnmacht und des Erbarmens, und in allen Punkten sehr unähnlich dem „Herkules" des modernen Ideals.

Das „Gehenlassen" hat unserer Cultur den Stempel des Zigeunerthums aufgedrückt; es hat uns gebracht und bringt uns in steigender Hochfluth: das Nomadenthum, die Vernichtung der festen Heimstätte, die moralische Verwilderung, die wirthschaftliche Verlumpung.

Das „Gehenlassen" raubt dem Culturstaate seinen culturellen Charakter, den der Familienähnlichkeit; es drückt die Gesellschaft auf eine barbarische Culturstufe zurück, auf welcher kein familiäres Leben, keine Solidarität, kein Schutz für die Schwachen, sondern nur ein Faustrecht für die Starken besteht.

Das „Gehenlassen" löst alle vorhandenen Ordnungen und Bildungen in Atome auf und macht dadurch in Wirklichkeit aller Cultur, allem organischen Staatsleben ein Ende. Unsere moderne Gesellschaft steht deshalb mit einem Fuße bereits wieder im Chaos; auf dem andern Fuße aber schwankt sie hin und her, und es fehlt nur ein revolutionärer Stoß und der ganze Rumpf stürzt in's Bodenlose, in den Abgrund des absoluten Nichts, in welchen Herr v. Kirchmann kürzlich die Fackel seiner Kritik tauchte, ohne jedoch den Boden zu erhellen.

Die „vorhandenen Menschen" sind keine „Atome", keine für den Einzelkampf, für Robinsonexistenzen und Herkuleslaufbahnen organisirte Wesen, sie sind vielmehr nach dem natürlichen Maße ihrer geistigen und moralischen Kraft, nach ihren äußeren und inneren Bedürfnissen Collectivwesen, auf familiäre Ordnungen, auf Schutz und Anlehnung, auf liebevolle Ergänzung, auf väterliche Autorität, auf brüderliche Solidarität angewiesen.

In dieser familiären Deutung hat auch Carlyle mit seinem ungewohnt klingenden Ausspruche Recht, wenn er sagt: „Der ist kein rechter Staatsmann, welcher aus dem Getümmel und Geschrei eines Volkshaufens jemals etwas Anderes heraus hört als den sehnsüchtigen Ruf: „Ist denn Niemand da, der mich führen und regieren will!"

Das „Gehenlassen" nahm den Menschen die „Führung" und stürzte sie in alle Gefahren der „Verführung". Es schaffte das „Regieren" ab und setzte an seine Stelle das „Administriren". Es verwandelte die „Staatskunst" in vielen Zweigen des öffentlichen Dienstes bereits in eine „Staatslotterie" mit dem „Zufall" an der Spitze und mit wenigen Gewinnen und vielen Nieten im Gefolge.

Die „vorhandenen Menschen" dürfen nicht zu Atomen pulverisirt werden; sie verlieren durch diese Zerreibung ihre ganze menschliche Wesenheit, ihre geistigen und moralischen, ihre bürgerlichen und civilisatorischen Existenzbedingungen. Die „vorhandenen Menschen" bedürfen deshalb solcher Gesetze und Ordnungen, welche der familiär angelegten Menschennatur Rechnung tragen.

Im Staate bedürfen sie einer starken und väterlichen Regierung. In den Geschäften bedürfen sie fester Ordnungen, wie solche das Mittelalter in den noch nicht ausgearteten Zünften besaß. Und vor allen Dingen bedürfen sie als metaphysische Wesen inniger, religiöser Gemeinschaften.

Aus diesem Grunde streben wir an:

Das soziale Königthum!

Die brüderschaftliche Neuorganisation der Gewerbe!

Die Wiedererweckung des religiösen Geistes!

Wenn die Evolution versäumt wird, tritt die Revolution in Kraft.

(Aus dem „Staatssozialist" vom 29. Juni 1878.)

Obiger Satz wurde von Fr. v. Baader in seiner Sozietätsphilosophie (II. Aufl. S. 39—59) bewiesen und mit Beispielen erhärtet. Es ist in der That ein Satz, welcher in der Geschichte unzählige Male sich bewahrheitete. Die heutige Zeit mit ihren erschütternden Vorgängen, mit ihren Ausbrüchen der Verwilderung auf dem gesellschaftlichen Gebiet legt Allen, welche ihr Volk lieb haben und „ein ruhiges und stilles Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit führen" möchten, mit großem Ernste diese Wahrheit wiederum nahe. Dies um so mehr, als von Seiten des Manchesterthums, das der Mehrzahl unseres Volkes zwischen Haut und Knochen steckt, mit großer Emphase und sittlicher Entrüstung Alles, was nach Aenderung auf sozialem Gebiete strebt, als gemeinschädlich angesehen und mit äußeren Mitteln bekämpft wird. Von dieser Seite hört man kein Wort von grundsätzlicher Aenderung der Gesetzgebung. Da sollte man meinen, daß die Conservativen anderer Meinung seien und einer Reform geneigt wären. Dem ist aber leider nicht so.*) Wohl schreiben deren Organe gegen die „falsche Gesetzgebung des Liberalismus", gegen allgemeines Stimmrecht, gegen Freizügigkeit und gegen alle die übrigen Gesetze, welche den jetzigen Zustand mit veranlaßt haben. Aber — bis zur Stunde habe ich in den Organen derselben beinahe ausschließlich eine negative Kritik der bestehenden Gesetze gefunden; positive, die sozialen Mißstände beseitigende, den Classenhaß neutralisirende Vorschläge kommen keine zum Vorschein, es sei denn, daß die nackte Rückkehr zu Maßnahmen und Ordnungen der Vergangenheit empfohlen und gewünscht wird, welche um ihrer Schädlichkeit und Unbrauchbarkeit willen früher veraltet waren und deshalb zu Grunde gegangen sind, wie das Zunftwesen und die Zusammensetzung der Kammern und Parlamente nach Ständen und dergl. mehr.

Daß damit die Gefahren für die Zukunft nicht beseitigt werden können, will man nicht sehen. Wenn außerdem noch hervorgehoben wird, daß mit jedem Grundsatz, welcher in der französischen Revolution von 1789 aufgetaucht ist, gründlich gebrochen werden und die göttliche Berechtigung der Standesunterschiede auch im äußerlichen Leben auf dem gesetzlichen Wege anerkannt und wieder hergestellt werden müsse, so liegen in solchen Grundsätzen, wenn sie je zu verwirklichen angefangen würden, so ungeheure Gefahren für die Entwickelung unseres Volkslebens, daß die gewaltsame Revolution nur um so schneller herbeigeführt werden würde, welche als eine soziale noch viel mehr tabula rasa machen würde, als die erste französische Revolution auf dem feudalen Gebiete es gethan hat. Die französische Revolution muß auch von dem Gesichtspunkte betrachtet werden, daß sie nur deshalb möglich war, weil die Evolution so sehr versäumt worden war, und daß sie eine göttliche Berechtigung als Strafgericht hatte. Zugleich aber wurden durch sie Gedanken angeregt und zu verwirklichen gestrebt, welche vom sogenannten

---

*) Diese „Regel" hatte doch bereits vor 10 Jahren erfreuliche Ausnahmen gefunden. v. M.

christlichen Staate ohne Schutz, von der Kirche ohne Pflege gelassen worden und darum in's zuchtlose, ja widerchristliche Lager übergegangen waren und ihre Abstammung vergessen hatten. Die Gedanken der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit, der allgemeinen Menschenwürde, der religiösen Duldung, der Gleichberechtigung vor dem Gesetze und dergl. sind aber Kinder der christlichen Gemeinde und nur deshalb in's widerchristliche Lager gedrungen, weil sie in dem Vaterhause nicht zur rechten Geltung kommen konnten. Soll man nun auf jenen Standpunkt zurückkehren, welcher diese Begriffe und Gedanken als unchristliche in die Acht erklärt? Ein solcher Conservatismus kann unmöglich heilsam wirken. Eine der Ursachen, warum der Staatssozialist in unseren conservativen Kreisen mit mehr als Mißtrauen betrachtet wird, wurzelt in der oben angegebenen Differenz. Man will, und gerade jetzt erst recht, nicht Evolution auf gesundem christlichen Boden mit Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse und Andeutungen, welche sich aus den gegenwärtigen Mißständen ergeben, sondern viel eher eine nach veralteten Anschauungen bemessene Reaction. Wird dadurch der Revolution vorgebeugt? Ich fürchte, wenn diese conservative Strömung herrschend wird, daß sehr bald die Revolution in gewaltiger Weise in Kraft tritt. H., Pfarrer in Erl.

* * *

Vorstehende Mahnung, welche Herr Pfarrer H. vor zehn Jahren an die conservative Partei richtete, ist auch heute noch nicht vollständig veraltet, obwohl die Führer der Conservativen in Parlament und Presse sich längst mit Eifer und Aufrichtigkeit der vom Reichskanzler sozialreformatorisch entrollten Fahne anschlossen.

Die soziale Revolution nach einer Prophezeiung Proudhons.

(Aus dem „Staatssozialist“ vom 26. October 1878.)

Die Pariser Commune ist in den gemäßigteren Organen wiederholt an die Aeußerungen des berühmten P. J. Proudhon über den Sozialismus erinnert worden, um sie auf die Gefährlichkeit ihrer sozialistischen Tendenzen aufmerksam zu machen. In der That hat der Sozialismus nicht bald eine schärfere Verurtheilung gefunden, als in der vom prophetischen Geiste durchwehten Charakteristik, die der von den Revolutionsparteien in Frankreich früher so gefeierte Redacteur des »Représentant du peuple« über die soziale Revolution niedergeschrieben. Er sagt:

„Die soziale Revolution kann nur zu einer ungeheuren Umwälzung führen, deren unmittelbare Folge sein würde: die Erde unfruchtbar zu machen, die Gesellschaft in eine Zwangsjacke zu spannen, wenn es möglich wäre, daß ein solcher Zustand nur einige Wochen dauerte; wenn dann durch eine plötzliche Hungersnoth drei bis vier Millionen Menschen zu Grunde gehen; wenn die Regierung ohne Hülfsquellen, das Land

ohne Production und ohne Handel sein wird; wenn Paris ausgehungert, belagert durch die Departements, zahlungsunfähig, ohne Zufuhr bleiben wird; wenn die Arbeiter, demoralisirt durch die Politik der Clubs und den Stillstand in den Werkstätten, sich irgend wie das Leben zu fristen suchen; wenn der Staat das Silber und die Kostbarkeiten der Bürger requiriren wird, um sie in die Münze zu schicken; wenn Durchsuchungen der Häuser die einzige Art der Steuererhebung sein werden; wenn verhungerte Banden das Land durchstreifen und die Plünderung organisiren werden; wenn der Landmann, mit geladenem Gewehre seine Ernte bewachend, seinen Acker im Stich lassen wird; wenn die erste Garbe geplündert, das erste Haus überfallen, die erste Kirche profanirt, die erste Brandfackel angesteckt, die erste Frau geschändet sein wird; wenn das erste Blut geflossen, der erste Kopf gefallen sein wird; wenn der Gräuel der Verwüstung ganz Frankreich erfüllen wird: o! dann werdet ihr wissen, was eine soziale Revolution bedeutet: eine entfesselte, bewaffnete, von Rache und Wuth trunkene Masse. Piken, Beile, blanke Säbel, Messer und Hammer. Die Stadt düster und schweigsam, die Polizei am Herde der Familie, die Ansichten verdächtig, die Worte belauscht, die Thränen beobachtet, die Seufzer gezählt, das Stillschweigen ausgespäht, Spionage und Angebereien. Unerträgliche Requisitionen, immer steigende Zwangsanleihen, entwerthetes Papiergeld. Der Bürgerkrieg und das Ausland an den Grenzen, schonungslose Proconsuln, ein Wohlfahrtsausschuß, ein höchstes Comité mit ehernem Herzen. Das sind die Früchte der sogenannten sozialen und demokratischen Revolution. Ich verabscheue aus allen meinen Kräften den Sozialismus als unfähig, unmoralisch, nur geeignet, Betrogene und Gauner zu schaffen! Ich erkläre dies angesichts dieser unterirdischen Propaganda, dieser schamlosen Sinnlichkeit, dieser schmutzigen Literatur, dieses Bettlerthums, dieser Stumpfsinnigkeit des Geistes und des Herzens, die einen Theil unserer Arbeiter zu erfassen beginnen; ich bin rein von sozialistischen Narrheiten. P. J. Proudhon."

* * *

Soweit die Prophezeiung eines ebenso ehrlichen wie genialen Mannes. Möchte dieselbe doch wenigstens den besitzenden Classen in Deutschland tiefer zu Herzen gehen. Unsere arbeitenden Classen kennen von Proudhon nur das Zerrbild, welches die Marx-Engel'sche Richtung aus ihm gemacht hat, und zwar als Strafe dafür, daß er die soziale Revolution verachtete und verabscheute, sowie als ihr überzeugtester und leidenschaftlichster Gegner Schriften hinterließ, welche noch heute die Kraft besitzen, einer friedlichen Sozialreform bei Organisation der Arbeit werthvolle Brücken zu bauen.

Was ist die soziale Frage?

(Aus den „Demokratischen Blättern" vom 24. Juni 1886.)

I.

Wie Wenige Derer, die tausendmal das große Schlagwort im Munde führen, haben eine Ahnung von seiner Bedeutung. „Ach was, eine soziale Frage," sagt der Eine, „hat es gegeben, so lange die Welt be-

stand, sie wird existiren, so lange sie besteht. Stets wird es Reiche und Arme geben, so lange es Menschen mit verschiedenen Fähigkeiten giebt, und wenn die Herren mit ihrem großen Mundwerk noch so laut schreien und noch so lange Bücher schreiben."

„Sie haben völlig Recht," erwidert ihm ein anderer Bierphilister und erzählt die sattsam bekannte Geschichte vom Baron Rothschild, wie er im Jahre 48 einem Sozialdemokraten, der mit ihm theilen wollte, einen Gulden gab als den demselben bei der Theilung zukommenden Antheil mit dem Auftrag, ihm die Uebrigen zu senden.

Mit Freuden kann man daher zeitgemäße Arbeiten begrüßen, wie die in den sozialen Zeitfragen (bei Bruns in Minden) erschienene Abhandlung von Max Schippel: „Staatliche Lohnregulirung und die sozialreformatorischen Bestrebungen der Gegenwart" und jene bei Dunker in Leipzig erschienene Broschüre: „Das moderne Elend und die moderne Uebervölkerung".

So wenig das von dem geistreichen Autor vorgeschlagene Heilmittel unsern Beifall genießen kann, so ausgezeichnet klar und überzeugend ist er in seiner Diagnose der großen Krankheit der Zeit.*) Es ist schon viel, sehr viel genutzt, wenn die öffentliche Meinung in einer so wichtigen Frage aufgeklärt wird, in der sie im Finstern tappt, wie in keiner anderen, denn ehe die soziale Frage in ihrer eigentlichen Bedeutung verstanden wird, ehe die besseren Geister der Nation sich über den Grund des Uebels klar geworden sind, ist überhaupt an wirkliche Reformen nicht zu denken.**)

Unsere Leser werden es uns daher zu Dank wissen, wenn wir versuchen, in kurzen Zügen an der Hand von Schippel's Untersuchungen, sowie denen sich ihnen in den Hauptpunkten anschließenden, von Michael Flürscheim in „Auf friedlichem Wege" (Baden, Sommermeyer) und „Das Monopol des Bodencreditrechts als Weg zur Reform unserer wirthschaftlichen Zustände" (auch in den sozialen Zeitfragen erschienen) der großen Frage näher zu treten.

Die allgemein verbreitete Erklärung der wirthschaftlichen Noth ist die, daß unsere Bevölkerung schneller wächst als die Productionsmittel, eine Ansicht, die sich an die bekannte Malthus'sche Theorie anlehnt. Ist diese Erklärung richtig, so kann nur die Auswanderung oder eine Reduction der Geburten, resp. Vermehrung der Sterblichkeit abhelfen. Krankheit und Krieg sind dann die nothwendigsten Aderlässe, ohne welche die Völker an Blutüberfüllung sterben müssen, und Feldmarschall Moltke hätte Recht mit seiner Glorification des Krieges.

Auf der Basis einer solchen Erklärung stehen Nationalöconomen, wie Professor Böhmert, der vor drei Jahren die Berechnung machte, daß, wenn man die 6378 Personen, welche im Jahre 1882 im Königreich Sachsen ein Einkommen von über 9600 Mark und zusammen 161 Millionen, d. i. 15,23 Procent des Volkseinkommens, besaßen, ihres

*) Dieselben Standpunkte der Beurtheilung nehmen wir zu Flürschleim's Schriften ein; auch ihre praktische Bedeutung liegt vorläufig blos in der lichtvollen und verwerfenden Kritik, welche sie an dem volkswirthschaftlichen System des „Gehenlassens" üben. Der Herausgeber.

**) Aus diesem Grunde wird das gegenwärtige Buch: „Materialen zu einem Katechismus der Sozialreform" herausgegeben.

Vermögens oder Einkommens berauben würde und dasselbe auf die übrigen Classen der Bevölkerung vertheilte, den Kopf der Bevölkerung nur eine Einkommenserhöhung von 54 Mark treffen würde, ein Zuwachs, der ihnen nicht viel helfen, wohl aber die 6378 zu Grunde richten würde, abgesehen von den Einwirkungen der aufhörenden Capitalisirung, welche zum Fortschritt unbedingt nöthig ist.

Mit solchen arithmetischen Spielereien ist aber sehr wenig bewiesen, denn es handelt sich nicht um eine Vertheilung des bestehenden Einkommens, d. h. der heutigen Production, sondern um die des nicht bestehenden, aber mit heutigen Productionsmitteln erreichbaren Einkommens. Einige Zahlen mögen die Höhe des Abstandes andeuten, der zwischen unserer Productionsfähigkeit und unserer thatsächlichen Production besteht. Großbritannien hatte 1878 nur 532 von 977 Hochöfen in Betrieb, 1879 bei geschäftlichem Aufschwung nur 458, trotzdem 26 neue Oefen fertig oder im Bau waren.

Die englischen Puddelöfen lieferten 1877 1500000 Tonnen bei einer Leistungsfähigkeit von 4295000 Tonnen. 39 Bessemer- und Siemens-Martinwerke hätten in dem gleichen Jahre 1510800 Tonnen Stahl produciren können, producirten aber nur 890900 Tonnen.

Die englische Baumwollenproduction hatte, wenn wir die abnormen Jahre nach den napoleonischen Kriegen 1815—21 ausschließen, von 1770—1815 41 Jahre regelmäßige Thätigkeit und fünf des Stillstandes, von 1822—1860 20 Jahre regelmäßige Thätigkeit und 19 des Stillstandes, von 1861—1879 sieben Jahre regelmäßige Thätigkeit und zwölf Jahre des Stillstandes, von 1880—1885 zwei Jahre regelmäßige Thätigkeit und vier des Stillstandes. Sie producirt nicht die Hälfte dessen, was sie leisten könnte.

In New-York allein giebt es in einem Jahre nach den niedrigsten Schätzungen 75000 Arbeitslose; in den ganzen Vereinigten Staaten über eine Million.

In England ist das Verhältniß noch weit schlimmer.

Wenn allen diesen Millionen gezwungen feiernden Menschen und Maschinen gestattet würde, Güter zu produciren, würde Herr Professor Böhmert dann immer noch von Mark 54 Einkommenerhöhung sprechen? Würde nicht eine solche auf alle Einwohner vertheilte Mehrproduction Alle in Glück und Wohlstand versetzen?

Entschieden wäre dies der Fall; denn gerade das Gegentheil der Malthus'schen Theorie hat sich bewahrheitet. Die Productionsfähigkeit hat die Bevölkerungszunahme mit zunehmender Schnelligkeit überholt. Diese Wahrheit muß um so klarer in die Augen springen, wenn wir nicht nur die thatsächliche, sondern die mögliche Productionsfähigkeit in's Auge fassen. Dies gilt sogar auf einem Gebiete, auf dem man es früher schlechterdings für unmöglich gehalten hätte. Wir haben eine Ueberproduction an Brodstoffen, die noch viel größer wäre, wenn auf diesem Gebiete die volle Productionsfähigkeit entwickelt würde.

II.

Wir haben nun gesehen, wie falsch die landläufige Erklärung der wirthschaftlichen Noth ist und wie viel richtiger die in dem Schlagworte „Ueberproduction" gegebene Darstellung der Sachlage erscheint. Leider

werden sich die wenigsten, welche dieses Wort gebrauchen, klar darüber, welche Widersprüche in einer Erklärung der Noth, wie sie das Wort „Ueberproduction“ darbietet, enthalten sind. Also weil unsere Productionsfähigkeit nicht nur, sondern auch unsere thatsächliche Production den Consum übersteigt, haben wir die Nothlage der Volksmassen zu verzeichnen, d. h. ihren unbefriedigten Bedarf an diesen überproducirten Gütern!

Sie möchten consumiren, aber sie dürfen es nicht; sie möchten für ihren Bedarf produciren, aber man erlaubt es ihnen nicht. Der Bauhandwerker, der Schneider, der Schuhmacher dürfen keine Häuser, keine Kleider, keine Schuhe produciren, trotzdem sie ohne Obdach und ohne Bekleidung sind.

Woher kommt diese Erscheinung? Hierin liegt die große Frage, die wir nun untersuchen wollen.

Heutzutage arbeiten wir nicht mehr auf der Basis der Tauschoperation. Das Geld ist als Mittelglied an ihre Stelle getreten. Unsere moderne Productionsweise mit ihrer Arbeitstheilung hat es mit sich gebracht, daß der Arbeiter meistens nicht mehr das Product seiner Arbeit selbstständig im Markt an Zahlung bietet, sondern daß er für eine an einem Product geleistete Theilarbeit einen gewissen Lohn an Zahlung bekommt, mittelst dessen er sich die Producte Anderer eintauscht. Wie groß dieser Theil ist, d. h. wie viel der Arbeiter von einem bestimmten Product erhält, wie viel der Arbeitgeber, wie viel der Zwischenhändler, die Regierung, der Transportunternehmer, ist für die Frage, die hier in Betracht kommt, erst in zweiter Linie von Erheblichkeit.

Hier handelt es sich vor Allem um die Frage, wie sich dieses gegenseitige Antheilsverhältniß im Laufe der Zeit gestaltet hat, ob der Lohn, d. h. also der Antheil des Arbeiters am Product, mit dem Steigen der Productionsfähigkeit verhältnißmäßig gestiegen ist oder nicht. Wenn Letzteres der Fall wäre, würden sich unsere Zustände erklären lassen, denn die Productionsfähigkeit würde dann schneller steigen als der Consum, denn der Arbeiter, welcher die Masse des Volkes repräsentirt, würde nicht im Verhältniß der gestiegenen Production consumiren können, da seine Kauffähigkeit in Folge seines nicht mitgestiegenen Lohnes nicht Schritt mit der Production gehalten hätte. Um ganz gewissenhaft zu sein, müssen wir hinzufügen, daß trotz nicht verhältnißmäßig gestiegenem Lohn ein richtiges Verhältniß zwischen Production und Consum immerhin möglich wäre, wenn die anderen genannten Theilhaber am Product ihren Antheil consumirten und daß trotz verhältnißmäßig gestiegenem Lohn eine Ueberproduction möglich wäre, wenn die Productionsfähigkeit so rapid gestiegen wäre, daß die nicht producirenden Productionstheilhaber ihren Antheil ihrer kleinen Zahl halber nicht zu consumiren vermögen. Das Gleichgewicht wäre in letzterem Falle nur möglich, wenn der Lohn verhältnißmäßig mehr stiege, als die Productionsfähigkeit. Wir können uns jedoch damit begnügen, die einfache Verhältnißmäßigkeit des Lohnes als Bedingung einer gesunden wirthschaftlichen Entwickelung zu betrachten und die Fehlergrenze nach oben und unten außer Acht zu lassen, wenn wir an die Untersuchung der thatsächlichen Verhältnisse gehen. Wenn dem Cassirer 1000 Mark in seiner Casse fehlen, kann er die Revision der Pfennigcasse unterlassen.

Die alte englische Schule der Nationalöconomie behauptet, daß die Löhne mit dem Steigen der Productionsfähigkeit von selber, ganz automatisch steigen. „Das Steigen der Productionsfähigkeit," meinte der heute noch ganz England und weite Kreise Deutschlands beherrschende Smithianismus, „bedinge immer eine Erhöhung des angewandten Capitals; mit der Erhöhung dieses Capitals aber verbessere sich die Nachfrage nach Arbeitern und damit deren Lohn, indem überhaupt weiter nichts zum Ausdruck komme, als das Verhältniß der vorhandenen Arbeiter zu dem vorhandenen Capital."

Betrachten wir uns nun einmal die Wirklichkeit, die Welt der Thatsachen, um die Smith'sche Theorie auf ihre Richtigkeit zu prüfen.

Im District des Fabrikinspectors R. Baker (Lancashire, Cheshire, Yorkshire) enthielten die gleichen 570 Textilfabriken:

	1860	1865
Dampfwebstühle	85 622	95 163
Spindel	6 819 146	7 025 031
Pferdekraft in Dampfmaschinen	27 439	28 925
„ „ Wasserrädern .	1 390	1 445
	1860	1865
Beschäftigte Personen	94 119	88 913

3—11 Procent Zunahme der Productionswerkzeuge.
$5^1/_2$ Procent Abnahme der Arbeiter.

In den englischen Seidenfabriken nahmen zu:

	1856	bis	1862
die Spindeln von	1 093 799	auf	1 388 544
die Webstühle von	9 260	„	10 709

Dagegen nahm die Arbeiterzahl ab von 56 131 auf 52 429.

15,6 Procent respective 26,9 Procent Steigerung des fixen Productionscapitals und 7 Procent Abnahme der Arbeiterzahl.

Ein Beispiel aus größerer Nähe:

Im Reichenberger Handelskammerbezirk vermehrten sich zwischen 1869 und 1878 die Spindeln nur um 13000. Die Arbeiterzahl verringerte sich um 1150.

Die Kohlenproduction stieg in England von 140713832 Tonnen im Jahre 1874, auf 161466739 im Jahre 1880. Die Arbeiterzahl, welche sie producirt, fiel von 538829 auf 484933.

Die Löhne der Kohlenarbeiter fielen von 1871—1885 um über 10 Procent, d. h. also, während die Productionsfähigkeit des Arbeiters von 261 Tonnen per Jahr auf 353 gestiegen war, war sein Lohn um viel über 10 Procent gefallen (denn die Differenz zwischen 1874 und 1880 war noch größer als die zwischen 1871 und 1885).

Wir haben in der Baumwollenindustrie gesehen, wie die Productionsfähigkeit zugenommen, die relative Arbeiterzahl abgenommen hat. Hiermit stimmt auch die Zunahme des Productionsquantums und die Abnahme der Löhne.

Während von 1861—1871 der Import von Baumwolle von 959 Millionen Pfund auf 1416 Millionen stieg, der Import von Wolle von 93 auf 188, war die Zahl der in der Baumwollen- und Flachsindustrie beschäftigten Arbeiter von 563014 auf 562015 gefallen, in der Woll- und Kammgarnindustrie zwar von 238814 auf 253490

gestiegen, wogegen jedoch eine Verschiebung in der Arbeitergattung zu Ungunsten der beschäftigten Männer über 20 Jahren stattfand, denn diese war in der Baumwoll- und Flachsindustrie von 238643 auf 223217, in der Wollindustrie von 132942 auf 128984 gefallen.

Das Verhältniß des Lohnquantums wurde jedoch nicht nur durch diese unverhältnißmäßigen Arbeiterzahlen und durch den Minderwerth der zugenommenen Frauen- und Kinderarbeit verschlechtert, sondern der Lohn fiel auch absolut. Die Handweber verdienten sich 1795 noch 38½ Schilling Wochenlohn, der Maschinenweber über 20 Jahre: 1816 14 Schillinge, 1825 nur 13, 1830 nur 12, 1840 nur 11 und heute noch weniger, wenn die Zahl der unbeschäftigten Tage in Betracht gezogen wird.

III.

Wir sehen also deutlich aus dem Vorhergehenden, daß die Smith'sche Theorie vom Steigen des Lohnes mit der wachsenden Productionsfähigkeit total falsch ist und daß im Gegentheil das Gesetz gerade umgekehrt zu formuliren wäre, nämlich: „Steigende Productionsfähigkeit hat die Tendenz, den Lohn herunter zu drücken."

Wir haben gesehen, wie sich dieses Gesetz in den Thatsachen documentirt; wir haben nur noch seine Naturnothwendigkeit darzulegen.

Es ist klar, daß steigende Leistungsfähigkeit der Productionswerkzeuge bei nicht im Verhältniß mit steigender Production (und wir haben gesehen, daß Letzteres der Fall) ständig mehr und mehr Arbeiter außer Brod setzen muß, denn die Tendenz des Fortschrittes ist, wie wir gesehen haben, daß zur Erzeugung eines gewissen Productionsquantums eine stetig geringere Zahl von Arbeitern benöthigt wird. Das wachsende Angebot unbeschäftigter Arbeiter muß aber naturgemäß den Lohn herunterdrücken. Steigende Productionsfähigkeit heißt also sinkender Lohn. Aber wenn dies auch nicht wahr wäre, für uns wäre, wie dargelegt, schon das Factum des gleichbleibenden oder vielmehr des nicht im Verhältniß zur Productionsfähigkeit steigenden Lohnes genügend zur Erklärung unserer Zustände.

Daß hierüber nun aber nicht der geringste Zweifel herrschen kann, zeigen folgende englische Daten.

Professor Leone Levi stellt für das Jahr 1879 eine sehr optimistisch gehaltene Lohnliste auf, die das Einkommen der Arbeiterclasse auf 324,6 Millionen Pfd. Sterling beziffert, sodaß die Arbeiter ungeachtet ihrer größeren Zahl nicht mehr Lohn bezogen wie 1867. 1867 aber war das Einkommen Großbritanniens nur 814,1 Millionen Pfd. St., während es 1879 nach Schätzung des Colonienministers Lord Derby auf 1200 Millionen Pfd. St. gestiegen war. 1867 betrug also das Arbeitereinkommen 39,9 Procent. Die Nationalproduction 1879 nur 27 Procent. Bei der riesig gewachsenen Leistungsfähigkeit der Industrie in den letzten sechs Jahren dürfte es heute kaum 20 Procent betragen.

Wird dem Leser nun die Ursache unserer Absatzkrisen, unserer Arbeitslosigkeit, unserer Ueberproduction, wird ihm die „soziale Frage" endlich klar?

Die kleine Minorität, welcher heute die 80 Procent des Nationaleinkommens gut kommen, während sie 1867 nur 60 Procent zu verzehren hatte, konnte schon damals ihr Einkommen nicht consumiren und

kann es heute noch weniger. Ihr Luxusbedürfniß kann nicht Schritt mit einer solchen Vermehrung gehalten haben, denn dafür ist sie zu kolossal. Bedenken wir, daß es sich um eine Mehreinnahme von ca. 400 Millionen Pfd. St. für sie handelt, die sich wie folgt vertheilen: 57300 Personen hatten 1867 27 Procent des Nationaleinkommens, hatten 1879 also 27 Procent von 400 Millionen Pfd. St. gleich 108 Millionen mehr zu verzehren. Ein Zuwachs von 40000 Mark Jahreseinkommen für Leute, die vorher schon ihre 80000 Mark Jahreseinkommen nicht zu verzehren vermochten! Aehnlich geht es der nächsten Classe von 178300 Personen mit einem vorherigen Durchschnittseinkommen von 500 Pfd. St., die den Zuwachs von 250 Pfd. St. auch nicht aufbrauchte, und da haben wir schon über 36,5 Procent des Zuwachses disponirt, wo denn es klar erscheint, daß es den Consum nicht erhöhte, wohl aber die Productionswerkzeuge vermehren half, da die Betreffenden Capitalanlagen für ihr Mehreinkommen suchen mußten. Und so geht es in abnehmendem Maßstabe mit den 100 Pfd. St. Durchschnittseinkommen der nächsten Classe von 1026400 Personen, mit der über die Hälfte des Nationaleinkommens disponirt ist, welches von circa $1^1/_4$ Millionen Personen, gleich $2^1/_2$ Millionen Seelen absorbirt wurde.

Die übrigen 25 Millionen aber, welche durch ihre große Zahl consumfähig sind, hatten nur 50 Procent von dem Mehr der 400 Millionen zu verzehren, und konnten es daher nicht hindern, wenn sich in einem einzigsten Jahre 200 Millionen Pf. St. oder vier Milliarden Mark aufstauten.

Diesen Thatsachen entspricht auch folgende Aufstellung, die uns deutlich zeigt, woher die Geschäftskrisis kommt. Die folgenden Ziffern geben eine beredte und kurze Erklärung der sozialen Frage.

Baumwollenfabrikate=Export Englands
von 1858—1861: 2 839 017 000 Pfund,
„ 1866—1869: 2 942 837 000 „

Consum im Inland
von 1858—1861: 736 863 000 Pfund,
„ 1866—1869: 475 195 000 „

Also Abnahme des Consums der arbeitenden Volksmasse um ein Drittel trotz enormer Steigerung der Production.

Im für die ganze Welt Baumwolle producirenden England hatten nach Chaderich's Beobachtungen 1863 die Angehörigen ganzer Classen der Bevölkerung nur zwei Hemden, eines auf dem Leib, eines in der Wäsche und im ganzen Land die Hälfte der Kinder und Erwachsenen keine Strümpfe. Der Verbrauch an Baumwollenfabrikaten war nur zwei Fünftel des bescheidensten Bedarfes. Ist dem Leser nun klar, was das Wort „Ueberproduction“ bedeutet und worin die „soziale Frage“ besteht?

Michael Flürscheim.

Rathsherr Köchlin in Basel über das Ende der heutigen Volkswirthschaft.

Wie die „Baseler Nachrichten" berichten, hielt der Rathsherr Köchlin in Basel in der dortigen statistisch-wirthschaftlichen Gesellschaft einen Vortrag über die großcapitalistische Entwicklung in Nordamerika. Aus seinen Darlegungen geht sonnenklar hervor, daß die manchesterliche Volkswirthschaft auch in Europa diesen Verlauf nehmen, also mit Naturnothwendigkeit sich selbst verschlingen muß.

Herr Köchlin sagte folgendes:

„Das Großcapital speculirt, übt eine unbeschränkte Controlle aus, führt künstliche Noth herbei, um sich günstige Chancen zu schaffen. Das natürliche Verhältniß von Angebot und Nachfrage wird in ein unnatürliches umgestaltet. In den Centren der Corners werden Consumenten und Händler geschädigt. Die Corners treiben auf unmoralische und verwerfliche Weise die Preise der Waaren in die Höhe, indem sie die Waaren aufstapeln und zurückhalten, unter Umständen die Production hemmen. Sie bilden ein Syndicat, einen „Ring", sie machen sich selbstständig und beherrschen in einem gewissen Handelsgebiete für eine Zeit lang vollständig den Verkehr. So bildeten sich 1886 und 1887 in New-York und Chicago solche Hausseconsortien für Caffee und Weizen. Durch successive Aufkäufe wurden die betreffenden Handelsartikel an sich gebracht; es wurde auf Mißernte speculirt und solche vorausgesagt. Dadurch war es möglich, eine Zeit lang den Markt zu beherrschen; aber schon im Laufe des Sommers brachen die „Corners" zusammen, aus Gründen, die jeder solchen Vereinigung verhängnißvoll werden müssen; es wirkten dazu die ungeheuere Aufstapelung der Waaren und das daherige Anwachsen des Risicos, die den Hausseconsortien gelegten Contreminen, das Loslösen einzelner Glieder aus dem „Ring", das allgemeine Sauve qui peut! Die Contreminen, so verwerflich sie an sich oft auch sein mögen, sind eine gefährliche Waffe gegen die Corners. Ohne sie kein Gegensatz, sie sind der Geist der Verneinung.

Gewaltthätiger als der oben berührte Caffee- und Weizen-„Ring" war der sog. Coton-„Ring", den einige Yankees in New-York und Speculanten in Liverpool schlossen. 48 Millionen Spindeln mußten ihnen ihren Tribut zahlen, und der Druck ward immer größer, obschon die Berichte über die Baumwollernte immer besser lauteten. Das ging so weit, bis sich die Besitzer von 25 Millionen Spindeln mit ihren Arbeitern auf Halbzeitarbeit einigten und auf diese Weise den Ring sprengten. Auf ähnliche Weise bildete sich in Paris ein Kupfer-„Ring", nachdem in England und Amerika einige Monate Stille eingetreten war. Es ist fast unmöglich, zu diesem Schwindel eine Parallele zu finden. Die willkürlichsten Preise auf dem Metallmarkt wurden erkünstelt. Auch dieser Ring wird aus schon erwähnten Ursachen zusammenbrechen. Die gefährlichste Klippe ist die factische Anhäufung der Waaren. Das Gesetz von Angebot und Nachfrage macht Regel. Unterdessen leiden aber die Consumenten, sie müssen es sich gefallen lassen, von den Vampyren ausgesogen zu werden. Schon ist diese Angelegenheit in der französischen Kammer zur Sprache gekommen, leider ohne Erfolg.

Von einem ähnlichen Ring berichtet der österreichische Consul in

Chicago, es ist dies der Kohlen-„Ring“. Trotzdem Nordamerika die ganze Welt mit Kohlen versehen könnte, hat doch im Anfang und Laufe des Winters in Ohio und Kansas und anderen Staaten eine Noth an Kohlen geherrscht, daß viele erfroren, an einigen Orten die Kohlenzüge geplündert wurden. Die Noth wurde auf raffinirte Weise künstlich herbeigeführt. Die „Kohlenkönige“ haben factisch das Monopol; infolgedessen haben sie kein Interesse daran, so viel Kohlen zu graben, daß dadurch die Preise gedrückt würden. Sie reduciren absichtlich den Lohn, sodaß die Arbeiter gezwungen werden, zu striken; das giebt ihnen den erwünschten Anlaß, die Preise zu erhöhen und das Publicum obendrein von der Berechtigung der Erhöhung zu überzeugen. Die Schuld wird auf die Strikenden geschoben. Dieser fluchwürdigen Moral, gesetzlich verboten, machen sich nicht die armen Arbeiter, sondern die „Könige“ schuldig.

Die „Trusts“ sind ähnliche Vereinigungen und Fusionen wie die „Corners“, nur mit dem Unterschied, daß sie auf dem Wege der Speculation jede Concurrenz zu verunmöglichen suchen. Auch sie sind im Grunde Hausseconsortien und suchen sich des Monopols zu versichern. Als ein größeres Beispiel wird angeführt die Diamantengesellschaften in Südafrika. Der Diamant ist zwar nicht ein nothwendiger, aber doch ein sehr begehrter Artikel. Er wurde früher aus Indien gebracht, anfangs der 70er Jahre aber auch in Südafrika entdeckt. Sofort stürzte sich die Speculation hier auf die Ausbeutung der Diamantenfelder, die zuerst von Einzelnen abgesucht wurden, bis sich Gesellschaften bildeten, welche die kleineren Unternehmen aufsogen, sodaß anfangs vorigen Jahres noch drei Glückliche sich in die Raubwirthschaft theilen. Diese drei unter einen Hut zu bringen, war Zweck einer Gesellschaft, die sich in Paris constituirt hatte.

Gefährlicher und schädlicher werden diese Privatmonopole, wenn sie sich eines Artikels bemächtigen, der zum täglichen Bedürfniß aller gehört, wie Petroleum, Zucker, Milch &c. Da gestalten sich die Verhältnisse völlig abnorm; die Gesammtheit wird verpflichtet, den unumschränkten Machthabern mit ihrem Großcapital einen drückenden Tribut zu entrichten; abenteuerliche Gewinne werden eingestrichen, wovon schlagende Beispiele mitgetheilt wurden. Um jeden Preis wird die Alleinherrschaft angestrebt, kein Mittel ist zu schlecht diese zu erringen. Entweder werden die Kleinern gezwungen, die höchsten Preise zu stellen oder sie werden unterworfen durch Intriguen, Eisenbahnverträge, Schleuderpreise, Bestechung, Subventionen u. s. w. Die Geschichte der Civilisation kennt kein zweites Beispiel wirthschaftlicher Despotie, wie sie diese amerikanischen Oel- und Zucker-Trusts aufweisen. Bereits hat sich die empörte öffentliche Meinung gegen diese Trusts erhoben und ist im Congreß in Washington eine Enquete angebahnt worden. Trusts der verderblichsten Art sind auch die Milchtrusts, als Wurzel alles Uebels aber sind in dieser Beziehung die Oelgesellschaften.

Die Corners und Trusts ertödten die freie Concurrenz; die individuelle Thätigkeit wird durch das Cartellwesen abgelöst, dessen erste Anfänge sich auch in Europa zeigen. Da bleibt am Ende nichts anderes übrig, als die Hülfe des Staates anzurufen und den usurpirten Privatmonopolen das legale Staatsmonopol gegenüberzustellen. Wer aber erlöst uns später vom Staate?“

Mit dieser Frage schloß Herr Köchlin seinen mit großer Aufmerksamkeit angehörten Vortrag.

An den Vortrag schloß sich eine interessante Discussion, an der sich die Herren Dr. J. J. Vischer, Bankdirector Speiser und Prof. Bücher betheiligten, welch letzterer ebenfalls zugab, daß auf dem Boden der Privatwirthschaft keine Hülfe gegen die bezeichneten Abnormitäten zu finden sei und der Staat einzig Rettung bringen könne.

Das vom Staatsrath Köchlin vorstehend geschilderte Ende der großcapitalistischen Volkswirthschaft schwebte auch dem preuß. Minister v. Maybach vor, als er vom „Giftbaum der Börse" redete. Leider besaß die öffentliche Meinung in Deutschland nicht die erforderliche Reife, um die Staatsregierung in den Stand zu setzen, aus dem Giftbaum einen Fruchtbaum zu machen. Muß die großcapitalistische Entwicklung auch in Deutschland erst zu ungeheuerlichen Gestaltungen wie in Amerika ausarten, damit bei uns Köchlin'sche Urtheile ohne Furcht vor den gewohnheitsmäßigen Todtschweigungen und Beschimpfungen zu Tage treten dürfen?

Das Ueberhandnehmen des wirthschaftlichen Faustrechts in Nordamerika.

Aus der Abhandlung: „Die Arbeiterausstände in dem Steinkohlenbecken Pennsylvaniens" von Dr. E. Schläger.

(Abgedruckt in den „Grenzboten".)

Die Vereinigten Staaten haben ihr Mittelalter noch vor sich. Sie haben keine „verfallenen Schlösser", noch stört sie im Innern „unnützes Erinnern und vergeblicher Streit", mit welchen nach Goethe „unser Kontinent, das alte" sich abmüht. Amerika lebt der Gegenwart, und zwar so ausschließlich, daß es sich um die Zukunft nicht ernstlich kümmert, daß es die Folgerungen aus seiner gegenwärtigen Entwicklung nicht zieht noch ziehen will. Der große Haufe trabt noch immer im Geschirr zweier veralteten politischen Parteien einher und glaubt in der alle vier Jahre sich wiederholenden Präsidentenwahl einen Wendepunkt seiner Geschichte zu haben, während sich dadurch in Wahrheit nichts verändert als die Inhaberschaft der hunderttausend Bundes- und Staatsämter.

Daß sich die Umgestaltung der Gesellschaft (und damit später die des Staates) in ganz anderer Weise und in scheinbar ganz unpolitischen Kreisen und Schichten vollzieht, daß Gefahren weit ernsterer Art sich nicht allein in der Stille vorbereitet haben, sondern bereits offen zu Tage treten, daß ein neues Mittelalter heraufzieht, das an Rechtlosigkeit der Schwachen, Gewalthaberei der Starken, hinter Vorrechten verschanzten Sonderstellungen nur in der Form vom alten Mittelalter sich unterscheidet, das will man drüben weder selbst anerkennen noch andern zugeben. Hie und da bricht freilich eine Ahnung durch, daß der alte Begriff des Staates als einer bloßen dürftigen Anstalt zum Schutze des Eigenthums und der äußern Ordnung sich überlebt hat, daß die alte politische Maschinerie und die verschiedenen Bundes- und Staatsgesetzgebungsmühlen

der Hauptsache nach nur taube Nüsse mahlen, daß sie überhaupt zur Bewältigung der neuen großen sozialpolitischen Aufgaben von ihren Gründern weder beabsichtigt wurden, noch selbst mit ihr Wesen unverändert lassenden Verbesserungen geeignet und fähig sind. Aber man hofft trotzdem, mit Hülfe der äußersten Anspannung jener alten Gesetzfabriken die sogenannten Uebergriffe der alles bedrohenden neuen Gewalthaber von Geldes- und Freibriefsgnaden in gewisse Schranken bannen zu können, während man die sich dagegen bildenden freien Vereinigungen der Arbeiter, der Farmer, der Gewerken nicht als Versuche zum Aufbau eines bessern und gerechtern Gesellschafts- und Staatslebens ansieht, sondern nur als gefährliche und niederzuhaltende Mitbewerber auf dem politischen Parteifelde. Es gilt, an einem großen Beispiele zu zeigen und den Beweis zu liefern, daß außerhalb und neben dem Mechanismus des alten Staates und seiner Organe eine neue Welt im Aufbau begriffen ist, die, sobald sie sich vollen Inhalt und klarere, festere Formen geschaffen haben wird, eines schönen Morgens dem jetzigen Staatswesen den Abschied ertheilen und sich an seine Stelle setzen wird.

Wie wir im deutschen Mittelalter statt einer kraftvollen Einheit der Gesammtleitung nur eine zerrissene Vielheit halb oder nahezu ganz unabhängiger Fürsten, Reichsritter und Städtebünde haben, deren ewige Kämpfe nur durch vorübergehende Waffenstillstände, durch Gottes- oder Landfrieden gemildert erscheinen, wie sich alles um den Besitz größerer Landstrecken, unbeschränktere Selbstherrlichkeit dreht, so haben wir in der thatsächlichen Anarchie des amerikanischen Geschäftslebens, des Eisenbahn- und Telegraphenbetriebs u. s. w. ein ungeheures Feld des Daseinskampfes vor uns, in welchem auf längere oder kürzere Zeit geschlossene, wenn auch nicht immer gehaltene Verträge zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, Vereinbarungen zwischen den verschiedenen Gruppen der Großausbeuter der Gütererzeuger, zwischen Eisenbahngesellschaften und Großindustriellen die Ruhepausen und Windstillen bilden. Die ungemessene Selbstsucht der Großen wird so lange mit der Nothwehr der Kleinen kämpfen, bis die Gefahr für das ganze Gemeinwesen eine Höhe erreicht, die nur durch Neugestaltung des Staates selbst auf sozialpolitischen Grundlagen zu beschwören sein wird.

Die Geschichte der Kämpfe zwischen den Kohlengräbern und den Kohlen- und Eisenbahnlords in Pennsylvanien, welche seit länger als zwanzig Jahren geführt, sich jetzt in gewaltigstem Ausbruch befinden, wird den oben aufgestellten Allgemeinsätzen die lebensvolle Erklärung und Bestätigung am besten zu geben im Stande sein. An der Gestalt, welche dies Ringen zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten allmählich gewonnen, an der Phalangenschlachtordnung, zu welcher es die beiden sich bekämpfenden Seiten zuletzt gezwungen hat, sowie an der Mitleidenschaft, in welche durch diese ewigen, bald freiwilligen, bald von den Kohlenlords erzwungenen Ausstände der Kohlengräber die Zuschauer, d. h. die kohlenverbrauchenden Fabrikanten, Geschäftsleute und das große Publikum, im allgemeinen gezogen werden, läßt sich die auch auf andern Geschäftsgebieten fortschreitende Ausbildung und Ausartung von Riesensyndikaten und mittels Aufkaufs zu Preisbestimmern der wichtigsten Lebensbedürfnisse sich erhebenden Capitalistenjunker auf der einen, wie die in der Form von Granger-Logen, Rittern der Arbeit, Gewerkvereinen zu Riesenverbänden sich vereinigenden Farmer, Handwerker und Ar-

beiter in ihrer Bedeutung für die Zukunft am besten begreifen und im voraus ermessen.

Die Steinkohlenländereien im Staate Pennsylvanien umfassen etwa 270,000 Acker (der Acker = 1 1/2 Morgen), welche sich auf die Grafschaften Wyoming, Lehigh und Schuylkill vertheilen. Vor fünfzig Jahren boten diese Landstriche einen anmuthigen Anblick. Prächtige Wälder auf den Höhen wechselten mit malerischen Thälern voll schmucker Farmen. Jetzt ist alles in eine Wüste verwandelt. Der Boden ist aufgerissen, die Berge sind öde und baumlos, und Reihen unerquicklicher Miethshäuser, das Eigenthum der großen Kohlengesellschaften, mit vernachlässigten Vorgärten und nüchternster Stirnseite, lassen auf das ärmliche und unsichere Dasein der Insassen schließen. Die Schienen der Kohlenbahnen durchziehen die Thäler und kriechen in weiten Bogen oder durch Tunnel über oder durch das zerwühlte Gebirge dahin. Noch vor vierzig Jahren war der Acker Landes zu mäßigen Preisen, von einem halben Dollar bis fünfzig Dollars zu haben. Sobald jedoch die Ausbeutung der Kohlenlager in größerm Maßstabe begann, warf sich die Speculation mit bekannter Beutegier auf die Erwerbung und möglichste Vertheuerung des nun so kostbar gewordenen Grund und Bodens. Zu zehn- bis zwanzigfach höheren Preisen wurde das Land an die Aktiengesellschaften und Einzelne verkauft, welche die Anlage und den Betrieb neuer Kohlenschachte beabsichtigten. Dieselben Spekulanten waren es, welche für die neuen Kohlenbahngesellschaften den Bau der Bahnen übernahmen. Die Kunst, Eisenbahnen ohne eignes Geld zu bauen, ist eine amerikanische Eigenthümlichkeit, wie in Berlin das Häuserbauen durch mittellose Baumeister, ja ganz Bauunkundige. Man bestritt also die Kosten der Anlage aus dem Erlös verkaufter Prioritäten. Der Betrag der Actien wurde nichtsdestoweniger darauf geschlagen, sodaß das gesammte Actiencapital eine drei bis viermal höhere Summe vorstellte als die thatsächlichen Baukosten der Bahn. Und für dies künstlich geschaffene, für dies so stark als möglich verwässerte Capital sollten nun die Einnahmen der Bahn gute Dividenden schaffen. Kein Wunder, daß dem Betruge bei der Entstehung der Bahn die Vergewaltigung der Arbeiter und des Publikums im Laufe des Betriebes folgen mußte, obgleich die Ausbeutung der Kohlenlager wie die Erweiterung des Kohlenbahnnetzes in wenigen Jahrzehnten in kolossallem Verhältnis zunahm. Im Jahre 1842, als Charles Dickens seine berühmte Canalbootreise von Pittsburgh nach dem Ohio antrat, wurde im Ganzen nur eine Million Tonnen Hartkohle (anthracite) zu Tage gefördert. 1870 waren es bereits siebzehn Millionen (und heute sechsunddreißig Millionen), d. h. mehr als die schon entwickelte Eisenindustrie und die fast ausschließlich auf Kohlenheizung angewiesene Bevölkerung der östlichen Staaten und theilweise des Westens verbrauchen konnten.

Der übliche Kampf zur Aufrechterhaltung des Preises auf der einen Seite, zur Herabdrückung auf der andern begann. Die Bergleute verlangten höhern Lohn und standen aus, die Zechenbesitzer, meistens Actiengesellschaften, verbanden sich gegen die ihnen zu hoch vorkommenden Frachtsätze der Eisenbahnen und stellten die Aufgabe von Kohlen ein, die Eisenbahnen schlossen ein Bündniß zur Erpressung höherer Frachtsätze. Nur das sogenannte Publikum, die einzelnen Kohlenverbraucher in Stadt und Land, blieben unorganisirt, unverbunden, und daher den

Uebergriffen der Gewalthaber vom Flügelrade wie derer vom Kohlenschacht preisgegeben. Das nächste Ergebniß dieser allgemeinen Stockung der Kohlenproduktion wie des Kohlentransportes waren ungeheure Preisschwankungen. Dann Bankerotte der Kohlenzechenbesitzer, sehr schlechte Geschäfte der Bahnen, hungernde Arbeiter und frierende arme Leute in den Großstädten und Dörfern. Es gab unter dem System der damaligen Volkswirthschaft, d. h. des schrankenlosen Wettbewerbes, für die beiden capitalistischen Factoren der Kohlengewinnung und der Kohlenbeförderung nur ein Mittel zur bessern Ausbeutung: sich zu vereinigen und dann auf Kosten des dritten Factors, der Arbeiter, sowie der Consumenten sich zu entschädigen und zu bereichern. Die Eisenbahngesellschaften erwerben denn auch wirklich den größten Theil des Kohlenbeckens. Sie bringen den ganzen Kohlenmarkt unter den Druck ihrer Hand, indem sie theils als Kohlenerzeuger, theils als Kohlenverfrachter die stärkere oder schwächere Beschickung desselben in ihrer Gewalt haben. Der Wettbewerb, der Kampf zwischen den Beherrschern der Production hat ein Ende. Ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Kohlenausbeutung beginnt; das Monopol, die Alleinherrschaft tritt an die Stelle der Concurrenz. Das scharfe Wort Proudhons könnte als Ueberschrift dienen: „Die Concurrenz war der Bürgerkrieg, das Monopol ist der Mord der Gefangenen.“ Aber auf dem Wege zur vollen Ausbildung seines Wesens hat das neue Monopol den Widerstand des ihm allein noch gegenüberstehenden Factors, den der Arbeiter, zu brechen. Die Geschichte dieses Widerstandes ist die Geschichte der Ausstände und der Bemühungen der Arbeiter, diese durch Abänderung der Staatsgesetze zu voller Kraft und Wirksamkeit zu befreien und stark zu machen. Ebenso benutzt das Großcapital seinerseits die Maschinerie der Gesetzgebung, um sich neue Waffen zur Niederdrückung der Arbeiter schmieden zu lassen. Zwischen den beiden feindlichen Lagern treibt sich zaghaft und schwankend der Troß der Gewerbepolitiker hin und her. Während sie mit dem einen Auge nach den Geldsäcken der Kohlenbahnen schielen, blickt das andere besorgt-schlau nach dem vieltausendköpfigen, also stimmgewaltigen Heere der Arbeiter, ohne welches sie in die Sitze des Abgeordnetenhauses, die Danaestellung zur Aufnahme des Goldregens der großen Körperschaften, ja überhaupt nicht mehr gelangen können. So schwanken sie denn von thatsächlicher Corruption und Bestechung zu mitunter wichtigen Maßregeln für die Arbeiter, indem sie dabei sich und ihre eigentlichen Herren mit der Hoffnung trösten, daß die neuen Gesetze todte Buchstaben bleiben werden. Die Gesetze dagegen, welche zur Machtvermehrung der Kohlen- und Eisenlords dienen, sind allerdings nur zu lebendig und wirksam. Dahin gehört namentlich das Gesetz von 1866, durch welches sie zur Ernennung eigner Polizeiconstabler in beliebiger Anzahl ermächtigt wurden. Diese Constabler sind geradezu eine bewaffnete Macht im Dienste der Kohlenlords, durch welche diese ihre Arbeiter einschüchtern und gegen sie einschreiten können, ohne sich irgendwelcher persönlichen Verantwortlichkeit oder Gefahr auszusetzen. Dazu kommt noch in außerordentlichen Fällen, wie im Januar 1888, in den Kohlenausfuhrhäfen die schwer bewaffnete Schaar der Pinkerton'schen Privatpolizisten aus Chicago, welche wie die Condottieri der Renaissance für Sold sich zum Wach- und Schreckdienst gegen ausstehende Arbeitermassen hergeben. Ferner wurde von den alten oder veralteten Gesetzen über ungesetzliche Vereinigungen oder

Verschwörung (conspiracy) zum Nachtheil der Arbeiter viele Jahre ausgiebiger Gebrauch gemacht, bis die zunehmende politische Macht der Arbeiter ihre Abänderung in den Jahren 1872 und 1876 bewirkte. Von da an erst wurden die Ausstände wahrhaft gewaltige Waffen zur Durchsetzung der Arbeiterforderungen. Die Zahl der Ausstände ist seitdem immer größer geworden. In den drei ersten Monaten des Jahres 1881 zählte das Organ des Kohlen- und Eisenarbeiterverbandes von Westpennsylvanien, die Pittsburgher Labor tribune, nicht weniger als 400 Ausstände auf, wovon allerdings ein Theil auf Staaten außerhalb Pennsylvaniens fällt. Seit 1881 ist der Kampf immer erbitterter geworden. Der seit 1878 gegründete Orden der Ritter der Arbeit mit seiner eine Million übersteigenden Mitgliederzahl hat den Ausständen der Eisenbahn- wie jetzt der Kohlenarbeiter einen früher nie gehabten Halt und eine finanzielle Stütze gegeben. Bei dem gegenwärtigen Riesenausstande der gesammten Kohlenarbeiter des der Philadelphia- und Readingbahn unterstehenden Kohlenbeckens tritt die Bedeutung dieser gewaltigen Bundesgenossenschaft klar hervor. . . .

. . . Die Dinge treiben in den Vereinigten Staaten offenbar einem Zusammenstoß zwischen Capital und Arbeit zu, welcher zuletzt zu einer völligen Umgestaltung des Parteiwesens wie der Verfassung führen muß. Schon wird hier und da die Verstaatlichung der Eisenbahnen und der Telegraphen verlangt. In Brooklyn wurde in einer Arbeiterversammlung neulich die Erwerbung der Kohlenzechen durch die Bundesregierung als Mittel zur Beendigung der ewigen Ausbeutung vorgeschlagen. Aber daran ist bei der jetzigen Zusammensetzung des Congresses gar nicht zu denken. Mit Flickwerk ist überhaupt nicht zu helfen. Um eine bessere Volksvertretung zu erlangen, muß zunächst das Volk der Wähler selbst besser und besser unterrichtet werden. Und selbst dann würde das Werk der Umgestaltung noch nicht gelingen. Nur eine mit neuen Vollmachten ausgerüstete, von den Parteien unabhängige Bundescentralgewalt kann dem wüsten Treiben des amerikanischen Mittelalters nach langen Kämpfen ein Ende machen und eine neue und bessere Zeit wirklicher Gerechtigkeit und Menschlichkeit heraufführen helfen.

Professor J. Conrad über die Gefahr eines gebildeten Proletariats.

(Aus der Münchener „Allgem. Zeitung", Januar 1887.)

Von den vielen Gefahren, die uns heutzutage umgeben, steht wohl die einer Ueberwucherung durch ein gebildetes Proletariat mit in erster Linie und scheint uns weit bedeutsamer zu sein, als die Gefahr eines Massenproletariats, mit der man sich jetzt so allgemein und mit Vorliebe beschäftigt. Freilich ist die letztere auch älteren Datums und mehr in die Augen fallend, als die erstere, und es wird deshalb unsere erste Aufgabe sein, das Vorhandensein derselben nachzuweisen. Werfen wir zunächst einen Blick auf die allgemeinen Bevölkerungsverhältnisse. Es ist bekannt, daß die Bevölkerung Deutschlands seit dem Beginn des

Jahrhunderts mit Rapidität gewachsen ist und noch fortdauernd schneller zunimmt, als in irgend einem anderen Lande Europas, außer England. Von 1871 bis 1885 betrug die jährliche Zunahme rund 413000 Menschen und noch in den letzten fünf Jahren 321000 pro Jahr. Hat auch in dem letzten Quinquennium mithin eine Verlangsamung stattgefunden, ist der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle von 13 in den 70er Jahren auf 11 pro 100000 Menschen in den 80er Jahren zurückgegangen, so ist die Zunahme doch immerhin noch eine äußerst beträchtliche zu einer Zeit, wo allgemein über Mangel an Beschäftigung und Ueberfüllung in allen Berufskreisen geklagt wird. Besorgt fragte daher unter anderen der Kanzler Rümelin schon vor einigen Jahren an dieser Stelle, wo das hinaus soll, wenn die Bevölkerung selbst sich nicht im Zaume hält. Zu bemerken ist aber dabei ausdrücklich, daß jener Ueberfluß an Arbeitskräften nicht nur in Deutschland zu Tage tritt, sondern ebenso in Ländern mit geringerer Bevölkerungszunahme, wie in Frankreich und sogar auch in den Vereinigten Staaten Nordamerikas mit noch großen uncultivirten Landstrecken, reichen unterirdischen Schätzen u. s. w., also unter den verschiedensten Verhältnissen. Ein Zeichen des innigen Zusammenhanges der verschiedenen Culturländer, sodaß die Vortheile des einen Landes, wie ebenso die Uebelstände in den übrigen Staaten mehr oder weniger mit empfunden werden. Führt die erwähnte Bevölkerungszunahme auch ein stärkeres Zuströmen zu allen Gesellschaftsclassen und Berufskreisen mit sich, so zeigt es sich doch, daß dieselbe besonders bei uns in Deutschland infolge des natürlichen, allgemeinen Aufstrebens der gesammten Bevölkerung von unten nach oben um so größer ist, je höher die Bildung und gesellschaftliche Stellung reicht. Die Erscheinung wird zu Ungunsten der Gebildeten dadurch verschlimmert, daß die gegenwärtige Preisreduction in weit höherem Maße den unteren Classen zugute kommt, als den höheren, weil die Bedürfnisse der ärmeren Bevölkerung erheblich billiger geworden sind*), dagegen die der Gebildeten nur wenig.

In der neuesten Zeit ist nun das Mißverhältniß zwischen Angebot und Nachfrage am extremsten zu Tage getreten und droht insbesondere einen noch weit schlimmeren Charakter in der Zukunft anzunehmen in den Berufszweigen, bei welchen classische Bildung verlangt wird. Das Beobachtungsfeld hierfür, wo alle Vorgänge sich am meisten concentriren und am besten beobachten lassen, sind die Universitäten. Während sich in den 60er Jahren auf deutschen Universitäten nur rund 13400 Studirende aufhielten, stieg die Zahl in den 70er Jahren auf 17800, im letzten Sommersemester auf 28089. Da nun im letzten Wintersemester gegen das vorhergehende ein ganz unbedeutender Rückschlag eingetreten war, der jetzt wieder reichlich ausgeglichen ist, bisher vielmehr in jedem Jahre noch eine Zunahme zu beobachten war, so kann man kaum annehmen, daß der Gipfel bereits erreicht ist. In den letzten fünf Jahren nahm die Zahl der Studenten um 5600 oder 26 Procent zu, während die gesammte Bevölkerung kaum um fünf Procent stieg. In den 70er Jahren kamen 40, jetzt 60 Studenten auf 100000 Einwohner. Die hier studirenden Ausländer können außer Acht gelassen werden, da sie

*) Mit Ausnahme des Wohnungsbedürfnisses, also des wichtigsten Lebensbedürfnisses. Der Herausgeber.

mit unbedeutenden Schwankungen nur etwa $5^1/_2$ Procent der Gesammtheit ausmachen. Diese Steigerung allein beweist allerdings nicht das Vorhandensein einer Ueberfülle, denn darüber ist man einig, daß in den sechziger Jahren die Frequenz eine unzureichende war, und sobald man größere Perioden in das Auge faßt, beobachtet man eine Wellenbewegung, ein Auf- und Absteigen in der Frequenz. Schon Anfangs der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts klagte man bei etwa 35 Studenten pro 100000 Einwohner über einen zu starken Zudrang zu den Universitäten, worauf nach den Freiheitskriegen eine übermäßige Ebbe eintrat, der Ende der 20er Jahre eine gewaltige Fluthwelle folgte, wo schon 52 Studirende pro 100000 Einwohner gezählt wurden, um dann nach wiederholten Schwankungen und bedeutendem Fallen nun gegenwärtig eine noch nie dagewesene Hochfluth zu erzeugen.

Untersuchen wir die Verhältnisse etwas näher. Die theologische Facultät hatte fast zwei Decennien hindurch eine sehr mangelhafte Frequenz beklagt; noch Anfangs der 70er Jahre studirten in Deutschland nur 1780 protestantische Theologen, in dem letzten Semester 4690. In Sachsen hat sich ein Mangel an Theologen überhaupt nicht fühlbar gemacht, wohl aber in den meisten anderen Theilen Deutschlands, ganz besonders in Preußen. Durch genaue Berechnung nach der Zahl der Pastoren und der alljährlich ordinirten Pfarrer ließ sich feststellen, daß die Frequenz im Jahre 1880/81 dem Bedarfe entsprach. Seitdem ist sie um 60 Prozent gestiegen, um so viel wird deshalb in Preußen auch der Bedarf überstiegen sein, trotzdem noch manche Lücke auszufüllen geblieben ist. Ungleich stärker wird dies aber in den Ländern zur Erscheinung treten, wo eine Lücke überhaupt nicht beobachtet war. Die katholisch-theologische Facultät ist bisher die einzige, welche von einer Ueberfüllung verschont blieb, ja, wo noch bis zur Gegenwart ein entschiedener Mangel vorliegt. Doch läßt es sich leicht zeigen, daß dies trotz der erbärmlichen Besoldungsverhältnisse der katholischen Geistlichkeit nur künstlich herbeigeführt war. Denn seit der Culturkampf in der für die katholische Kirche so glänzenden Weise der Erledigung entgegenging und schließlich Erledigung fand, begannen sofort die Wogen höher zu gehen. Noch 1881/82 finden wir in Deutschland nur 727 und in Preußen 221 katholische Theologen auf den Universitäten; in dem letzten Sommersemester studirten 1197 in Deutschland und 504 in Preußen. Das ist eine Zunahme von 37 Procent in Deutschland und 64 Procent in Preußen. Bald wird auch hier die höchste bisher dagewesene Ziffer von 1264 erreicht sein, die allerdings eine Weile anhalten müßte, um die Vacanzen in den Pfarrstellen alle ausfüllen zu können. Wie es mit dem juristischen Studium aussieht, ist in der neueren Zeit viel besprochen. In den 60er Jahren studirten noch nicht 3000 Juristen in Deutschland. 1883 wurde die höchste Zahl mit 5426 erreicht, sie war bereits im letzten Semester auf 4960 zurückgegangen. Die Verringerung ist aber nur unbedeutend und keineswegs den Verhältnissen entsprechend. In Preußen, wo uns genauere Angaben vorliegen, werden jährlich jetzt 300 juristische Beamte neu angestellt, 1882 aber bestanden das Staatsexamen 537, 1885 622, also mehr als die doppelte Zahl, welche auf Anstellung rechnen kann. 1875 wurden in Preußen 1938 Referendare beschäftigt, jetzt 3724. 1875 existirten dort nur 220 Gerichtsassessoren, gegenwärtig 1288. Wohl finden jetzt mehr Juristen als früher in größeren gewerb-

lichen Unternehmungen, namentlich Actiengesellschaften, dann in Banken, Versicherungsgesellschaften 2c. Anstellung, aber die Zahl ist doch nur unbedeutend und vermag den Bestand der auf Anstellung Harrenden nur wenig zu entlasten. Bis in die neueste Zeit konnte man annehmen, daß das medicinische Studium noch die günstigsten Aussichten böte. Das ist jetzt aber unzweifelhaft vorüber. Deutschland zählt gegenwärtig etwa 13200 Aerzte. Zum Ersatze der Absterbenden und zur Ergänzung des Bestandes, wie sie das Wachsen der Bevölkerung und des Volkswohlstandes verlangt, sind etwa 3500 bis 3600 Medicinstudirende erforderlich; das ist die Zahl, die in den 70er Jahren factisch vorhanden war und damals der der Juristen die Waage hielt. Im letzten Semester studirten aber statt 3600 8465, das sind 3500 mehr als gleichzeitig Jurastudirende. Nach einer kürzlich erschienenen Schrift Billroth's befanden sich in Wien im Sommersemester 1879 779 Mediciner, im Sommersemester 1886 2489. In Preußen genügen 250 neu eintretende Aerzte, um den bisherigen Bestand zu erhalten und noch etwas zu erhöhen. Im letzten Jahre bestanden schon 431 das Staatsexamen, in ganz Deutschland 1884—85 882 gegen 620 in den 70er Jahren. Die in den letzten Jahren erfolgte Zunahme der Universitätsfrequenz kommt in diesen Zahlen natürlich aber erst in den folgenden Jahren zur Geltung. Der Umstand ist um so schlimmer, da auch im Auslande, namentlich in den vereinigten Staaten Nordamerikas, jetzt deutsche Aerzte nicht mehr so viel freien Platz finden wie bisher.

Schwieriger als in den besprochenen Facultäten ist es, die Ueberfülle in der philosophischen ziffermäßig nachzuweisen, welche die verschiedensten Studienzweige umfaßt. Bemerken wollen wir daher nur, daß auch hier in den zwanziger Jahren eine Verdoppelung, in den vierziger Jahren eine Vervierfachung stattgefunden hat, und daß eine Ueberfülle an Philologen, Mathematikern, Naturwissenschaftlern u. s. w. ganz allgemein anerkannt wird. In der Provinz Sachsen müssen Lehrer, welche das Staatsexamen gemacht haben, jahrelang umsonst unterrichten. Mathematiker haben neuerdings wiederholt volle vier Jahre warten müssen, bevor sie eine dauernde Beschäftigung gegen Remuneration erhielten, und noch länger, bis sie in den sicheren Hafen einer festen Anstellung gelangten. Werfen wir nun noch einen Blick auf andere Berufszweige, welche den eben besprochenen nicht ganz an die Seite zu stellen sind, ihnen aber nahe stehen. In Deutschland giebt es rund 4450 Apotheken. Der Bedarf an Pharmaceuten, um diese Stellen zu besetzen und angemessen zu erhöhen, läßt sich auf 270 und danach auf 550 Studirende feststellen, die wir in den 70er Jahren auch vorfinden. Im letzten Semester studirten dagegen factisch 1037 Pharmaceuten und Zahnheilbeflissene, die davon leider nicht zu trennen, die aber nicht in erheblicher Zahl vorhanden sind. Die Staatsprüfung bestanden 1884/85 statt der erforderlichen 270: 420 Pharmaceuten. Forstwirthe studirten in Deutschland von 1870 bis 1878 373, 1881 701. Die neuesten Angaben fehlen uns. Die Zahl der Schüler der technischen Hochschulen hat seit der Gründerzeit allerdings abgenommen, doch ist in den letzten Jahren eine nicht unbedeutende Hebung zu beobachten. Wie die Verhältnisse aber liegen, ergiebt sich daraus, daß von 1879 bis 1882 in Preußen 407 Bauführer das Staatsexamen ablegten; in derselben Zeit aber nur 65 Anstellung als Baumeister erhielten. Leicht wäre es, durch

Untersuchung der Verhältnisse im Post= und Steuerfache u. s. w. ganz gleiche Mißstände noch in einer großen Zahl ähnlicher Berufszweige zu constatiren, doch genügen wohl die angeführten Beispiele, um die Behauptung gerechtfertigt erscheinen zu lassen, daß in allen Berufs= und Erwerbszweigen, wo höhere Bildung beansprucht wird, ein übermäßiger Zudrang in der Gegenwart zu bemerken ist, so daß eine übergroße Zahl von Leuten, welche unter Aufopferung der besten Jahre ihres Lebens und erheblicher Geldmittel sich eine hohe classische Bildung und hervorragende Leistungsfähigkeit angeeignet haben, schon jetzt Jahre lang vergebens auf eine angemessene Anstellung warten müssen, und daß in der nächsten Zukunft die Zahl in einer bedenklichen Weise steigen wird. Die nothwendige Folge dieses Umstandes ist wachsende Unzufriedenheit in den betreffenden Kreisen, vielfach unter dem Druck wirklicher Noth; übermäßige Verzögerung der Familiengründung, was noch verstärkt wird durch die Steigerung der Lebensansprüche in den letzten Decennien. Die zweite Folge wird ein häufiger Versuch, zu einem anderen Berufe überzugehen, sein, wobei der größte Theil erfahrungsmäßig scheitert und schließlich auf ein verfehltes Leben zurückblickt. Eine große Zahl höher Gebildeter wird namentlich in Subalternstellen herabgedrückt. Drittens kommt die Auswanderung in Betracht, durch welche der Heimath hervorragende intelligente Kräfte verloren gehen und die erheblichen Erziehungskosten ihr unerstattet bleiben, ohne daß man die Zuversicht haben kann, daß die Betreffenden durch die Auswanderung wenigstens persönlich erreichen, was sie erstreben und zu erhoffen berechtigt sind. Daß aber die zurückbleibenden unzufriedenen Elemente nicht nur ein beklagenswerthes Schicksal haben, sondern auch ein gefährliches destructives Ferment im Lande bilden, welches nur zu sehr geneigt ist, das Heer sozialdemokratischer Agitatoren zu vermehren und außerdem als Bleigewicht an den aufstrebenden wichtigsten Familien des Staats hängen, wird von Niemandem geleugnet werden können. Dagegen ist die günstigste Wirkung der verschärften Concurrenz, der Steigerung der Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Betheiligten doch nur ein sehr ungenügender Ersatz. Wie ebenso der Trost wenig ausreichend ist, daß die Geschichte ja ausdrücklich die Wellenbewegung in diesen Vorgängen zeigt, und deshalb von selbst in einiger Zeit die Fluth sich verlaufen wird. Vielmehr wird es die Aufgabe sein, vor Allem die Wunde zu zeigen, wie sie ist, und eine schnellere und mildere Heilung durch Staat und Gesellschaft zu versuchen, als sie bei dem natürlichen Verlaufe zu erwarten steht.

Dabei richtet sich vor Allem der Blick naturgemäß auf die allgemeine Bevölkerungszunahme, die aber an und für sich den Umstand keineswegs erklärt, denn es könnte dabei der Bedarf an Gebildeten derselbe geblieben sein. Das ist aber thatsächlich nicht der Fall. Je dichter die Bevölkerung lebt, um so weniger höhere Beamte, weniger Pfarrer, Aerzte ꝛc. werden bei sonst gleich gebliebenen Umständen gebraucht. Ein Pfarrer kann bei einem engen Zusammenwohnen die Seelsorge für eine größere Zahl Menschen versehen, als bei Zerstreutwohnen, und thatsächlich kamen noch 1815 in Preußen auf 100000 Protestanten 87 evangelische Geistliche, 1881 nur 48. Die Zahl der Verwaltungsbeamten vermehrt sich bei steigender Bevölkerung nur ganz unbedeutend, und auch der Bedarf an Richtern steigt nicht in dem gleichen Maße.

Preußen zählte 1831 43,7 Procent juristisch gebildete Beamte, 1881 31,03 Procent pro 100000 Einwohner. Dasselbe ist von Pharmaceuten zu sagen, während Forstleute bei starker Bevölkerung überhaupt nicht mehr gebraucht werden, als bei dünner Bevölkerung. Aerzte können bei dichter Bevölkerung zwar auch verhältnißmäßig mehr leisten, doch hat die steigende Intelligenz und der größere Wohlstand die Nachfrage nach Aerzten erheblich gesteigert, ebenso die nach Philologen. Indessen ist auch da bereits eine erhebliche Verlangsamung der Entwicklung eingetreten, so daß im großen Ganzen in unserer Zeit der Bedarf an studirten Leuten sich im Verhältniß zur Bevölkerung entschieden vermindert, was aber natürlich nicht sehr erheblich in's Gewicht fällt.

Zu gleicher Zeit aber ist gerade neuerdings das Streben nach gesicherter Beamtenstellung in beständiger Zunahme begriffen gewesen. In Zeiten wirthschaftlicher Depression sucht jeder Industrielle, Kaufmann, Landwirth ꝛc. seinem Sohne die Sorgen zu ersparen, unter denen er selbst leidet, und strebt sich seiner precären Lage durch Erlangung einer festen Anstellung zu entziehen.

Da nun in unserer Zeit die wirthschaftliche Depression bereits über ein Decennium währt, so muß die Wirkung in genannter Richtung natürlich eine außergewöhnlich starke sein, und es ist bekannt, wie gegenwärtig der Zudrang zu jedem erledigten Beamtenposten, er mag noch so wenig pecuniäre Vortheile bieten, ein ganz enormer ist. Unser Beamtenstaat hat außerdem den geringen Unternehmungsgeist und das Streben nach gesicherten Posten mit gleichmäßiger Einnahme in der Bevölkerung künstlich herbeigeführt.

Man braucht sich dagegen nur den Unternehmungsgeist, den Unabhängigkeitssinn und die frühreife Selbstständigkeit der Engländer und Amerikaner zu vergegenwärtigen, um sich dies klar zu machen, und wenn man unserer Bevölkerung etwas davon — nicht Alles — anerziehen könnte, so wäre es ein unendlicher Segen.*)

Die verschärfte Wirkung dieses Moments für unsere Frage liegt nun aber in der Richtung unserer Zeit: geistige Arbeit der körperlichen vorzuziehen und sie weit über dieselbe zu stellen, welches als die natürliche Folge unseres entwickelten Schulunterrichts anzusehen ist. Hiermit steht im Zusammenhange die außerordentliche Bevorzugung der classischen Bildung, welche eine Eigenthümlichkeit Deutschlands ist, und die seit dem Beginn des Jahrhunderts von Seiten der Regierungen begünstigt und künstlich gefördert ist. Die classische Bildung verschafft bei uns mehr als in irgend einem anderen Lande Ansehen und gesellschaftliche Stellung. Allen Ständen und Berufsarten ist es erschwert, sich zur Geltung zu bringen, wo, wie bei dem Kaufmann, Industriellen ꝛc., classische Bildung nur ausnahmsweise zu finden ist. Kein Wunder, wenn das Streben überwiegt, die Söhne studiren zu lassen, wenn man sich scheut, sie einen Beruf ergreifen zu lassen, der nicht das volle Ansehen bringt. Hier sehen wir einen bedeutsamen Punkt, wo bisher in

---

*) Hier dürfte sich der Herr Prof. Conrad im Irrthum befinden. Unter der heutigen Wirthschaftsordnung könnte sich das industrielle Elend — die Ueberproduction — durch eine Vermehrung des Unternehmungsgeistes nur steigern. Der Herausgeber.

der Volkserziehung gesündigt ist und wo eine Umkehr uns von der höchsten Bedeutung erscheint.

Der Ausgangspunkt unserer Untersuchung zur Erkenntniß des Uebels liegt offenbar in den Anforderungen, welche die Regierung an die Schulbildung der verschiedenen Beamtencategorien stellt, sowie welcher Schulbildung heutigen Tages die so bedeutsame Berechtigung zum einjährigen Dienst eingeräumt wird. Es ist klar, daß dieses nicht nur von höchster directer Einwirkung auf den Schulbesuch ist, sondern daß dadurch das Urtheil der Bevölkerung über die Bedeutung der einen oder anderen Schulbildung beeinflußt wird. Die Schulen, welche die Regierung nicht für voll ansieht, werden ihr Ansehen im Volke unmöglich auf die Dauer bewahren können."

(Nachdem Verfasser unser höheres Schulwesen als ein verkehrtes dargestellt und namentlich gegen die Ueberschätzung der sogenannten „classischen Bildung" eine Lanze gebrochen, empfiehlt er die Zurückdrängung des Gymnasialwesens durch stärkere Anpflanzung von Bürger- und Realschulen.)

„Der Minister v. Mühler — sagt er — hat in einem Rescript von 1870 ausgesprochen, daß einer Commune erst dann das Recht eingeräumt werden könne, eine öffentliche Lehranstalt zu gründen, wenn für den Volksunterricht genügend und ausreichend gesorgt sei. Für ebenso richtig und wichtig würde ich es halten, erst dann und dort Gymnasien zuzulassen, wo bereits eine höhere Bürgerschule oder Realschule existirt. Denn es ist in unserer Zeit viel wichtiger, in die großen Mittelschichten eine höhere, wohlabgerundete Bildung zu bringen, als die gelehrte Bildung noch mehr zu verbreiten. Dazu kommt die directe Unterstützung, die man ganz allgemein und in überwiegendem Maße den Schülern höherer und besonders classischer Bildungsanstalten zu Gute kommen läßt.

Es war ganz natürlich, daß im vorigen und noch im Beginn dieses Jahrhunderts der Staat besondere Aufwendungen machte, um es der Bevölkerung zu erleichtern, ihren Kindern eine höhere Schulbildung zu geben, um sich gut vorgebildete Beamte zu sichern. Deshalb war es vollständig richtig, den höheren Schulen bedeutendere Staatsunterstützung zu gewähren, als den Elementar- und sonstigen Bürgerschulen. Heutigen Tages dürfte das kaum zu rechtfertigen sein. Einmal werden dieselben hauptsächlich von Wohlhabenderen benützt, denen man einen Theil des zur Erhaltung nothwendigen Schulgeldes nicht zu erlassen braucht, während man noch den Arbeiter, der gezwungen ist, seine Kinder in die Schule zu schicken, dafür verhältnißmäßig weit mehr Schulgeld zahlen läßt, so lange er nicht ein Armuthsattest aufweisen kann. Der Gymnasiast zahlt in Preußen 80—100 Mark, 80 Mark müssen aus öffentlichen Mitteln zugezahlt werden, der Elementarschüler einer Bürgerschule 18 Mark, was verhältnißmäßig zu viel ist, und aus öffentlichen Mitteln auch 18 Mark. In Sachsen beträgt der Staatszuschuß zu den Gymnasien 572711 Mark, zu allen übrigen Schulen 379777 Mark. In Preußen zahlte der Staat für die Gymnasien 3884000 Mark, pro Schüler 41,4 Mark, für alle übrigen höheren Schulen nur 468874 Mark.

Gegenwärtig liegt aber absolut keine Veranlassung vor, durch Ermäßigung des Schulgeldes die Frequenz der Gymnasien noch künstlich zu steigern. Man mag Unterstützung einzelnen besonders begabten

Schülern zuwenden und soll es thun, aber nicht Jedem, dem es einfällt, seinen Jungen auf das Gymnasium zu schicken."

Nachwort des Herausgebers.

Dem vorstehenden Artikel des bekannten Nationalöconomen haben wir die Bitte an den Herrn Verfasser hinzuzufügen, nicht bei der allerdings sehr verdienstvollen Kennzeichnung der Lage stehen zu bleiben, auch sich nicht mit der Aufforderung an Staat und Gesellschaft zur schnelleren Beseitigung des Mißverhältnisses zu begnügen, sondern in Gemeinschaft mit seinen Collegen, den Universitätslehrern der Volkswirthschaft, zur Formulirung bestimmter volkswirthschaftlicher Rettungsmaßregeln überzugehen. Die Quelle des Uebels entspringt nämlich dem nationalöconomischen Gebiete, dem Mangel an „Organisation der Arbeit". Die Gymnasialbildung zurückzudrängen und das Real- und Gewerbeschulwesen zu heben, wäre nur dann eine Rettung, wenn es an Technikern und Kaufleuten, überhaupt an gewerblicher Production fehlte. In Wirklichkeit fehlt es nicht daran, sondern es waltet davon bei dem heutigen Zuschnitt der Volkswirthschaft ein erdrückendes Uebermaß ob. Durchschlagende Hülfe kann man also nur von volkswirthschaftlichen Rettungsmaßregeln erhoffen. Das „Deutsche Adelsblatt" hat seit Jahren eine größere Anzahl von derartigen Wirthschafts- und Sozialreformen bezeichnet, welche auf eine bessere Organisation des Austausches von Gütern und Dienstleistungen, d. h. auf Schaffung neuer Beschäftigungsgelegenheiten für Hand- und Kopfarbeiter, auf Belebung der jetzt noch latenten Productions- und Consumtionskräfte innerhalb unserer 47 Millionen Menschen hinzielen. Es sind nicht zu viel geistige und körperliche Arbeitskräfte vorhanden, sondern zu wenig Organisationen zu ihrer nutzbringenden Verwendung. Es brauchen nicht zwei Garnituren von Menschen vorhanden zu sein, welche beide ihren Lebenszweck verfehlen, und zwar die beschäftigte Garnitur, weil sie zu viel arbeitet, und die unbeschäftigte, weil für sie keine Arbeit vorhanden ist. Die gebildeten Classen, die im Amt oder Geschäft thätig sind, zerstören durch geistige Ueberanstrengung ihr Nervensystem, während die arbeitenden Classen theils durch körperliche Ueberanstrengung und theils durch Entbehrung während der beschäftigungslosen Zeit nicht zu einem menschenwürdigen Dasein gelangen. Leider ist die für beide Classen drohende Gefahr in den gebildeten Ständen am allerwenigsten bekannt und begriffen. Obwohl gerade sie, wie die Conrad'schen Schilderungen handgreiflich machen, vor einer wirklich entsetzlichen Verschlimmerung ihrer bürgerlichen Existenz stehen, lassen sie die Vorkämpfer der Wirthschafts- und Sozialreform fast gänzlich im Stich, ja diese, ihre besten Freunde, sind ihnen innerlich verhaßt, weil unbequem und ihren Winterschlaf störend. In dieser Gleichgültigkeit und diesem Sicherheitswahn liegt die Hauptgefahr für die gebildeten Classen. An sich ist die Lage nicht bedrohlich; sie ist und wird es nur durch die falsche Behandlung.

Die Gerechtigkeit in der Volkswirthschaft.

(Aus der längeren Abhandlung von Prof. G. Schmoller im Jahrbuch für Gesetzgebung ꝛc.)

„Giebt es eine gerechte Vertheilung der wirthschaftlichen Güter? Oder soll es eine solche geben? So fragen die Menschen heute wieder, so haben sie gefragt, seit es menschliche Gesellschaften und soziale Institutionen giebt; so hat der größte Denker des Alterthums gefragt und nach ihm tausend andere arme schwitzende Menschenhäupter, Häupter in Turban und Baret, große Staatsmänner und hungernde Proletarier, besonnene Menschenfreunde und schwärmerische Idealisten. Gerade heute scheint die Frage weniger als je erlaubt. Selbst Leute, die sich etwas Besonderes auf ihren Idealismus zu Gute thun, erklären sie für eine der unnützen Fragen, die Niemand zu beantworten wisse. Die Gedanken des Aristoteles über die vertheilende Gerechtigkeit werden von oben herab als veraltet und wissenschaftlich überwunden bezeichnet. In oberflächlicher Weise die Erscheinungen des Naturlebens mit den sozialen Prozessen vergleichend, beruft man sich auf die Darwin'sche Lehre vom Kampf ums Dasein, die dem Stärkeren das Recht gebe, den Schwachen zu unterwerfen und jeden Gedanken an eine gerechte Vertheilung irdischer Güter ausschließe. Auch zahlreiche Nationalöconomen wollen von der Frage nichts wissen, und das um so weniger, je ferner sie philosophischen Studien stehen, je mehr sie sich nur in Spezialfragen vertiefen und trotz mancher Zugeständnisse an neuere Richtungen mit ihren Grundanschauungen doch noch in den alten Geleisen englischer und deutscher Schuldogmatik sich bewegen, welche andere Categorien als Angebot und Nachfrage nicht kennt. Im Hintergrunde schwebt dabei in der Regel die Vorstellung, daß der Sozialismus eine gerechtere Gütervertheilung fordere, und daß es schon deshalb für den conservativen Staatsbürger und Anhänger der Ordnungspartei keine andere Wahl gebe, als sich gegen diesen Gedanken auszusprechen. Freilich setzen die, welche so fühlen und denken, sich damit in den schroffsten Gegensatz zu den großen Begründern der neueren Nationalöconomie. Niemand mehr als Adam Smith, als Turgot, als ein Theil ihrer echten Nachfolger war überzeugt, eine gerechtere oder gar eine absolut gerechte Gütervertheilung mit den von ihnen verlangten Reformen herbeizuführen. Der Glaube an die Gerechtigkeit ihrer Forderungen war die Stärke der naturrechtlichen Nationalöconomie. Als Consequenz der „natürlichen Freiheit und Gerechtigkeit" verlangt Adam Smith die Freizügigkeit und Gewerbefreiheit. Die freie individuelle Concurrenz, so hat man neuerdings ganz richtig die Gedanken des größten Schülers von Adam Smith zusammengefaßt, erscheint bei Ricardo als die strikteste Gerechtigkeit gegen alle arbeitenden Menschen. Und das ist nicht zufällig. Keine große soziale oder volkswirthschaftliche Reform kann unter Hinweis auf ihre Zweckmäßigkeit den trägen Widerstand, der sich ihr entgegenstellt, überwinden. Erst wenn es gelingt, das Geforderte als das Gerechte erscheinen zu lassen, gründet die Forderung und setzt die Massen in Bewegung. Ich habe seit Jahren in der öffentlichen Discussion wie in den volkswirthschaftlichen Schriften darauf geachtet, wann und wie die Frage der Gerechtigkeit bei volkswirthschaftlichen Dingen mit hineingezogen werde, und ich fand, daß es unwillkürlich fast überall geschehe. Wird

das Bankwesen erörtert, so erklärt der Feind der ungedeckten Noten diese für eine Ungerechtigkeit. Stehen höhere Zölle in Frage, so erklärt der Freihändler sie zuerst für ungerecht, dann für unsittlich, erst in dritter Linie für verderblich in wirthschaftlicher Beziehung. Bei allen Discussionen über die neueste Wendung unserer Zollpolitik suchte man von beiden Seiten immer zu beweisen, das, was der Gegner wolle, schade gerade dem kleinen Manne, dem kleinen Unternehmer, wirke also in der ungerechtesten Weise auf die Einkommens- und Vermögensvertheilung. Ein angesehener Politiker, welcher jede Erörterung der Gerechtigkeit der Vermögens- und Einkommenseintheilung für überflüssig und absurd erklärt, verfällt in der Politik gegen Marx sofort in denselben Fehler, den er seinem Gegner vorwirft: er erklärt die heutige Vermögensvertheilung in Deutschland für legitim, weil nicht der Besitz von Colonien, nicht die Ausbeutung von Sclaven, sondern die redliche Arbeit des deutschen Bürgerthums den Wohlstand selbst geschaffen habe. Er deutet damit ganz richtig auf den Kernpunkt hin, von dem heute das Volksbewußtsein bezüglich der gerechten Vermögensvertheilung beherrscht wird. Ein wesentlicher Sprecher der heutigen Freihandelspartei im Reichstage meint, die Naivetät, niedrige Löhne zu preisen, dürfe sich heute nicht mehr ans Licht wagen: „Heute betrachten wir nur dann die Verhältnisse als wirthschaftlich gesund, wenn sie jedem Theilnehmer an der Arbeit seinen gerechten Antheil am Gewinn sichern." Und er fügt hinzu: „Die ideale wirthschaftliche Aufgabe ist erfüllt, wenn die höchste Gütererzeugung und die gleichmäßigste Vertheilung des dabei erzielten Gewinnes unter die Theilnehmer an der wirthschaftlichen Gesammtheit zusammenfallen." Mag also eine gerechte Vertheilung der Güter in Wirklichkeit bestehen oder nicht, was ich zunächst ganz dahingestellt sein lassen will, geredet wird immer von ihr; es wird an sie geglaubt und es hat dieser Glaube seine praktischen Folgen. Eine gerechte Vertheilung bei einzelnen Institutionen, eine gerechte Vertheilung der Steuern, der Wegebaulast, eine gerechte Abstufung der Löhne ist viel leichter zu erzielen, als eine gerechte Gesammtvertheilung des Einkommens und Vermögens. Immer wird der Staat nur durch das Mittel verbesserter Institutionen auf gerechtere Vertheilung des Einkommens wirken können. Nur auf diesem Wege ist er sicher, nicht durch tausendfache formale Ungerechtigkeit seine besten Absichten zu Nichte zu machen. Immer werden die gesammten volkswirthschaftlichen Institutionen wichtiger sein, als die Einsicht und Absicht derer, die augenblicklich im Staatscentrum regieren. Die großen Culturvölker, die großen Zeitalter und die großen Männer sind nicht die, welche behaglich im Geleise des Ueberkommenen gehen, sondern es sind die, welche sich mit größerer Kraft als Andere in den Dienst der großen sittlichen Ideen der Menschheit stellen, es sind die, welchen es gelingt, die sittlichen Ideen auszubreiten, sie tiefer als bisher einzuführen in das Getriebe der egoistischen Daseinskämpfe, es sind auf volkswirthschaftlichem Boden die, welche gerechtere Institutionen zu erkämpfen und durchzuführen verstehen."

* * *

Seit der ersten Veröffentlichung der vorstehenden Gedanken Schmollers sind beinahe 10 Jahre vergangen. Trotzdem haben sie bis jetzt noch keinen Universitätsprofessor der Nationalöconomie veranlaßt, solche

Vorschläge zu machen, welche im Stande wären, „die Gerechtigkeit in der Volkswirthschaft" etwas mehr zu verwirklichen. Inzwischen aber haben die „Ungerechtigkeiten" eine schrecklichere Gestalt angenommen. Der wilde „Kampf ums Dasein" mit allen seinen Grausamkeiten ist nicht milder, sondern ärger geworden. Frauen- und Kinderarbeit nahmen zu, die Ueberfüllung aller Geschäftszweige stieg und in Folge dessen der Lohndruck. Die Schwierigkeit, eine Familie zu gründen und zu erhalten, vergrößerte sich und in Folge dessen auch das sittliche Elend. In vielen Geschäftszweigen ist die Beschäftigung junger Mädchen kaum noch etwas besseres, als eine Verschleierung der Prostitution. Gegen diese und ähnliche „Gerechtigkeiten in der Volkswirthschaft" ist bis heute von den sogenannten Autoritäten noch keine Reformmaßregel in Vorschlag gebracht worden. Weshalb wohl nicht? Fürwahr eine Frage, die endlich eine Antwort finden muß! Auf allen anderen Gebieten der exacten Wissenschaft (z. B. in der Medicin, der Maschinentechnik ꝛc.) löst ein Reformvorschlag den anderen ab; nur die Volkswirthschaft, der wichtigste Zweig der wissenschaftlichen Forschung, macht davon eine traurige Ausnahme. Früher erklärte sich diese Unfruchtbarkeit durch das herrschende Prinzip des „Gehenlassens", neuerdings aber nicht mehr, weil die neuere Nationalöconomie dieses Prinzip ja mehr oder weniger über Bord warf. Trotzdem aber bleiben wir wesentlich auf demselben Fleck. Die große Frage der Verwandlung der Arbeitskraft in Tausch- und Kaufkraft z. B. steht noch immer in den gelehrten Fachschriften nicht auf der Tagesordnung. Volkswirthschaftliche Denker, wie Rodbertus, Samter, Stöpel u. s. w., welche gerade dieser Frage ihre Untersuchungen und Vorschläge widmeten, werden entweder ganz todtgeschwiegen oder mit Vornehmheit bei Seite geschoben. Freilich findet Seitens des „Publicums" nach *solchen* Leistungen der Volkswirthschaft auch keine „*Nachfrage*", also keine Ermunterung des „*Angebots*" und der „Production *sozialreformtechnischer* Vorschläge" statt, ganz im Gegensatz zu der Nachfrage und Ermunterung, welche die Erfinder auf dem Gebiete der *Maschinentechnik* finden. Es ist das ein großes Unglück, weil eine Vervollkommnung der letzteren Technik ohne Ausbildung der wirthschaftlichen und sozialen Reformtechnik der Menschheit nicht mehr zum Segen, sondern zum Fluche gereicht.

Das Mißtrauen der Besitzlosen gegen Regierung, Adel und Geistlichkeit.

(Aus dem „Deutschen Adelsblatt" vom 2. December 1883.)

Unsere Tage haben in einem vielfach übersehenen Punkte eine große und entsetzliche Aehnlichkeit mit den letzten Zeiten vor der ersten französischen Revolution. Auch damals hatte sich des Königthums und der herrschenden Classen ein warmer und aufrichtiger Reformeifer bemächtigt, aber gerade wie in unseren Tagen stieß er in den niedrigen Classen auf so große Quantitäten von Mißtrauen und Classenhaß, daß es dem Demagogenthume gelang, aus einer Aera friedlicher Verbesserungen eine Aera blutiger Umwälzungen zu machen. Es rächten sich damals die

bösen Thaten brutaler Unterdrückung und Ausbeutung, welche an den untern Classen begangen worden waren.

In Deutschland waren diese am niederen Volk begangenen Sünden weniger groß, weshalb auch der revolutionäre Widerstand, der den Reformen entgegengestellt wird, weniger groß ist und bis jetzt keine Siege erringen konnte, wie sie ihm in Frankreich möglich waren. Namentlich wurde uns auch in dieser Hinsicht der Segen reichlich zutheil, den einzelne weise und wohlwollende Fürstenhäuser, vornehmlich die Hohenzollern, anstifteten, als sie ihre Hausmacht nicht nur auf die Ueberlegenheit militärischer Ausrüstungen, sondern eben so sehr auf landesväterliche Thaten für das Volkswohl gründeten. Gleichwohl besteht zwischen dem unausrottbaren Mißtrauen der unteren Classen vor der französischen Revolution und heute noch eine so große und entsetzliche Aehnlichkeit, daß fast kein Tag vergeht, ohne daß nicht unheimliche Anzeichen dieses Hasses hervortreten und, wie das gelegentliche Aufzüngeln des Feuers aus scheinbar todten Vulcanen, die Möglichkeit eines verheerenden Ausbruchs ankündigen. Auch ist zur Verbannung einer gefährlichen Vertrauensseligkeit daran zu erinnern, daß das Königthum unserer Tage nicht mehr die Macht besitzt, seiner Einsicht und seinem Wohlwollen entsprechend, große soziale Reformen in's Leben zu führen, wie z. B. Friedrich der Große dazu im Stande war.

Die durch den Parlamentarismus beschränkte Macht des Königthums wird wahrscheinlich die Klippe werden, an welcher so große und so schnelle Sozialreformen scheitern, wie sie heute erforderlich wären, um das Mißtrauen der besitzlosen Classen in Vertrauen zu verwandeln. Doch scheitert diese ersehnte Wandlung nicht nur an der gesetzgeberischen Ohnmacht des Königthums, sie scheitert in eben demselben Maße an der vermehrten Macht des Demagogenthums für die Zwecke der Volksverhetzung.

Niemals besaßen die Demagogen von Fach solche Hülfsmittel für die Aussaat des Mißtrauens wie in unseren Tagen. Schon dadurch erklärt sich die historisch eigentlich unerklärliche Thatsache, daß ein Herrscher, wie unser Kaiser Wilhelm, und ein Minister, wie der Reichskanzler, nicht im Stande sind, das ganze Volk wie einen Mann für die Bildung einer sozialen Reformpartei aufzubieten. In jedem früheren Abschnitt der Weltgeschichte wäre ein solcher Mißerfolg undenkbar, dahingegen ein vollständiger Erfolg sicher gewesen, weil es an den Mitteln fehlte, der Bevölkerung eines Landes das natürliche Sehvermögen für die wahre Natur einer Regierung zu verdunkeln, wie diese Mittel dem modernen Demagogenthum in Hülle und Fülle zur Verfügung sind. Hätte ein früheres Volk das Glück gehabt, einen Kaiser und einen ersten Minister zu besitzen, wie wir, und bei ihnen auf Thaten zu stoßen, wie sie die Welt seit 20 Jahren an Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck mit wachsender Bewunderung beobachtet, so würde die Ankündigung sozialreformatorischer Absichten solcher Männer den einhelligsten Jubel, wenigstens im ganzen besitzlosen Volke, hervorgerufen haben.

Bei uns hingegen erregte diese Ankündigung durchaus keinen einhelligen Jubel, ja nicht einmal im untern Volke, das doch gar nichts dabei riskiren würde, sondern sich wenigstens einmal auf den Standpunkt des Versuchs stellen könnte. Wie gesagt, diese Erscheinung ist ohne historisches Beispiel, und sie würde unerklärlich sein, wenn sich

das Räthsel nicht durch Hinweis auf die hochentwickelten Künste der modernen Demagogie lösen ließe. Unter diesen Künsten nimmt die tägliche Erregung des Mißtrauens den ersten Platz ein. Das Große und Schöpferische im Menschen, die Begeisterung für ein erhabenes Thun und Wollen, — nach Goethe das Größte in der Weltgeschichte — wird durch die demagogische Presse jeder Richtung systematisch ertödtet und dagegen das Häßlichste, Oedeste und Unfruchtbarste, das Mißtrauen, wie ein Urwald angebaut, der jeden Sonnenstrahl des Vertrauens abhält.

Wenn eine weltgeschichtliche Lichtgestalt, wie Kaiser Wilhelm, den Armen und Elenden, zum ersten Male in der Geschichte Europas, das Evangelium der Staatshülfe verkündet, so wird der allgemeine Jubel über eine solche Culturthat höchsten Ranges in der Brust der Zeitgenossen durch eine kleinliche und triste Kritik der Mittel und Wege erstickt, auf welche es zunächst gar nicht ankommt. Das Weltgeschichtliche, das Große und des allgemeinen Jubels Würdige ist die Verkündigung des Wollens. Der spezielle Weg findet sich ja immer, wo nur ein Wille ist. Und dieser königliche Wille sollte fortan die Grundlage zu einem neuen Vertrauen innerhalb der besitzlosen Classe sein. Das Demagogenthum zerstört aber diese Basis und überantwortet sich selbstmörderisch dadurch der Bestie einer von ihr heraufbeschworenen Sozialrevolution.

Dasselbe Mißtrauen wird jeden Tag künstlich ausgesät und großgezogen gegen die Männer der Wissenschaft, gegen die Männer der Kirche und gegen die Männer des Adels, welche in voller Aufrichtigkeit bestrebt sind, die kaiserliche und ministerielle Anwaltschaft für den kleinen Mann zu unterstützen. Wo man in der Gegenwart keinen Stoff für Erregung des Mißtrauens finden kann, sucht man ihn in der Vergangenheit, und wo man ihn auch da nicht entdeckt, behilft man sich mit der Lüge und Entstellung. Leider erzeugt solche Ungerechtigkeit, solcher Haß in den Angegriffenen wiederum Haß und Ungerechtigkeit, so daß wir augenblicklich auf dem trostlosen Standpunkt angelangt sind, daß das objective und gerechte Urtheil auf allen Seiten Platz gemacht hat der subjectiven Erregung und Parteilichkeit. Man hört fast nur noch Anklagen und Verlästerungen, aber kaum noch sachliche Urtheile und gerechte Würdigungen. Das Gute, was ein politischer Gegner gewollt und gethan hat, wird nie erwähnt und anerkannt, mit teuflischer Wollust aber jeder Unfall, jeder Fehltritt, jede Schwäche zu einem Scheiterhaufen oder einer Schandsäule gestaltet. Wir nehmen bei dieser Darstellung keine Partei aus. Objective Gegensätze müssen aufeinanderplatzen, aber man fülle die Bomben nicht noch obendrein mit dem Gift des systematischen Mißtrauens und der teuflischen Verhetzung.

Rottet man in den besitzlosen Classen, wie es jetzt geschieht, jedes Vertrauen in den guten Willen der Regierung, der Geistlichkeit, des Adels und der besitzenden Classen aus, so stößt man sie ja gewaltsam auf die Bahn des Mißtrauens, der moralischen Verzweiflung und der Revolution. Die sozialdemokratischen Volksverhetzer wollen dieses mit klarem Bewußtsein und betreiben es systematisch. Anders sollten die nicht sozialdemokratischen Demagogen handeln. Denn sie graben sich doch ihr eigenes Grab und zwar um so unrettbarer, je mehr sie diesen Abgrund bedecken durch die Lorbeerkränze selbstmörderischer „Siege“ über die Regierung, den Adel und die Geistlichkeit.

Sozialdemokratie und Sicherheitswahn der besitzenden Classen.

(Aus dem „Deutschen Adelsblatt“ vom 21. December 1884.)

Fast gleichzeitig sehen wir aus dem Dach der bestehenden Gesellschaftsordnung zwei kleine Flammen emporzüngeln, welche den unter demselben Dach Wohnenden das Vorhandensein schlimmster Feuersgefahr ankündigen. Wir meinen den Leipziger Anarchistenprozeß und das gegen den Fürsten Bismarck gerichtete Redeattentat des Reichstags-Abgeordneten von Vollmar.

Hätte die Weltgeschichte nicht die Eigenschaft, ein unleserliches Buch für diejenigen zu sein, welche das Meiste daraus lernen könnten, so müßten jene zwei Feuerzeichen die Erinnerung unserer besitzenden Classen an die blutigen Capitel der ersten französischen Revolution mit elektrischer Plötzlichkeit anfachen, und für die practischen Lehren daraus auch dem philisterhaftesten Verstande die erforderliche Erleuchtung bringen. Damals erwuchs das Unheil aus den Unterlassungssünden der herrschenden Classen, und es wird auch heute daraus erwachsen, obgleich in unsern Tagen wenigstens die Regierung auf der Höhe der Erkenntniß steht, was aber wegen ihrer constitutionellen Machtlosigkeit leider nicht mehr ausreicht.

Die besitzenden Classen zeigen sich heute ihrer Aufgabe eben so wenig gewachsen wie damals; Einige daraus schwingen zwar mit Begeisterung die Reformfahne, aber das geschah damals mindestens ebenso zahlreich und feurig: die große Masse der Besitzenden steht verhältnißmäßig noch tiefer unter dem Niveau dessen, was die Lage erfordert, als am Vorabend der ersten französischen Revolution. Man kann sagen, es hat sich der herrschenden Gesellschaft ein unheimlicher Sicherheitswahnsinn bemächtigt. Oder sollen wir von einer Gehirndegeneration unserer greisenhaften Hypercultur, oder umgekehrt von einem schülerhaften Zuwenig an Gehirncultur, nämlich von rührender Kindesunschuld reden, welche keine Gefahren kennt und auf Pulverfässern harmlose Spiele mit Feuerzeugen treibt?

Wie wird ein reiferes Geschlecht unsere Parlamentsspielerei nennen, welche das soziale Königthum lähmt, gleichwohl aber von der höchsten Gewalt allen Schutz vor der drohenden Sozialrevolution erwartet, seinerseits aber auch nicht das kleinste Minimum dessen thut, was die soziale Friedensstiftung verlangt? Niemals in der Weltgeschichte lieferte das besitzende Bürgerthum einen schmachvolleren Belag zu dem Schiller'schen Wort vom kleinen Geschlecht beim großen Moment als gegenwärtig in Abwehr der sozialdemokratischen Gefahr.*) Vor hundert Jahren war

---

*) Man muß hier unwillkürlich an das harte Wort Lassalle's über die Jämmerlichkeit der deutschen Bourgeoisie denken, dabei aber der Wahrheit die Ehre gebend auch zugestehen, daß der deutsche Adel in seiner Mehrheit nicht besser ist. „Es ist das spezielle Schicksal Deutschlands — sagt Lassalle in seiner Streitschrift ‚Herr Bastiat Schulze von Delitzsch‘, daß in ihm die Bourgeoisie zur Blüthe der Herrschaft strebt, nicht zur Zeit ihrer eigenen Blüthe, wie sie dies in Frankreich und England that, sondern zu einer Zeit, wo diese Blüthe durch die gesammte

eine Entschuldigung da, die heute fehlt, nämlich der damalige Mangel an großen Männern in der Regierung. Heute steht das Königthum vollkommen auf der Höhe der Erkenntniß. Auch das Sozialistengesetz macht uns in dieser Auffassung nicht irre. Unsere Staatslenker wissen so gut wie ihre Kritiker, daß das Sozialistengesetz auch Wirkungen ausübt, welche seinen Zweck theilweise aufheben, nämlich die stärkere Reizung der Unterdrückten und die Einlullung der Besitzenden in ein unheilvolles Gefühl falscher Sicherheit. Trotzdem ist das Sozialistengesetz ein Act staatsmännischer Weisheit, weil unsere gebildeten und besitzenden Classen keinen Damm gegen die mächtigen Spülwellen einer entfesselten Sozialdemokratie darbieten. Indem unsere, mit furchtbaren Aufgaben und entsetzlichen Verantwortlichkeiten überladenen Staatslenker das Sozialistengesetz forderten und aufrecht erhielten, verschafften sie den besitzenden Classen eine letzte Frist zur Aufraffung, zur Errichtung von Schutzdämmen durch Reformen und gemeinnützige Werke großen Stils.

Heute fehlt es an diesen Schutzwällen durchaus. Ein wirthschaftliches Vereinswesen, welches an die Höhe gegenwärtiger Aufgaben heranreicht, ist nicht vorhanden. Das Schulze'sche Genossenschaftswesen ist erstarrt und bietet den Nichtbesitzenden keinerlei Trost mehr dar. Auch das katholische Vereinswesen wird auf die Dauer dem sozialdemokratischen Ansturm keinen hinlänglichen Widerstand mehr leisten, wie das Steigen der sozialdemokratischen Hochfluth in katholischen Städten deutlich genug verräth. Die Conservativen, die Freiconservativen und die Nationalliberalen besitzen gar kein wirthschaftliches Vereinswesen. Die Colonisationsbestrebungen gehen in veralteten Geleisen, indem sie nicht direct auf die soziale Frage gerichtet sind, was unbedingt nöthig ist, um die in Existenznoth und Aufruhr begriffenen Nichtbesitzenden mit Hoffnung zu erfüllen und den fanatischen Unglauben zu besiegen, den sie der Colonisationspolitik entgegenhalten, weil das soziale Elend Englands trotz der großartigsten Colonisation im Steigen begriffen ist. Unsere großen Versicherungsgesellschaften machen sich in den alten Branchen eine mörderische Concurrenz, während sie trotz ihres Berufes und trotz ihrer Macht neue, direct mit den Leiden der Gegenwart in Zusammenhang stehende Versicherungsbranchen, wie z. B. die Verlustversicherung, nicht einmal studiren und vorbereiten lassen, obwohl es sich hier um die Verhütung eines jährlichen Verlustes von mindestens zwei Milliarden

---

Weltentwickelung bereits innerlich *verfault* ist. Die sogenannte bürgerliche Weltperiode ist im Ablaufen begriffen, und in naivster Verwechselung das Ende einer Periode für ihren Anfang nehmend, glaubt unsere Bourgeoisie Frühlingswehen und Knospenbruch in sich zu verspüren! Dieser geistige Anachronismus ist es, der nun fortwirkend auch in allen Einzelnen die geistigen Züge des Jammerbildes bestimmt, das sie darstellt."

Lassalle schmeichelt hier den arbeitenden Classen, indem er ihnen das „gelobte Land" *ihrer* zukünftigen Herrschaft zeigt. Als Kenner der Geschichte kann er *unmöglich* an eine dauernde Herrschaft der rohen Kraft geglaubt haben. *Wir* glauben an eine geistige und sittliche Regenerationsmöglichkeit der besitzenden und gebildeten Classen auf dem Nährboden des „Practischen Christenthums" und des „Sozialen Königthums".

Mark handelt, und obwohl erst die Verlustversicherung die Lebensversicherung auf eine ungeahnte Stufe der Entwickelung bringen würde. Diese großen Gesellschaften begnügen sich damit, dem Staatssozialismus kleinliche und schlecht berathene Widerstände zu bereiten, während sie helfen sollten, daß ein Staatssozialismus theoretisch entwickelt und practisch eingebürgert wird, der nicht in Verstaatlichungen, sondern lediglich in sozialreformatorischen Regulirungen besteht, wie wir die Grundzüge eines solchen häufig angedeutet haben.

Ganz das Nämliche haben wir hinsichtlich der anderen großen Capitalgesellschaften, namentlich aber hinsichtlich der großen Bank- und Börsenmächte zu bemerken. Wir wissen wohl, daß es gegen die Natur des Menschen und der Sachen wäre, wollten wir von den Trägern des Großcapitals ein sozialreformatorisches Apostel- oder Prophetenthum verlangen.

Enthusiasten, Apostel und Seher eignen sich nicht zu Leitern großer Geschäfte, obwohl es ja auch vorgekommen ist, daß Bankiers starke sozialreformatorische Leidenschaften hatten. Indessen bedarf es augenblicklich keines Sehers mehr. Das Haus brennt bereits, und selbst das körperliche Auge sieht den Brand. Vor 20 Jahren, als Lassalle auftrat, da wären unter den Großcapitalisten einige Seher und Bußprediger wie Jeremias am Platz gewesen. Heute braucht das Großcapital keinen Blick in die Zukunft mehr, der Blick in die Gegenwart reicht aus! Wer jetzt nur drei Nasenlängen weiter sieht als sein Nachbar, kann auf's Deutlichste gewahren, was uns bevorsteht und was die besitzenden Classen thun müssen, um einen wirklichen Schutzwall zu schaffen gegen die elementare Kraft der sozialdemokratischen Hochfluth.

Oder sollten wir uns täuschen und auch heute noch ein Seherblick nöthig sein, um die Unzulänglichkeit der bestehenden Schutzdämme zu erkennen? Sollte wirklich noch der Wahn bestehen, der Soldat könne beim Fortbestand des wirthschaftlichen Elends vor der sozialdemokratischen Ansteckung dauernd bewahrt werden?

Unsere Staatslenker theilen diesen Wahn ganz gewiß nicht, wie sich bei ihrer überlegenen Einsicht von selbst versteht, aber auch äußerlich deutlich genug hervortritt.

In der That, Hannibal steht bereits dicht vor allen Thoren, wie die Thorhüter durch körperliche Berührungen täglich empfinden. Unsere Besitzenden konnten bis heute noch vor körperlichen Berührungen mit dem rasenden Roland der Sozialdemokratie behütet werden; Fürst Bismarck aber, als erster Thorhüter, hat diese Berührung in Gestalt eines heißen Geifers noch am 15. November im Reichstag empfangen. Die fanatische Wuth legte sich selbst Angesichts der weltgeschichtlichen Größe keine Zügel an; wie sollen die schwächern Nachfolger des Reichskanzlers mit der Wuth vulkanisirter Elemente fertig werden?

Sie werden ganz gewiß nicht damit fertig werden, wenn die besitzenden Classen nicht die ihnen noch zugemessene kurze Frist benutzen zur mannhaften Aufraffung, zur endlichen Errichtung, Vermehrung und Verbesserung von Schutzwällen durch soziale Reformen und gemeinnützige Werke.

Kennen die einzelnen Stände ihre wahren Interessen?

Wenn Schulze-Delitzsch vor 30 Jahren die Genossenschaft als „Innung der Zukunft" charakterisirte, so drückte er damit einen Gedanken aus, der in seiner allgemeinen Bedeutung und Richtigkeit gegenwärtig von allen Parteien anerkannt ist. Nur denken sich die verschiedenen Richtungen unter jener „Innung der Zukunft" oft sehr verschiedene, ja häufig einander ganz widersprechende Sachen. Neuerdings ist auch die Reichsgesetzgebung dem genossenschaftlichen Gedanken näher getreten, indem sie für das Arbeiterversicherungswesen eine berufungsgenossenschaftliche Organisation schuf, deren eigentliche Wichtigkeit die Reichsregierung gerade in deren Verwendbarkeit nicht nur für weitere Wirthschafts- und Sozialreformen, sondern, wie man aus den Andeutungen des Reichskanzlers und der ihm nahe stehenden Presse schließen darf, auch für politische Neugestaltungen, für Verfassungs- und Parlamentsreformen erblickt.

Unter dem letzteren Gesichtspunkte hat der kaiserliche Botschaftsrath z. D., L. von Hirschfeld die Berufsgenossenschaft aufgefaßt und seine desfallsigen Vorschläge in der Brochüre: „Die proportionale Berufsclassenwahl" dargestellt. Schon weil Verfasser seinen Plan als ein Mittel zur Beseitigung des sozialen Elendes betrachtet, sollte ihm von allen Seiten eine leidenschaftslose und vorurtheilsfreie Erörterung zu Theil werden, denn von unserm Zeitabschnitt gilt im höchsten Grade dasselbe, was Ranke über das vierte Jahrhundert sagt:

> „Die Historie darf sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß ein Moment gekommen war, in welchem die Autoritäten, die es noch gab, ihre Zwistigkeiten beseitigen und sich zu einer gemeinschaftlichen großen Politik vereinigen mußten."

Auch die in unsern Tagen noch vorhandenen Autoritäten sollten zur Errettung des Menschengeschlechts aus den drohenden Gefahren einer neuen Hunnenzeit ihre Zwistigkeiten über kleinere Streitsachen beseitigen und sich vereinigen zu einer großen gemeinschaftlichen Politik der sozialen Reform. Namentlich sollte unter denjenigen Parteien, welche nicht auf den Umsturz hinarbeiten, endlich der Handwerksgebrauch aufhören, alle nicht mit dem Fabrikzeichen der eignen Partei abgestempelten Reformvorschläge entweder blindlings zu verketzern oder todtzuschweigen. Ganz besonders sollte dieses gemeinschädliche Verfahren nicht die reformatorische Ausnutzung berufsgenossenschaftlicher Gestaltungen, also eine Sache treffen, welcher alle Parteien Sympathien und Hoffnungen entgegenbringen.

Was uns anbelangt, so möchten wir heute das große Reformwerk dadurch fördern, daß wir die noch keineswegs erledigte Frage aufwerfen: ist es wahr, daß die einzelnen Stände ihre wahren Interessen am besten selbst kennen? Je höher ein Sozialreformer das Genossenschaftswesen und die Berufsgenossenschaft schätzt, und je heißer seine Wünsche für neue genossenschaftliche Ausgestaltungen sind, desto mehr ist er verpflichtet, alles Unklare und Unwahre, alles Nebelhafte und Phantastische aus den Schilderungen auszuscheiden, welche man dem Publikum zur

Empfehlung der Berufsgenossenschaft vorführt. Und nur aus diesem Grunde wollen wir daran erinnern, daß die einzelnen Stände ihre wahren Interessen durchaus nicht immer am besten und, was für die Berufsgenossenschaft als Hebelwerk der Sozialreform geradezu maßgebend ist, am frühesten erkennen. Die Culturgeschichte lehrt uns leider das Gegentheil, denn Verbesserungen und Fortschritte auf den verschiedenen Gebieten der Cultur gingen keineswegs immer aus den Kreisen der betreffenden Zunftgenossenschaft hervor, am allerwenigsten aber als Wirkung der Berufsvereinigung. In den allermeisten Fällen erwies sich die Berufsgenossenschaft sogar im höchsten Maaße reformfeindlich. Auch heute ist es selbst auf den rein wissenschaftlichen Gebieten fast überall die Zunft, d. h. die Fachgenossenschaft, von welcher die eigentlich fanatischen, die blinden und brutalen Reformhindernisse ausgehen. Nirgends oder doch nur sehr selten zeigt sich in der Fachgenossenschaft ein Reformeifer, eine besondere Klarheit über das Vorhandensein der Zeit- und Fachbedürfnisse, sowie über die besten Mittel und Wege zur Befriedigung derselben. Wäre die Fachgenossenschaft ein natürliches Brutnest für geniale Reform-Ideen, so würden wir an letzteren heute am allerwenigsten Mangel leiden, denn fast alle Fächer haben schon jetzt ihre Vereinigungen, ihre Fachblätter und Fachcongresse. Was aber kommt dabei an Reformideen zu Tage? Fast gar nichts. Der Reichskanzler berief den Volkswirthschaftsrath. Was hat dieser Congreß von Sachverständigen genützt? Er hat uns um eine große Hoffnung ärmer gemacht. Wer in diesem Congreß Reformideen hatte und nur schüchtern äußerte, wurde kalt gestellt. Darüber liegen Beweise vor. Solche Erfahrungen zeitigt jede fachgenossenschaftliche Vereinigung. Nichts ist in denselben unbequemer und verhaßter, als ein Reformer, ein Idealist. Deshalb ist die Fachgenossenschaft von Natur das Grab jedes Reformgedankens. Es können nur Reformen darin betrieben werden, die keine sind. Wie unfruchtbar die Fachgenossenschaft an sich ist, zeigte sich in trostlosester Deutlichkeit bei Gelegenheit des letzten Congresses deutscher Großindustrieller in Köln, wo Geheimrath Stumm den Geldüberfluß als Ursache des Elendes erklärte und diejenigen seiner Genossen verspottete, welche behaupteten, ein Abhülfmittel zu besitzen. Die ganze Weisheit der Großindustriellen Englands besteht jetzt in den Arbeiterentlassungen und Lohnkürzungen, also in Verschlimmerungen des Nothstandes.

Wie die Dinge heute noch liegen, bietet die Fachgenossenschaft also keine Bürgschaft für volkswirthschaftliche und gesetzgeberische Erleuchtungen dar, denn es ist nicht wahr, sondern steht mit offenkundigen Thatsachen im Widerspruch, daß die einzelnen Stände ihre Interessen kennen. Damit soll nicht behauptet sein, daß die Fachgenossenschaft überflüssig oder schädlich sei. Was wir sagen wollen, bezweckt lediglich die Beseitigung falscher und deshalb schädlicher Hoffnungen hinsichtlich der fachgenossenschaftlichen Initiative für Herbeiführung schneller Sozialreformen.

Läßt sich die Sozialrevolution verhüten?

Eine sozialreformatorische Betrachtung bei Gelegenheit der Einweihung des Niederwalddenkmals.

(Aus dem „Deutschen Adelsblatt“ vom 30. September 1883.)

Das bedenklichste Krankheitszeichen unserer sozialen Zustände besteht vielleicht darin, daß die Sozialreformer zwar die Verhütung der Sozialrevolution wünschen und anstreben, daß aber fast Niemand an die Möglichkeit dieser Verhütung ernsthaft glaubt.

Johannes Scherr stellt die bevorstehende soziale Revolution als eine geschichtliche Nothwendigkeit dar, welchen Standpunkt auch conservative Politiker in Augenblicken der Entmuthigung häufig genug theilen. „Das fünfzehnte Jahrhundert — sagt Scherr — hatte den Samen für die politische Revolution des achtzehnten Jahrhunderts gestreut; im sechzehnten ging er auf, das siebzehnte zeitigte die Saat und am Ende des achtzehnten wurde mit „Eisen und Blut“, wie das herkömmlich bei solchen Geschäften, die reife Ernte eingethan: — die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der verschiedenen Volksklassen. Noch während diese Arbeit im Gange, ist die Thränensaat der sozialen Revolution dem Boden der Zeit anvertraut worden. Das neunzehnte Jahrhundert sodann hat diese Saat üppig aufschießen gemacht. Protzenthum und Pauperismus, der prahlende Uebermuth des Geldsackes und der brutale Neid des Bettelsacks sind die treibenden Kräfte. Die riesenhafte Entwicklung der Großindustrie und die mit derselben naturnothwendig verbundene Züchtung eines millionenzähligen Proletariats steigern von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde die soziale Krisis, und diese wird unausweichlich zur großen Katastrophe führen, zur größten der sogenannten Weltgeschichte, zur Durch- und Ausführung des grimm- und wuthvollsten Kampfes, des Classenkampfes.“

Scherr ist von der geschichtlichen Nothwendigkeit und Unvermeidbarkeit dieses Riesentrauerspiels in einem Maße überzeugt, daß er allen sozialen Reformen die Kraft abspricht, die große Katastrophe zu verhüten.

Leider haben die sozialen Reformanläufe der letzten Jahre im Kreise der Sozialreformer die Hoffnungsfreudigkeit nicht vermehrt. Wer Gelegenheit hatte, mit hervorragenden Männern der sozialen Reformbewegung persönlich bekannt zu werden, wird fast überall auf ein hohes Maß von Unglauben hinsichtlich der Verhütung der sozialen Revolution gestoßen sein. Man hört in vertraulichen Augenblicken fast nur das Stöhnen der Verzweiflung: „Die Reformen kommen zu langsam, zu stückweise, das soziale Verderben aber schreitet schnell. Alle Geschäftszweige sind überfüllt. Es wird immer schwerer sich einen eigenen Hausstand zu begründen und diesen, wenn er begründet ist, zu erhalten. Die Unzufriedenheit ist in stetem Wachsen begriffen und zwar bei allen Nichtbesitzenden, bei dem ganzen, ungeheuer zahlreichen Proletariat der Kopf- und Handarbeiter. Es scheint, als sei die Sozialrevolution im Rath der Vorsehung eine beschlossene Sache, so wenig geschieht seitens der besitzenden Classen, um dem drohenden Unheil zu steuern. Auch auf die Regierung ist nicht zu rechnen. Theils ist sie mit Rücksicht auf das Parlament ohnmächtig, theils faßt sie die Beseitigung der sozialen

Unzufriedenheit am unrechten Ende an. Der einzelne Sozialreformer wälzt den Stein des Sisyphus — aus Pflichtgefühl, aber ohne Hoffnung. Wahrscheinlich muß erst der Orkan einer Sozialrevolution heranbrausen, um die höheren Classen aus ihrem selbstmörderischen Sicherheitsschlafe aufzurütteln. Dann werden die Sozialreformer Gehör und so rasche und zahlreiche Nachfolge finden, als es nöthig ist."

Dieses ist der Inhalt und Refrain des vertraulichen Gedankenaustausches der meisten Sozialreformer, wenn sie unter sich sind.

Was uns betrifft, so verkennen wir das Gewicht, welches am Halse der sozialen Reformhoffnungen hängt, und sie in den Abgrund der stillen Verzweiflung und Resignation zieht, keineswegs; indessen halten wir die Loslösung dieses Mühlsteins der Hoffnungslosigkeit für möglich, und wir benutzen den weihevollen Augenblick, wo im Niederwald ein Ruhmeszeichen unserer großen Militärsorge errichtet wird, um der Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß es durchaus in den Händen der deutschen Nation liegt, unter der glorreichen Führung der Hohenzollern auch auf sozialem Gebiete Reformsiege zu erringen, wie sie weder die Geschichte seither erlebte, noch auch die Sozialreformer selber sie ahnen und für möglich halten.

Diese unsere Siegeszuversicht gründet sich auf die Ansicht, daß es für die deutsche Staatskunst, für die Machtmittel der deutschen Regierungen und bei der geistigen und sittlichen Beschaffenheit des deutschen Volkes möglich ist, großartige Reformresultate auch ohne vorherige Sozialrevolution zu erreichen, wenn zunächst nur eine bessere Diagnose der sozialen Krisis gefunden sein wird.

Wie auf dem Gebiete der Medizin ganz neue, früher unbekannte Krankheiten an die Wissenschaft herantreten, für welche das Heilmittel noch nicht gefunden werden konnte. (z. B. Cholera und Diphteritis), weil man die Krankheitsursache noch nicht fand — so treten auch auf dem Gebiete der Volkswirthschaft und Sozialpolitik ganz neue Krankheiten auf, die man früher nicht kannte und für welche ein Heilverfahren noch nicht gefunden wurde, weil man über die Krankheitsursachen noch nicht zu einer klaren und einheitlichen Meinung gelangte.

Wenn in früheren Zeiten die Bevölkerung von heftiger sozialer Unzufriedenheit und revolutionären Zuckungen ergriffen wurde, so waren Ursachen vorhanden, die augenblicklich in Europa keine Rolle mehr spielen: nämlich entweder ein hohes Maß von Unfreiheit, von politischer Knechtung, oder ein hohes Maß von elementaren Unglücksfällen, von Mißernten, Kriegen, Epidemien, sowie von fehlender Productionsfähigkeit bei zunehmender Bevölkerung. Niemals aber war in früheren Zeiten die soziale Unzufriedenheit in Umfang und Stärke ein Grund staatsmännischer Besorgniß, wenn solche Unglücksfälle nicht vorlagen. Anders heute! In unsern Tagen ist die soziale Unzufriedenheit in stetem Wachsen begriffen, auch ohne Mißernten u. s. w., ja sie ist vorhanden trotz einer unermeßlichen Productionsfähigkeit sowohl in landwirthschaftlicher wie industrieller Hinsicht. Es liegt also etwas ganz Neues vor, daß unsere Vorfahren nicht kannten. Deren Sorge beschränkte sich anf die Vermehrung der Productionskräfte. In dieser Sorge ging die ganze frühere Staatskunst auf, soweit sie sich auf die Volkswirthschaft erstreckte. Deshalb lösten die Hohenzollern, wie auch verschiedene andere Fürstengeschlechter die soziale Frage ihrer Zeit voll-

ständig, indem sie die landwirthschaftliche Production durch Urbarmachung öder Ländereien und die gewerbliche Production durch Anlegung von Fabriken und Einführung neuer Erwerbszweige hoben. Heute reicht diese Methode allein nicht mehr aus. An landwirthschaftlichen und gewerblichen Producten, wie überhaupt an allen Bedarfs-Gegenständen der physischen Existenz ist durchaus kein Mangel vorhanden, sondern es droht hier ein erstickender Ueberfluß, ja dieser Ueberfluß ist stellenweise schon zu einer Quelle des volkswirthschaftlichen Elends geworden, während früher das Elend im absoluten Mangel daran bestand.

In diesem Punkte unterscheidet sich die frühere Zeit von der heutigen wie Tag und Nacht. Heute ist die Hervorbringungs-Möglichkeit im Uebermaß da: es fehlt im Volke nur die Gebrauchs-Möglichkeit. Die Productionsfähigkeit nimmt riesig zu, aber sie ist ein Fluch statt ein Segen, wenn nicht auch die Consumtionsfähigkeit wächst.

Wenn die Volkswirthschaft und Staatskunst heute ihr Auge auf die Steigerung der landwirthschaftlichen und namentlich der gewerblichen Erzeugungskraft richtet, so muß das geschehen unter gleichzeitiger Steigerung der allgemeinen Kaufkraft. Früher war Beides ohne Weiteres gleichbedeutend, heute nicht mehr. Diesem fundamentalen Unterschied gegenüber sind für Volkswirthschaft und Staatskunst ganz neue Aufgaben erwachsen. Sobald sie klar erkannt sein werden, wird die soziale Hoffnungslosigkeit aufhören und einer festen und vollständigen Siegeszuversicht hinsichtlich der Verhütung der sozialen Revolution Platz machen.

Früher war die höchste menschliche Einsicht der Staatsmänner und Volkswirthe dem großen Elend gegenüber meistens ohnmächtig, weil es an Hülfsmitteln fehlte. Es konnte nicht geholfen werden. Heute sind die Hülfsmittel durch eine wunderbare Ausbildung der Technik vorhanden Es fehlt nur die volkswirthschaftliche Einsicht, die Auffindung einer richtigen Gebrauchs-Methode. An der Verbreitung dieser Einsicht, an der Auffindung eines richtigen Heilverfahrens sucht sich das „Deutsche Adelsblatt“ zu betheiligen. Es bejaht die Frage nach der Vermeidbarkeit der sozialen Revolution durchaus, und es bringt für diese Bejahung überzeugende Gründe bei. Wir suchen die Reformhoffnung zu beleben, denn ohne Hoffnung geht die Gesellschaft der Verzweiflung, dem moralischen Tode entgegen. Wir beweisen, daß die Hülfsmittel zur Bekämpfung der sozialen Unzufriedenheit vorhanden sind, daß kein Massenelend, keine Massenbeschäftigungslosigkeit nöthig ist, sondern Arbeit und Lohn, und infolgedessen auch Zufriedenheit für Alle zu beschaffen ist. Wir sagen, was zur Erhöhung der allgemeinen Kaufkraft geschehen muß und weshalb ohne diese Erhöhung jede Erhöhung der gewerblichen Erzeugungskraft das volkswirthschaftliche und soziale Verderben nur steigert.

Gelingt es, diesen Wahrheiten eine allgemeine Verbreitung zu verschaffen, so ist die Verhütung der sozialen Revolution nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, ja gewiß.

Dieser Siegeszuversicht wollen wir gerade heute einen besonderen Ausdruck geben, weil eine sozial-reformatorische Hoffnungslosigkeit des deutschen Volkes schlecht zu den unvergleichlichen Thaten und Siegen passen würde, welche im Niederwalddenkmal jetzt eben für alle Zeiten ihre monumentale Verherrlichung fanden. Eine Nation, aus deren Mitte ein Heldenthum hervorging, wie es hier mit Recht gefeiert wird,

eine solche Nation wird nicht nur an ihrer Spitze auch für die sozialreformatorischen Siege die Führer, sondern auch in den übrigen Volksclassen die Offiziere und Mannschaften finden, welche nöthig sind, um die Absichten der obersten Führung zu verwirklichen.

Die volkswirthschaftliche Ausnutzung der fünf Milliarden eiserner Sclaven.

(Aus der Zeitschrift „Pionier" vom 15. März 1886.)

Durch das soeben erschienene Buch von Theodor Hertzka über „Die Gesetze der sozialen Entwicklung" erwächst den Bahnbrechern der Sozialreform ein neuer Kampfgenosse, und zwar diesmal aus der seither abwehrenden liberalen Partei.

Hertzka's Blick sieht mit freudigen Erwartungen in die Zukunft. Von der maschinellen Ergiebigkeit der Arbeit erhofft er einen sozialen Zustand des Glücks und der Befriedigung. Gestützt auf die Engel'schen Berechnungen schätzt er die heutigen Leistungen der Werkzeugs- und Arbeitsmaschinen auf das schwindelerregende Ergebniß von fünf Milliarden Menschenkräften. Es ergiebt dies auf den Kopf der abendländischen Bevölkerung $12^1/_2$ und auf die Familie $62^1/_2$, also rund 12, bezw. 60 Menschenkräfte.

„Was sind nun diese fünf Milliarden Menschenkraft in Form unterschiedlicher Maschinenkräfte anders als Arbeitsgehülfen, die den abendländischen Culturnationen zur Verfügung stehen und ihnen von Rechtswegen den nämlichen Dienst leisten sollten und in ausgedehnterem Maße leisten könnten, den die Sclaven der herrschenden Nationen der antiken Welt geleistet haben. Man hat berechnet, daß im alten Athen 10 Sclaven auf jede athenische Vollbürgerfamilie kamen, und die Leistungen dieser Sclaven waren es, was das athenische Volk in den Stand setzte, ohne anstrengende Arbeit zu leben und sich den Künsten des Krieges wie des Friedens zu widmen. Wohlan denn, auf einen athenischen Sclaven besitzen wir deren sechs, und unsere Sclaven haben den Vorzug, bei kärglichster Nahrung, nämlich gespeist lediglich durch einige Brocken Kohle und einige Tropfen Schmieröl, ohne zu ermüden und ohne zu murren, ihr Tagewerk ununterbrochen fortzusetzen."

In diesen Worten Hertzka's ist das ganze volkswirthschaftliche Programm des „Pionier" enthalten, und zur Beihülfe bei Verwirklichung desselben laden wir von Neuem alle wirklichen Menschenfreunde ohne Unterschied der Partei ein.

Die Statistik als getreue Abspiegelung des wirklichen Lebens erfüllt die Menschheit bald mit Entzücken, bald mit Entsetzen. Heute zeigt sie uns, daß fünf Milliarden eiserner Sclaven im Begriffe sind, die Cultur auf eine Stufe zu erheben, höher und herrlicher, als es die griechische war; anderen Tages aber enthüllt sie die Nachseite dieses strahlenden Zukunftsbildes, indem sie uns die durch die Maschine verursachten Verheerungen in der gegenwärtigen Volkswirthschaft zeigt, den Ruin des Arbeiter- und Handwerkerstandes durch Vernichtung der Arbeitsgelegen-

heiten, den Ruin der Industrie durch die Ueberproduction und den Ruin der europäischen Landwirthschaft durch ausländische Getreideeinfuhren, sowie als Nebenwirkung dieser volkswirthschaftlichen Revolution durch Erschwerung neuer Familienbildungen und Zerstörung der bestehenden Familien auch eine Revolution in den Sitten, schließlich aber als Gesammtwirkung die drohende Sozialrevolution.

Dieses schreiende Mißverhältniß zwischen den herrlichen Culturzuständen, welche durch das Maschinenwesen geschaffen werden könnten, und den schrecklichen Zuständen, welche ungeachtet, ja theilweise in Folge des neuen Culturfactors thatsächlich bestehen, — dieses fast unbegreifliche und dämonische Mißverhältniß nannten wir in unserer Programmnummer eine Carricatur von Volkswirthschaft. In derselben Nummer führten wir aus, daß gerade das Zerrbild die Hauptanklage der Sozialdemokratie gegen die heutige Volkswirthschaft begründe. Der „Pionier" versprach einen systematischen Kampf gegen den Fortbestand dieses Mißverhältnisses, und zwar einmal durch Beleuchtung desselben und dann durch Beseitigung vermittelst neuer Vorschläge, die darauf hinzielen, daß die Arbeitserzeugnisse der fünf Milliarden eiserner Sclaven unter sich in Austausch treten können. Als solche Vorschläge für eine Verwirklichung des „Rechts auf Arbeit" lernten unsere Leser die Arbeiten der Sozialreformer Rodbertus, Samter, Stöpel, Stamm, Flürscheim, Witte u. s. w. kennen. Auch die Herabsetzung des Eisenbahnfahrgeldes, die Geld- und Bankreform und die Creditversicherung wurden als Hebelwerke für Verbesserung des Austausches von Waaren und Dienstleistungen vorgeführt. Alle diese Mittel wollen den Fluch aufheben, den die fünf Milliarden eiserner Sclaven gegenwärtig durch nicht begehrte Zuvielleistungen verursachen, und den Segen herstellen, den sie spenden könnten, wenn die Millionen menschlicher Wesen, die in der Sclaverei unbefriedigter Culturbedürfnisse körperlich, moralisch und geistig verkümmern, in die Lage versetzt würden, ihre Arbeitserzeugnisse und Dienstleistungen gegen die Erzeugnisse und Dienste der fünf Milliarden eiserner Sclaven auszutauschen.

Das ist das große Problem nicht nur der Volkswirthschaft und der Staatskunst, sondern der gesammten Cultur, denn diese letztere ist nicht nur hinsichtlich ihrer weiteren Fortschritte von vorheriger Erledigung jener Aufgabe abhängig, sondern sie ist in ihrem gegenwärtigen Bestande durch Vernachlässigung und Nichtlösung des erwähnten Problems ernstlich bedroht.

Was für die gelehrten Stände auf dem Spiele steht, haben wir in dem Programmartikel: „Die höheren Berufsarten und die Sozialreform" angedeutet. Nicht minder haben wir häufig nachgewiesen, daß alle anderen Reformen, z. B. die Gesundheitsreform, die Sittenreform, die Schulreform, die Justizreform nicht von der Stelle kommen, ja zurückgehen, wenn nicht die angedeutete Wirthschafts- und Sozialreform zuerst verwirklicht wird. Die wirthschaftliche Reform steht also ganz naturgemäß im Vordergrunde aller Pionierbestrebungen der Cultur. Nur Unverstand und Unwissenheit werden — die Pferde hinter den Wagen spannend — andere Reformen an die Spitze stellen wollen. Im Augenblick der Sündfluth hört eben alle Cultur auf. Und eine soziale Sündfluth ist wirklich im Anzuge. Dieser Wahrheit innerhalb der gebildeten und besitzenden Classen Bahn zu brechen, war die nöthigste

und gemeinnützigste Arbeit des „Pionier". Es ist traurig, ja fast trostlos, daß sie nöthig war und nöthig ist. Wäre sie nicht nöthig, so wäre das soziale Elend nicht, denn dieses ist nur das Product der Nichtkenntniß und Vernachlässigung des erwähnten Problems durch die gebildeten und besitzenden Classen. Es steht der Lichtung des Weges noch der volle Urwald von Gleichgültigkeit und Lieblosigkeit, von Unwissenheit und roher Selbstsucht, von starrem Vorurtheil und eitler Rechthaberei entgegen, so daß dem Bahnbrecher vorläufig nichts winkt, als ein Uebermaß von Hindernissen, von Arbeit, von Opfern jeder Art. Doch ist dies Loos von jeher mit aller Pionierarbeit unzertrennlich gewesen. Wer sich demgemäß als „Pionier" fühlt, muß sich jenes Schicksals bewußt sein und darf nicht schnelle und leichte Erfolge erhoffen. Thut er das dennoch, so ist er kein Pionier, sondern ein Hanswurst. Alle wirklichen Pioniere bitten wir um ihren treuen, opferfreudigen Beistand für Lösung des großen culturgeschichtlichen Problems, welches die fünf Milliarden eiserner Sclaven der heutigen Menschheit auferlegen.

Liberalismus und Sozialreform.*)

Ein neues liberales Ideal.

Ueber die Ursachen des langsamen Ganges der Sozialreform befragt, wird jedermann, einerlei ob er Conservativer oder Liberaler, Christlich-Sozialer oder Sozialdemokrat ist, sagen müssen, daß das Reformwerk either hauptsächlich deshalb nicht in lebhafteren Fluß kam, weil der Liberalismus glaubte und befürchtete, einen seiner obersten Grundsätze — die wirthschaftliche Freiheit — durch sozialreformatorische Inanspruchnahme der Staatshülfe in Gefahr zu bringen.

Es hat nun zwar seit Ferd. Lassalle und Albert Lange nicht an Liberalen gefehlt, welche sich bemühten, ihren politischen Gesinnungsgenossen jenen Glauben als einen verderblichen Irrthum zu erweisen, aber ihre Anstrengungen übten auf den volkswirthschaftlichen Parteistandpunkt des Liberalismus keinen Einfluß aus.

Neuerdings tritt nun ein Mann in die Fußtapfen Lassalle's und Lange's, der vor diesen letzteren den practischen Vorzug hat, eine anerkannte volkswirthschaftliche Autorität des Liberalismus und der Inhaber eines großen liberalen Preßorgans zu sein; wir meinen Theodor Hertzka, Herausgeber der Wiener Allgemeinen Zeitung.

Vor fünf Jahren begann er mit einem groß angelegten Werke über: „Die Gesetze der Handels- und Sozialpolitik".**) Bei Ausarbeitung der Schlußcapitel für das zweite Buch über Sozialpolitik ging eine tiefe wissenschaftliche Umwandlung mit ihm vor: er wurde aus einem manchesterlichen Saulus ein reformeifriger Paulus. Dr. Hertzka hat sein

---

*) Geschrieben und veröffentlicht im März 1886.

**) Die Gesetze der Handels- und Sozialpolitik. I. Buch: Die Gesetze der Handelspolitik. 1880. (Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.)

neues Glaubensbekenntniß soeben unter dem Titel: „Die Gesetze der sozialen Entwicklung"*) veröffentlicht, und dadurch ein Buch geliefert, welches in Anbetracht seines Inhaltes und der heutigen Zeitverhältnisse die Bedeutung eines Ereignisses hat.

Die vollständige Umwandlung, welche mit Dr. Hertzka hinsichtlich der sozialen Frage und des Verhältnisses zwischen Liberalismus und Sozialreform vorging, erhellt aus den folgenden Darlegungen des Verfassers über den seitherigen Gegensatz zwischen dem politischen und wirthschaftlichen Liberalismus.

„Einst — sagt Hertzka — war wirthschaftliche Ungleichheit, die Ausbeutung der großen Massen durch eine Anzahl Bevorrechteter, bewußt das Grundprinzip jeder staatlichen und moralischen Ordnung; gleichviel, welcher politischen Auffassung die Staaten des Alterthums und Mittelalters gehuldigt haben mochten, der Grundsatz, daß die Menschen von Grund aus nicht gleich seien, daß es Bevorrechtigte und Parias gebe, war Allen gemeinsam, und sie unterschieden sich höchstens durch die Methode von einander, nach welcher zwischen Bevorrechteten und Hintangesetzten, zwischen Herren und Beherrschten die Grenzlinie gezogen war. Demokratisch nannte man nach damaligen Begriffen jenes Staatswesen, in welchem ganze Volksclassen an der Herrschaft und an der Ausbeutung theilnahmen; aristokratisch dasjenige, in welchem die Zahl der Herren im Verhältnisse zu jener der Beherrschten gering war. Seit der großen französischen Revolution erst ist die absolute Gleichheit vor dem Gesetz zur prinzipiellen Rechtsüberzeugung aller civilisirten Staaten geworden, ja man könnte sagen, daß kaum jemals zuvor eine neue Idee so vollständig triumphirt habe, wie diese. Aber dieser Anerkennung des Prinzips steht die Unfruchtbarkeit desselben im practischen Leben gegenüber. Die unbedingte Gleichheit vor dem Gesetze geht Hand in Hand mit einer Ausbeutung der arbeitenden Classen, die sich — in wirthschaftlicher Beziehung nur der Form, nicht dem Wesen nach von der antiken Sclaverei oder von der mittelalterlichen Hörigkeit unterscheidet. Während also in den Staaten des Alterthums und Mittelalters das herrschende Rechtsprinzip mit dem practischen Leben in vollem Einklange sich befand, gähnt jetzt zwischen Theorie und Praxis eine Kluft, wie sie niemals zuvor zwischen den Ideen und zwischen den Thatsachen einer ganzen Welt ähnlich bestanden hatte, und das Merkwürdigste dabei ist, daß dieser unerhörte Gegensatz zwischen Theorie und Praxis unserem aufgeklärten Zeitalter lange Zeit gänzlich verborgen geblieben ist. Die besten, edelsten, freisinnigsten Männer glaubten ein Jahrhundert hindurch beinahe ausnahmslos und glauben größtentheils heute noch, daß die Freiheit und Gleichheit aller Menschen dadurch zur Thatsache geworden sei, daß den Massen das politische Stimmrecht, die Gleichheit vor der Justiz und das Recht gewahrt wurde, über ihre Person nach Gutdünken zu verfügen. Es ist nicht gar lange her, daß man ernstlich darüber nachzudenken beginnt, ob denn mit all' diesen an sich ganz werthvollen Rechten demjenigen gedient sein könne, dem die Ausübung des ersten und wichtigsten aller Menschenrechte, nämlich des Rechtes, zu leben, verweigert ist. Jetzt erst beginnt man sich wieder

*) Die Gesetze der sozialen Entwicklung. Leipzig. 1886.

daran zu erinnern, daß der Mensch ein Wesen sei, welches nicht bloß geistige und politische, sondern auch körperliche Bedürfnisse habe, ja daß die letzteren, als die unabweislichsten und dringlichsten, auch die wichtigsten von allen seien. In einer Gesellschaft, wo mit Ausschluß der atmosphärischen Luft Alles seinen Eigenthümer hat, in der Bedürfnisse und Gewohnheiten entstanden sind, die ohne Eigenthum, ohne den Schatz von Kenntnissen und Arbeitsbehelfen, die aus der Vergangenheit aufgestapelt wurden, gar nicht befriedigt werden können, in einer solchen Gesellschaft ist Freiheit und Gleichheit ein leerer Schall für denjenigen, der vom Besitze jener Güter ausgeschlossen wurde.

Der moderne Liberalismus mit seinem Gegensatze politischer Gleichheit und wirthschaftlicher Ungleichheit enthält also einen inneren Widerspruch, der auf die Dauer unmöglich bestehen kann. Deshalb aber ist es nicht minder falsch, ihn zu verwerfen oder ihm die Schuld an der bestehenden wirthschaftlichen Ungleichheit in die Schuhe zu schieben. Das große Verdienst des Liberalismus ist es, die Nothwendigkeit der Gleichberechtigung zur Geltung gebracht zu haben; daß er sie nicht verwirklichte, ist nicht seine Schuld; ja es soll gezeigt werden, daß er den historisch einzig möglichen Weg einschlug, der in seinem weiteren Verlaufe zur vollen Gleichberechtigung führen muß. Die politische Emancipation war bloß der erste Schritt, der allein aber die Voraussetzungen schuf, auf die gestützt die ferneren vollbracht werden müssen. Jenes Geschlecht, welches die Revolutionen des vorigen Jahrhunderts vorfanden, mußte zur Freiheit erzogen werden, und es ist im Wesen der Sache begründet, daß die politische Erziehung früher vollendet war, als die wirthschaftliche. Wer nicht Gegenstand der Ausbeutung sein, wer nicht zu Nutz und Frommen Dritter arbeiten will, muß selbstständig produciren, und es wäre Wahnsinn gewesen, von einem vieltausendjähriger Sclaverei noch gar nicht entwachsenen Geschlechte die Fähigkeiten selbstständiger Production zu erwarten. Diese lassen sich nur allmählich und mühsam erlernen, es muß dazu eine Organisation der Arbeit erst geschaffen werden, und zwar geschaffen im Wege organischer Entwicklung.

Es ist also richtig, daß der Liberalismus noch nicht erfüllt hat, was er versprach, daß er der Menschheit die volle Freiheit und Gleichberechtigung noch nicht zu geben vermochte; ebenso richtig ist, daß jene dem menschlichen Fortschritte einen schlechten Dienst erweisen, welche, die bisherige Unfruchtbarkeit dieses Prinzips auf wirthschaftlichem Gebiete verkennend, die menschliche Entwicklungsgeschichte mit der heutigen Gesellschaftsordnung gleichsam für abgeschlossen halten. Trotzdem ist der Liberalismus nicht, wie seine Gegner von rechts und links behaupten, der kolossalste Irrthum, den die Menschheit jemals begangen, sondern die gewaltigste That, von deren Früchten noch kommende Jahrtausende zehren werden. Die Entwicklung der wirthschaftlichen Gerechtigkeit aus der politischen Freiheit wird den Einklang zwischen Prinzipien und Thatsachen wieder herstellen, der Menschheit an Stelle der verloren gegangenen neue Ideale geben."

So viel heute aus dem neuen Glaubensbekenntnisse einer volkswirthschaftlichen Autorität des Liberalismus. Wir haben schon gesagt und wir wiederholen es, daß das Hertzka'sche Buch die Bedeutung eines

Culturereignisses, ja auch eines politischen Ereignisses hat. Es wird den Liberalismus als Volkspartei entweder retten und wieder zu ausschlaggebender Bedeutung bringen, oder ihn vollends in den Abgrund der Volksverachtung stürzen. Betritt der Liberalismus das ihm durch Hertzka hingehaltene Schwungbrett, so wird die Sozialreform durch die thätige Mitwirkung des jetzt als Hemmschuh wirkenden Liberalismus in schnelleren Fluß kommen. Verschmäht der Liberalismus — seit Lassalle's Auftreten zum zweiten Male — dieses Schwungbrett, so werden alle Gegner des Liberalismus aus dieser Thatsache und aus den Bekenntnissen Hertzka's vernichtende Waffen gegen den Liberalismus schmieden und dadurch den parlamentarischen Widerstand brechen, den das durch eine liberale Autorität verdammte krasse Manchesterthum gegenwärtig der Sozialreform bereitet.

Die Realität sozialreformatorischer Ideale.

Aus dem Buche: „Die Gesetze der sozialen Entwickelung" von Th. Hertzka.*)

Die Sozialreformer früherer Zeiten und auch noch die zu Anfang dieses Jahrhunderts erklärten selber noch ihre Ideen für Utopien. Noch Fourrier glaubte die ganze Natur auf den Kopf stellen zu müssen, um Unterdrückung, Elend und Hunger aus der Welt zu schaffen. Heute haben die sozialreformatorischen Ideale in Folge der „fünf Milliarden eiserner Sclaven" Realität gewonnen.

Ein neuer Arbeitsfactor ist auf die weltgeschichtliche Bühne getreten, übermächtig, die gesammten Existenzbedingungen unseres Geschlechtes von Grund aus umwälzend: Die Maschine. Bis zu Ende vorigen Jahrhunderts lag — von unwesentlichen Ausnahmen abgesehen — in der Muskelkraft der menschlichen Arme, in der Fertigkeit der menschlichen Hand, Maaß und Grenze menschlicher Leistungen; jetzt erst schuf die Gedankenarbeit der Heroen des Geistes unserem Geschlechte jene Arbeitsgehülfen von unbegrenzter Schaffenskraft, als welche die von Elementarkräften in Bewegung gesetzten Werkmaschinen anzusehen sind. Damit ist eine Revolution der Arbeit gegeben, die an Bedeutung dem Uebergange von Jagd zu Viehzucht und Ackerbau, von diesen zu Industrie und Handel weitaus überlegen ist. Die Abhängigkeit von der Natur wird abgelöst durch die Herrschaft über die Natur.

Und gleichwie jede wichtigere Aenderung der Arbeitsbedingungen mit naturgesetzlicher Gewalt der Lebensweise, der politischen und sozialen

---

*) In dem Artikel: „Liberalismus und Sozialreform" wurde das neue Buch Hertzka's als ein sozialreformatorisches Programm des Liberalismus charakterisirt. Daraus haben einige Zeitungen den falschen Schluß gezogen, als habe Hertzka der Bismarck'schen Politik den Fahneneid geschworen. Davon ist mit keiner Silbe die Rede gewesen. Für den Fürsten Bismarck liegt in dem Hertzka'schen Buche nur insofern eine Huldigung und zwar eine sehr große, als Hertzka ebenfalls zu dem Schlusse kommt, daß mit dem seitherigen „System der Volkswirthschaft" gründlich gebrochen werden muß. —

Verfassung und dem gesammten Gedankenkreise der davon betroffenen Gesellschaft den eigenen Stempel aufdrückt, so muß auch diese bestimmend werden für den Charakter des Zeitalters, das unter ihrem Einflusse steht. Neben der Bedeutung dieser Umwälzung der Productivität verschwinden alle politischen und nationalen Revolutionen. Gleichwie ein Volk von Ackerbauern sich abhebt von einem Jägervolke, ähnlich — nur in noch gesteigertem Maaße — muß ein Volk von Maschinenarbeitern verschieden werden von einem Volke von Handarbeitern. James Watt und Stephenson werden ebenso sicher die Urheber einer neuen Weltordnung werden, wie jene unbekannten Wohlthäter der Menschheit, die das Ackern und Säen erfanden. Sie haben eine Form der Production angebahnt, die sich mit den bisher geltenden bürgerlichen, sozialen und politischen Satzungen nicht verträgt, sie haben Ausbeutung aus einer Culturnothwendigkeit in ein Culturhinderniß verwandelt. Das dritte Weltzeitalter, das der organisirten freien Arbeit bricht heran.

Es wäre allerdings auch denkbar, daß die ausbeuterische Wirthschaftsordnung, die den Angriffen des Buddhismus und des Christenthums widerstand, auch die Krisis des modernen Sozialismus überdauern werde. Bei ruhiger und objectiver Erwägung ist jedoch eine Wiederholung der Mißerfolge der bisherigen Emancipationsansätze nicht zu besorgen. Die alten Gleichheitsbestrebungen mußten Schiffbruch leiden, weil die entscheidende Voraussetzung des Erfolges, das Wachsthum der Productivität über das mit Ausbeutung verträgliche Maaß, nicht gegeben war, zudem der Culturfortschritt jener Gemeinwesen, in denen dazumal die Emancipation versucht wurde, kurze Zeit, nachdem die Gleichheitsideen nothdürftig Wurzel gefaßt, durch äußere Störungen ein jähes Ende fand. Jetzt ist die Voraussetzung der Emancipation vorhanden: Ausbeutung wird nicht erst, sie ist bereits ein Culturhinderniß. Dies, in Verbindung mit der durch die früheren, wenn auch mißglückten Befreiungsversuche gegebenen Vorbereitung der Gemüther, wird den Erfolg der sozialen Ideen diesmal rascher und durchgreifender gestalten als dazumal, damit aber wird jene einzige Gefahr überwunden sein, die dem Triumphe der wirthschaftlichen Gleichberechtigung noch drohen könnte, die Gefahr nämlich, daß abermals Barbarei den Culturfortschritt ablöst, bevor das Emancipationswerk vollendet ist.

Denn darüber wird wohl niemand im Zweifel sein: die moderne Civilisation kann nicht wie die indische oder römische durch äußere Angriffe, sie könnte nur durch inneren Verfall ihr Ende finden. Gerade die Gefahr dieses inneren Verfalles wäre aber bei zögerndem und halben Erfolge der sozialen Ideen thatsächlich vorhanden. Der als Folge des Mißverhältnisses zwischen Productivität und Consum auf der modernen Wirthschaft lastende Druck müßte sich bei steigender Cultur nachgerade so unerträglich und zermalmend gestalten, daß furchtbare Eruptionen unvermeidlich wären, falls nicht die soziale Entwicklung den Ausweg schaffte. Aber dieser Ausweg wird eben rechtzeitig betreten werden. Es ist undenkbar, daß der Menschengeist, einmal zum Bewußtsein der wahren Bedeutung des sich vollziehenden weltgeschichtlichen Processes erwacht, unvermögend sein sollte, die so naheliegenden Anpassungsfunctionen zu erfüllen.

Die Versöhnung des Liberalismus mit der Staatshülfe.

(Aus dem Leitartikel der „Vossischen Zeitung“ vom 12. Januar 1888.)

Die soziale Frage ist, wie Schulze-Delitzsch vor einem Vierteljahrhundert gesagt hat, die Sphinx, deren Räthsel die Gegenwart nothwendig lösen muß, will sie nicht dem sicheren Verderben entgegengehen. Aus welchen Gründen immer in den modernen Staaten die Regierungen sich der sozialen Probleme bemächtigt haben, immerhin muß anerkannt werden, daß die Theilnahme an dem Loose der Elenden und Enterbten, daß das Bewußtsein der sozialen Pflichten des Staates und der Gesellschaft heute weitaus lebendiger ist als seit langer Zeit. Man hat in früheren Jahrzehnten von dem Gegensatz von Staats- und Selbsthülfe geredet; man hat einerseits jeden Eingriff der Gesetzgebung in das wirthschaftliche Getriebe als unzulässig angesehen und entweder eine soziale Frage überhaupt geleugnet oder dieselbe ausschließlich als eine politische Freiheitsfrage und eine finanzielle Steuerfrage aufgefaßt; man hat andererseits sich dem Irrwahn hingegeben, der Staat allein und der Staat vollkommen sei in der Lage, die soziale Frage zu lösen und alles Elend aus der Welt zu schaffen. Die eine Anschauung ist so irrig wie die andere, und heute herrscht schwerlich über den Grundsatz Streit, daß weder die Staatshülfe noch die Selbsthülfe zur Beseitigung der vorhandenen Mißstände ausreichend oder entbehrlich sind, sondern daß beide sich gegenseitig zu ergänzen und zweckmäßig zu verbinden haben.

Die Verwirklichung des „Rechts auf Arbeit“.

(Aus der liberalen „Barmer Zeitung“ vom 13. December 1887.)

Der Hauptgrund des ungesunden Drängens der Bevölkerung nach Berlin liegt wohl darin, daß die Erwerbsverhältnisse im allgemeinen in ganz Deutschland nirgends besonders günstig sind. Es mag zeitweilig in einzelnen Gegenden und in besonderen Thätigkeitsbranchen vorkommen, daß es an Arbeitskräften fehlt, aber es ist dies eine Ausnahme von der Regel und die letztere ist Ueberfluß an Arbeitskräften. Infolge dessen ist auch der Wechsel des Personals in allen vorhandenen Arbeits- oder Geschäftsstellen größer, als wünschenswerth. Dadurch wird im allgemeinen die Seßhaftigkeit vermindert und der Ortswechsel der Einzelnen häufiger. Wer die einschlägigen Verhältnisse nicht kennt, ist geneigt, zu glauben, daß bei den gegenwärtigen industriellen und Verkehrsverhältnissen die sogenannte Handwerksburschenromantik ausgestorben sei. Man denkt an die billigen Fahrpreise in der vierten Wagenklasse der Eisenbahnen und meint, es habe jetzt überhaupt niemand mehr nöthig, zu Fuß durch die Welt zu wandern, wer dies thue, der thue es eigentlich nur aus persönlicher Liebhaberei. Das sind indessen arge Irrthümer; überall auf unsern Landstraßen findet man Wanderer, die zu Fuße weite Reisen machen, weil sie selbst die billigen Fahrpreise nicht erschwingen können, und es sind dies keineswegs immer Handwerksburschen im engeren Sinne des Wortes, also nicht Handwerker oder

Industriearbeiter, sondern man trifft darunter auch Handlungsdiener, Schreiber, Schauspieler u. s. f. Ja, unseren Tagen ist es bei aller Vervollkommnung und Verwohlfeilung der Transportmittel vorbehalten gewesen, die Fußreisenden weiblichen Geschlechts zu schaffen. Die reisende Arbeiterin, die, wie ein Mann, den Ranzen oder den „Berliner“ über die Schultern hängt und in der Ferne Beschäftigung sucht, ist allerdings noch keine häufige Erscheinung auf unsern Landstraßen und in den Verpflegungsstationen, allein sie ist auch nicht so selten, daß sie noch besonderes Aufsehen erregen könnte. Die männlichen Schicksalsgenossen, die „armen Reisenden“, haben dafür sogar einen besonderen „technischen“ Ausdruck, sie nennen die wandernden Arbeiterinnen „Tippelschicksen“!

Es sind das gewiß traurige Verhältnisse und man kann es nur mit der größten Freude begrüßen, wenn der Staat sich bemüht, Abhülfe zu schaffen. Gewiß ist es nicht das rechte, unthätig den Dingen zuzusehen und die Hoffnung zu hegen, daß mit der Zeit alles von selbst besser werden möge. Der Staat und die Gesetzgebung haben entschieden das Recht, wenn nicht die Pflicht, zu prüfen und zu versuchen, ob geholfen werden könne. In der Reichstagssitzung vom 9. Mai 1884 sagte Fürst Bismarck: „Geben Sie dem Arbeiter, solange er gesund ist, Arbeit, wenn er krank ist, Pflege, wenn er alt wird, Versorgung.“ Das ist ein sehr schönes Programm, aber die Ausführung desselben stößt auf unendliche Schwierigkeiten. Unsere sozialpolitische Gesetzgebung hat bis jetzt nur zwei von den drei Programmsätzen ins Auge gefaßt, nämlich die Pflege für den Kranken und die Versorgung für das Alter, und schon dabei ist es klar, daß es beim besten Willen vorläufig nicht gelingen kann, wirklich ausgiebige genügende Hülfe zu schaffen. Wesentlich schwieriger wird es aber noch werden, dem gesunden Arbeiter die Arbeit zu sichern, und doch wäre dies vielleicht das allerwichtigste bei einer wirklich durchgreifenden sozialpolitischen Reform.

Wir wollen hier nicht auf den alten Streit darüber zurückkommen, ob der Staat die Pflicht habe, dem Arbeiter die Arbeit zu schaffen, oder mit anderen Worten, ob der Arbeiter ein Recht auf Arbeit habe. In der erwähnten Reichstagssitzung vom 9. Mai 1884 äußerte sich Fürst Bismarck darüber sehr rückhaltslos folgendermaßen: „Das Recht auf Arbeit erkenne ich unbedingt an und stehe dafür ein, so lange ich auf diesem Platze bin. Damit stehe ich auf dem Boden des preußischen Landrechts. In einem Artikel desselben heißt es, es komme dem Staate zu, für diejenigen Bürger zu sorgen, die nicht im Stande sind, ihren Unterhalt zu verdienen. Es ist ferner da gesagt, daß denjenigen, welchen die Mittel und Gelegenheit, ihren Unterhalt zu verdienen, mangeln, ihren Fähigkeiten entsprechende Arbeiten zugewiesen werden sollen. Das ist in Preußen proclamirtes Recht; es ist auch in unsern ganzen christlichen Verhältnissen begründet, daß der Mann, der keine Arbeit finden kann, berechtigt ist, zu verlangen: gebt mir Arbeit! und daß der Staat verpflichtet ist, ihm Arbeit zu verschaffen.“

Niemals hat ein Staatsmann in solcher hervorragender Stellung und von auch nur annähernd ähnlicher persönlicher Bedeutung, wie der Reichskanzler, sich über das Recht auf Arbeit in dieser Weise geäußert.

Aber wenn Fürst Bismark das Recht als solches auch unbedingt anerkannt hat, so ist das doch nur eine theoretische Anerkennung, die für die Praxis des Lebens wirkungslos ist. Die practische Anerkennung des Rechtes auf Arbeit würde eine Arbeitsorganisation voraussetzen, die mit dem Uebergange zum sozialistischen Staate gleichbedeutend wäre und die zugleich eine wesentliche Veränderung aller Besitzverhältnisse des Großgrundbesitzes bedingen würde. Jeder dahin zielende Vorschlag dürfte jedoch den energischen Widerstand gerade bei denen finden, die heute am wärmsten für die sozialpolitischen Reformen des Fürsten Bismarck eintreten. Und doch ist die practische Anerkennung des Rechtes auf Arbeit die logische Endconsequenz dieser Reformen. Wer sich aber darauf verläßt, wo es sich um Beseitigung von Mißständen, wie die Eingangs geschilderten, handelt, der rechnet unseres Erachtens mit einer nicht absehbaren Zukunft. Das viel näher liegende ist jedenfalls, daß man dem Bedürfniß nach Arbeitsgelegenheit mehr und mehr zu genügen sucht durch Förderung der Industrie, durch Weiterentwicklung des Verkehrswesens und durch Vermehrung und Stärkung der commerciellen Beziehungen.

* * *

Auf die Schlußbemerkung der Barmer Zeitung ist zu erwiedern, daß verschiedene Sozialreformer, u. A. Adolf Samter und Franz Stöpel, bestimmte Vorschläge gemacht haben, um das „Recht auf Arbeit“ unter Beibehaltung der wirthschaftlichen Freiheit zu verwirklichen. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf folgende Schriften:

Samter: Die Reform des Geldwesens (1869).
Stöpel: Die freie Gesellschaft (1881).
" „Soziale Reform“ (1885).
" „Das Geld in der gegenwärtigen Volkswirthschaft“.

Weshalb werden diese liberalen Sozialreformer in liberalen Zeitungen todtgeschwiegen?

Hält die „Vossische Zeitung“ den Augenblick für gekommen, die „Staatshülfe“ nicht mehr zurückzuweisen, und erklärt die „Barmer Zeitung“ die Verwirklichung des „Rechts auf Arbeit“ für die wichtigste Sozialreform, so dürfte endlich auch für die liberale Presse die Stunde gekommen sein, diejenigen liberalen Sozialreformer wenigstens einmal auf die Tagesordnung zu stellen, welche bestimmte Vorschläge gemacht haben, um behufs Organisation der Arbeit die Staatshülfe mit der Selbsthülfe zu verbinden.

Das sozialreformatorische Programm eines Naturforschers.

(Spezialbericht des „Berliner Tageblattes“ über die auf der Naturforscherversammlung gehaltene Rede Werner Siemens über „Das naturwissenschaftliche Zeitalter“.)

„Das naturwissenschaftliche Zeitalter“, so hieß das Thema, welches Herr Siemens, einer der scharfsinnigen und erfolgreichsten wissenschaftlichen Techniker unserer Zeit, sich zum Gegenstande seines Vortrags ge-

wählt hatte. Nachdem er in der Einleitung die hauptsächlichen Merkmale angedeutet, durch welche die früheren Epochen von den modernen sich unterschieden, entwickelte er in großen Zügen den Fortschritt, den unsere Gegenwart dadurch machen konnte, daß die rein empirische Technik der früheren Zeiten von dem Geiste der modernen Naturwissenschaft durchdrungen, daß sie dadurch vom Banne des Hergebrachten und Handwerkmäßigen erlöst und zur Höhe der naturwissenschaftlichen Technik gehoben wurde.

Das Heraustreten der Wissenschaft in das öffentliche Leben, das ist das unterscheidende Merkmal unserer Zeit, in welcher jeden Tag mehrere eiserne Arbeiter unaufhörlich für je einen civilisirten Menschen thätig sind, in welcher der weltverbindende Telegraph unseren Verkehrsbedürfnissen nicht mehr genügt und der Uebertragung des lebendigen Wortes durch das Telephon Platz machen muß, und in welcher endlich die jüngste Frucht der Verbindung von Naturwissenschaft und Technik, nämlich die Elektrotechnik, in ihrem rapiden Entwickelungsgange der Menschheit immer neue, in ihrer Ausdehnung ganz unabsehbare Gebiete für weitere Erforschung und nützliche Anwendung der Naturkräfte eröffnet.

Für den Naturforscher jedoch ist nicht der letztgegebene Zustand der Entwickelung, sondern ihre Ursachen und das dieselben bedingende Gesetz von Bedeutung. Und dies klar erkennbare Gesetz ist das der zunehmenden Beschleunigung unserer jetzigen Culturentwickelung, als einer natürlichen Folge unseres hoch entwickelten Unterrichtssystems. Diese Entwickelung wird, falls der Mensch in seinem Wahne nicht selbst sie zerstört, so lange fortdauern, wie die Naturwissenschaft zu höheren Erkenntnißstufen fortschreitet. Einen je tieferen Einblick wir indessen in das geheimnißvolle Walten der Naturkräfte gewinnen, um so mehr überzeugen wir uns, daß wir erst im Vorhofe der Wissenschaft stehen, daß ein unermeßliches Arbeitsfeld vor uns liegt. Ja, es wird mehr als fraglich, ob die Menschheit jemals zur vollen Naturerkenntniß gelangen wird.

Gleichwohl vermögen wir aus dem jetzigen Stande unserer Cultur auf die Richtung zu schließen, in welcher sie fortschreitend die bisherigen Grundlagen des Völkerlebens verändern wird und muß. Wir brauchen die bereits eingetretenen Veränderungen nur in ihren Consequenzen weiter zu verfolgen und wir erkennen dann leicht, daß im Zeitalter der Herrschaft der Naturwissenschaften dem Menschen die schwere Körperarbeit mehr und mehr durch die steigende Benutzung der Naturkräfte zur mechanischen Arbeitsleistung abgenommen, daß ihm andererseits eine steigende intellectuelle Arbeit zufallen wird. Wir sehen ferner, daß in diesem Zeitalter die Lebensbedürfnisse und Genußmittel mit weit weniger Menschenarbeit herzustellen sind, daß also bei geringerer Arbeitszeit doch immer noch ein weit größerer Antheil von diesen Arbeitserzeugnissen auf jeden Menschen entfällt. Wir sehen aber auch, daß auf der wissenschaftlich bearbeiteteten Bodenscholle eine größere Menge Nahrungsmittel gewonnen werden kann, so daß eine größere Menge Menschen besser ernährt zu werden vermag, und daß die erleichterten Beförderungsmittel die Gesammternährung reichlicher, mannigfacher und sicherer machen. Und wer weiß, ob es der Chemie im Bunde mit der Elektrotechnik nicht gelingen wird, aus den Elementen der Nahrungsmittel diese selbst herzustellen?

Je mehr aber die steigende Leichtigkeit der Gewinnung der mate-

riellen Existenzmittel die Arbeitszeit herabgesetzt, desto mehr Ueberschuß bleibt für die geistige Ausbildung des Menschen, und die immer vollkommener herzustellenden mechanischen Vervielfältigungen der Kunst werden diese selbst immer weiter hinunter in die Massen tragen. Je mehr aber das Licht der Wissenschaft die ganze Menschheit durchdringt, desto mehr schwinden ihre ärgsten Feinde: Aberglaube und zerstörender Fanatismus, und je weiter der stolze Aufbau der Naturwissenschaften fortschreitet, desto sicherer wird die Menschheit höheren moralischen und materiellen Zuständen zugeführt, als es gegenwärtig der Fall oder es früher je gewesen.

Diese stolze Freiheit wird indeß durch mannigfache pessimistische Anschauungen nicht unerheblich getrübt. Man wirft die Frage auf, ob die Menschheit durch alle naturwissenschaftlichen Errungenschaften wirklich besser und glücklicher gemacht werde; ob dieselbe nicht vielmehr roher, genußsüchtiger, ob die Güterverheilung nicht noch ungleicher werde und ob die Entwickelung der Maschinenarbeit nicht die persönliche Arbeitsgelegenheit vermindere und dadurch den Arbeiter noch unfreier mache als bisher.

Eine gewisse Berechtigung dieser trüben Anschauungen läßt sich nicht in Abrede stellen, denn die schnell vorwärts schreitende naturwissenschaftliche Technik muß in ihrem Entwicklungsgange in viele Erwerbszweige störend eingreifen. Es mehren sich daher die Klagen über das allmähliche Sinken der Preise und über den Mangel an Arbeitsgelegenheit, und es werden sehr bedenkliche Theorien aufgestellt, um durch Absperrung der einzelnen Länder gegen einander und durch gewaltsame Beschränkung der Production die empfundenen Uebelstände zu verbessern. Die Anhänger derartiger Ansichten gehen vielfach so weit, der naturwissenschaftlich-technischen Zeitrichtung jeden Nutzen abzusprechen und eine Rückkehr zu den Arbeitsmethoden früherer Zeiten zu erträumen. Allein sie bedenken nicht, daß auch die Zahl der Menschen auf den früheren Stand zurückgeführt werden müßte! Vergebliches Beginnen, den Strom dieser Entwickelung unterbrechen oder zur Umkehr zwingen zu wollen! Mit Nothwendigkeit muß er seiner vorgezeichneten Bahn folgen und diejenigen Völker werden am wenigsten von seinen Zerstörungen betroffen und zuerst der Wohlthaten des naturwissenschaftlichen Zeitalters theilhaftig werden, welche am meisten zur friedlichen Entwickelung desselben beitragen. Daß aber dieses Letztere die Menschheit wirklich besseren Zuständen entgegenführt, daß es in seinem Fortschreiten die von ihm geschlagenen Wunden auch wieder heilen wird, dafür liegen bereits mannigfache Anzeichen vor.

Das Sinken der Preise für Lebensmittel und für Arbeiterzeugnisse ist ein untrüglicher Beweis dafür, daß bei gleichzeitig gewaltig gestiegenem Verbrauch die zu ihrer Herstellung erforderliche Menschenarbeit erleichtert und verringert ist. Und die Arbeitszeit wird für die Menschen immer kürzer werden. Indem aber die Arbeitslöhne nicht entsprechend gesunken sind, ergiebt sich der weitere Schluß, daß die Entwickelung des naturwissenschaftlichen Zeitalters das Loos der Arbeiter fortlaufend verbessern wird. Billigere Beschaffung der Lebensbedürfnisse ist gleichbedeutend mit Lohnerhöhung. Höhere Löhne bei kürzerer Arbeitszeit, diese immer lauter werdende Forderung der sogenannten arbeitenden Klassen ergeben sich daher als natürliche Folgen dieser Entwickelung. Hand in Hand

hiermit geht die andere folgenschwere Erscheinung des stetigen Sinkens der Capitalrente.

Mit dem Anwachsen der Arbeitsersparnisse, des Capitals, kann nämlich der Bedarf desselben nicht gleichen Schritt halten, da auch die Einrichtungen zur Herstellung der Arbeitserzeugnisse stets leistungsfähiger, einfacher, billiger werden. Es wird daher, von einzelnen vorübergehenden Schwankungen abgesehen, durchschnittlich mehr Capital angesammelt, als nützlich verwendet werden kann. Es ergiebt sich also eine Ueberproduction an Capital und diese findet in dem Sinken des Zinsfußes ihren classischen Ausdruck. Die ersparte frühere Arbeit, das Capital, wird also gegenüber der lebenden Arbeit der Gegenwart stets im Werthe sinken und sie muß sich dann nothwendig im Laufe der Zeit selbst vernichten.

Jedoch auch für die gewaltigste und scheinbar wichtigste Klage der Gegner unserer gegenwärtigen sozialen Entwickelung, nämlich, daß die große Mehrzahl der Menschen zur Arbeitsleistung in großen Fabriken verdammt seien, trägt die Entwickelung des naturwissenschaftlichen Zeitalters das Heilmittel in sich. Die Nothwendigkeit der Errichtung großer Fabriken behufs billiger Herstellung von Massenverbrauchsgegenständen ist lediglich durch die noch geringe Entwickelung der Maschinentechnik bedingt. Aber es wird unfehlbar der Technik gelingen, dies Hinderniß zur Rückkehr concurrenzfähiger Handarbeit zu beseitigen und zwar durch die Zuführung billiger mechanischer Arbeitskraft, dieser Grundlage aller Industrien, in die kleineren Werkstätten und Wohnungen der Arbeiter. Nicht eine Menge großer Fabriken in den Händen weniger reichen Capitalisten ist das Endziel der Entwickelung des Zeitalters der Naturwissenschaften, sondern die Rückkehr zur Einzelarbeit oder, wo es die Natur der Dinge verlangt, der Betrieb großer gemeinsamer Arbeitsstätten durch Arbeiterassociationen, die erst durch allgemeinere Verbreitung von Kenntniß und Bildung und durch die Möglichkeit einer billigen Capitalsbeschaffung eine gesicherte Grundlage erhalten werden.

Und auch jener Vorwurf, daß die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften die Menschen in eine hochmüthige materielle Richtung treibe, kann mit aller Ruhe zurückgewiesen werden. Je mehr der Mensch in der Erkenntniß der Natur vordringt, desto bescheidener wird er im Gefühle seiner eigenen Unzulänglichkeit. Das aber ist unsere Ueberzeugung, daß die fortschreitende Erfindungs- und Forschungsthätigkeit die Menschheit höheren Culturstufen zuführen, sie edleren Bestrebungen zugänglich machen muß, daß ihr Lebensgenuß höher, ihre Noth verringert werden wird.

Dieser Siemens'sche Vortrag wird unseres Dafürhaltens das Wahrzeichen dieser Naturforscherversammlung bleiben und seine Wirkung wird eine sehr nachhaltige sein. Der Nachweis des Zusammenhanges naturwissenschaftlicher Erkenntnißursachen mit national-öconomischen Folgeerscheinungen ist von einem überzeugungskräftigen Scharfsinn.

Dr. J. Kastan.

Einige Urtheile über die Siemens'sche Rede.

1) An die Worte Siemens: „Daß der naturwissenschaftliche Fortschritt die Menschheit moralischen und materiellen Zuständen zuführen werde, die besser sind, als sie je waren und heute noch sind" knüpft das sozialdemokratische „Berliner Volksblatt" folgende Bemerkung:

„Diese Zuversicht werden alle unsere Leser mit Herrn Siemens theilen. Herr Siemens irrt aber darin, wenn er glaubt, daß schon unter der heutigen Wirthschaftsordnung die Fortschritte der Technik Segnungen für das Volk sind. Gewiß, jede Arbeitsersparung bei Herstellung eines Productes soll dereinst die Arbeitszeit abkürzen und dem Volke reichlichere Muße zu seiner geistigen Fortbildung gewähren, aber heute führt sie blos zu Arbeiterentlassungen und zur Vermehrung des Elends und der Verwilderung. Aehnlich verhält es sich mit allen anderen Fortschritten, die heute alle mehr oder weniger aus einer Wohlthat zu einer Plage werden. Herr Siemens schildert aber in sehr beredten Worten, nicht was ist, sondern was sein kann — und sein wird, wenn unser Wirthschaftssystem einem anderen, höheren gewichen ist."

Diese Auffassung wird jeder ernsthafte und tiefer blickende Sozialreformer theilen, auch wenn er sich unter dem erforderlichen „höheren Wirthschaftssystem" durchaus nicht das sozialdemokratische denkt. Uebrigens hat Dr. Werner Siemens nicht gesagt, daß er für Verwirklichung seines Culturideals auf eine höhere und schnellere, nämlich auf eine derartige Entwickelung der volkswirthschaftlichen und sozialen Reformtechnik verzichtet, wie sie der Höhe und Schnelligkeit der Maschinentechnik entspricht.

2) Dasselbe sozialdemokratische Blatt schreibt auch einen lehrreichen Artikel über: „Die Magenfrage in der naturwissenschaftlichen Ausstellung." An den ausgestellten Nährmitteln für Magenkranke, Reconvalescenten und Kinder hat das Blatt nur zu tadeln, daß sie ihres hohen Preises wegen für das Volk nicht vorhanden seien.

„Für den Kenner unserer volkswirthschaftlichen Zustände ist die angenehme Stimmung von kurzer Dauer. Ein Blick auf die Preise der erwähnten Nährmittel zeigt ihm, was auch von den anwesenden Vertretern der Fabriken selbst zugegeben wird, daß diese schönen Hülfsmittel durchaus nicht Volksnahrungsmittel sind. Der Arbeiterstand, also der größte Theil des Volkes, ist von diesem Fortschritt vollkommen ausgeschlossen. Wer Mühe hat, für seine Familie das nöthige Brod zu schaffen, ist nicht entfernt im Stande, im Bedarfsfall, wie er es müßte, für längere Zeit als Nahrung und nicht als Arznei künstliche Muttermilch zu kaufen, die auf 50 Pf. das Liter im Abonnement zu stehen kommt, oder ein theures Kindermehl, das Pfund 1,50 Mk., oder gar Fleischpeptone, von denen eine Büchse von 100 gr. mit 2 Mk. bezahlt wird.

Es geht hier wie in tausend anderen schmerzlichen Fällen: der Arbeiter hat keinen materiellen Antheil am Culturfortschritt."

3) Die Zeitschrift „Pionier" sagt:

Was das Endziel unserer Culturentwicklung anbelangt, so theilen wir alle Hoffnungen, welchen Dr. Werner Siemens auf der Naturforscherversammlung bedeutsamen Ausdruck verlieh, aber wir glauben nicht, daß sich dieses Ziel erreichen läßt, ohne daß dem volkswirthschaft-

lichen Fortschritt ganz die nämliche Geistesarbeit zu Theil wird, wie allen andern Gebieten des Culturfortschritts. Wir glauben nicht, daß auf dem wichtigen Gebiete der Gütervertheilung alles der „natürlichen Entwicklung" überlassen werden kann, während sich auf dem Gebiete der Gütererzeugung der menschliche Geist dem angestrengtesten Nachdenken widmet. Wir erblicken im Gegentheil die Ursache des sozialen Elends und der Sozialdemokratie hauptsächlich darin, daß das volkswirthschaftliche Denken durch das naturwissenschaftliche Denken überflügelt wurde. In dieser Beziehung schlossen wir uns der Kritik an, welche über das System der volkswirthschaftlichen Sichselbstüberlassung in folgenden Werken geübt wurde:

„Bismarck, Wagner, Rodbertus" von Moritz Wirth.

„Die freie Gesellschaft" von Franz Stöpel.

„Das Recht auf Arbeit und seine Verwirklichung" von Prof. E. Witte.

„Capital und Arbeit" von Franz Hitze.

„Die dreistufige Arbeit und der deutsche Genossenschaftsstaat" von Eduard Braun.

Maschinentechnik und Reformtechnik,

oder:

Muß die Sozialreform darin bestehen, den Einen zu nehmen, um den Anderen zu geben?

Wenn die Beseitigung des wirthschaftlichen Elends durch eingreifende Reformmaßregeln nicht recht von der Stelle kommt, nämlich bald auf grundsätzliches Widerstreben, bald auf den Mangel an wirksamen Reformplänen stößt, so ist die Ursache dieser beklagenswerthen Sachlage hauptsächlich darin zu suchen, daß fast allgemein angenommen wird, das Wesentliche einer genügenden Sozialreform bestehe in einer Art von „Plünderung der Reichen zu Gunsten der Armen".

Diese Auffassung ist theoretisch ebenso falsch wie practisch nachtheilig, weil sie nicht nur die besitzenden Classen ohne Grund zu offenen oder geheimen Gegnern der Sozialreform macht, sondern auch die volkswirthschaftlichen Denker bei Aufsuchung der Reformwege in unrichtige Bahnen lenkt, namentlich aber sie abhält, die Beseitigung des wirthschaftlichen Elends durch Formeln in's Auge zu fassen, welche unter besserer Verwerthung der „fünf Milliarden eiserner Sclaven", oder mit anderen Worten, durch bessere Organisation des Austausches von Werthen und Dienstleistungen, die jetzige Armuth aus der Welt schaffen, ohne dabei die sogenannten „Reichen" im Geringsten zu beeinträchtigen.

Wenn ein als Vorkämpfer der Sozialreform bekannter Berliner Professor in einem Vortrage sagte: „Die soziale Frage lösen, heißt Geld aus einer Tasche in die andere thun," wenn ein anderer Vorkämpfer — ein Geheimrath — denselben Satz öffentlich bestätigte, und wenn neuerdings das sozialdemokratische „Berliner Volksblatt" diesen unrichtigen Gedanken wiederholte, indem es sagte: „Jede Sozialreform muß in die bestehenden Verhältnisse eingreifen, und wenn sie ernsthaft zu

Gunsten der Mühseligen und Beladenen eingreifen soll, so muß sie von dem Rücken der letzteren etwas abnehmen und es auf den Rücken der weniger Beladenen legen, sonst ist eine Sozialreform zu Gunsten der Arbeiter und Armen die pure Heuchelei" — wenn staatssozialistische und sozialdemokratische Sozialreformer derartig falsche Vorstellungen in Umlauf bringen, so kann die verderbliche Wirkung davon auf die besitzenden Classen keine andere als eine abstoßende sein.

Die soziale Frage lösen, heißt nicht „Geld aus einer Tasche in die andere thun" — sondern Geld, d. h. solche Gebrauchswerthe in leere Taschen und Haushaltungen thun, welche die „fünf Milliarden eiserner Sclaven" in unerschöpflicher Fülle hervorbringen können, ohne daß dazu ein einziger Pfennig aus andern, d. h. aus den Privattaschen der Besitzenden genommen zu werden braucht.

Jede Sozialreform muß allerdings in die bestehenden Verhältnisse eingreifen, um die Mühseligen und Beladenen zu entlasten, aber dazu gehört keineswegs, daß diese nämlichen Lasten dem Rücken der Besitzenden aufgebürdet werden; es genügt vollkommen, wenn sie den „fünf Milliarden eiserner Sclaven", der unbegrenzten Schaffenskraft des Maschinenwesens aufgebürdet werden.*)

Haben sich die Sozialreformer nur erst einmal über diese trostreiche und nach allen Seiten hin versöhnliche und segenbringende Art der Sozialreform verständigt, so wird das für diese größte Frage des Jahrhunderts die Bedeutung eines „Tages von Damascus" haben. Aus den Feinden der Reform werden glühende Freunde derselben, aus der jetzigen geistigen Nacht hinsichtlich der Mittel und Wege wird ein strahlender Tag werden und Beides zur schnellen Auffindung einer jetzt noch fehlenden oder nur wenig bekannten und wenig ausgebildeten Reformtechnik führen, welche volkswirthschaftlich und sozial zur besseren Gütervertheilung dasselbe leisten wird, was auf dem Gebiete der Güter-Erzeugung jetzt schon die Maschinentechnik leistet.

Die Bekämpfung des wirthschaftlichen Nothstandes durch das Genossenschaftswesen.

(Aus dem „Deutschen Adelsblatt".)

In den beiden letzten Nummern des „Deutschen Adelsblatts" legten wir dar, wie nothwendig es für Deutschland sei, sich nicht nur militärisch, sondern auch volkswirthschaftlich für die harten Erfordernisse der europäischen Lage stark zu machen. Wir wiesen auf die 47 Millionen Menschen Deutschlands, auf die Ueberfülle an militärischen, industriellen

*) Wenn für diesen Zweck die geeigneten Organisationen geschaffen werden, so kann dadurch die vorhandene und noch wachsende Kluft zwischen Arm und Reich zunächst zum Stillstand und dann auch zur Rückbildung gebracht werden. Allerdings setzen wir dabei voraus, daß jede Reformmaßregel bewußt und systematisch auf dieses Ziel gerichtet wird.

und geistigen Hülfsmitteln, sowie auf seine festen staatlichen Ordnungen als unversiegliche Kraftquellen hin, die namentlich bei besserer volkswirthschaftlicher Erschließung der höchsten Ausnutzung fähig seien. Wir nahmen ferner Bezug auf einen bemerkenswerthen Artikel des „Deutschen Tagebl." „Die Militärvorlage und der wirthschaftliche Nothstand", und stimmten dem Grundgedanken desselben bei, welcher in den folgenden Sätzen gipfelte:

„Wie anders läge die Sache, wenn wir keinen wirthschaftlichen Nothstand hätten! Da zahlte jeder gern mehr und würde in einer Vermehrung des Heeres eine Gewährleistung für das Bestehende sehen."

Wenn der uns in hohem Maße sympathische Artikel aber mit den Worten schließt, „daß man in Berlin von der im Lande herrschenden Noth nichts bemerke, weil man nur den Tanz der Börse um das goldene Kalb sehe", so scheint uns dieser, den Regierungskreisen gemachte schwere Vorwurf doch zu weit zu gehen. In der „Nordd. Allgem. Ztg." waren kürzlich Artikel enthalten, welche nicht nur einen sehr großen wirthschaftlichen Nothstand, namentlich der Landwirthschaft, constatiren, und dabei ausdrücklich betonen, daß die Abstellung desselben im neuen Jahre die Sorge der Volkswirthe und Staatsmänner sein müsse, sondern auch die Anregung geben zu einer berufsgenossenschaftlichen Regelung der industriellen Production und der Preise, in letzterer Hinsicht ebenfalls ausgehend von einem großen chronischen Nothstande der Industrie. Diese Kundgebungen der offiziösen Presse sehen doch nicht wie eine durch den Glanz des Börsenspiels verblendete Ableugnung des Nothstandes und eine Gleichgültigkeit dagegen aus. Daß wir durch diese unsere Bemerkung die von dem „Deutsch. Tagebl." beklagte Haltung der Regierungskreise in der Geldfrage nicht vertheidigen, versteht sich bei unserem bekannten Standpunkte auf diesem Gebiete der Volkswirthschaft von selbst, erhellt aber zum Ueberfluß noch aus unserem Artikel vom 1. Januar d. J. über den „Einfluß des Geldwesens auf die Schicksale ganzer Völker".

Hätten wir die Wahl zwischen der Anwendung eines großen heroischen Mittels zur gänzlichen Beseitigung des Nothstandes und vielen kleinen zur bloßen Milderung desselben, so würden wir natürlich dem heroischen den Vorzug geben. Leider stehen wir vor dieser Wahl nicht. Das heroische Mittel zur Lösung der Geld- und Bankfrage bietet sich nicht dar, weshalb uns vorläufig nichts als die fleißigere Ausnutzung der kleineren Mittel zur Milderung des Nothstandes übrig bleibt. Als ein solches bürgerliches Privat- und Hausmittel hat das „D. A.-Bl." bekanntlich seit Jahren eine Verallgemeinerung und höhere Entwickelung des Genossenschaftswesens bezeichnet. Unterm 19. September v. J. sagten wir darüber u. A. Folgendes:

> „Die Genossenschaften lassen sich ohne die eifrige Mithülfe der durch die Solidarhaft abgeschreckten (wohlhabenderen) Volksclassen weder nach Quantität noch Qualität bis zur Höhe des Zeitbedürfnisses entwickeln. Es existiren in Deutschland gegenwärtig vielleicht 3—4000 Genossenschaften (Schulze'sche, Raiffeisen'sche und katholische). Es sind ihrer aber 30—40 000 nöthig, wenn die wirthschaftlichen, sozialen und sittlichen Zwecke erfüllt werden sollten, welche Huber vorschwebten. In jedem kleinen Dorfe haust ein Wucherer, um der Bevölkerung das Blut auszusaugen, aber es konnten, hauptsächlich wegen der abschreckenden Solidarhaft, seit ca. 30 Jahren erst in

einigen Hundert Ortschaften Raiffeisen'sche Darlehnscassen in's Leben gerufen werden. Es existiren in Deutschland ca. 12000 Postanstalten, und nur deshalb, weil so viele bestehen, kann von einer Befriedigung des postalischen Bedürfnisses die Rede sein. Wenn in jedem Orte neben der Postanstalt auch Wirthschaftsgenossenschaften für die verschiedensten Zwecke bestehen, werden dem wirthschaftlichen und sozialen Elend seine Hauptquellen abgeschnitten sein. Ein großes Uebel kann nur mit großem Kraftaufwand bekämpft werden."

Zu unserer freudigen Genugthuung stellen sich die „Blätter für Genossenschaftswesen" durch ihren Mitarbeiter, den Abgeordneten L. Parisius, hinsichtlich der größeren Verallgemeinerung sowie des Einflusses der beschränkten Haftbarkeit auf den nämlichen Standpunkt. Unterm 20. November v. J. schließt der genannte Freund des verstorbenen Schulze-Delitzsch eine Reihe von Betrachtungen über die Zulassung von Genossenschaften mit beschränkter Haft wie folgt:

„Wichtig könnte die Zulassung von Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht für die Rohstoff- und Magazingenossenschaften, und für die industrielle Productivgenossenschaft werden, insofern dadurch der Zutritt kaufmännischer Kräfte oder überhaupt solcher Mitglieder erleichtert wird, die darin nur eine gute Verzinsung für ein kleines Capital suchen, aber zu dessen Sicherung das volle Recht der Mitglieder beanspruchen. Ebenso steht es mit der Baugenossenschaft; bei ihr und bei der Productivgenossenschaft hat der Versuch, durch Zulassung stiller Theilhaber mit vertragsmäßigen Vorrechten festes Capital heranzuziehen, wenig Verbreitung gefunden.

Vor allem wichtig aber kann die Genossenschaft mit beschränkter Solidarhaft werden, seitdem die Landwirthschaft — zu Schulze-Delitzsch' großer Freude — so lebhaft in die Genossenschaftsbewegung eingetreten ist. Mag dies auch oft auf verkehrten Wegen und mit allerlei Feindseligkeiten gegen die bestehenden Genossenschaftsarten geschehen — die practische Bethätigung wird zuletzt überall auf die richtigen Bahnen führen. Wäre es zweckmäßig, für alle diejenigen Bedürfnisse der Landwirthschaft, die sich am besten auf genossenschaftlichem Wege befriedigen lassen, eine und dieselbe Genossenschaft zu begründen, so wäre gegen die unbeschränkte Solidarhaft wenig einzuwenden. Allein das Umgekehrte ist der Fall. Eine gesunde Entwickelung des Genossenschaftswesens muß dahin führen, daß jeder tüchtige kleine Landwirth Mitglied einer Personalcreditgesellschaft, eines landwirthschaftlichen Consumvereins zur Beschaffung von künstlichem Dünger, Saatgetreide u. dgl., einer Molkereigenossenschaft, einer Werkgenossenschaft (Beschaffung und Ausleihen von Säe-, Mähe-, und Dreschmaschinen u. dgl.), vielleicht auch noch einer Stiergenossenschaft, und einer Genossenschaft für Ankauf von Vieh und Verkauf von Vieh und landwirthschaftlichen Producten ist. Wegen dieser Bedürfnisse Mitglied von 4, 5, 6 Genossenschaften mit unbeschränkter Solidarhaft zu werden und daneben noch in seinem Grundeigentum durch Realgenossenschaften (Wasser-Drainage-, Wald- und Fischereigenossenschaften) in Anspruch genommen zu werden, ist verkehrt. Vielen der erwähnten landwirthschaftlichen Genossenschaften wird die Zulassung der beschränkten Solidarhaft die Möglichkeit gewähren, allgemein auch solche Großgrundbesitzer zu Mitgliedern zu gewinnen, die keine Zeit oder Neigung oder auch das Zeug nicht besitzen, sich durch eigene

Betheiligung an der Leitung gegen die Gefahr der unbeschränkten Solidarhaft zu schützen. Ueberall, wo die Mitbetheiligung der Wohlhabenden wichtig ist, soll man sie nicht durch die unbeschränkte Solidarhaft zurückschrecken. L. Parisius."

So weit Parisius. In seinen mit den unserigen übereinstimmenden Ausführungen ist ein sofort beschreitbarer Weg angedeutet, um der schwer bedrängten Landwirthschaft Erleichterungen und neue Kräfte zu verleihen. Es läßt sich durch Ansetzung der genossenschaftlichen Hebelwerke sogleich vielen Tausenden geschwächter Existenzen eine wirthschaftliche Stütze gewähren, ja ihr drohender Untergang verhüten, bis radicalere Rettungen kommen. In wie hohem Maße solches der Fall sein kann, ist in jeder Nummer des „Landwirthschaftlichen Genossenschaftsblattes" (Raiffeisen) nachzulesen, und beruhen die Hoffnungen, welche Parisius und wir an die größere Verallgemeinerung landwirthschaftlicher Genossenschaften knüpfen, also durchaus auf den practischen Erfahrungen des täglichen Lebens.

Ist es der Staatsregierung also wirklich ernst mit der in der „Nordd. Allg. Ztg." bekannten Sorge um Verbesserung des Looses der Landwirthschaft, so kann sie dafür durch endliche Vorlegung des von ihr seit sechs Jahren in Aussicht gestellten neuen Genossenschaftsgesetzes einen thatsächlichen Beweis liefern. Wie aus der Oechelhäuser'schen Broschüre erhellt, scheint die Staatsregierung zur Einbringung eines solchen Gesetzentwurfes bereit zu sein. Dieses Vorgehen würde auch einen ansehnlichen Beitrag zur Wirthschafts- und Sozialreform liefern und den Erwartungen entsprechen, welche H. von Scheel kürzlich an die „Maßnahmen zur Erleichterung der Capitalbildung, zum Zweck des Aufsteigens sogenannter kleiner Leute zu wirthschaftlicher Selbstständigkeit" knüpfte. Daß derartige Maßnahmen unentbehrlich sind, um die Widerstands- und Regenerationsfähigkeit der Mittelstände vor gänzlicher Erlahmung zu schützen, haben wir in dem Artikel: „Die Erhaltung der Mittelstände" (Deutsches Adelsblatt vom 14. November 1886) bei Gelegenheit unserer Berichterstattung über das Hitze'sche Buch „Capital und Arbeit" eingehend nachgewiesen. Ja, wir gehen mit unseren Hoffnungen auf ein verallgemeinertes und höher entwickeltes Genossenschaftswesen noch weiter und dehnen dieselben sogar auf die Eindämmung der besorgnißerregenden Entwickelung unseres Börsenwesens aus, wie sie „Der Reichsbote" in seinem Artikel über Börse und Capital im Jahre 1886 schildert. Es heißt dort unter Anderem:

„Selbst die „Nat.-Ztg." sagt von der Lage des Bankgeschäftes um die Mitte des Jahres, die großen Banken concentrirten in ihrem Schooße das gesammte Finanzgeschäft, ihre Clientel wuchs zusehends, und sie waren genöthigt, bedeutende finanzielle Transactionen zu machen, um ihre Clientel in guter Laune zu erhalten. Die Privatbankgeschäfte und alle solche Institute, die den Emissionen fern standen, litten erheblich."

Wie haben nun die großen deutschen Banken diese allseitig anerkannte Steigerung ihrer Macht benutzt? Haben sie dem deutschen Capital sichere, vortheilhafte Anlagen im Inlande geschaffen? Haben sie dasselbe vor der Aufnahme zweifelhafter theurer Werthe gewarnt und geschützt? Nein. Gerade das Gegentheil haben sie gethan! Sie haben die Zinsen von über zwei Milliarden Mark Papieren, die sich jahrelang im ruhigen Besitz deutscher solider Capitalisten befunden hatten, um $1/2$ bis 1 Pro-

cent herabgesetzt. Denjenigen, welche sich mit dem ermäßigten Zinserträgnisse dieser Papiere nicht begnügen konnten oder wollten, boten sie über 500 Millionen Mark ausländische Anleihen, darunter solche von Städten wie Moskau, Buenos-Aires, Lissabon u. a., an denen schon heute Geld verloren wird. Den älteren Schuldnern Deutschlands, selbst Rußland, Ungarn und Schweden verhalfen sie zu Zinsermäßigungen und verschafften ihnen, trotzdem ihre Qualität mit der Zunahme ihrer Verschuldung stetig sich verschlechtert und ihr Geldbedarf noch immer steigt, billiges Geld, Alles auf Kosten der deutschen Capitalisten. Dagegen führte die Berliner Börse dem deutschen Capitalbedarf im Vorjahre überhaupt nur die verschwindend kleine Summe von 73110000 Mark zu! Und auch dabei handelte es sich fast nur um die Belastung älterer Gesellschaften mit Anleihen oder um die Ueberführung längst bestehender Unternehmungen in die Form der Actiengesellschaften. Ueberall drehte sich das Geschäft nur um Zinsgewinnung, Provisionen und Agio, das dem Publikum dann auch reichlich abgenommen ward. Die Anlage neuer Unternehmungen seitens der Börse ist so gut wie gar nicht zu erwähnen; den Bau von Secundärbahnen und Canälen, nach denen die Industrie so viel verlangt, überläßt man dem Staate, andere Anlagen der Privatunternehmung dem Kleincapital!

Um seine reinen Geldgeschäfte durchzuführen, war das Großcapital fortgesetzt bemüht, gute Stimmung zu machen; die Flüssigkeit des Geldstandes ward unterstützt und jede Geldknappheit als rasch vorübergehend dargestellt. Politische Beunruhigungen wurden immer bei Seite geschoben, und gerade die Anleihen der Staaten, welche am meisten unter weiter gehenden politischen Verwickelungen leiden würden, getrieben und in den Besitz deutscher Capitalisten übergeführt, so daß ein Krieg zwischen europäischen Großmächten dem deutschen Capital leicht sofort eine Milliarde Mark Verluste bringen kann!"

Aus dieser nur zu wahren Schilderung geht hervor, daß der Capitalüberfluß Deutschlands von den Börsen-Magnaten nicht der Befruchtung der deutschen Volkswirthschaft, sondern ganz fremden und eminent gemeinschädlichen Zwecken zugeführt wurde. Daß die Börse dazu die Macht gewann, ist zu einem großen Theile dem Umstand zuzuschreiben, daß das Genossenschaftswesen nicht längst in einem Maße verallgemeinert wurde, wie solches Parisius und uns vorschwebt. Eine größere genossenschaftliche Organisation würde zur Eindämmung des Börsenwesens nicht nur ein Gegengewicht, sondern auch eine jetzt fehlende Gelegenheit zu soliden und zinsbringenden Geldanlagen geliefert haben. Leider sind unsere langjährigen Mahnungen in dieser Hinsicht stets tauben Ohren begegnet. Die Parteistreitigkeiten einerseits und das Uebermaß dringlicher Regierungsgeschäfte andererseits ließen es nicht zur Verwirklichung derselben kommen. Vielleicht führt der gesteigerte Ernst unserer inneren und äußeren Lage im Jahre 1887 eine Wendung herbei. Gute Vorsätze tauchen in den Zeitungen aller Parteien massenhaft auf; aber was helfen die schönsten Worte, wenn ihnen die Thaten fehlen?

„Gegenseitiges Zanken und Herunterreißen, Schimpfen und Lästern der Parteien — sagt z. B. „Der Reichsbote" in seiner Neujahrsbetrachtung — verschlimmert das Uebel mehr, als daß es etwas bessert, stärkt nicht, sondern verbittert, verstockt, zerreißt und schwächt, macht blind

gegen Wahrheit und Gerechtigkeit, selbstsüchtig, selbstgerecht, sieht die Splitter im Auge der Anderen, erkennt aber die Balken im eigenen Auge nicht! Positive Arbeit auf allen Gebieten des Volkslebens muß die Lösung aller wahren Patrioten sein und es wäre, Angesichts der immer weiter gehenden Verbitterung der Parteikämpfe hoch an der Zeit, daß alle Wohlgesinnten diese große Aufgabe fester in's Auge faßten."

Freilich wäre das hoch an der Zeit. Schon lange war dieses der Fall, namentlich wäre es im Jahre 1868 endlich Zeit gewesen, als der edle V. A. Huber, nachdem er länger als zwanzig Jahre lang in seinen Kreisen den genossenschaftlichen Prediger in der Wüste gespielt, in der „Augsburger Allgem. Ztg." die Pariser Commune vorhersagte und dabei nochmals die höheren Stände zu rettenden Thaten aufforderte Gerade wie jetzt „Der Reichsbote" sagte damals Huber, daß es hoch an der Zeit sei, außerordentliche Mittel in Bewegung zu setzen, damit die großen Massen der Nichtbesitzenden früher und entschiedener auf den rettenden Weg der genossenschaftlichen Selbsthülfe gelangen.

Hoffen wir, daß das Jahr 1887 endlich diese genossenschaftliche Aufraffung der wohlhabenderen Classen herbeiführt und dadurch neue Hebelwerke zur Bekämpfung des wirthschaftlichen Nothstandes bereit stellt, was gleichbedeutend ist mit der Kräftigung derjenigen volkswirthschaftlichen Wehrkraft, durch welche unsere militärische Wehrkraft erst ihre eigentliche Grundlage erhält.

Neue Ansprüche an die Reichsbank.

(Geschrieben im Januar 1886.)

Die von den Reichstagsabgeordneten Gamp und Bormann eingereichte Resolution in Betreff einer Geschäftskreiserweiterung der Reichsbank zu Gunsten der von den Wohlthaten derselben bisher ausgeschlossenen Handwerker und Landwirthe könnte sowohl mit Rücksicht auf die soziale Frage überhaupt, wie auch angesichts der herrschenden Geschäftsnoth für jeden Kenner der Verhältnisse die Bedeutung eines volkswirthschaftlichen Ereignisses haben. Denn kommende Zeiten werden es wahrscheinlich nicht begreifen, daß man in unseren Tagen „practische Sozialreform" treiben wollte, ohne als Ausgangspunkt und nothwendiges Hülfsmittel dafür auf eine sozialreformatorisch organisirte Reichsbank Bedacht zu nehmen.

Der vor einigen Jahren verstorbene Adolf Samter, Banquier in Königsberg und Ausschußmitglied der deutschen Reichsbank, hielt es für selbstverständlich, sich als sozialreformatorischer Schriftsteller, namentlich aber als Mann der Praxis, sofort auf diesen Standpunkt zu stellen; er entwickelte denselben schon 1869 in seiner Schrift: „Die Reform des Geldwesens". Dieses bedeutende Buch schließt mit den Worten: „Man beginne mit der Reform des Geldwesens, und der Volkswirthschaft wird sich eine neue Aera eröffnen."

Samter forderte ein neues Geldsystem mit der Aufgabe, die von privilegirter Stelle und zu Gunsten bevorzugter Classen geschaffene Banknote durch ein Tauschmittel zu ersetzen, das, aus der Mitte des wirth-

schaftlichen Lebens hervorgegangen, der gesammten Volkswirthschaft diene. Später arbeitete er dann seine „Denkschrift über die Nothwendigkeit, den Geschäftskreis der Reichsbank zu erweitern" aus.

Inzwischen brachte es eine traurige Nothwendigkeit mit sich, die Wirthschafts- und Sozialreform nicht mit der Bankreform, sondern mit der Zollreform und Arbeiterversicherung zu beginnen. Das Resultat hat Samter in allen Punkten Recht gegeben. Das wirthschaftliche Elend ist wesentlich dasselbe geblieben: die Sozialdemokratie erstarkt, der Industrie fehlt der kaufkräftige Markt, das Handwerk wälzt ohne das Samter'sche Hülfsmittel den Stein des Sisiphus; nicht minder auch die Landwirthschaft.

Offenkundige Thatsachen bezeugen diesen Zusammenhang so eindringlich, daß immer mehr Stimmen laut werden, um den Samter'schen Grundgedanken, wenn auch in anderer Einkleidung, zu empfehlen.

Die freiconservative Partei brachte schon im vorigen Jahre im Reichstage folgenden Antrag ein: „Den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, in Erwägung zu ziehen, durch welche Maßnahmen die Reichsbank für die Befriedigung des Creditbedürfnisses des Handwerkerstandes und der kleineren Grundbesitzer in erhöhtem Maße nutzbar gemacht werden könnte, und das zu diesem Zwecke Erforderliche zu veranlassen". Neuerdings hat sie diesen Antrag mit ausführlicher Begründung wiederholt.

Der Volkswirth und Sozialpolitiker Dr. Franz Stöpel hat in den Büchern:

„Die freie Gesellschaft" (1881),
„Soziale Reform" (Lieferungswerk; 1885),
„Soziale Zeitfragen" (Heft 4. Das Geld in der gegenwärtigen Volkswirthschaft". 1885),

ausführlich dargelegt, wie durch Ausnutzung des Reichscredits die Sozialreform zu großen Resultaten gelangen kann. Denselben Gedanken empfiehlt der königliche Distriktscommissarius H. Volkmann zu Gunsten der Guts- und Hausbesitzer in seiner Broschure: „Der zinsfreie und der zinspflichtige Realcredit für Land und Stadt oder sichere Hülfe der Landwirthschaft und dem Hausbesitz", wie auch Professor Emil Witte in seiner Schrift: „Das Recht auf Arbeit und seine Verwirklichung" (1885).

Was die Reichsregierung betrifft, so hatte sie seither keine Gelegenheit, sich über ihre Stellung zu einer Erweiterung des Banknotenprivilegiums zu Zwecken der Sozialreform auszusprechen. Eine grundsätzliche Gegnerschaft wohnt der Reichsregierung aber offenbar nicht bei, wie aus der erleuchteten Schrift des Herrn vortragenden Raths im Reichsschatzamt Schraut über „Die Organisation des Credites" zweifellos hervorgeht. Er empfiehlt die Entwickelung des Personal-, Genossenschafts- und Faustpfandcredites für soziale Zwecke ausdrücklich.

Was nun die parlamentarischen Parteien betrifft, so haben sie zu diesen Fragen eigentliche Stellung bis jetzt nicht genommen. Glücklicherweise sind die letzteren noch keine politischen Parteifragen geworden; auch hat keine politische Partei irgend welche Veranlassung, der weiteren Ausnutzung des Banknotenwesens für Lösung der sozialen Frage feindlich entgegenzutreten. Fürsprecher dieser Reformmaßregel befinden sich in allen Parteien.

Zunächst ist hier Rodbertus zu nennen, welcher sowohl der conservativen wie demokratischen Partei als Autorität gilt; namentlich wird

er immer mehr als geistiger Vater und Evangelist einer conservativen Sozialreform anerkannt. Unter den großen volkswirthschaftlichen Denkern ist Rodbertus derjenige, welcher am meisten dazu beitragen kann, das übertriebene Grauen vor „Creditgeld“ und „zu viel Geld“ zu vertreiben.

Zwei liberale Volkswirthe, Adolph Samter und Dr. F. Stöpel, haben in ihren Schriften Formen gefunden, welche die von Rodbertus verlangten Voraussetzungen verwirklichen können.

Was die katholische Reichstagspartei (das Centrum) betrifft, so ist auch von ihr ein feindseliges Verhalten nicht zu befürchten. Eine hervorragende nationalöconomische und sozialpolitische Autorität dieser Partei, Dr. Georg Ratzinger, hat sich in seinem höchst lesenswerthen Buche „Die Volkswirthschaft in ihren sittlichen Grundlagen“ (1881) für die Wilkonski'schen Bodenscheine ausgesprochen, und zwar aus einem sozialreformatorischen Ideenkreise heraus, welcher der ganzen christlich-sozialen Richtung des Centrums genau entspricht. Auch Reichsfreiherr von Fechenbach, welcher der Centrumspartei neuerdings beitrat, ist ein warmer Anhänger der Geld- und Bankreform, und wird dahin zielende Vorschläge ganz gewiß unterstützen, sodaß auch von katholischer Seite kein Parteihinderniß erwachsen dürfte.

Insgesammt sind die Verhältnisse und Stimmungen einer weiteren Entwicklung der Reichsbank zu sozialreformatorischen Zwecken also günstig. Die Schwierigkeit wird nur in der Auffindung neuer Grundlagen, d. h. neuer Sicherheiten für die kleinen Wechsel und Credite, und nicht etwa im Uebelwollen der Regierung, der Reichsbank und des Reichstages bestehen.

In Oesterreich scheinen es die Creditgenossenschaften zu sein, welche im Interesse des kleinen Mannes neue Ansprüche an die Staatsbank stellen. Aber auch die Genossenschaften werden für neue Creditvertheilungen durch die Staatsbank keine wesentlichen Dienste leisten können, wenn sie nicht vorher selbst für neue Grundlagen des Bankcredits Sorge tragen, namentlich durch Einführung und Erweiterung der ihnen von dem Herrn Geheimrath Schraut empfohlenen Credit- und Verlustversicherung.

* * *

Ende 1887 brachten wir in Erfahrung, daß in liberalen Kreisen der Reichshauptstadt die Errichtung einer Creditversicherungsgesellschaft vorbereitet werde. Hoffentlich kommt dieselbe zu Stande, denn ohne Creditversicherung läßt sich auf dem Gebiete des Geld- und Bankwesens keine Wirthschafts- und Sozialreform betreiben.

Die Sozialreform und der Weltfriede.

Bei Gelegenheit einer Sozialistenverhandlung im deutschen Reichstage nahm Fürst Bismarck Veranlassung, auf die große Rolle aufmerksam zu machen, welche die rothe Fahne möglicherweise in den internationalen Verwicklungen der Völker spielen könne. Es traten gerade in Frankreich Anzeichen hervor, welche die Gedanken unserer Staatsmänner mit Nothwendigkeit auf ein zukünftiges Bündniß der „französischen Revanche“ mit der Sozialrevolution bringen mußten.

Im vorigen Jahre traten in Galizien nicht minder besorgnißerregende Anzeichen einer Verwendung der rothen Fahne für Zwecke der großen Weltpolitik zu Tage. Während man den Arbeiter- und Bauernaufstand dieses unglücklichen Landes in den ersten Tagen lediglich durch einen hochgradigen geistigen und wirthschaftlichen Nothstand erklärte, entdeckte man bei näherer Betrachtung die Spuren russischer Agenten. Der „Pester Lloyd" berief sich darauf, daß sein Lemberger Correspondent seit Jahr und Tag auf die eigentliche Natur der in Galizien heimischen Umtriebe verwiesen habe.

Wenn der „Pester Lloyd" die Wiener officielle Presse verspottet, weil sie an die „Friedensliebe Rußlands" glaubte, so ist das erklärlich. Es darf nicht übersehen werden, daß officiöse Blätter über auswärtige Dinge meist die Wahrheit verbergen müssen. Je aufrichtiger die Staatsmänner den Weltfrieden zu erhalten suchen, desto weniger dürfen sie ihre Presse zum Sprachrohr des Mißtrauens machen. Selbstverständlich verzichten sie selbst dadurch für ihre sonstigen Handlungen keineswegs auf die Warnungen und den Nutzen eines gesunden Mißtrauens. Es ist ein offenes Geheimniß, daß die Nationen nicht nur ihre Festungen, sondern auch ihre sonstigen Zustände beobachten lassen. Die schwachen Seiten des einen Staates spielen in den Berechnungen der anderen Staaten eine ebenso wichtige Rolle wie die starken Seiten. Natürlich gehört zu diesen schwachen Punkten auch die Unzufriedenheit der Bevölkerung mit den eigenen Zuständen. Die republikanischen Armeen rechneten vor hundert Jahren mit dieser Unzufriedenheit sehr stark; ebenso der erste Napoleon. Die mit den Zauberworten: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" geschmückte Fahne Frankreichs spielte damals eine außerordentlich große Rolle, und es bedarf keines besonderen Seherblicks, um der „rothen Fahne" des Communismus in den künftigen Entwicklungen der Völker eine noch größere Rolle zuzuschreiben.

Bei dieser Sachlage gewinnt die Sozialreform auch unter den großen diplomatischen Gesichtspunkten des Weltfriedens eine neue, unermeßliche Bedeutung. Für weitblickende Staatsmänner hatte sie neben ihrer volkswirthschaftlichen und fiscalischen bereits längst insofern militärische Bedeutung als die mit dem wirthschaftlichen Elend verbundene körperliche Volksentartung das Soldatenmaterial mit wachsender Verschlechterung bedroht. Zu dieser militärischen Wichtigkeit der Wirthschafts- und Sozialreform tritt mehr und mehr auch die diplomatische. Die wirthschaftliche und soziale Zufriedenheit des eigenen Volkes wird für die diplomatische Wahrung und Erzwingung des Weltfriedens schließlich mit einem ähnlichen Gewicht in die Wagschale fallen, wie seither die Beschaffenheit und Stärke der Militärverfassung, und dieses um so zweifelloser, als die Unterschiede der militärischen Stärke unter den großen Militärstaaten mit leidenschaftlicher Hast ausgeglichen zu werden pflegen, wodurch dann von selbst die übrigbleibenden Unterschiede der sonstigen Stärke an Bedeutung gewinnen.

Das furchtbare soziale Elend in Galizien konnte der russischen Beobachtung nicht entgehen. Und da die Möglichkeit eines kriegerischen Zusammenstoßes zwischen Oesterreich und Rußland seit langer Zeit die Staatsmänner beider Länder beschäftigt, so ist es selbstverständlich, daß die Kriegspartei Rußlands jenes innere Elend Oesterreichs wie eine morsche Festungsmauer auszunützen gedenkt.

Was hat nun Oesterreich gegen diese Gefahr zu thun? Sehr einfach: es hat die morsche Mauer durch ein festeres Mauerwerk zu ersetzen; es hat das wirthschaftliche und soziale Elend auszurotten und der russischen Propaganda dadurch den empfänglichen Boden zu entziehen.

Daß solches ohne Verzug geschieht, gehört zu Oesterreichs internationaler Waffenrüstung und Bündnißfähigkeit.

Für die Freunde einer friedlichen Wirthschafts- und Sozialreform ist die Entwicklung der europäischen Dinge eine neue Bürgschaft für eine kräftigere Inangriffnahme des Reformwerks. Denn der Weltfriede ist eine den Staatsmännern und Volksvertretungen so theuere Sache, daß jeder neue Zusammenhang desselben mit der wirthschaftlichen Volkszufriedenheit eine Brücke über die große und tiefe Kluft bilden wird, welche die Staatskunst der meisten Minister und Parlamentarier seither noch von der Sozialreform trennte.

Zur gefälligen Nachricht.

Das Material für den Abschnitt VI: „Nothwendigkeit und Möglichkeit der Sozialreform“ hat sich derartig gehäuft, daß wir uns entschließen mußten, bei Herausgabe des gegenwärtigen Buches den größten Theil zurückzustellen, um diesen später als besonderes Buch zu veröffentlichen.

Was hat nun Oesterreich gegen diese Gefahr zu tun? Denn ein solches hat die arabische Wüste durch ein jetziges Absatzgebiet zu werden; es hat das Wirtschaftsleben und soziale Wesen umzugestalten und der [illegible] lichen Propaganda dadurch den empfänglichen Boden zu entziehen.

Deutschlands oder Europa [illegible] gehört zu Oesterreichs internationaler Wirtschaftsführung und Daseinsfähigkeit.

Für die Freunde einer friedlichen Entwicklung und Sozialreform ist die Entwicklung der europäischen Dinge eine neue Bürgschaft für eine kräftigere Inangriffnahme des Reformwerks. Denn der Weltfriede ist eine der Grundbedingungen und Vorbedingungen in diesem Sinne, daß aber neue Zusammenhang desselben mit der wirtschaftlichen Kultur eine Brücke über die große und tiefe Kluft bilden wird, welche die Gesellschaft der meisten Völker und Nationalitäten jetzt noch von der Sozialreform trennt.

Zur gefälligen Nachricht.

Das Material für den Abschnitt VI: „Wortstreitigkeit und Wichtigkeit der Sozialreform“ hat sich derartig gehäuft, daß wir uns entschließen mußten, bei Herausgabe des gegenwärtigen Buches den größten Teil zurückzustellen, um diesen später als besonderes Buch zu veröffentlichen.

VII.

Nationale Ideale

als

sichtbare und wirksame Standarten.

„Sage einem Menschen, daß er tapfer ist, und du hilfst ihm, es zu werden."
Carlyle.

„An dem guten deutschen Wesen
Soll einmal die Welt genesen."

Inhalt:

Zum Wesen des neuen deutschen Nationalstaates.

Von Dr. E. Schlaeger.

„Volles Leben ist jetzt nur in großen Staaten möglich, die das Gleichartige zusammenfassen." Niebuhr.

Der Begriff der Nation als des bei aller Verschiedenheit der Einzelstämme sich dem Wesen nach als zusammengehörig und eins fühlenden Volksthums ist ein verhältnißmäßig neuer und deshalb noch nicht zu voller Klarheit und Bestimmtheit durchgedrungener. Er ist erst in der neueren Geschichte entstanden, und erst die wirkliche Entwickelung seines Inhalts konnte den Begriff selbst erweitern und füllen.

Im Allgemeinen wird der Nationalstaat und das seiner gemeinsamen Abstammung bewußte Volksthum sich gegenseitig deckende Vorstellungen sein. Dennoch kann und wird bei weltgeschichtlichen Führervölkern gerade der über das nationale Gebiet hinausgreifenden und hinausgehenden Aufgaben und Ideale halber das Nationalbewußtsein als einheitliches Abstammungsgefühl nur in gewissen allgemeinen Grundzügen zur Entfaltung kommen, eine gleichsam nur schwache äußere Ausprägung erhalten. Die Geschichte des heiligen römischen Reiches deutscher Nation liefert das bemerkenswerthe, ja erstaunliche Beispiel eines über Weltaufgaben wie die Reformation sich selbst und seine nationalen Ausbildung vergessenden und immer mehr aus den Augen verlierenden mächtigen Volksthums.

Aber gerade durch diese scheinbare Abschweifung von der Bahn seiner nationalen Ausgestaltung sichert es sich einen Schatz an Gemüth und Geist, der ihm die schließliche Erringung eines wirklichen Nationalstaates bei der reichsten Verschiedenheit desselben im Einzelnen zugleich vorbereitete und ermöglichte.

Denn gerade auf den Gegensätzen innerhalb des gemeinsamen nationalen Rahmens, innerhalb der großen nationalen Hauptziele und Haupteigenschaften beruht das wahre Leben des Großstaates, die Erreichung immer höherer staatsinhaltlicher Standpunkte, immer neuer und höherer Grundziele. Die Allgemeinheit des Nationalstaates soll sich zu seinen Einzelbestandtheilen etwa ähnlich verhalten, wie die gemeinsame Schrift- und Umgangssprache der Gebildeten zu den Einzeldialekten oder Mundarten der einzelnen Volksstämme. Wie jene aus diesen stets neue Kraft schöpft, wie die Krone des Baumes aus der Wurzel, wie sie stets neue Formen und Inhalt aus ihr zu sich heraufzieht, so sind die „berechtigten Eigenthümlichkeiten" der Einzelstaaten Deutschlands wie der Provinzen Preußens der stetig an die Oberfläche zu fördernde Nährstoff für die Verwaltungs- und Vertretungsorgane der Gesammtheit, des unter vereinter Leitung sich einheitlich vorwärts bewegenden nationalen Großstaates. Oder um ein anderes Bild zu gebrauchen: die Einzelbestandtheile des Nationalstaates sollen sich unter einander und zu einander verhalten wie Mann und Frau in der Muster-

ehe. Sie sollen einander zugleich geben und von einander nehmen. Sie sollen die Bestrebungen und Eigenschaften an einander verstehen und würdigen, ja ihre beziehungsweise Nothwendigkeit erkennen, wenn sie dieselben auch nicht in ihrem ganzen Umfange mit einander theilen. Dazu ist eben der gemeinsame Abstammungsboden das unbedingte Erforderniß. Die Geschichte des Verhältnisses von Preußen und Deutschland liefert die eindringlichste und großartigste Erläuterung der trotz aller Kämpfe und Mißverständnisse zum Durchbruch gelangenden Erkenntniß des nationalstaatlichen Bildungsprozesses, der auch jetzt noch nicht abgeschlossen ist. Preußen ging durch Jahrhunderte (seit 1640 im großen Stil) seinen harten und dornenvollen Weg zur Bildung eines neuen deutschnationalen Ansatzkernes, während die Vielgestaltigkeit der Territorialstaaten „draußen im Reich" sich so weit an das Fremde verzettelte und verlor, daß selbst ein Lessing 1759 noch an Gleim schreiben konnte: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheint mir auf's Höchste eine heroische Schwachheit, die ich gern entbehre." Erst durch Friedrichs des Großen, erst durch des siebenjährigen Krieges hämmernde und zusammenschweißende Kraft kam das preußische Volksbewußtsein zu fester Fassung und rief das schlummernde deutsche in allen Gauen des morsch gewordenen deutschen Reiches zu neuen Ahnungen, Wünschen und Hoffnungen wieder wach und empor. Aber die Erfüllung derselben brachten erst die Jahre 1866 und 1870—71.

Zugleich aber ist eine neue Bestimmtheit hinzugetreten, ein neues Element erstanden, welches Inhalt und Form des neuen Nationalgefühls in erstaunlicher Weise erweitert und bereichert hat. Durch die allgemeine Wehrpflicht in Preußen seit 1813, durch das allgemeine Stimmrecht im neuen Deutschland seit 1866 und 1870 ist eine neue Macht auf die Geschichtsbühne getreten, die ganzen großen Massen des Volkes selbst. Eine ähnliche Erscheinung auf dem religiösen Gebiete vollzog sich im Anfange des Jahrhunderts.

Als im Jahre 1801 das Oberhaupt der katholischen Christenheit, Papst Pius VII., von den Gensdarmen Napoleon's als Gefangener nach Avignon abgeführt wurde, ergriff das unerhörte Schauspiel in solchem Grade die bis dahin dumpf und stumpf wie bloße Zuschauer den großen Welthändeln gegenüberstehende katholische Volksmasse in Frankreich und Italien, daß der alte, müde Glauben neue Blüthen trieb und in weiterer Entwicklung zur Erneuerung des religiösen Gefühls führte. In Pius VII. fühlten sich die jetzt wunderbar erregten Massen selbst bedroht und gefangen, in ihrem innersten Seelenheil gefährdet. Und deshalb erhoben sie sich für ihn, und Napoleon gab ihm durch das Concordat die Freiheit zurück, während zugleich jene neuen gläubig erschütterten Massen dem Machtkreise des Papstes neue und dauerndere Stützen gaben, als es je vorher der Fall gewesen war. Aus dem Gefühl des tiefsten Mitleids entstand eine weltgeschichtliche Action, deren Wirkungen noch heute in der trotz dem Verlust des Kirchenstaates und Roms selbst gewaltigen Stellung und dem sittlich-politischen Einfluß des Papstthums deutlich vor Augen liegen.

Eine ähnliche gewaltige, neue und umgestaltende Wirkung haben allgemeine Wehrpflicht und allgemeines Wahlrecht auf die Ausbildung

und Vertiefung des Nationalbewußtseins, des gemeinsamen Volksthumsgefühls in Preußen und Neudeutschland in verhältnißmäßig kurzer Zeit ausgeübt und fahren noch immer fort sie auszuüben. Die Begeisterung der Freiheitskriege ist für Preußen der Ausgangspunkt einer Wiedergeburt, einer Erneuerung gewesen, welche es zur Uebernahme seiner Bannervorträgerschaft im Kampfe für die spätere deutsche Einheit stärkte und vorbereitete. Der Einfluß des allgemeinen Wahlrechts zur Stärkung des nationalen Gemeinsinns ist noch zu sehr in den ersten Anfängen begriffen, um seine ungemeine Bedeutung und schöpferische Kraft der damit zusammenhängenden sozialpolitischen Erneuerung schon jetzt klar zu machen und vollständig würdigen zu können. Es genügen deshalb einige grundlegende Gesichtspunkte. Der zu immer größerer Lebhaftigkeit bestimmte Verkehr zwischen Wählern und Wahlcandidaten, zwischen Vertretern und Vertretenen treibt fortwährend die nationalen Säfte aus der Wurzel in die Krone des Volksstammes und schafft durch den beständigen Austausch zwischen Unten und Oben jene unablässige Neubelebung des Gefühls der Zusammengehörigkeit nach Abstammung, Sitten und Denken, ohne welche das Leben im staatlichen Körper erstarrt und verkümmert. Die Gebildeten werden dadurch mit jenen Nährschichten des ursprünglich und urwüchsig gebliebenen Volkes in Verbindung gehalten, welche zugleich der wahre Nährboden des Volksgeistes oder der Volksseele selbst sind. Und das Ergebniß ist eine hohe und gleichmäßige Temperatur der Betheiligung und der Antheilnahme an den gemeinsamen Angelegenheiten in Staat und Gesellschaft von Seiten aller Classen der Bürger. Die Griechen in ihrer Blüthezeit haben es bewiesen, und zwar trotz ihrer mangelhaften nationalen Verbandsformen, welche Leistungen sie als kleine Stadtstaaten im Kriege wie im Frieden unter dem Hochdruck nationaler Begeisterung zu Stande brachten, wessen ein hochgebildetes Volk fähig ist, das in der Behauptung seiner Eigenart und damit zugleich in der Ausstrahlung und Ausarbeitung derselben auf allen Gebieten die heiligste Pflicht und die schönste und erhabenste Arbeit Aller erkennt und würdigt.

Heutzutage erscheinen die Aufgaben des Staates gesteigert und erweitert mit den im nationalen Großstaate gegebenen größeren Mitteln zu ihrer Verwirklichung. Nur durch ihre großartige Lösung ist jene centrifugale, vom Staat sich abzulösen drohende und bemühende Richtung zu bekämpfen und zu überwinden, als deren theoretische Form das im vorigen Jahrhundert geträumte Weltbürgerthum, als deren practische Befürworter und Verwirklicher die heutige Sozialdemokratie als internationaler Verband und internationaler gegen den Nationalstaat überall sich richtender Körper sich drohend und unablässig darstellen und arbeiten.

Der Sozialismus, der alte Vorläufer der neuen Sozialdemokratie, ist entweder die gewaltsam heraufgeführte Unterbrechung jenes wunderbaren Prozesses gemeinsamer Volksblüthe oder er ist der düstere Epilog nach dem bereits eingetretenen Verfall derselben, der thatsächliche Beweis der begonnenen staatlich-gesellschaftlichen Auflösung eines altgewordenen Staatskörpers. Vorderhand hat in Deutschland dieser Unterbrechungsversuch noch eine theilweise künstliche Beschaffenheit, d. h. der allerdings zunehmende Gegensatz zwischen Arbeitern und Arbeitgebern ist unnöthigerweise im Interesse von Elementen verschärft und verbittert worden, welche es auf die Zerstörung des nationalen Wesens

und Staates abgesehen haben, welche jedenfalls die weitere Erstarkung desselben um jeden Preis zu verhindern suchen müssen, weil ihnen sonst die Ausnutzung der ihnen fremd erscheinenden und als Fremde behandelten Volksmassen erschwert und zuletzt unmöglich gemacht wird. Die Gegner des Nationalitätsprinzips sind daher die Internationalen, d. h. die Führer der Sozialdemokratie, hinter denen noch andere Gegner, namentlich des deutschen Volkes stehen, in welchem sie die zukünftigen Organisatoren der ehrlichen Arbeit gegen den arbeitslosen Erwerb allerorten sehen und zu fürchten allen Grund haben.

Nur durch die Inangriffnahme der großen sozialreformatorischen Arbeiten der Gesetzgebung vom nationalen Boden und nationalen Gesichtspunkten aus ist den internationalen Gefahren wirksam zu begegnen, die sich innerhalb und außerhalb unserer Grenzen aufthürmen. Das Vaterland muß in immer höherem Maße den Volksmassen ein Vater und Führer sein und werden, wenn es in ihnen jene Begeisterung, jene Ausdauer und jene Geduld erwerben und erhalten will, welche die Bürgschaft des Sieges gegen äußere Feinde, wie des Erfolges der Arbeiten zur Gründung und Sicherung der Wohlfahrt Aller im eigenen Lande stets gewesen sind und auch in Zukunft stets sein werden.

Der deutsche Name im Auslande.

Von Dr. August von Eye.

(Aus der „Deutschen Post“, Jahrgang 1888, Heft I.)

Nicht selten wird die Klage bei uns laut, daß, nachdem wir Deutschen im europäischen nicht nur, sondern gegenwärtig auch im Völkerconcert der Welt eine so ehrenvolle Stelle errungen, bei unseren Nachbarn und in entfernteren Ländern uns dafür nicht die gebührende Anerkennung geworden. Statt unseren Namen geachtet zu sehen, stoßen wir auf Neid und Haß; statt durch die maßvolle Haltung, die unsere großen Staatsmänner auch auf der Höhe ihrer neugewonnenen Machtstellung bewahrt haben, Vertrauen zu erwecken, werden wir verdächtigt, gescholten, auf's Grimmigste angefeindet. — Sehen wir, ob in diesen Thatsachen, die ja allerdings nicht wegzuleugnen sind, etwas ganz Unerwartetes uns aufgestoßen.

Die Anerkennung fremden Verdienstes setzt einen Grad geistiger Bildung voraus, den nur schwer der Einzelne, selten eine Gesammtheit, wohl niemals ein Volk erlangt, wenigstens dann nicht, wenn es, wie in der heutigen Tagespresse, allstimmig zur Rede gelangt. Wie bei dem natürlichen Menschen ist auch bei den Völkern das eigene wie jedes fremde Dasein nur eine Machtfrage. Es wird da Macht gegen Macht gesetzt; fühlt sich die eine schwächer als die andere, hält sie sich wohl gar in ihren Ansprüchen verkürzt, so treten jene liebenswürdigen Erscheinungen zu Tage und werden den unbefangen Urtheilenden kaum in Verwunderung setzen.

Das Rachegeschrei unserer westlichen Nachbarn, die Hetzereien unserer Nachbarn im Osten, der verbissene Groll und die kaum verhehlte Schaden=

freude anderer Anwohner unseres Gebietes sind genug besprochen; wir brauchen darüber hier nichts mehr anzufügen. Aufmerksam möchten wir aber machen auf entgegengesetzte Kundgebungen, von denen wir auf unseren Reisen Zeuge wurden, und welche, so viel wir wissen, in unserer Oeffentlichkeit noch keinen Widerhall gefunden. In größerer Ferne, wo der eigene Vortheil nicht mit in's Spiel gekommen, ist man den Thatsachen unbefangener nahe getreten und hat sie gerechter beurtheilt. Ja, wir konnten wahrnehmen und waren nicht wenig verwundert darüber, wie bei Völkern, deren geringe geistige Bildung noch kaum zu einem eigentlichen Urtheile vorgedrungen, die Ahnung Fuß gefaßt, daß mit der neueren deutschen Staatskunst eine neue sittliche Macht in das Weltgetriebe eingetreten, die namentlich für die Unterdrückten und Bedrängten bedeutungsvoll werden müsse.

Wir haben unter dem armseligsten Volke, unter Maroniten des Libanon verweilt und sie die Hoffnung aussprechen hören, daß Deutschland sie von der türkischen Mißwirthschaft erlösen werde. Wie Bewohner von Massauah uns berichtet, hat König Johannes von Abessynien, angeregt durch die Großthaten des Krieges von 1870/71, angefangen, auch in seinem Lande, so weit es ihm gegeben, gründlich umzugestalten. Er hat den Mohamedanismus geradezu verboten; was sich nicht zum Christenthum — was man dort so nennt — bekehrt, muß über die Grenze weichen. Er soll nur auf ein Bündniß mit Deutschland warten, um auch die Engländer in ihre Grenzen zurückzuweisen. — Die Boers im Kaplande sind, von wie hohem Selbstgefühle sie auch getragen werden, von der Unzulänglichkeit ihres staatsmännischen Verstandes doch zu sehr überzeugt, als daß sie nicht wünschen sollten, durch Anlehnung an eine überlegene Macht sich selbst fester zu stellen. Auch sie sollen dabei vorzugsweise auf Deutschland gerechnet haben, und dies soll vornehmlich der Grund ihrer letzten Gesandtschaft nach Europa gewesen sein. — Chile, die einzige ansehnliche Republik Südamerikas, soll ähnlichen Strebungen nachgehen und zu dem Zwecke schon seit mehreren Jahren einen besonderen Gesandten und Vertrauensmann am Berliner Hofe unterhalten. Manch Schätzenswerthes würden wir ohne Zweifel erfahren, wenn es uns vergönnt wäre, in die näheren Beziehungen einen Blick zu werfen, wie sie zwischen dem deutschen und dem chinesischen Reiche sowie Japan sich angesponnen haben. Doch merkt man wenigstens so viel, daß diese Beziehungen gute sind.

Allerdings verbessern wir dadurch den Standpunkt nicht, den wir oben zu kennzeichnen versucht haben. Es handelt sich immer nur noch um Macht- und Daseinsfragen. Wie die näher gelegenen und stärkeren Staaten das zu ungewohnter Machtentfaltung gelangte deutsche Reich beneiden und hassen, so suchen die entfernteren und schwächeren eine Anlehnung, um dadurch ihr eigenes Bestehen zu heben, wenigstens zu fristen. Tiefere Beziehungen schon stellen sich heraus, wenn wir bei Einzelnen dem achtungsvollen Sinne nachgehen, in welchem sie Personen und Thaten aufgenommen, die in neuerer Zeit Deutschlands Namen groß gemacht. Schon lange, bevor das Reich in die Colonialpolitik eingetreten und überseeische Erwerbungen gemacht hatte, fand man Bildnisse des deutschen Kaisers und seiner ersten Staatsmänner und Feldherren in den Hütten der Negerkönige des westlichen Afrika. Ja, die Namen Bismarck's und Moltke's sollen daselbst die Bedeutung von

Fetischen erlangt haben. Als wir im Jahre 1874 zum ersten Male die prächtige Bai von Bahia besuchten und im Begriffe waren, die hohe eiserne Treppe hinanzusteigen, die an's Ufer führt, reichte uns ein schwarzer Herkules von oben die Hand, damit die tosende Brandung uns nicht zurückreiße. Dieser hatte, stolz darauf, daß er zuerst die Fremden in die neue Welt einführe, sich den Namen Bismarck beigelegt und war allgemein bekannt unter demselben. Als wir im vergangenen Herbst Bahia nochmals besuchten, war der Neger alt und grau geworden und hatte über seinen hohen Beruf und Namen den Verstand verloren. Kindisch geworden, leistete er kleine Dienste für die deutschen Fahrzeuge, glaubte jetzt aber der wirklich berühmte Bismarck zu sein. — Mit demselben Namen sahen wir eine Gondel im Hafen von Lissabon benannt.

Seltener wird in der Ferne der Name Stephan's genannt; aber es ist unglaublich, wie seine Einrichtungen die ganze Welt in Bewegung gesetzt und zu Fassung gebracht haben. Wenn in Rio de Janeiro und Konstantinopel, in Kasan und Lima die Verkehrsbeamten ihre Langeweile kaum zu überwinden wissen, so sind sie elektrisirt, wenn es heißt, es ist Posttag, und Alles wird auf's Pünktlichste besorgt, wenigstens so weit es in der Schreibstube geschehen kann. Besprochen ist in der „Deutschen Post" bereits das merkwürdige Ergebniß einer Abstimmung, zu welcher eine bedeutende englische Zeitung den Anlaß gegeben, indem sie ihre Leser aufgefordert, den einem Jeden am meisten beliebten Namen zu nennen. Die kaum glaubliche Mehrzahl, welche dabei der deutsche Reichskanzler erlangt, läßt recht erkennen, welche Würdigung Thaten und Wesen dieser so hervorragend geschichtlichen Persönlichkeit in der ganzen gebildeten, d. h. hier zurechnungsfähigen Welt gefunden hat.

Diese letzte Rücksicht läßt aber erst die behandelte Frage im rechten Lichte erscheinen. Die gebildete, einen höheren Grad geistig-sittlicher Entwickelung ihr eigen nennende Menschheit erkennt und achtet Namen, Personen und Thaten, welche in neuerer Zeit das deutsche Reich neu geschaffen und zu Ansehen gebracht. Die bisher im Weltzusammenhange geltende Staatskunst nahm diesen Standpunkt nicht ein, sondern ließ sich einzig von Rücksichten ungemessenen Eigennutzes leiten. Daß aber die Staatskunst durch die leitenden Kreise in Deutschland auf eine Höhe sittlicher Anschauung gestellt worden ist, die für das frühere Verfahren einen Geruch des Todes enthält und an Jeden, der noch mitreden und mitregieren möchte, die Anforderung gleichen Benehmens und Verfahrens stellt — das ist es, was alle Nachbarn in Verlegenheit setzt und sie innerlich zur Verzweiflung bringt gegen Den, der sie in die Verlegenheit gebracht, zur Wuth entflammt. — Deutschland hat in seiner Neugestaltung mehr als eine blos politische Rolle übernommen; es hat sich zugleich zu einer sittlichen Aufgabe bekannt, die es zu einem Reformator und Begründer eines neuen Abschnittes in der Geschichte stempelt. Glücklicherweise besitzt es neben dem höheren Berufe auch die Macht, ihn durchzuführen, so daß nicht zu fürchten ist, das Reich werde ein Martyrium eingehen müssen, vor welchem der einzelne Bahnbrecher und Wahrheitskünder auch in unserer Zeit noch nicht völlig gesichert ist.

Deutsche Art, Unart und Widerart.

„An dem guten deutschen Wesen
Soll einmal die Welt genesen.“

Unter dieser Ueberschrift läßt ein Herr J. Cl. in der Sonntagsbeilage des „Reichsboten“ eine capitelreiche Abhandlung erscheinen, aus welcher nachfolgende Absätze hier eine Stelle finden mögen.

I. Vorfragen.

Welches ist das gute deutsche Wesen? Giebt es auch ein ungutes daneben, wohl gar über dem guten? Und kann die Welt, auch nur die „kleinste Welt“ — Mikrokosmos, der einzelne Mensch — genesen, wenn das ungute über das gute Wesen siegte? Und wie kommt das Gute zum Siege?

Das sind Fragen, nicht des Wissens, sondern des Werdens und Wesens, des Lebens. . . .

. . . . Besinnen wir uns, wir Deutsche, auf unseren Ursprung, den „Fels, aus dem wir gehauen sind!“ Oder wären wir aus dem Urbrei entstanden? Dann würden wir freilich in eben denselben zuletzt zurücksinken, nach dem mephistophelischen Spruch des nihilistischen Pessimismus: „Alles was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht.“

Nein, nicht zu Grunde sollen wir gehen und brauchen zu gehen, wie Vieles sich auch dazu anlasse; auf den Grund, den festen Felsgrund, der auch unser eigener ewiger Grund und Wurzelboden ist, auf ihn wollen wir treten, festen Fußes und Muthes.

Die Selbstbesinnung auf den Ursprung und die Urart unseres menschlichen, dann unseres besonderen volksthümlichen Wesens möge dazu, wenn auch nur zu einem kleinen Theile, helfen. Nur in diesem practischen, hochheilsamen Hinblick unternehmen wir es, hier diesen Grund zu erörtern, damit die Vergangenheit der Gegenwart und Zukunft diene. Wir fragen nach Gabe und Aufgabe des Deutschen als solchen, als Glied seines Volkes und der Menschheit. Wir tragen dazu die Urtheile vieler zusammen, aber nicht auf einen Haufen, sondern wir gehen vor Allem der Wurzel selbst nach, in welcher die Einheit und Begründung aller wahren, aus Beobachtung des Einzelnen zu verschiedenen Zeiten entstandenen Urtheile beschlossen ist.

Was Herr J. Cl. hier an etymologischen Betrachtungen bietet, ist durchaus von idealisirender Tendenz beherrscht. Es ist das unter dem Gesichtspunkt der noblesse oblige kein Nachtheil. Als Probe hier nur die Erklärung des Namens „Deutsch“.

II. Abkunft und Name.

Er faßt die Bedeutung als Volk und als Gottesvolk zusammen. Denn auch dem Namen diet, thiod liegt wohl zu Grunde die indogermanische Wurzel dio = lichtglänzend, daher zuhöchst himmlisch und göttlich (divinus, vgl. lat. deus und Dianus, Janus, Dies piter oder Jupiter = Gottvater, Himmelvater, Lichtvater; griech. theos und Zeus; germanisch Ziu, Tiu, woher tuisko, tuisto, Teut, Teutone, Deutscher). Mögen auch Sprachgelehrte in diesen Ableitungen nicht ganz einig sein, wir setzen sie her als Spiel oder Vorspiel einer durch Alles gehenden Weisheit, welche das nomen zum omen macht und in dem Namen zugleich die Gabe giebt und die Aufgabe stellt für seinen Träger.

III. Land und Lage.

Wenn der rechte, unter höherer Leitung gegebene und überkommene Name, recht verstanden, seinem Träger die Aufgabe bestimmt, also dessen Art bezeichnet als das „Bild, das er werden soll", so trägt, wie früher angedeutet, zur Auswirkung dieses Bildes, zur Erfüllung der Aufgabe, zur Entwickelung der Anlage und Art nicht am wenigsten die umgebende Natur als äußerer Schau- und Arbeitsplatz bei; ja sie zeichnet dem Einzelnen wie dem Volke gewissermaßen seine Lebensweise vor und bildet somit seine Art eigenthümlich aus oder auch bis zu gewissem Grade um.

.... So waren den Germanen die germanischen Länder, den Deutschen das deutsche Land bestimmt, und so suchten und fanden sie es. Dasselbe weist aber zwei engverbundene Eigenschaften auf, kraft deren es des Volkes Art und Aufgabe sinnbildlich zeichnet und vorzeichnet. Deutschland — natürlich hier nicht nach seinen politischen Grenzen, sondern nach seinem geographischen Hauptbegriff gefaßt — ist in Bezug auf die Länder Europas das Land der Mitte oder des Centrums. Es ist in Bezug auf sich selbst das Land der Gegensätze oder Polaritäten, welche in einem engern und höhern Centrum ihre Einheit suchen. Das Centrum ist aber hier nicht mechanisch zu verstehen als mathematischer Punkt, sondern organisch, als Grund und Träger und Behalt, als Kraft und Geist des ganzen Kreises, kurz als das Herz des Leibes. Eben das ist Deutschland für Europa in mehr als einem Sinne. In sich selbst aber ist es, auch wie das Herz im Leibe, gegensätzlich — polar — getheilt und gegliedert....

Deutschland ist mit dem Charakter Europas überhaupt ausgestattet und wiederholt diesen im Kleinen und zugleich in centraler Weise; es gleicht sie aus in sich selber, ohne sie in farblose Allgemeinheit aufzulösen. Daß dasselbe auch von den Bewässerungsverhältnissen, den Flüssen und Strömen in Bezug auf Größe, Richtung und Ausbreitung gilt und ebenso von dem Klima und der Fruchtbarkeit des Landes; daß hier überall ein mittleres Maß, ein Centrales, sich mit großer Gegensätzlichkeit im Einzelnen und Peripherischen verbindet, brauchen wir nicht näher nachzuweisen. Genug, das Klima Deutschlands und die Beschaffenheit seines Bodens wehrt ebenso nordischer Erstarrung und Abstumpfung des Geistes, als südlicher Trägheit und Sinnlichkeit mit ihren Leidenschaften. Arbeit fordert das Land, beständige, ausharrende Arbeit an der Natur; aber es lohnt sie auch, wenn anders nicht die Kunst oder die vielen Künste der Menschen um den Lohn ihr eigenes Volk betrügen. Das Land gewährt Alles, was genügsame Bewohner bedürfen.

In Summa, es ist ein gesegnetes Land, dieses Land der Mitte und der Vermittelung. Es ist nach Lage wie nach innerer Gestaltung dasselbe, was in alter, vorchristlicher Weltzeit nach höchster Bestimmung jenes östliche, im Centrum der ganzen Länderhalbkugel der Erde gelegene, ebenso in sich abgeschlossene, als nach allen Richtungen zu sich öffnende „gelobte Land" war, das Land Israel. Und setzen wir mit allem Vorbehalt und in aller Bescheidenheit hinzu: was Israel als Volk für die Völker der alten Welt zu sein bestimmt war, dasselbe, nur in weitaus anderer Weise und Fassung, war und ist das deutsche Volk

— welchem, wie in jenem, der Gottesname in den eigenen Namen eingeschrieben ist — seiner höheren Bestimmung nach für die Völker und Stämme der neuen Welt, d. h. der Menschheit des Endes und der Vollendung dieser Geschichte. Das deutsche Volk und die Germanen überhaupt.

IV. Aelteste Urtheile.

Unsere einfältigen Altvordern sahen sich noch nicht im Spiegel und schrieben noch weniger über sich selbst. Hatten sie doch nicht einmal eine dazu geeignete Schrift; denn ihre Runen — in Holz geschnittene Denkzeichen — dienten weniger der Mittheilung für's Gedächtniß als der Unterweisung für's Leben und Thun, weniger zum Sagen als zum Fragen, was ein höherer Wille sagte und gethan haben wollte. Doch davon später. Uebrigens würde jener Mangel an schriftlichen Selbstzeugnissen noch kein unterscheidendes Merkzeichen der Deutschen sein. Allen Völkern ist ihre Geburt und ihr Wesensgrund verborgen und nur in dämmerhaften Sagenbildern bewahrt. Nur der Vater kann um den Sohn wissen, Vater und Mutter nur können das Kind bezeugen dem Kinde, und dasselbe hat der allmächtige Schöpfer und — in dem eingebornen Sohne — der Vater des ganzen Menschengeschlechts nur bei Einem für alle Völker gethan; siehe die „älteste Urkunde des Menschengeschlechts".

Aber derselbe sorgte auch dafür, daß jedem scheinbar sich selbst überlassenen Naturvolke gerade so viel von seinem ursprünglichen Wesen bekannt ward, als ihm gut war zu wissen, und das zu der Zeit, da es ihm gut war. In diesem Sinne fassen wir die Berichte von Schriftstellern fremder Völker über unser eigenes Volk und dürfen einen geziemenden Werth insofern darauf legen, als sie uns in ihrem Augenspiegel die Wahrheit jenes Wortes in Bezug auf unser Volk beweisen, daß „das Kind des Mannes Vater", auch sein Lehrer im gewissen Sinne ist. Ja, gerade Feinde mußten in Bezug hierauf ersetzen, was die Volksgenossen nicht hatten und auch nicht entbehrten; und zwar in einem Grade und einer Art mußten sie uns Nachgeborenen von unseren Vorvordern Kunde geben, wie es keinem anderen Volke so zu Theil geworden ist. Denn keinem anderen ist eine solche Beschreibung und zugleich eine so ehrenhafte Bezeugung seiner besseren Art und Sitte zu Theil geworden, als den Deutschen durch die Römer im Jahrhundert der Geburt Christi, zu einem Vermächtniß für späteste Zeit.

Doch beginnen wir mit einigen noch früheren Zeugnissen. Die älteste Nachricht giebt der „Vater der abendländischen Geschichtsschreibung", der Grieche Herodot, ein halbes Jahrtausend vor Christo. Er sagt von dem seinem Volke zunächst wohnenden und allein bekannten Germanenstamme, den Gothen an den Küsten des schwarzen Meeres: „Sie sind von allen Barbaren die edelsten und gerechtesten."

Erst um Christi Geburt mehren sich die Aussagen, die nun fast sämmtlich von Römern stammen. Da sagt der eine von den Germanen: „Groß sind ihre Leiber, größer ihre Seelen" (ihr Muth). Ein anderer: „Die Germanen regiert man nicht, ihnen befiehlt man nicht; sie thun Alles mit Lust" (aus freiem Antriebe). Ein dritter: „Die Freiheit (die äußere zunächst ist gemeint) ist ein germanisches Gut." Ein vierter:

„Es ist wunderbar, daß die Germanen von Natur haben, was die Griechen mit aller Staatskunst nicht erreichen“ (politische und communale Freiheit). Ein fünfter: „Wer ist kühner als die Germanen, die auch den Tod verachten in Hoffnung eines anderen Lebens!“ Ein sechster: „Nur der Tod überwindet sie, nicht die Furcht, und ihre Mienen drohen noch im Tode.“ Ein siebenter: „Sie weinen, wenn sie auf dem Lager sterben sollen und jauchzen, wenn es dem Schlachtentod entgegengeht!“

Von dem Theile der Germanen, der damals schon westlich des Rheines angesiedelt war, bemerkt der um Christi Zeit lebende griechische Geograph und Länderbereisende Strabo: „Das gesammte Volk ist muthig und kriegerisch, sonst aber einfältig und ohne Falsch. Wer immer sie zum Streit forderte, gleichviel wann und wo, fand sie bereit, obwohl ausgerüstet nur mit Körperkraft und Seelenmuth. Spricht man ihnen aber freundlich zu, so fügen sie sich leicht zu dem, was ihnen Vortheil dünkt, weshalb auch eine gewisse Bildung und Redekunst ihnen nicht fremd blieb. — Bei all' ihrer eigenfesten und unabhängigkeitsfrohen Gesinnung vereinigen sie sich leicht zu Massen; denn Alle empfinden es mit, wenn Einem der Ihren ein Unrecht geschieht. — Leicht entschließen sie sich zu Umsiedelungen und brechen zu ganzen Schaaren mit voller Kriegsmacht auf oder wandern vielmehr mit Hab und Gut aus, wenn sie von anderen, mächtigeren Stämmen verdrängt werden.“

Also: Tapferkeit, Freiheitsliebe und Treusinn im Verein. Der Wandertrieb aber, welcher übrigens noch tiefere Ursachen hatte, als der Grieche meinte, verband sich doch stets enge mit der Liebe zur Heimath, der alten und nothwendig zurückgelassenen, oder der neuen, der gesuchten und zuletzt gefundenen. . . .

Ausführlich äußerte sich einige Jahrzehnte früher der große Cäsar, welcher den in Gallien eindringenden, bezw. dort schon angesiedelten Germanen als überlegener Feind gegenüberstand. Indem wir das Meiste von dem, was sich mehr auf den damaligen, vorübergehenden Kriegs- und Vertheidigungszustand jener „schweifenden“ Germanen (der „Sueven“ oder Sueben) bezieht, übergehen, merken wir aus seinem Bericht („Ueber den gallischen Krieg“, Buch 6, Cap. 21—23) Folgendes an: „Ihr ganzes Leben dreht sich um Jagd- und Kriegsübung. Gefahr und Abhärtung ist ihr Trachten von Jugend auf. Um Ackerbau kümmern sie sich (nämlich die noch Schweifenden oder doch noch nicht zu festen Wohnsitzen gelangten) wenig; ihre Nahrung besteht zumeist in Milch, Käse und Fleisch. Auch hat keiner ein Bestimmtes von Acker oder Grundbesitz zum Eigenthum, sondern die Häupter und Vorsteher weisen den nach der Verwandtschaft zusammentretenden Gemeinden immer nur auf ein Jahr Ackerland an, wo es ihnen gutdünkt. . . . Wenn eine Gaugenossenschaft einen ihr aufgedrungenen Krieg abzuwehren hat, wird ein Oberhaupt gewählt mit der Gewalt über Leben und Tod. Im Frieden dagegen haben sie keine gemeinsame Obrigkeit, sondern die Vornehmsten der einzelnen Gaue sprechen unter den Ihrigen Recht und schlichten die Zwistigkeiten. — *Die am längsten keusch bleiben, haben das meiste Lob bei den Ihrigen; denn solches, meinen sie, mehre den Wuchs und stähle die Gliederkraft. Vor dem zwanzigsten Jahre von einem Weibe zu wissen, zählen sie*

unter die schimpflichsten Dinge. — Gastfreunde zu verletzen gilt für Frevel. Wer aus irgend welchem Grunde als Besucher zu ihnen kommt, den schützen sie vor Unbill und halten ihn für unverletzlich. Einem solchen sind auch alle Häuser geöffnet, und die eigene Kost wird gern mit ihnen getheilt."

Auch von ihrer Religion deutet zuerst Cäsar etwas Weniges an. „Druiden (kastenmäßige Priester nach Art der Gallier) haben sie weder, um dem Gottesdienste vorzustehen, noch kümmern sie sich viel um Opfer. Sie rechnen zur Zahl der Götter nur die, welche sie sehen und durch deren Segnungen sie offenbar Vortheil haben: Sonne und Mond, Donner und Blitz (Sol, Luna, Vulkan)." Doch hierüber war Cäsar zu wenig unterrichtet; sein Urtheil, das sich überdies nur auf jene Kampfzeit bezieht, wird von anderen Zeugnissen berichtet. Wahr ist nur, daß auch die Germanen, wie alle Heiden, in Naturerscheinungen und Naturkräften göttliche Wirkungen, ja weiter abwärts göttliche Wesen ahnten, die sie zuhöchst ihrem eigenen Wesen nachbildeten.

V. Die „Germania" des Tacitus.*)

Weit wichtiger und eingehender als alle früheren Zeugnisse über unsere Vorfahren ist jenes über tausend Jahre verschollen gewesene, erst zur Zeit des neuen Völkerfrühlings im 16. Jahrhundert wieder kundbar gewordene Denkmal, welches Cornelius Tacitus, der in seiner lapidaren Kürze tiefste und vielsagendste Geschichtsschreiber der Römer, gegen Ende des ersten Jahrhunderts nach Christo unserem Volke gesetzt hat in der kleinen Schrift: „Germania, über Lage, Sitten und Völkerschaften Deutschlands". In derselben wollte der Verfasser augenscheinlich seinen damals entarteten römischen Volksgenossen ein Vorbild und einen Sittenspiegel an dem Beispiel dieser „Barbaren" aufstellen und jenen ein Bild liefern, zu dem er die Züge höchst wahrscheinlich zum guten Theil aus eigener Anschauung, auf Reisen am Niederrhein und im heutigen Westphalen, einem der Ursitze deutscher Art, gesammelt hatte. Eben deshalb nennt ein Neuerer dieses Denkmal mit Recht „den Grund- und Eckstein der Geschichte unseres Alterthums, das Morgenroth für die Geschichte (Geschichtsschreibung) Deutschlands."

„Ich möchte die Germanen für ein Urvolk halten, nicht im Mindesten durch fremder Völker Einwanderung und Ansiedelung vermischt: ein eigenartiges, einfaches und nur sich selber ähnliches Geschlecht (propria gens et sincera et tantum sui similis). Daher auch ein und derselbe Körperbau bei dieser so zahlreichen Menschenmasse: treuherzige blaue Augen, blonde Haare, mächtiger Gliederwuchs."

„Vom Besitz oder Gebrauch des Goldes und Silbers, das ihnen, ob Huld, ob Zorn der Götter versagt hat, wird ihr Gemüth wenig bewegt. Man sieht bei ihnen silberne Gefäße, welche ihre Fürsten und Gesandten zum Geschenk erhielten, zu ebenso gemeinem Dienst gebraucht als irdenes Geschirr. Die der Römergrenze Zunächstwohnenden wissen freilich wegen des Handelsverkehrs Gold und Silber zu schätzen, aber

*) Wir heben aus diesem Capitel nur diejenigen Stellen hervor, welche sich auf die moralischen Eigenschaften der alten Germanen beziehen.

die Bewohner des inneren Landes bleiben bei dem altgewohnten einfachen Tauschhandel. Zinsen zu nehmen oder sie gar bis zum Wucher zu steigern ist ihnen ein unbekanntes Ding und wird aus dem Grunde mehr gemieden, als wenn es verboten wäre.“

„Wenn sie nicht in den Krieg ziehen, verbringen die Deutschen viele Zeit mit der Jagd, mehr aber noch mit Nichtsthun, blos dem Essen, Trinken und Schlaf hingegeben. Gerade die Tapfersten wetteifern daheim im Müßiggang. Die Sorge für Haus, Herd und Feld ist den Weibern, den Greisen und überhaupt den Schwächsten der Familie überlassen; die Männer brüten nur so hin (liegen auf der Bärenhaut). Seltsamer Widerspruch der Natur: derselbe Mensch liebt so das Nichtsthun und haßt doch die Ruhe!“

Dieser anscheinende Widerspruch löst sich, wenn wir einmal den niederen Culturstandpunkt jener Zeit berücksichtigen, dann aber bedenken, daß gerade der phlegmatische und melancholische Mensch, wo es darauf ankommt, der größten Kraftanstrengung fähig und zu ihr geneigt ist, daß er aber hierauf um so lieber in ein thatenloses Nichtsthun zurücksinkt, als dies ihm Muße läßt, seinen grüblerischen Gedanken nachzuhängen. Und dieses war bei den Deutschen ganz anders als bei den wilden Völkern der Fall, welche eigentlich faul, nur aus Noth zu Arbeit und Streit sich aufraffen. In der deutschen Seele, dem deutschen Gemüth schlummerte vergraben ein anderes Feuer, das nur seinen rechten Brennstoff wie sein himmelansteigendes Ziel noch nicht kannte, weil es ihm noch nicht verkündet und ihm noch nicht aufgegangen war. Daß übrigens auch jene Tapfersten nicht immer auf der Bärenhaut lagen, sondern auch beim Vieh und auf dem Felde halfen, dazu fast alle nöthigen Geräthschaften und Werkzeuge, die nicht etwa des Schmiedes Sache waren, sich selbst bereiteten, sogar Karren, Pflüge, Eggen, wie Holz- und Thongefäße, das mag sich von selbst verstehen. Aber der Unarten der Natur gab es noch mehrere.

„Gleich nach dem Schlafe, den sie meistens bis in den Tag hinein dehnen, wird gebadet. Danach frühstücken sie, jeder an seinem besonderen Platze und eigenen Tische. Hierauf gehen sie an die Geschäfte, nicht selten aber zu Gelagen, und das stets in Waffen. Tag und Nacht durchzuzechen gilt keinem für Schande. Die natürliche Folge solcher Trunksucht sind häufige Streithändel, und selten enden diese mit bloßen Schmähworten, öfter mit Wunden und Todschlag. . . . Wollte man dem Germanen zu trinken geben, so viel er begehrt, so würde man ihn durch sein eigenes Laster nicht minder als durch Waffengewalt überwinden.“

Das ist denn die nur zu bekannte, aber in ihren Folgen noch lange nicht genug zu Herzen genommene Kehrseite im deutschen Charakter, seine gefährlichste und schmählichste Unart, die seine edle Art in eine völlige Widerart verkehren kann. Denn eben diese „Räuschesucht“, dieser unnatürliche, von falschem Feuer entzündete Durst ist das mephistophelische Mittel, Leib und Seele zu verderben und sogar die Rückkehr zum Besseren durch Abstumpfung dafür wie durch Knechtung unter die Leidenschaft fast unmöglich zu machen. Damals, wo man die gebrannten Wasser („Feuerwasser“) noch nicht kannte, war der Reiz zu trinken noch minder stark und minder sittlich gefährlich, und die verhältnißmäßig noch gesunde Jugendkraft und Ehrenhaftigkeit, die

Einfalt des Volkes wehrte noch dem Eindringen des Lasters mit seinem thierischen Gefolge.

Leider muß es gesagt werden: die deutschen, die germanischen Völker überhaupt standen bei anderen Völkern von je in dem Rufe, die größten und gröbsten Zecher zu sein. Jedes fröhliche wie traurige Familien- und Stammesereigniß ward von Alters her zu Freß- und Saufgelagen mißbraucht: sei es die Geburt eines Kindes, die Wehrhaftmachung eines Jünglings, die Verheirathung einer Tochter, sei es Tod und Begräbniß eines Angehörigen, seien es Verträge, Bündnisse, Siegesfeiern. Fast alle europäischen Trinksitten oder Unsitten der Art sind germanischen Ursprungs. So selbst das Minne- oder Gedächtnißtrinken: ursprünglich eine Art Dank- und Trankopfer, der als anwesend gedachten Gottheit gebracht, später auf Verstorbene und Abwesende, zuletzt auf Gegenwärtige ausgedehnt und in bloßes Zutrinken verwandelt. Ferner das Gesundheitsausbringen beim Tranke, das Wetttrinken u. s. w.

Woher aber diese, wenn einmal erwachte, so schwer zum Schweigen gebrachte Begier? Sie hat eine Wurzel im Gemüthe des einerseits auf geselliges Beisammensein, andererseits auf Unendliches, auf Freiheit von irdischer Noth und Sorge und werktäglichem Elend angelegten Menschen überhaupt, dieses aber in verstärktem Maße bei dem Germanen, in dessen Innerstem jenes verborgene, über sich selbst unklare, von der alten Schlange in's Verkehrte gezogene Feuer glühte — zugleich mit der Sehnsucht nach dem idealen Sein und Genießen, dem Losgesprochen-sich-fühlen von der Wirklichkeit der Dinge und der niederen Aufgaben dieses Lebens. Er „will sich frei und glücklich träumen!“ Ach, er merkt es nicht, daß er gerade den verkehrtesten Weg einschlägt, um zu diesem Ziele zu gelangen, frei und glücklich zu sein. Luther hatte Recht, im bittersten Ernste zu sagen: „Wenn jedes Volk seinen Teufel hat, das deutsche hat den Saufteufel!“

Aber das Saufen und sein Gefolge, das Raufen, waren nicht die einzige Ur-Unart der Germanen. Hören wir Tacitus weiter.

„Das Würfelspiel treiben sie, seltsam genug, in nüchternem Zustande, als ein ernsthaftes Geschäft, und mit solcher Tollkühnheit im Gewinnen und Verlieren, daß sie, wenn Alles dahin ist, auf den letzten Wurf die eigene Freiheit setzen. Der Verlierende geht alsdann willig in die Knechtschaft; auch wenn er der jüngere und stärkere ist, läßt er sich ruhig binden und verkaufen. So weit geht in verwerflicher Sache die Hartnäckigkeit! Sie selbst nennen es Treue. Solcher Art gewonnene Sclaven verhandeln sie indeß gerne weit weg, um sich der Scham über solchen Gewinn zu entledigen.“

Zweierlei leuchtet hieraus hervor: neben der ungezügelten Begier und Leidenschaftsbezauberung die Treue im Worthalten, die willige Uebernahme der Folgen eigener Verschuldung. Selbst bei so verwerflicher Ursache galt „ein Wort ein Mann, ein Mann ein Wort“, und das war in dieser Begrenzung ehrenwerth.

„Bewirthung und Gastrecht übt kein anderes Volk freigebiger. Irgend wem, wer es auch sei, sein Dach zu verweigern, gilt für schweres Unrecht. Jeder nimmt den Gast an seinen Tisch und bewirthet ihn reichlich. Gebricht es an Vorrath, so geleitet er ihn zu einem Nachbar, bei dem sie ungeladen eintreten und ohne Zaudern mit gleicher Freundlichkeit aufgenommen werden. Bekannt oder Un-

bekannt macht im Gastrecht keinen Unterschied. Bittet der Fremde beim Scheiden um Etwas, so erfordert die Sitte, es ihm zu gewähren; aber auch der Wirth thut mit gleicher Unbefangenheit einen Gegenwunsch kund. Man freut sich der Geschenke, rechnet aber, was man giebt, nicht an und wird durch das Angenommene nicht verpflichtet. Freie Gefälligkeit allein ist das Band der Gastfreunde."

Ist nun auch Gastfreiheit bei allen nicht ganz in Roheit oder Ueberbildung versunkenen Völkern heimisch und am meisten da, wo die Einzelnen von einander entfernt wohnen und daher in dem Fremden gern den Geselligen und Unterhaltenden ebenso sehr wie den etwa Hilfsbedürftigen zu sehen geneigt sind: so trat bei den Germanen selbst im Unterschiede der gastfreien Griechen und Römer ältester Zeit noch ein anderer Beweggrund hinzu: jene angeborene „Gemüthlichkeit" nämlich, besser Gemüthigkeit, welche in dem Mitgefühl mit dem Gemüthe des Anderen die Befriedigung des eigenen sucht und findet, und welche in dem Fremden schon den werdenden Freund zu sehen liebt — und daher im Geben und Empfangen ihm das Beste traut. Es ist das mehr als bloße Geselligkeit oder Gefälligkeit (comitas); denn es ist in erster Reihe ein Geben und Mittheilen, und nicht mit der Absicht wieder zu empfangen: in der Selbstmittheilung ruht die Empfindung des Lohnes derselben. Freilich in der Natur, auch in dieser edleren deutschen Natur, wie vermischt noch mit angeborener Selbst- und Genußsucht, welchem Alles schließlich als Mittel zum eigenen Zwecke, unbewußt auch, dienen muß!

„Strenge sind die Ehen der Germanen, und keine ihrer Sitten verdient größeres Lob. Sind sie doch fast die Einzigen unter den Barbaren, die sich mit einem Weibe begnügen; ganz wenige unter ihnen ausgenommen, welche aber nicht aus Sinnenlust, sondern ihres hohen Standes wegen zu mehrfachen Verbindungen veranlaßt werden. — Die Mitgift bringt nicht das Weib dem Manne, sondern der Mann dem Weibe. . . . Geschenke, aber nicht zu weiblichem Luxus und eitlem Putz der Braut, vielmehr Rinder, ein gezäumtes Roß und ein Schild, Schwert und Speer. Auf solche Geschenke hin wird die Gattin empfangen, wie sie ihrerseits dem Manne auch ein Waffenstück zubringt. Solches gilt für das festeste Band, für die geheimnißvolle Weihe, für die Schutzgottheit des Ehestandes. Damit das Weib sich nicht losgezählt wähne von den Gesinnungen kriegerischer Tapferkeit und männlicher Ausdauer im Unglück, wird sie an der Schwelle des Ehestandes durch jene Wahrzeichen erinnert, daß sie komme als Genossin der Arbeiten und Gefahren des Mannes, Gleiches im Frieden, Gleiches im Kriege mit ihm zu tragen und zu wagen. Das Joch Rinder, das gezäumte Roß, das Waffengeschenk sagt ihr: so gezieme ihr zu leben, so zu sterben; was sie jetzt empfange, das habe sie in unversehrter Würde ihren Söhnen dereinst zu überantworten, damit es von diesen die Schwiegertöchter empfangen und es nicht anders auf die Enkel komme."

„So lebt das Weib unter dem Schutze keuscher Sitte, nicht verderbt vom Sinnenreiz lüsterner Schauspiele und üppiger Festgelage. Geheimen Briefverkehr kennt weder Mann noch Weib. Aeußerst selten ist bei diesem doch so zahlreichen Volke der Ehebruch, seine Bestrafung schnell und dem Ehemann überlassen. Mit abgeschnittenem Haar, ent-

blößtem Körper stößt er in Gegenwart der Verwandten die Schuldige zum Hause hinaus und peitscht sie durch's ganze Dorf. Auch preisgegebene Jungfrauschaft findet keine Verzeihung; weder Jugend, Schönheit noch Reichthum verschafft der Gefallenen einen Gemahl. Denn dort lacht niemand des Lasters; verführen und verführtwerden heißt nicht Weltlauf. Und besser gewiß steht es mit einem Volke, wo nur Jungfrauen in die Ehe treten, und alles Hoffen und Wünschen also mit dem Ehegelübde ein- für allemal abgethan ist. So empfängt sie einen Gatten, wie sie einen Leib und ein Leben empfing, damit kein Gedanke weiter hinausschweife, kein ferneres Gelüst sich rege, damit sie im Ehebunde nicht sowohl den Mann als den Treubund liebe. — Der Zahl der Kinder ein Ziel zu setzen oder ein nachgeborenes zu tödten, gilt für Frevel. Und mehr wirken dort gute Sitten als anderswo gute Gesetze!"

„Man erzählt Beispiele, daß wankende, ja schon weichende Schlachtreihen von den Frauen zum Stehen gebracht wurden, durch unablässiges Bitten und Flehen und indem sie mit entblößter Brust sich vor den Männern niederwarfen und die Gefangenschaft als ihr nächstes Loos schilderten. Diese scheint dem Germanen weit schrecklicher als die eigene, und dies Gefühl ist so stark, daß es ganze Stämme wirksamer bindet, wenn sie als Besiegte unter den Geiseln auch adelige Jungfrauen stellen müssen."

.... Bewahrte Keuschheit vor der Ehe war die Vorbedingung und das Unterpfand der nachfolgenden Reinheit und Treue. Noch zur Zeit der großen Umwälzung aller Verhältnisse in und nach der Völkerwanderung wurden die Gothen und Vandalen von ihren Feinden gerühmt, daß sie im eroberten Italien nicht nur selber keusch geblieben, sondern sogar den Römern wieder Achtung für diese Tugend beigebracht hätten.

Ueber die Entwickelung
unseres
Nationalbewußtseins.

(Aus der Rede des Herrn Prof. Dr. Alfred Schöne, gehalten zur Feier des Krönungsfestes am 18. Januar 1888 in der Aula der Universität zu Königsberg.)

.... Wir Alle fühlen den tiefen Ernst der heutigen Stunde, wie des ganzen Zeitabschnittes, den wir durchleben. Unser Vaterland hat in der kurzen Frist von sechs Jahren drei ihm aufgezwungene Kriege glorreich durchgefochten und gegen die zu Boden gestreckten Feinde eine Mäßigung geübt, die ebenso weise und edel war, als sie in der Geschichte ihres Gleichen sucht. Wenn Deutschland durch diese ruhmreichen Kriege zur entscheidenden Macht Europas geworden ist, so hat es diese seine Stellung seither ausschließlich zur Erhaltung des Weltfriedens angewandt. Aber man gönnt uns nicht unsere Siege noch die Frucht derselben, man will uns nicht verstatten, in ehrlicher Friedensarbeit unserem Tagewerke nachzugehen und in unserem Staatsleben die

menschenfreundlichen Pläne durchzuführen, die unser Kaiser zur Aufgabe seines Lebensabends bestimmt hat.

Aber doch fehlt es auch hier nicht an tröstlichen Anzeichen, und wieder können wir hoffen, daß der große Kanzler des Reiches, der die Friedenspolitik unseres Kaisers achtzehn Jahre lang gegen eine Welt von Feinden durchzusetzen gewußt hat, auch ferner vermögen werde, unserem Vaterlande und Europa den Frieden zu erhalten.

I.

Das hoffen wir. Aber ein Recht es zu hoffen haben wir nur dann, wenn wir uns unserer Pflicht gegen das Vaterland voll bewußt sind. Eine auswärtige Politik wie die des deutschen Reiches hat zur Voraussetzung, daß die Gesammtheit des Volkes bereit ist, Leib und Leben für sie einzusetzen und daß in ihm ein starkes Nationalgefühl lebt, welches die Gesetze seines Handelns aus sich selbst schöpft, frei von Selbstüberschätzung, aber seiner Kraft und seines Werthes bewußt, in vornehmer Zurückhaltung kleinlicher Angriffe nicht achtet, desto sicherer aber und unbeugsamer seinen Willen behauptet und Gut und Blut einzusetzen weiß, wenn an des Vaterlandes Wohl und Ehre gerührt wird. Ein starkes und lebendiges Nationalgefühl ist das, was das Vaterland von uns vor Allem verlangt.

Wir sprechen jetzt ruhig und zuversichtlich von preußischem und deutschem Nationalbewußtsein. Aus derselben Wurzel sind beide emporgewachsen; zwei herrliche Abschnitte unserer Geschichte sind von beiden vereint gehoben und getragen. Dann sind sie für eine Zeit auseinandergegangen, und wir können jetzt diese Trennung nicht beklagen, denn wir erkennen nun, daß sie nothwendig war und zum Heile führte. Zuletzt aber haben sie in einer uns Allen unvergeßlichen Zeit sich wieder zusammengefunden, und nun hoffen und wollen wir, daß sie für immer in Eins geschlossen sein sollen!

Mich dünkt, daß es nicht ohne Gewinn sein kann, wenn wir an einem Tage, wie dem heutigen, in kurzen Zügen ein Bild von der eigenartigen Entwickelung unseres Nationalbewußtseins zu gestalten versuchen.

Die preußische, die deutsche Nation in ihrer heutigen Gestaltung sind anderen Völkern Europas gegenüber junge Schöpfungen. Mit dem allmählichen Absterben des heiligen römischen Reiches deutscher Nation war auch das einheitliche deutsche Nationalbewußtsein geschwunden, soweit es sich bis dahin ausgebildet hatte, und Jahrhunderte lang kennt die deutsche Geschichte nur eine Geschichte der deutschen Territorialstaaten. Daß in diesen einzelnen Gemeinwesen zu Zeiten ein starkes Vaterlandsgefühl schaffend und erhaltend thätig war, wissen wir, aber von einem Nationalbewußtsein, das unserer heutigen Anschauung auch nur einigermaßen entspräche, kann selbst in den emporblühenden deutschen Städten des Mittelalters ebenso wenig die Rede sein, wie etwa in den griechischen Einzelstaaten zur Zeit des Philippos von Macedonien. Erloschen ist freilich die Empfindung von der Zusammengehörigkeit der eine Sprache redenden deutschen Stämme nie, und nie verstummt bis in die Zeiten des dreißigjährigen Krieges die Klage über die Zerrissenheit und Schwäche des deutschen Landes, nie der Wunsch nach Reform an Haupt und Gliedern.

Aber zur selben Zeit war die Wiedergeburt unserer Nation bereits begonnen. Als im Jahre 1640 Georg Wilhelm hier in Königsberg die Augen schloß, folgte ihm auf dem Throne sein Sohn Friedrich Wilhelm, den wir gewöhnt sind den großen Kurfürsten zu nennen und der diesen Namen mit vollstem Recht trägt, denn ihm gebührt die unvergängliche Ehre, die preußische Monarchie gegründet zu haben. Er hat die längste und beste Zeit seines Lebens den Pflichten gegen Kaiser und Reich geopfert, und die Geschichte sagt uns, wie wenig Erfolg und wie viel „Dank vom Hause Oesterreich" er dafür geerntet hat. Aber am Ende seines Lebens durfte er sich sagen, daß er, so viel an ihm war, den Fremden vom deutschen Boden verdrängt, unsere Provinz das alte Herzogthum Preußen von polnischer Lehenshoheit befreit, den Grund zu einer nationalen Flotte gelegt und den in Kirche und Schule, Verwaltung und Rechtspflege, in Ackerbau, Handel und Gewerbe wohlgeordneten brandenburgisch-preußischen Territorialstaat geschaffen hatte, der trotz der Ungunst seiner topographischen Gestaltung bereits damals als der einzig feste und entwickelungsfähige Kern in dem Gewirre der deutschen Länder angesehen werden konnte.

In harter Arbeit, am Pfluge, in der Werkstatt und auf dem Schlachtfelde hat ihn sein Volk unterstützt, aber nur langsam und widerstrebend fügte es sich den politischen Plänen seines klugen und weitblickenden Fürsten. Der Widerstand, den er bei den märkischen Ständen, wie den ostpreußischen Landständen fand, beweist, wie schwer man sich von dem ererbten mittelalterlichen Staatsgedanken befreien und zu der neuen politischen Weltanschauung bekehren mochte. „Volles Leben," sagt Niebuhr, „ist jetzt nur in großen Staaten möglich, die das Gleichartige zusammenfassen." In diesen Worten liegt die moderne preußische Staatsidee ausgesprochen, welche unsere Monarchie geschaffen, aber nur langsam Eingang in das Bewußtsein des Volkes gefunden hat. Selbst heute, meine ich, können wir an manchen Symptomen erkennen, daß sie noch nicht alle Schichten des Volkes gleichmäßig durchdrungen hat, und manche Erscheinungen der Opposition, welche bis zum heutigen Tage der Neugestaltung Preußens und Deutschlands in allen ihren Consequenzen abgeneigt gegenüber steht, erklären sich vielleicht aus dem alten historischen Gegensatze des Communalismus gegen den modernen Großstaat.

So blieb die Schöpfung des großen Kurfürsten zunächst ohne bedeutenden Einfluß auf das Nationalbewußtsein des Volkes; selbst die Erwerbung der Königswürde durch seinen Nachfolger Friedrich I. hatte keine merkliche Einwirkung. Es folgten dann die Regierungsjahre Friedrich Wilhelms I., des lang verkannten: harte, aber die Zukunft der Monarchie vorbereitende Lehrjahre.

II.

Gerade ein Jahrhundert war seit dem Regierungsantritt des großen Kurfürsten verflossen, als Friedrich II., 28jährig, 1740 den Thron bestieg. Wir, denen ein gnädiges Geschick es verliehen hat, die unbeschreibliche Gewalt, welche eine geniale Persönlichkeit und ihr Thun auszuüben vermag, an uns tagtäglich zu erfahren, vermögen uns wohl eine Vorstellung von der großartigen Wirkung zu machen, welche Friedrichs des Großen Auftreten in Preußen hervorbrachte. Ein Frohgefühl von Kraft

und Ehre erwacht in der Nation, ja die Nation selbst wurde erst geschaffen durch das gemeinsame Verfolgen des großen Zieles, für das König und Volk ihre ganze Kraft einsetzen, durch die vereint bestandenen Gefahren, wie schließlich durch das gemeinsame dankbare Siegesgefühl. Und wer es unternehmen will, sich mit der schweren Frage nach dem Wesen einer Nation und des Nationalgefühles zu beschäftigen, der wird nie und nirgend einen besseren Ausgangspunkt wählen können, als Friedrichs des Großen Regierungszeit.

Zunächst folgten die beiden schlesischen Kriege rasch aufeinander, beide nur die Jahre 1740—45 füllend, welche Friedrich vor der Hand in Besitz von Schlesien, dem Kampfpreise, lassen mußte. Aber selbst diese kurze Zeit hatte hingereicht, um die in dumpfer Erstarrung schlummernde Volksseele zu wecken. Das Bewußtsein der Stärke erwachte, und das in langem Leiden abgestumpfte Gefühl nationaler Würde und Ehre erwuchs an dem Beispiel des Heldenkönigs. Man berichtet, daß Kranke, denen durch lange Lähmung der Gebrauch der Sprache verloren war, ihn durch eine plötzliche große Freude wiedergewonnen haben. So hat das unerwartete Erscheinen eines nationalen Helden, der in unwiderstehlichem Laufe das Vaterland zum Siege führte, dem deutschen Volke die Zunge gelöst. Es erkannte in freudigem Schrecken, daß ihm ein Rächer und Retter auferstanden war, und fand in sich wieder, was ihm so lange versagt gewesen war: die Kraft zu lieben und zu bewundern, die Schöpferin des Besten im Menschen. Auch unsere Sprache fand sich selbst wieder und ertönte bald in Dichterwerken voll männlichen Sinnes und edler Begeisterung. Wenige Jahre nach dem zweiten schlesischen Kriege, 1748, erschienen die ersten Gesänge von Klopstock's Messias, und ein Jahr darauf dichtete er auf Friedrich sein schönes Kriegslied: „Der Feind ist da, die Schlacht beginnt", das an Bedeutung dadurch nichts einbüßt, daß der über Friedrichs Franzosenliebe erzürnte Dichter es später von Friedrich auf Heinrich den Vogler umgetauft hat.

III.

Die durch die beiden schlesischen Kriege hervorgerufene Bildung des Nationalgefühles machte sich zunächst vorzugsweise in Friedrichs Staaten geltend. Ungleich stärker aber und ausgebreiteter wirkte der siebenjährige Krieg, den der große König nicht mehr um die Behauptung Schlesiens führte, sondern in Wahrheit um seine Existenz und die Existenz der preußischen Monarchie. Im Verborgenen hatte sich die Coalition gebildet, welche die europäischen Mächte fast ausnahmslos gegen ihn vereinigte, und sein Volk sah mit starrem Staunen die Gewitterwolke heraufziehen, welche unentrinnbares Verderben drohte. Als Friedrich im August 1756, seinen Feinden zuvorkommend, mit kühnem Entschlusse losbrach, so erschien das nicht sowohl als der Beginn eines langen Feldzuges, als vielmehr wie der fünfte Act einer Tragödie, in welcher der Held sich zur letzten Verzweiflungsthat zusammenrafft, um mit Ehren unterzugehen. Da ist sein Volk an seine Seite getreten und hat Gefahr und Leid, Noth und Elend mannhaft mit ihm getragen. Da ist unter den unsagbaren Kümmernissen und Schmerzen des langen Krieges das preußische Volk zusammengeschweißt worden wie Eisen unter dem Hammer, und von jenen Jahren an ist das Herrscherhaus der

Hohenzollern unlösbar mit dem preußischen Volke vereinigt. Gegen den Marquis von Brandenburg waren die Feinde ausgezogen, aber schließlich mußten sie sich den Frieden vom Könige von Preußen dictiren lassen. Es gab von nun an eine neue Großmacht in Europa: ein Stolz war es fortan, Preuße zu sein, und eine Ehre, von dem Scepter der Hohenzollern regiert zu werden.

Noch heute erfreut es uns zu sehen, wie damals der König alle Herzen gewann. Nicht ohne Rührung liest man Gleim's „Lieder eines preußischen Grenadiers", so viel auch in ihnen die dichterische Leistung hinter patriotischer Gesinnung zurückbleiben mag. Selbst das will uns ganz natürlich erscheinen, daß sogar seine Feinde sich der Bewunderung für ihn nicht entziehen konnten und daß in deutschen Gebieten, die von ihm mit Krieg überzogen waren, Tausende seiner Gegner preußisch oder vielmehr fritzisch gesinnt waren. Das Alles kam wiederum nicht am wenigsten seinem Volke zu Gute. Damals zuerst wurde den Deutschen „draußen im Reiche" das Auge aufgethan für die schlichte Größe, die aufopfernde Treue, die wortkarge Tüchtigkeit, die dem deutschen Norden inne wohnt, und in ganz Deutschland gewannen die Worte „Preußisches Heer" und „Preußischer Staat" einen guten Klang. Noch im Februar 1759 konnte Lessing an Gleim schreiben: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheint mir auf's Höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre." Aber ein Jahr verging, und Ende 1760 war derselbe Lessing als Secretär des Generals v. Tauenzien zu Breslau im Dienste Friedrichs, und wiederum nach wenigen Jahren, 1763, schrieb er seine erst 1767 veröffentlichte „Minna von Barnhelm", „die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt", wie Goethe es bezeichnet, das erste und leider auch fast das einzige deutsche Lustspiel, das wir besitzen.

IV.

Von da an hat stolzes Nationalgefühl auch in der deutschen Dichtung und Literatur Heimath gefunden, und es hat sich selbst durch die Zeiten hindurch erhalten, in denen das von J. J. Rousseau ausgehende Weltbürgerthum wie eine Volkskrankheit sich mit unheimlicher Schnelligkeit über ganz Europa verbreitete. Auf nationalem Boden erwachsen Goethe's leuchtendste Jugendwerke: seine Straßburger und Frankfurter Lieder, „Götz von Berlichingen" (1773) und der erste „Faust" (1775), ebenso die Bestrebungen des vorzüglich an Klopstock sich anlehnenden Göttinger Hainbundes (1772), und selbst Schiller, der später geborene und so recht in den Kosmopolitismus hineingewachsene, steht in den Erstlingswerken der „Räuber" und von „Kabale und Liebe" ganz in der vaterländischen Strömung, die er nachmals verläßt, um erst im „Wallenstein" und noch mehr im „Tell" zu ihr zurückzukehren.

Gerade unsere Provinz hat ein besonderes Interesse an dieser nationalen Strömung, die sich als eine Folge des neu erwachten Volksbewußtseins in unserer Literatur äußerte. Denn Niemand hat, ob auch nur indirect, so wirksam darauf hingearbeitet und die leitenden Gedanken so zum rechten Augenblicke ausgesprochen, wie zwei große Söhne unserer

Provinz. Zunächst Immanuel Kant mit seiner strengen Ethik des kategorischen Imperativs, dessen Lehre für ganze Generationen bestimmend wurde und dem preußischen Vaterlande einen Beamtenstand herangebildet hat, dessen unbeugsame Rechtlichkeit und entsagungsvolle Pflichttreue eines der stärksten Fundamente des Staates gewesen ist. Neben Kant, in anderer Richtung hin, wirkt der aus dem ostpreußischen Mohrungen stammende Herder, von dem wieder wir wissen, wie tief und nachhaltig er durch den Königsberger Hamann angeregt worden ist. Zwar waren schon Gleim und andere in der Betonung volksmäßiger Dichtung vorangegangen: bekannt ist Lessing's Neigung für das Volkslied und Nicolais „kleiner feyner Almanach“ (1777), womit er das steigende Interesse für dasselbe zu verspotten suchte. Aber im Jahre darauf (1777 und 1778) erschienen Herder's „Stimmen der Völker“, welche die durch Percy's „Englische Balladen“ und den „Ossian“ bereits vorbereitete Bewegung in Fluß brachten. Herder's Anschauung vom Wesen aller Dichtung, sein Wort, daß Poesie die Muttersprache des menschlichen Geschlechtes sei, und seine feine Hervorhebung dessen, was wir seitdem volksthümlich zu nennen gewöhnt sind, fielen wie ein Frühlingsregen auf durstiges Land. Das Verständniß des spezifisch Nationalen, durch die Nebeneinanderstellung von Volksliedern verschiedenster Nationen geweckt, wandte sich nun der Heimath zu. Die Nation, durch ihre Großthaten zum Bewußtsein ihrer selber gekommen, nahm mit Begeisterung wahr, daß in ihr selbst ein Schatz dichterischen Vermögens verborgen liege, von dem schlichten Volksliede, das im Walde und auf der Haide noch immer ertönte, bis in graue Vorzeit zurück zu den Dichtungen unserer Heldensage und den Minnesingern, welche jetzt an's Tageslicht traten. Man empfand mit freudiger Ueberraschung den Unterschied von Kunstpoesie und Volkspoesie von der deutschen Literatur, die bisher in den ausgetretenen Bahnen antiker und romantischer Poetik gewandelt war, und der neuen Kunstanschauung, welche dem nationalen Gehalte auch in Sprache und dichterischer Gestaltung einen vaterländischen Ausdruck zu geben verhieß.

V.

Es hat den Anschein, als ob dieser neuen nationalen Richtung in der deutschen Literatur nur kurzes Leben vergönnt gewesen wäre. Einige wenige Vertreter wie Klopstock, Matthias Claudius und Justus Möser bleiben ihr bis zum Ende treu. Andere, wie Lessing und Joh. H. Voß, wenden sich später wieder dem Klassischen zu, und vor Allem that dies Goethe. Denn um diese Zeit vollzog sich auf deutschem Boden auch für das classisch-poetische Ideal eine glanzvolle Wiedergeburt, welche in den Werken von Goethe und Schiller in den neunziger Jahren ihren herrlichsten Ausdruck findet, und die, wenn sie auch selten in bewußten Gegensatz zur vaterländischen Richtung tritt, doch unverkennbar einem anderen Ziele zustrebt: der Weltliteratur.

Ich vermesse mich nicht, zwischen beiden Richtungen entscheiden zu wollen; beide haben uns köstliche Frucht getragen, und wir können nur hoffen und, was an uns ist, dazu thun, daß beide auch fortan unserm Volke erhalten bleiben mögen. Man kann die Frage für müßig halten, welchen Gang unsre deutsche Literatur genommen haben würde, wenn

das antik-classische Ideal des Südens im Gegensatz zum nordisch-vaterländischen nicht in der Seele von Goethe wie von Schiller so tiefe Wurzel gefaßt und ihre Entwickelung bestimmt hätte, wenn Schiller in der Richtung von Kabale und Liebe weiter gegangen wäre, und Goethe den mit dem Götz von Berlichingen und dem ersten Faust eingeschlagenen Weg weiter verfolgt hätte. Wie unendlich Großes und Herrliches wir dabei eingebüßt hätten, wissen wir, denn es steht vor unsern Augen, und ihre Werke sind uns vertraut. Aber so müßig ist die Frage dennoch nicht. Denn sie drängt sich uns auf, wenn wir Goethe's Haltung in der Periode vor oder während der Freiheitskriege betrachten, und wenn wir es wagen einzusehen, daß er in einer Zeit, in welcher ein Volk das Recht hat, seine ersten Geister, seine besten Männer an seiner Spitze zu sehen, sich versagt, und halb gleichgiltig, halb unmuthig bei Seite gestanden hat. Was die Zukunft über uns verhängt hat, wissen wir nicht. Aber deß sollen wir eingedenk sein, daß es Zeiten giebt, in denen Lieder wie: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,“ und: „Was blasen die Trompeten, Husaren heraus,“ und: „Wenn Alle untreu werden, so bleib ich dir doch treu“ mehr werth sind, als die weltabgewandte Hoheit der „natürlichen Tochter“, das tiefsinnige Problem der „Wahlverwandtschaften“, oder die heitere Klarheit des „westöstlichen Divan“, welche Goethe im Zeitalter der Preußischen Wiedergeburt und der Freiheitskriege beschäftigen.

VI.

Sicherlich war es ein Segen, daß die in Friedrichs d. Gr. Zeit begründete nationale Gesinnung tief genug im Volke wurzelte, um selbst die trüben zwanzig Jahre der Erschlaffung und des politischen Niedergangs nach dem Tode des großen Monarchen zu überdauern. Wenn sie auch während dieser Zeit in der Literatur zurücktrat und sich überhaupt wenig äußerte, so wirkte sie doch im Verborgenen fort in Tausenden treuer Herzen, und wie ein klarer Quell aus dem Schooße der Erde sprang sie hervor, als das Vaterland in Noth und Elend darniederlag.

Wir können nur mit Bewunderung des starken Geschlechtes gedenken, welches damals im ersten Jahrzehent unsres Jahrhunderts mit aufopfernder Vaterlandsliebe an Preußen festhielt, ihm zur Zeit seiner tiefsten Erniedrigung treu blieb, die Wiedergeburt vorbereitete und zuletzt die Freiheitskriege siegreich durchführte. Dieses ganze Geschlecht ist in friedericianischer Zeit geboren: Freiherr vom Stein 1757, Blücher 1742, Gneisenau 1760, York 1749, Scharnhorst 1756, Bülow 1755, um nur einige zu nennen. Neben ihnen erscheint eine Schaar von Dichtern und Schriftstellern, die sich mit Begeisterung an die Spitze der Nation stellt und Treue für Vaterland und Königshaus, Haß dem Unterdrücker predigt. Auch dieses streitbare Dichter- und Schriftstellergeschlecht entstammt friedericianischer Zeit: Fichte, geboren 1762, E. M. Arndt 1796, Novalis 1772, das Vierblatt Schenkendorff, Uhland, Eichendorff und Rückert ist in den achtziger Jahren geboren, ebenso Jacob und Wilhelm Grimm (1785 und 1786), und Niebuhr hat in demselben Jahre (1776) das Licht der Welt erblickt, wie H. v. Kleist, der seinen „Prinzen von Homburg“, voll der lautersten Begeisterung für

die Hohenzollern und für Preußen, zu einer Zeit schrieb, wo ihr Untergang unvermeidlich schien.

Bethätigte sich unser Nationalgefühl in den Freiheitskriegen ungleich energischer als zur Zeit Friedrichs des Großen, so erwies es sich auch als nachhaltiger auf die Folgezeit einwirkend, und vor Allem als umfassender. Kaum Ein Gebiet unseres nationalen Lebens, das nicht segensreich beeinflußt worden wäre: die Einrichtung unseres Heerwesens, die Verwaltung und Rechtspflege, wie das religiöse Leben des Volkes, die Wissenschaften, Handel und Gewerbe, die Poesie, selbst die bildende Kunst und Musik bekommen vaterländischen Charakter. Peter Cornelius' Zeichnungen zum Faust und den Nibelungen (1810) entstammen nicht minder wie C. M. v. Weber's Lieder aus Körner's Leyer und Schwert (1814) und sein Freischütz (1820) demselben Aufschwung unseres deutschen Nationalgefühls, welcher die Schöpfung der germanistischen Philologie durch die Brüder Grimm, der vergleichenden Sprachforschung durch Bopp, das Wiederaufblühen unserer vaterländischen Geschichtsforschung, das sich in den Monumenta Germaniae verkörpert, und die Neugestaltung der classischen Philologie und Alterthumswissenschaft durch Niebuhr, Welcker, Böckh und Lachmann gezeitigt hat.

Mit gutem Grunde stelle ich hier auch die Wissenschaften in die Reihe, obschon mir nicht unbekannt ist, daß man insgemein zu versichern pflegt, die Wissenschaft sei nicht von der Nationalität abhängig, und von einer nationalen Wissenschaft könne man nicht reden: denn Gegenstand und Ziel der Wissenschaft sei die Wahrheit, und die Wahrheit sei nur Eine, und was wahr sei diesseits der Vogesen, sei auch wahr jenseits derselben wie jenseits der Alpen. Auf das mir fremde Gebiet der exacten Wissenschaften mich hinüber zu wagen versuche ich nicht, aber dessen freilich bin ich sicher, daß zum wenigsten für die historisch-philologen Wissenschaften, die Nationalität ein gewichtiger Factor ist, der sich insbesondere in der Methode geltend macht. Man wird z. B. bei der Beurtheilung unserer Philosophie des nationalen Moments ebenso wenig entrathen können, wie bei unserer Jurisprudenz und etwa bei dem Versuche, Niebuhr's römische und Ranke's Weltgeschichte, Böckh's Staatshaushalt der Athener, Welcker's griechische Tragödien und Lachmann's Lucrez nach ihrer wissenschaftlichen Eigenart eingehend zu würdigen.

VII.

Man kann sagen, daß vor und während der Freiheitskriege sowie noch eine Zeit darnach Preußens und Deutschlands Interessen dieselben waren und als identisch angesehen wurden, und daß demzufolge auch das Preußische und das Deutsche Nationalgefühl zusammen gingen. Daß der Löwenantheil der durch die Freiheitskriege geforderten Opfer auf Preußen fällt, ist unbestreitbar, ebenso unwiderleglich ist, daß die Früchte des Sieges für Preußen im umgekehrten Verhältniß zu seinen Leistungen standen, und daß es beim Friedensschlusse von den Gegnern wie den Bundesgenossen auf das Schnödeste verkürzt und betrogen wurde.

Auch da und gerade da hat es sich als ein Segen erwiesen, daß das Preußische Nationalgefühl so festen Grund im Volke gefunden hatte, besonders in den arbeitsamen Schichten des Landvolks und des kleinen

Bürgerthums, sowie andrerseits im Heere und dem Beamtenstande. Diesen Kreisen vorzugsweise dankt es Preußen, daß es die Pflicht erfolgreich erfüllen konnte, sich zu der Aufgabe in sich zu stärken und zu rüsten, die es, unbeirrt durch zeitweilige Mißerfolge, als die seine erkannt hatte. Damit aber vollzog sich in der Zeit nach den Freiheitskriegen, besonders in dem Menschenalter von dem unheilvollen Jahre 1830 an, eine zeitweise Trennung von dem übrigen Deutschland, in dem allerdings die deutsch-nationale Idee weiter lebte und wirkte, nicht so aber die Einsicht, daß sie nur durch Preußen zur Verwirklichung kommen könne, und daß die beste Deutsche Politik in allewege die sei, Preußische Politik zu treiben.

Ueber ein Menschenalter hat es gewährt, bis die Stunde der Erfüllung schlug. Nach schweren Verirrungen, nach zähem Widerstreben, das sich nicht nur im übrigen Deutschland, sondern leider auch in der Preußischen Monarchie entgegenstellte, vollzogen sich die Ereignisse des Jahres 1866, und wenige Jahre darauf wurden die glorreichen Siege des Jahres 1870/71 erfochten. Heute vor siebenzehn Jahren wurde im Herzen des besiegten Landes Preußens König zum Deutschen Kaiser ausgerufen; ihm jauchzte Preußen und Deutschland zu, die Wiedervereinigten, die fortan Eines sind und bleiben sollen.

Wir, deren Leben die Mittagshöhe erreicht oder überschritten hat, haben diese unvergeßliche Zeit mit vollem Bewußtsein durchlebt und haben den gewaltigen Aufschwung des Nationalgefühls mit angesehen und an uns selbst erfahren, der damals Preußen und ganz Deutschland durchwehte und dessen Gedenken in uns nie erlöschen wird.

Aber wir haben es auch erleben müssen, daß auf die frohen Feste des Sieges und der Gründung des deutschen Reiches eine lange Reihe saurer Wochen gefolgt ist. Alte Zwistigkeiten sind wieder aufgelebt. Widerstrebende Elemente haben sich zu Parteien zusammengeschaart, von denen die Einen geradezu Gegner unseres Staatswesens sind, die Anderen aber, nicht geneigt, alte überkommene Anschauungen zu Gunsten unseres neugestalteten Staatswesens aufzugeben, im Widerspruch verharren. So fehlt uns noch immer die Einmüthigkeit, die man zu hoffen, ja zu verlangen berechtigt ist, so fehlt dem Lichte nicht der Schatten.

VIII.

Und dennoch ist unser Ausblick auf die Zukunft hoffnungsvoll und zuversichtlich, wenn wir unser heutiges Nationalgefühl mit dem vergangener Zeiten vergleichen.

Unsere verbündeten deutschen Staaten sind zu neuer Kraft und gesundem Leben erwacht, und in diesem Bewußtsein ist ihr altes Mißtrauen gegen Preußen erloschen, „denn wer sich selbst vertrauen kann, der hat Freude an der Stärke des Anderen.“ Unserem Herrscher und unserer preußischen Monarchie wird neidlos die Stellung zuerkannt, die ihnen gebührt; es lebt heute keiner mehr in Deutschland, der nicht wüßte, was wir Preußen verdanken und was wir wären ohne Preußen. Durch unser Bündniß mit Oesterreich sind selbst die Stammgenossen, welche politisch von uns getrennt sind, zu Schutz und Trutz mit uns vereinigt, und der Deutsche Gedanke, der so lange in der Irre gewandelt war, hat jetzt Verwirklichung gefunden.

Unser Nationalbewußtsein erscheint jetzt tiefer und sicherer gegründet, als je zuvor; der Deutsche ist sich mit Stolz dessen bewußt, was er besitzt, und umfaßt mit treuer Liebe und Ehrfurcht Kaiser und Reich, die seine Söhne, seine Brüder, seine Väter mit ihrem Blute haben gewinnen helfen. Mehr als früher wendet er sich vom Fremden ab; er sucht von Sprache, Sitte, Lebensführung und Gestaltung seines Hauses das Fremdartige fern zu halten und freut sich der Rückkehr zum Brauche der Vorväter. Es ist nicht zufällig, daß das deutsche Haus sich jetzt mit dem Geräth der Vorzeit zu schmücken liebt, und es hat guten Sinn, wenn die deutschen Eltern sich jetzt bei der Taufe ihrer Kinder des Schatzes unserer edlen deutschen Rufnamen erinnern und die von fremden Nationen zusammengeborgten verschmähen, guten Sinn auch, wenn man jetzt überall beflissen ist, unsere Muttersprache von den Schlacken überflüssiger Fremdworte zu reinigen. Mag auch, wie unvermeidlich, in solchen Bestrebungen die gute Absicht oft größer sein als der Erfolg und vor Allem als der Geschmack, so sind sie doch als ehrliche Aeußerungen nationaler Empfindung werthvoll und verdienen unsre Zustimmung. Wir müssen nur in ihnen den Willen erkennen, unser gesammtes Leben in Deutschem Sinne einheitlich zu gestalten.

Wohin wir schauen, begegnen wir den Aeußerungen eines gekräftigten Nationalgefühls. Die Pflege unserer einheimischen alten Meister der Tonkunst, vor Allem J. Seb. Bach's, das wachsende Studium der Werke unsrer nationalen Architectur, Malerei und Plastik mögen uns ebenso als Beweis dafür erscheinen, wie der Beifall, den Richard Wagner's Musikdrama in weiten Kreisen gefunden hat und noch findet. Im Drama und Lustspiel freilich scheint unsre Bühne für diese Bewegung leider noch immer ziemlich unzugänglich, und wir können es nur beklagen, daß sie das moderne ausländische Stück vor den dramatischen Meisterwerken unsrer und der uns innerlich verwandten englischen Literatur bis jetzt noch bevorzugt.

Aber auch hier wird das vaterländische Element dereinst zu Ehren kommen, wie es in unsrer Literatur bereits eine hervorragende Stelle einnimmt. Uns Allen sind die Namen und Werke derer vertraut, welche, jeder nach seiner Eigenart, sei es die Gegenwart, sei es die Vergangenheit unserer Nation aufsuchend, in ihren Schöpfungen die frohe Botschaft von der Herrlichkeit germanischen Volksthumes verkündigt haben und, wie wir hoffen, noch lange verkündigen werden!

IX.

So sind wir dessen gewiß, daß unser Nationalbewußtsein einen Niedergang nicht zu befürchten haben wird, vor Allem auch um deswillen nicht, weil wir glauben, des heranwachsenden Geschlechts sicher sein zu dürfen.

Und hier wende ich mich vor Allem an Sie, meine Herren Kommilitonen! Sie kennen das Wort, daß die Zukunft der Jugend gehört. Aber es ist Ihnen gesagt, nicht um Sie zu unzeitigem Hochmuth zu verleiten, sondern als ernste Mahnung.

In seinem Leben des Demosthenes geht Plutarch von dem alten Spruche aus: „*χρῆναι τῷ εὐδαίμονι πρῶτον ὑπάρξαι τὴν πόλιν εὐδόκιμον*: um glücklich zu sein, sei vor Allem das nothwen-

dig, daß man sein Vaterland in Ehren stehend wisse." Ihnen ist das im vollsten Maße beschieden. Was Ihre Vorväter ersehnt, wofür Ihre Väter und Brüder gekämpft haben, der Besitz eines starken einigen Vaterlandes: Ihnen ist er in die Wiege gelegt worden.

Allein es ist mit Recht gesagt worden: „was man hat, verliert an Werth, der Besitz macht gleichgiltig", und darum beherzigen Sie auch die Mahnung, die unser Reichskanzler an diese Worte geknüpft hat, und geben Sie sich dem Wahne nicht hin, „als ob ohne eigne und patriotische und selbstlose Hingebung für das Vaterland je eine Nation die Wohlthaten, deren sich jetzt der Deutsche nach langer Entbehrung erfreut, sich auf die Dauer bewahren könnte."

Das Studium der Wissenschaft, die Sie sich in freiem Entschlusse erwählt haben, erfordert den ganzen Menschen. Nur wer dies beherzigt, darf hoffen, daß die kurzen Universitätsjahre ausreichen werden, ihn für Beruf und Leben auszurüsten. „Schweiß ist der Preis der Tugend, und nicht der Besitz der Kraft, sondern ihre Anstrengung giebt den Werth." Und Sie werden nie vergessen, daß jeder Beruf, welchen Sie auch ergreifen mögen, Sie in den Dienst des Vaterlandes stellt, und daß es von Ihnen fordert, ihm dereinst als gottesfürchtige, pflichttreue und beharrliche Männer zu dienen. Zum Gehorsam gegen den König und die Gesetze des Landes wollen Sie sich erziehen. Halten Sie sich stets dabei gegenwärtig, daß freiwillige und mit klarem Bewußtsein übernommene Pflichterfüllung der Inhalt Ihres Lebens sein soll, erachten Sie sich stets für zu vornehm, als daß Sie sich mit einer lässigen und bequemen Leistung der Ihnen übertragenen Aufgabe begnügen möchten. Sorgen Sie für die Ausbildung Ihrer Persönlichkeit, stählen Sie Ihren Willen, vor Allem durch die mannhafte Tugend der Selbstverleugnung, bilden Sie Jeder nach Vermögen die Kräfte aus, die Gott in Sie gelegt hat.

Sie Alle, soweit Ihnen körperliche Rüstigkeit verliehen ist, erwartet die Ehre, des Königs Rock zu tragen, und Sie werden diese Ehre, mit Gott für König und Vaterland die Waffen zu führen, hoch halten. Sie werden in dieser heilsamen Zucht lernen zu gehorchen und das fast noch Schwerere, zu befehlen — wie bescheiden auch das Gebiet sein mag, für welches Ihnen volle Verantwortung übertragen wird.

Freuen Sie sich Ihrer Jugend und Ihrer Freiheit: Sie wissen, daß Niemand Ihnen das verkümmern mag und daß selbst jugendlicher Uebermuth nicht härter beurtheilt wird, als er es verdient. Aber gerade deshalb werden Sie auch die Grenze nicht überschreiten, die ihm gezogen ist; Sie werden sich davor bewahren, Zeit und Kraft in inhaltslosen Nichtigkeiten zu vergeuden, und selbst die hellen Stunden Ihrer Jugendfröhlichkeit werden unter der Mahnung des alten Wortes stehen: Pro patria est, dum ludere videmur!

So werden Sie das in sich behüten, was zu den edelsten Gütern des Menschen gehört: die Fähigkeit, stark zu empfinden, und Sie werden vor der Schwäche bewahrt bleiben, die uns Deutschen so leicht verhängnißvoll wird, und durch welche so Viele der Gottesgabe nicht froh werden können, weil sie beflissen sind, an dem Großen und Guten, das wir besitzen, Flecken aufzusuchen. Wenn es wahr ist, daß der Zweifel der Anfang der Weisheit ist, so ist es nicht minder wahr, daß er nicht der Weisheit Ende, nicht ihr Zielpunkt sein kann, daß vielmehr alle

wahrhaft erhaltende und schöpferische Thätigkeit auf ehrlicher Liebe und selbstloser Hingebung beruht.

Halten Sie daran fest, so wird Ihnen nichts die Bewunderung der großen Männer verkümmern können, die uns geschenkt sind und der edlen Güter, die wir unser eigen nennen.

Das nationale Ideal
als
sichtbare und wirksame Standarte
für
Regierung und Volk, für Religion und Moral, für Mann und Frau, für Jung und Alt.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft.
Schiller.

I. Nothwendigkeit einer solchen Ausgestaltung.

Es gab eine Zeit, in welcher die nationalen Ideale bei uns ganz erloschen waren, und selbst die ersten Männer und verdientesten Namen unserer nationalen Entwickelung, wie Lessing und Goethe, kein Nationalgefühl empfanden, also in ihrer Eigenschaft als Lehrer und Bildner des deutschen Volkes das nationale Ideal nicht als sichtbare und wirksame Standarte entfalten konnten.

Diese „schreckliche, weil kaiserlose Zeit" ist glücklich überwunden. Die Deutschen haben und fühlen sich wieder im Besitze eines Vaterlandes. Die deutschen Nationalideale, in der Uebergangszeit von Fichte bis Bismarck nur von platonischer Existenz, ruhen seit 1866 auf einem realpolitischen Untergrunde. Kaiser Wilhelms leuchtende Gestalt hat den Kyffhäuserschatten Barbarossa's erlöst und versöhnt. Was ein schöner Traum der Dichter und Patrioten der Vergangenheit war, ist ein starkes Besitzthum der Staatsmänner und Staatsbürger der Gegenwart geworden. Die vaterländische Empfindung, lange Zeit todt, ist überall, wo Deutsche wohnen, zu wirklichem Leben erwacht und zu einer nationalen Kraftquelle erstarkt. Ja, dieses patriotische Gefühl fängt an, sich so mächtig und thatsächlich zu offenbaren, daß es selbst in Deutschland schon oft als lästig empfunden, und als gefährlich, nämlich als roh und chauvinistisch, verdammt wird.

Der wahre Vaterlandsfreund läßt sich durch die letztere Anklage nicht zu zornigen Gegenanklagen hinreißen, sondern eingedenk der schlimmen, berserkerartigen Bestandtheile des deutschen Nationalcharakters, und Angesichts der häßlichen Auswüchse des Patriotismus in Frankreich und Rußland, zu einer Vertiefung und idealeren Gestaltung seiner nationalen Empfindungen auffordern. Ganz ohne Zweifel kann wie jedes schöne Gefühl auch die nationale Leidenschaft ausarten, und, wie das selbst auf religiösem Gebiete so häufig schrecklich hervortrat, zu einem entsetzlichen Zerrbild des Ideals herabsinken.

Gerade uns Deutschen wurden die Auswüchse und Uebertreibungen des französischen Nationalsinnes häufig genug gefährlich, und weil sie neuerdings in Gestalt des Rachefiebers sogar eine beständige Kriegsgefahr erzeugten, könnten wir bei uns leicht zu der Annahme verleitet werden, der patriotische Ehrgeiz eines Volkes sei für den Weltfrieden und die Cultur des eigenen Volkes doch besser von schläfriger Beschaffenheit wie ehemals der deutsche, als von so feuriger wie der französische. Wie in allen Abwägungen zwischen Gut und Böse, zwischen Vortheil und Nachtheil, muß man auch in dieser Frage eine Bilanz machen, bevor endgültig festzustellen ist, ob ein heißer Nationalsinn einem Volke auf die Länge der Zeit mehr zum Heil oder zum Unheil ausschlägt. Die Lehren der französischen und deutschen Geschichte gereichen der matten, leidenschafts- und ehrgeizlosen Vaterlandsliebe jedenfalls nicht zur Verherrlichung. Frankreich verdankt dem nationalen Ehrgeiz und dem patriotischen Glauben seiner Bevölkerung so unendlich viel, und Deutschland hat auf den Mangel an diesem Ehrgeiz und Glauben so viel Schande und Elend zurückzuführen, daß man unbedenklich sagen kann: wenn man die Wahl hat zwischen einem feurigen und matten nationalen Familiensinn und patriotischen Ehrgeiz, so wird man sich unbedenklich für den lodernden und nicht für den schläfrigen erklären dürfen.

Während in Frankreich der gegen Deutschland gerichtete Rachegedanke zu einer nationalen Leidenschaft von Jung und Alt, von Mann und Frau, von Hoch und Niedrig geworden ist, verursacht diese wahrhaft unheimliche Thatsache in Deutschland so gut wie gar keine Aufregung. Und während sich in Frankreich das Volk nicht darauf beschränkt, das Werk der Rache seiner in militärischen Anspannungen und Ausrüstungen gewiß nicht müßigen Regierung zu überlassen, sondern im Gegentheil jeder Franzose und jede Französin glaubt, die Regierung auf jede Weise in jenem Punkte ergänzen, antreiben, unterstützen zu müssen, überläßt das deutsche Volk das Werk der Abwehr mit unbedingter Sorglosigkeit der Regierung: derselben Regierung, die ein großer Theil dieses Volkes (die Sozialdemokraten unbedingt) durch unliebsame Kritik und Verkürzung des Militäretats in jenem Vertheidigungswerke zu hemmen, noch jeden Tag einen scheinbar unausrottbaren Kitzel verspürt.

Viele Zeitungen scheinen von der patriotischen Ungeheuerlichkeit dieses Verhältnisses ein dunkles Gefühl, einen Anflug von Gewissensnoth zu besitzen. Um diese vaterländische Empfindung zu beschwichtigen, redet man sich ein, daß die französischen Apostel des Rachegedankens „scandalsüchtige Dunkelmänner“ seien, von denen Notiz zu nehmen, der Würde des deutschen Volkes zuwiderlaufe. So fertigte eine große deutsche Zeitung den gegen den deutschen Turnverein gerichteten Ausbruch der französischen Volkswuth am 12. September 1882 mit folgenden, für die Trägheit des deutschen Patriotismus charakteristischen Worten ab: „Die Beleidigung ist mit der Verachtung behandelt worden, welche sie verdiente. Der deutsche Name ist viel zu geachtet, viel zu werthvoll, als daß er durch solche Personen geschädigt oder auch nur angetastet werden könnte. Deutschland hat gezeigt, daß es zwischen einem seine Sicherheit gefährdenden Friedensbruch und den Prahlereien scandalsüchtiger Dunkelmänner zu unterscheiden weiß.“

Ist dieser Standpunkt der Verachtung vielleicht doch bloß ein

Standpunkt der Gedankenlosigkeit und der patriotischen Gleichgültigkeit? Handelt es sich in Frankreich wirklich nur um einige Dunkelmänner, und nicht um eine wahrhaft dämonische Volksleidenschaft? Und bedroht eine solche Lage unsere Sicherheit nicht ärger als im Jahre 1870, da sie heute mächtiger ausgerüstet und zudem vorsichtiger ist als damals?

Man vergegenwärtige sich in Deutschland doch den Aufruf der französischen Patriotenliga, und zwar nicht einmal und flüchtig, sondern häufig und gründlich. Derselbe lautet:

„Die Liga der Patrioten hat zum Zweck die Verbreitung und Entwickelung der patriotischen und militärischen Erziehung, die durch das Buch, den Gesang und das Scheibenschießen und das Turnen erfolgt. Eine Subscription ist eröffnet. Da es darauf ankommt, daß jeder Patriot seinen Namen in der Liga einträgt und nach Maßgabe seiner Mittel an dem Werk nationaler Erhebung und Sammlung mitwirkt, werden Beiträge von 25 Centimes ab angenommen. Es handelt sich darum, eine Bewegung zu schaffen, welche dem Vorwurf der Gleichgültigkeit ein formelles Dementi entgegensetzt und den klaren Beweis des Patriotismus des Landes liefert. Die gesammelten Beiträge sollen verwendet werden: 1) zum Ankauf, der Veröffentlichung und Versendung von patriotischen Mittheilungen, Gesängen und Bildern; 2) zum Ankauf von Waffen für Scheibenstand und Exerciren, sowie für Turngeräthschaften; 3) zur Unterstützung und Bildung von Turn-, Schützen- und Fechtclubs, Singvereinen, Hülfsvereinen u. s. w.; 4) zur Gründung von öffentlichen Vorlesungen und zur Organisation patriotischer Feste.

Indem wir diesen Aufruf an jeden guten Willen im Lande machen, bezweckt die Liga nicht nur die nöthigen Geldmittel zu sammeln; sie will auch in gemeinsamer Hoffnung über den Parteien und in dem obersten Interesse des Vaterlandes sammeln, was es Französisches in Frankreich giebt.

Das Comité:

Präsident: H. Martin von der Akademie, Senator. Vizepräsidenten: General Lecointe, Gouverneur von Paris und Vizeadmiral Pothuau, Senator. Mitglieder: Alfred Mézières von der Akademie, Deputirter, Edmund Turquet, Deputirter, Buisson, Director der Elementarunterrichtsanstalten, O. Fribourg, Director des Personals der Posten und Telegraphen, Fery d'Escland, Rath an der Rechnungskammer, Barbaroux, Rath am Pariser Appellhof, Bessand, Präsident der Pariser Handelskammer, Sansboeuf, Präsident der Turnvereine, Vignat, Präsident der Schützengesellschaften, Ricquier, Präsident der Gesellschaften für patriotische Vorträge, Fretto, Mitglied der militärischen Prüfungscommission, Antonin Mercié, Jules Massenet vom Institut, Alphonse d'Neuville, Eduard Detaille, Generalsecretär Louis d'Hurcourt, Redacteur des „Drapeau". Secretäre: Ferdinand Meyer, Ducret, Redacteur des „Gymnaste", Paul und Charles Leser, Redacteure des „Alsacien Lorain". Schatzmeister Auguste Juge, Gehülfe Brunet. Delegirter Paul Deroulède".

Soweit ein historisches Actenstück, welches wahrlich nicht von Dunkelmännern ausgeht, und auch nicht auf Prahlerei, sondern auf tiefster nationaler Erregung beruht. Selbst Paul Deroulède ist kein Dunkelmann; sein tolles Cannibalencredo hat ein nach Millionen

zählendes und fanatisch gläubiges Publikum. Er ist der poetische Abgott der reorganisirten Armee. Seine racheschnaubenden Theaterstücke gestalteten sich zu einem militärisch-chauvinistischen Ereignisse; seine Soldatenlieder wurden in dreimalhunderttausend Exemplaren abgesetzt.

Er ist also kein Dunkelmann, sondern die Verkörperung der mächtigsten Volksleidenschaft Frankreichs, welche, da sie gegen Deutschland gerichtet ist, wohl die Frage stellen läßt, ob der deutsche Patriotismus dieser unheimlichen Thatsache gegenüber seine Schuldigkeit thut?

Wir verneinen diese schicksalsschwere Frage in der allerbestimmtesten Weise, und nicht nur in soweit, als es sich um die von Frankreich und Rußland drohenden Kriegsgefahren, sondern auch um die ebenso großen Gefahren handelt, welche dem Deutschthum im Ausland durch eine systematische Zurückdrängung, und im Inlande durch systematische Ausrottung deutschen Wesens, deutscher Tugenden drohen. Aber gerade weil wir dieses thun, fühlen wir uns um so stärker verpflichtet, vor Ausartungen des deutsch-nationalen Gefühls zu warnen und darauf zu bestehen, daß wir in Deutschland viel deutlicher, bewußter und fester als seither das nationale Ideal wie eine sichtbare und wirksame Standarte gestalten und in allen Lebenslagen gebrauchen.

In ähnlicher Weise wie dem einzelnen Menschen-Individuum, sind auch den Völker-Individuen von der göttlichen Vorsehung besondere Gaben, und eben dadurch besondere Culturaufgaben verliehen worden. Den Germanen ist der Besitz besonderer Volkseigenschaften schon von Tacitus bezeugt worden. Von da ab setzt die Geschichte Europa's diese Zeugnisse fort. Es sind gute und schlimme, fast immer aber starke Eigenschaften, welche seit 2000 Jahren unter den Germanen hervortreten. Die guten Eigenschaften erwiesen sich als unversiegliche Kraftquellen der christlichen Civilisation, die schlimmen häufig genug als Klippen der deutsch-nationalen Staatsentwicklung. Unter Kaiser Wilhelm trat ein geschichtlicher Wendepunkt ein, welcher sich als Zusammenfassung der deutschen Tugenden unter gleichzeitiger Zurückdrängung deutscher Untugenden und Unarten characterisirte. Wie sich dieses culturhistorische Entwicklungsbild in den Augen des Auslandes 1870 darstellte, muß von den Deutschen selbst festgehalten werden, weil sich in diesem Bilde das deutsch-nationale Ideal als Culturstandarte abspiegelt.

Carlyle, der große Engländer und Freund Goethe's, gab im October 1870 in der „Times“ eine historische Darstellung der französisch-deutschen Beziehungen seit 400 Jahren, die mit den Worten schloß:

„Daß das edle, geduldige, fromme und solide Deutschland endlich geeinigt, zu einer Nation verschmolzen und Königin des Continents werden sollte an Stelle des windigen, ruhmsüchtigen, gesticulirenden, streitsüchtigen, ruhelosen und allzu empfindlichen Frankreich, scheint mir die hoffnungsvollste politische Thatsache zu sein, die zu meiner Zeit stattgefunden hat.“

In unseren Aufsätzen über „Die moderne Staatskunst“ waren wir bemüht, die hohen Maßstäbe Carlyle's zur Geltung zu bringen. Wir gelangten zu dem Ergebniß, daß seit 1870 wohl die großen Männer an der Spitze unseres Staatswesens, nicht aber das deutsche Volk selbst, die einzelnen Volksclassen, die idealen Erwartungen Carlyle's recht-

fertigten. Diese Thatsache ist immerhin mehr erfreulich als unerfreulich.*) Einzelne große Männer können auf den Grundlagen ihrer großen Individual-Begabung, getragen von weltgeschichtlichen Verhältnissen, emporgehoben durch nationale Aufgaben, und auf dieser Höhe festgehalten durch die Moral und Logik der Thatsachen, so ideale Erwartungen voller verwirklichen, nicht aber ein ganzes Volk. Das würde das größte aller Wunder sein. Als Professor Dr. Nietzsche in Basel vor zehn Jahren den vielfach angefochtenen Satz entwickelte, daß die Cultur keine andere Aufgabe habe, als einzelne große Männer hervorzubringen, gelangten wir bei einer Besprechung dieser Auffassung zu folgendem Schlusse: „Wenn große Männer, wie Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck, den Extract ganzer vorbereitender Culturepochen in sich darstellen, und wenn diese zusammengefaßten Kräfte dann in ihrer Zeit alle äußeren Bedingungen und Werkzeuge zur Entfaltung ihres Heldenthums vorfinden, so haben wir es nicht mehr mit Personen, sondern mit neuen Culturabschnitten zu thun.

Die Menschen vor und neben ihnen vergeben in dieser Betrachtung ihrer Einzelwürde nichts, wenn sie ihre Aufgabe darin erblicken, den Gottgesandten die Wege zu bereiten, und ihre Kraft den großen Führerkräften hinzuzufügen, damit sich voll erfülle, was die Vorsehung beabsichtigte, als sie diese außerordentlichen Menschen berief.

Sind uns diese Absichten auch in ihrem ganzen Umfange und ihren letzten Zielen nicht offenbar, so leuchtet doch eine Absicht und wahrscheinlich nicht die am wenigsten hohe und edle aus dem Dunkel, womit sich die Vorsehung umhüllt, strahlend hervor: Der Zweck, daß mit den neuen großen Menschen ein neuer großer Maßstab geboren wurde für ferneres menschliches Thun und Lassen; daß die neuen großen Menschen für vielerlei menschliche Verhältnisse neue Erzieher und Bildner, neue Lehrer und Zuchtmeister seien und werden.“

Seit wir diese Worte schrieben, sind über 10 Jahre verstrichen. Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck benutzten diesen Zeitraum zu neuen Erweisungen ihrer weltgeschichtlichen Sendung. Fürst Bismarck konnte am 6. Februar 1888 im deutschen Reichstag eine Rede halten, welche ohne alle Ruhmredigkeit in der monumentalen Sprache der Thatsachen vor der Mit- und Nachwelt den Nachweis liefert, daß die deutsche Staatskunst hinter den idealen Maßstäben Carlyle's aus dem Jahre 1870 nicht zurückblieb. Dasselbe wurde noch monumentaler bestätigt, als vier Wochen später Kaiser Wilhelm aus dem Leben schied, und aus aller Welt Trauerkundgebungen hervortraten, die noch mehr der sittlichen, als der politischen Größe dargebrachte Huldigungen waren. Hier wurde in thatsächlichster Weise die von Carlyle verherrlichte deutsche Cultur- und Weltmission anerkannt und gutgeheißen. Nun ist aber aus den Daseinsbedingungen dieser idealen Weltaufgabe auf's deutlichste abzuleiten, und die von Carlyle benutzten Begründungsworte liefern dazu den handgreiflichen Schlüssel, daß die deutsche Cultur- und

---

*) Fichte sagt in der ersten seiner „Reden an die deutsche Nation“: „Ein Volk kann durchaus verdorben sein, d. h. selbstsüchtig, denn die Selbstsucht ist die Wurzel aller anderen Verderbtheit, — und dennoch dabei nicht nur bestehen, sondern äußerlich glänzende Thaten verrichten, wenn nur nicht seine Regierung eben also verdirbt.“

Weltmission nicht fortgeführt werden kann, wenn sich das deutsche Volk nicht bewußter und vollkommener in den Dienst derselben stellt, oder mit anderen Worten, wenn das nationale Ideal nicht ganz systematisch zu einer sichtbaren und wirksamen Standarte für Regierung und Volk, für Staatsdiener und Volksvertretung, für Religion und Moral, für öffentliches und Familienleben, für das wissenschaftliche und körperliche Erziehungswesen, für Mann und Frau, für Jung und Alt wird.

Die von den großen Männern an der Spitze unseres Staatswesens aufgebrachten großen Maßstäbe bürgerten sich noch nicht bei uns ein, ja ihre Einbürgerung stößt auf Hindernisse, die nur die Volksentwicklung beseitigen kann.

Das religiöse Beispiel der großen Männer z. B. findet keine Nachahmung, sondern eine systematische Gegenwirkung in der Nation.

Die kaiserliche Botschaft vom 17. Nov. 1881 wurde bis heute nicht einmal äußerlich, noch weniger aber in ihrem eigentlichen Sinne, die allgemein anerkannte Fahne der Sozialreform.

Die Mahnungen Kaiser Friedrich's vom 12. März 1888 zur Gottesfurcht und Einfachheit verhallten wirkungslos, und sie werden fernerhin ohne Wirkung bleiben, wenn sie im Volksgemüthe keine tiefgehenden Wandlungen und Entschlüsse erzeugen.

Zu der von Kaiser Friedrich allen Bestrebungen für Milderung sozialer Mißstände zugesicherten Staatsunterstützung fehlen gegenwärtig sogar noch die zeitgemäßen Gelegenheiten, denn alle, seither im Volke zu Tage getretenen Bestrebungen genügen den Anforderungen der heutigen sozialen Frage nicht im allerentferntesten, wie das „Deutsche Adelsblatt" seit Jahren unaufhörlich nachgewiesen hat.

Das in der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 bezeichnete wirthschaftliche Nationalideal kann nur zur Ausgestaltung gelangen, wenn unser ganzes Volk von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß das wirthschaftliche „Gehenlassen", das Manchesterthum, zum deutschen Wesen in einem feindlichen Gegensatz steht, nämlich Eigenschaften erfordert, welche nicht zu denjenigen guten Eigenschaften der deutschen Volksnatur gehören, auf welchen das moralische Uebergewicht der Germanen beruht: nämlich Treu und Glauben, Hochherzigkeit und Vertrauensseligkeit, Verschmähung von List und Tücke. Wo germanische Völker das Manchesterthum als Wirthschaftssystem annehmen und ausüben, richten sie ihr eigenes Staatswesen, ihre Volkssitten und Volkstugenden zu Grunde, während sie gleichzeitig bei fremden Völkern die germanische Cultur- und Weltmission in Mißcredit bringen.

Fichte erwartete 1808 in seinen „Reden an die deutsche Nation" alle Rettung für die Welt von einem Aufschwung des deutschen Geistes, und er schloß die vierzehnte Rede mit den Worten: „Wenn diese Erwartung versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung." Auch heute befinden wir uns wieder in einer Weltkrisis. Es drohen äußere und innere Kriege von wahrscheinlich furchtbarer Art. Das Deutschthum in jeder Gestalt ist bedroht, aber auch das Deutschthum in jeder Art zu Rettungswerken berufen. Der Geist Fichte's muß zur sittlichen Aufregung des Volksgemüths von Neuem beschworen werden, damit die von den großen Männern an der Spitze unseres Staatswesens aufgebrachten neuen nationalen Maßstäbe als nationale Ideale tiefere Wurzel fassen und von

Innen aus Leben, Kraft und Licht spenden, zunächst aber äußerlich dem ganzen Volke als sichtbare und wirksame Standarten vor Augen rücken.

Aus diesem Grunde sollte, wie zur Franzosenzeit der Tugendbund, heute

ein deutsch-nationaler Culturbund

in's Leben gerufen werden, dessen Aufgabe darin zu bestehen hätte, eine solche nationale Standarte zu entfalten, nämlich jedem Stand, jeder Thätigkeit ein Bild derjenigen Gestaltungen zu Gesicht zu bringen, welche das nationale Ideal erfordert. Wir würden die berechtigten und guten National-Ideale viel genauer wie jetzt kennen lernen, viel kräftiger wie jetzt ihre Verwirklichung betreiben und ihre Ausartung verhüten können, wenn ein solcher Verein dem deutschen Volke zunächst im Geiste Fichte's und Carlyle's ausgearbeitete Bilder vorführen wollte

eines deutsch-nationalen Regierungs-Ideals,
" " Wirthschafts-Ideals,
" " Einigkeits- und Einheits-Ideals,
" " Beamten- und Parlaments-Ideals,
" " Schul-, Bildungs- und Kunst-Ideals,
" " Religions-Ideals,
" " Sitten- und Familien-Ideals,
" " Frauen-, Männer- und Jugend-Ideals,
" " Adels-Ideals,
" " Priester-, Lehrer- und Offizier-Ideals.

Die Leser des „Deutschen Adelsblatts" wissen bereits, was uns im Allgemeinen bei Aufzählung dieser deutschen National-Ideale vorschwebt. Im Einzelnen werden wir noch darauf zurückkommen. Um uns vor Mißverständnissen aber schon heute zu schützen, wollen wir für einige Punkte unsern Gedanken bereits an dieser Stelle besonders andeuten.

Als „Religions-Ideal" schwebt uns der Ausspruch Schelling's vor. „In Deutschland müssen sich die Geschicke des Christenthums entscheiden, und dazu bestimmt zu sein, den geistigen Kampf für das Christenthum durchzuführen, ist erst die wahre Ehre unserer Nation."

Beim „Priester-Ideal" denken wir an Pastor Oberlin.

Beim „Beamten-Ideal" denken wir an den Fürsten Bismarck, an Justus Möser, den Reichsfreiherrn vom Stein und den Oberpräsidenten von Vincke.

Beim „Adels-Ideal"*) pflichten wir Carlyle bei, wenn er, einen guten Adel fordernd, sagt: „Von Gespenstern und Vogelscheuchen freilich will man sich nicht führen lassen." ... „Darin, daß man wacker für Andere arbeitet und leidet, liegt der Adel, nicht aber darin, daß man träg für sich Andere leiden läßt. Der Anführer der Menschen ist der, welcher vor der vordersten Reihe der Menschen steht, der Gefahr trotzt, vor welcher alle Anderen zurückschrecken und welche, wenn sie nicht besiegt wird, die Anderen verschlingt.

Jede edle Krone ist eine Dornenkrone und wird es auf Erden stets sein. Warum galt der heidnische Herkules für einen Helden? Weil er

*) Das „Deutsche Adelsblatt" predigt seit seinem Bestehen das „Noblesse oblige" ganz im Carlyle'schen Geiste. Derselbe Geist führte auch zur Begründung der „Deutschen Adelsgenossenschaft". R. v. M.

nemäische Löwen erlegt, die Ställe des Augias gereinigt und zwölf Arbeiten verrichtet hatte, die nur für einen Gott nicht zu schwer waren.

In der modernen sowohl wie in der alten und jeder anderen Gesellschaft haben die Aristokraten oder die, welche sich die Functionen einer Aristokratie anmaßen — mögen sie dieselben erfüllen oder nicht — den Ehrenposten eingenommen, welcher auch zugleich der Posten der Schwierigkeit, der Posten der Gefahr, — ja des Todes ist, wenn die Schwierigkeit nicht überwunden wird. Il faut payer de sa vie. Warum ward uns unser Leben gegeben, wenn nicht, daß wir es muthig und männlich wieder hingeben sollen? Steige herab, o aufgeblasener Müßiggang; verlaß deine weichen Kissen; lerne, was Unglückliche fühlen und wie denselben abzuhelfen ist! Der Czar von Rußland ward ein bestäubter fleißiger Schiffszimmermann, arbeitete mit seiner Axt auf den Werften von Saardam, und sein Ziel war klein gegen das deine. Steige auch du herab: befreunde dich mit diesem entsetzlichen „lebendigen Chaos von Unwissenheit und Hunger“, welches sich zu deinen Füßen wälzt, sage: „Ich will dich heilen oder zuerst darin sterben.“

Dies ist das eigentliche und wahrhafte Gesetz. Ueberall und stets muß der Mensch „mit seinem Leben bezahlen“, er muß, wie der Soldat, sein Werk auf Kosten seines Lebens verrichten.

Pergamente? Pergamente sind verehrungswürdig, aber sie müssen stets so viel als möglich Schrift der diamantenen Tafel repräsentiren; außerdem sind sie nicht so ehrwürdig. Benedict, der Jude, schützte vergebens Pergamente vor; seiner Wucherthaten waren zu viele. Der König sagte: „Geh, geh; trotz all' deiner Pergamente sollst du doch gerechte Schuld bezahlen; weg mit diesem Zeuge oder sieh hier diese Zahnzange!“ Die Natur, ein weit gerechterer Monarch, hat eine weit schrecklichere Zange. Aristokraten, wirkliche sowohl als eingebildete, erreichen eine Zeit, wo alles Geltendmachen von Pergamenten ihnen nichts mehr nützt. „Geh, geh; trotz all' deiner Pergamente sollst du gerechte Schuld bezahlen!“ schreit das Weltall auf nachdrückliche Weise ihnen zu. Sie weigern sich zu bezahlen und schützen vertrauensvoll ihr Pergament vor, und siehe, ihr bester Schneidezahn wird unter furchtbaren Schmerzen ihnen aus der Kinnlade gerissen. Willst du nun bezahlen? Ein zweiter Zahn wird wieder unter furchtbaren Schmerzen ausgerissen, ein dritter und ein vierter, und wenn es sein muß, sämmtliche Zähne und das Leben dazu!

Reformbills, Aufhebung der Getreidegesetze u. s. w. u. s. w. — ein Zahn nach dem andern — Mylords und Gentlemen, es wäre besser für sie, wenn sie aufstünden und anfingen ihr Werk zu verrichten, anstatt dazusitzen und sich auf Pergamente zu berufen.“

Beim „Sitten-Ideal“ denken wir an die von Tacitus verherrlichte Keuschheit der alten Germanen. Die Verwirklichung dieses National-Ideals setzt aber das nationale Wirthschafts-Ideal voraus, weil das gegenwärtige Wirthschaftssystem einen großen und augenscheinlich steigenden Theil des deutschen Volkes zu wirthschaftlichen Heloten macht und schon deshalb zu Opfern auch des sittlichen Elends.

So viel heute nur andeutungsweise zur vorläufigen Begründung unseres Wunsches, daß ein „Deutsch-nationaler Culturbund“ in's Leben gerufen werde, um das nationale Ideal als sichtbare und wirksame Standarte zu gestalten, und für alle Berufsstände und Thätigkeiten

wirklich einzubürgern. An diesem nationalen Werke sollten sich alle Vaterlandsfreunde ohne Unterschied der Partei betheiligen, besonders auch diejenigen, welche in den seitherigen Offenbarungen des deutschen Nationalgefühles bereits Anzeichen von idealwidriger Ausartung zu erblicken glauben. Zerrbilder lassen sich nicht verhüten durch Fernhaltung, sondern nur durch Einbürgerung von Idealbildern.

Berlin, 27. Mai 1888.

II. Die tiefere Befruchtung des nationalen Untergrundes.

„Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, welche diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen haben!"

Fürst Bismarck bei Moritz Busch.

Die allgemeine Nothwendigkeit einer tieferen Befruchtung des nationalen Untergrundes sowie einer bestimmteren Gestaltung der nationalen Bildungsideale hat der unseren Lesern bereits mehrfach vorgeführte Geistliche, Professor Dr. Schmidt=Warneck, überzeugend dargethan, und zwar in den Schriften:

1. Die Volksseele und die politische Erziehung der Nation (Berlin 1884).
2. Die Soziologie Fichte's (Berlin 1884).
3. Die Nothwendigkeit einer sozialpolitischen Propädeutik (Berlin 1885).

Diese drei inhaltreichen und in hohem Maße zeitgemäßen Bücher empfehlen wir allen Freunden eines wirklichen deutschnationalen Aufschwungs hierdurch wiederholt auf's wärmste. Gleichzeitig empfehlen wir ihnen aber auch ebenso warm, sich bei dieser Gelegenheit einmal wieder die gemeinverständlichen Schriften des großen Nationalhelden Fichte in Erinnerung zu bringen, jedenfalls aber die beiden Fichte'schen Schriftchen:

„Reden an die deutsche Nation" und
„Der geschlossene Handelsstaat".

Dieselben kosten in der Reclam'schen Ausgabe zusammen nur 60 Pfennige.

Damit unsere Leser sogleich eine lebhaftere Empfindung davon bekommen, wie Dr. Schmidt=Warneck dazu gelangte, für seine nationalen Erziehungsbestrebungen auf Fichte zurückzugehen, schicken wir hier diejenige Stelle aus dem Noack'schen Buche über Fichte*) voraus, welche über die 14, im Winter 1807—8 im runden Saale der Berliner

---

*) Johann Gottlieb Fichte nach seinem Leben, Lehren und Wirken. Zum Gedächtniß seines hundertjährigen Geburtstags. Von L. Noack (Leipzig 1862). Niemals ist wohl eine Jubiläumsschrift mit so wenig Pietät und so wenig tieferem Verständniß für ihren Helden verfaßt worden als diese.

Akademie Sonntags gehaltenen „Reden an die deutsche Nation" handeln. Diese Reden führten in der größten Noth der Nation den stolzen Beweis für das 63 Jahre spätere nationale Glaubensbekenntniß Bismarck's.

„Rettet nicht der Deutsche den Culturzustand der Menschheit, so wird kaum eine andere Nation ihn retten." Das war das eigentliche Thema der Fichte'schen Reden. Hören wir jetzt, wie der für den Philosophen Fichte nicht begeisterte Noack die begleitenden Umstände und die Wirkungen jener Reden schildert:

„So hatte denn seit December 1807 der kleine, selbstbewußte und willensstarke Mann, der Nichts von dem schüchternen Wesen gewöhnlicher Gelehrten an sich hatte, vor dem dichtgedrängten Kreis auserlesener Zuhörer aus allen gebildeten Ständen der Hauptstadt gestanden, um in 14 Sonntagsvorträgen mit gewaltiger Rede deren Inhalt zu entwickeln.

Seine Reden, die gar manchmal vom Wirbel französischer Trommeln unterbrochen wurden, waren in der That ein Handeln, wie er solches 14 Jahre früher den Studenten zu Jena als die Bestimmung des Menschen erklärt hatte. Sie waren ein Handeln inhaltvollster und keimkräftigster Art und eine kühne, muthige That, deren unter den damaligen Umständen wohl Wenige fähig gewesen wären. In den Augen der Freunde Fichte's und der Behörden waren sie sogar eine gewagte und tollkühne That; denn der Hof war in Königsberg und die Franzosen noch in der Hauptstadt des Landes. Vergebens hatten die Freunde, unter Hinweisung auf das Schicksal des Nürnberger Buchhändlers Palm, ihn flehentlich gewarnt, sein Leben nicht nutzlos bloszustellen. Und als sich Fichte dadurch nicht abhalten ließ, zu thun, was ihm als Pflicht erschien, weigerten sich die Behörden Anfangs, den Druck der Reden zu gestatten, welche Fichte gleichzeitig einzeln, sowie sie gehalten waren, der Oeffentlichkeit zu übergeben beabsichtigte, um ihnen die schnellste Verbreitung zu verschaffen. Die Censoren fürchteten nicht blos für den kühnen Redner, sondern auch für sich selber, für seine und ihre Sicherheit, da ihnen bei Fichte's bekanntem Franzosenhasse und der Rücksichtslosigkeit seines Charakters ein gewaltsames Einschreiten der fremden Behörden unvermeidlich schien. Aber Fichte beruhigte sich nicht bei der Druckverweigerung für die erste Rede, sondern wandte sich brieflich mit einer Beschwerde gegen die Censoren an den Gönner Beyme, indem er diesem mit seiner Verwahrung gegen willkürliche Polizeigewalt zugleich den Entwurf eines künftigen Preßgesetzes schickte, worin er die Aufhebung der Censur beantragte.

So wurden die Reden nicht blos gehalten, sondern auch gedruckt. Gedruckt trotz der Aengstlichkeit der Behörden und bis zu Ende gehalten trotz dem Eindringen französischer Aufpasser, die ihn glücklicher Weise nicht verstanden und sich auch durch die Höhe, in der sich der Redner hielt, über den Endzweck der Reden und die Tragweite der Gedanken irre leiten ließen. Die flüchtige Notiz im Pariser Moniteur, daß ein berühmter Professor der Philosophie in Berlin Vorträge über Verbesserung der — Erziehung halte, war Alles, was französischerseits als Wirkung der Reden erfolgte. Was konnten die practischen Franzosen von einem philosophischen Träumer fürchten, und wie hätten die in den Academiesaal der Dorotheenstadt sich verlierenden französischen Aufpasser

auf den Inhalt der deutschen Vorträge so aufmerksam sein sollen, um denselben anzuhören, worauf der Redner von Sonntag zu Sonntag eigentlich hinauswollte! Daß freilich deutsche Franzosenfreunde, deren es in Berlin die Fülle gab, den französischen Machthabern Nichts hinterbrachten und zuflüsterten, was sie hätte stutzig machen können, mag sich wohl aus dem Rest von Scham und Ehrgefühl erklären, der sich in ihrem Innersten dem Manne gegenüber regen mochte, welcher so gewaltig redete und nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer dieser Zeit. Wenigstens ist durch Zeitgenossen bezeugt, daß Fichte durch diese Reden Viele gewann, von denen er wissenschaftlich getrennt war.

„So groß und tief und stolz (schrieb selbst ein an Charakter so verkommenes Subject, wie Friedrich Gentz) hat noch Niemand von der deutschen Nation gesprochen!" Ueber den hochgetragenen Nationalstolz des Redners mochte vielleicht auch Mancher von den Fremden lächeln; die Einheimischen aber, wenn in ihnen noch ein Funke von Deutschheit lebte, mußten unwillkürlich getroffen an dem demüthigenden und vernichtenden Bilde sich spiegeln, das der Redner von den Schattenseiten des deutschen Wesens und von der feigen Selbstsucht eines zerfahrenen Geschlechtes entwarf. Bei allen strebenden und ringenden Gemüthern aber mußte das zerschmetternde Gericht, das hier über das Zeitalter gehalten wurde, das schlummernde Selbstgefühl und Selbstvertrauen wecken und zum Stachel der Thatkraft machen. Es konnte darum nicht ausbleiben, daß im Ganzen betrachtet, wie nicht minder in vielen Einzelheiten die Wirkung der „Reden an die deutsche Nation" tief und weit hinaus auf die ganze Nation ging. Die Idee des Redners von einer „körperlichen Kunstbildung" trat bald darauf, wenn auch nicht auf Fichte's Anregung allein, doch in Uebereinstimmung mit ihm, in Gestalt des Turnens wirklich in's Leben. An Fichte's gegebene Anregung knüpfte sich die Verbesserung des Erziehungswesens, die Volksbildung, des Hochschulwesens, und in seinen Reden fingen die deutschen Befreiungskriege zu keimen an. Sie waren die erste That des im Redner lebenden vaterländischen Geistes, wodurch er dem zertretenen deutschen Volksgeiste wieder zu seinem Selbstgefühle und Selbstvertrauen verhalf. Er rüttelte zuerst die Gebildeten in Preußens Hauptstadt, dann die Gebildeten des übrigen Deutschlands aus dem Schlafe. Was Fichte den Gebildeten vorgezeichnet hatte, die feige und engherzige Selbstsucht zu überwinden und für's Ganze, die Gattung zu leben und zu handeln, das wurde sofort die allgemeine Gesinnung und Willensrichtung aller vaterländisch gesinnten Männer, mochten sie sich nun um den Marschall Vorwärts im Innern oder um den Marschall Vorwärts auf dem Schlachtfelde schaaren!

Wenn jeder Mann von hervorragendem Talent und geistiger Kraft seinem Zeitalter für ein Lebenswerk verantwortlich ist, welches keimkräftig und folgenwichtig in die geistig-sittliche Bewegung des Zeitalters eingreift und den Fortschritt der Bildung beschleunigen hilft, ein öffentliches Denkmal, an welches sich sein Name in bedeutsamer Weise für alle Zukunft anknüpft: so war dieses Denkmal, das sich Fichte gesetzt, das eigentliche standard-work seines Lebens und die wahrhaft nachhaltig wirkende That des ganzen Mannes nicht die Wissenschaftslehre, sondern es waren seine „Reden an die deutsche Nation". Denn sie waren mehr als ein bloßer Traum des Wissens, und wenn in künf-

tigen Zeiten in Landen deutscher Zunge die Wissenschaftslehre längst verschollen sein und sein scheinbar Bestes als verlorne Mühe unfruchtbarer Spitzfindigkeit gelten wird; dann wird um der „Reden an die deutsche Nation" willen bei der Kunde der deutschen Befreiungskriege Fichte's Name nicht verklungen sein. Wenn aber die Zeit erscheinen wird, wie nah oder ferne sie auch heute noch sei*), wo mit oder ohne einen deutschen Macchiavelli ein deutscher Einheitsstaat anstatt des zersplitterten und zerbröckelten Deutschlands nicht mehr als ein bloßer Traum, sondern als Wirklichkeit und Wahrheit erscheint: dann wird man auch des „deutschen Kraftmannes" vom Jahre 1808 und seines Wortes zu gedenken nicht umhin können: „Der Einheitsbegriff des deutschen Volkes ist noch nicht wirklich, er ist nur erst noch ein allgemeines Postulat der Zukunft. Aber er wird nicht eine gesonderte Volkseigenthümlichkeit zur Geltung bringen, sondern den Bürger der Freiheit verwirklichen.**) Dieses Postulat eines innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staates darzustellen, dazu sind die Deutschen berufen und dazu sind sie da im ewigen Weltplane." Dies und nichts Anderes war das Vermächtniß, das Fichte seinen Zeitgenossen, seinen Enkeln, seinem Volke hinterließ. Noch haben wir Söhne und Enkel jener Zeit diese Erbschaft Fichte's nicht angetreten.

Mittlerweile hatten die Franzosen zu Anfang Dezember 1808 Berlin verlassen, während freilich der Hof noch ein ganzes Jahr länger in Königsberg zurückblieb. Eine unzweideutige Wirkung des von Fichte in seinen „Reden" aufgestachelten Nationalunwillens war der sittlich-wissenschaftliche Verein von Gelehrten und Offizieren, welcher sich im April 1808 unter dem Namen des Tugendbundes zur Bekämpfung der Selbstsucht und zur Belebung des sittlich-vaterländischen Sinnes bildete und auf Betrieb des damaligen Ministers Freiherrn vom Stein die Genehmigung des Königs erhielt. Freilich wußte es nach Stein's Rücktritt und Aechtung durch Napoleon, nachdem der Hof und die Regierung wieder in Berlin sich befanden, die französische Regierung dahin zu bringen, daß der Verein, der seit Jahn's Auftreten im Sommer 1809 auch gymnastische Uebungen in seine Statuten aufgenommen hatte, durch eine königliche Cabinetsordre vom 10. Januar 1810 aufgelöst wurde."

Soweit Noack. Da derselbe auch den sogenannten „Tugendbund" erwähnt, so halten wir es für nützlich, hier etwas Näheres über diesen merkwürdigen Verein einzuschalten. Die Grundsätze desselben wurden entworfen von fünf Männern: Oberfiscal Mosqua, Major v. Both, Kriegsrath v. Trepper, Professor Lehmann und Kriegsrath Velhagen. Als Zweck und Gesetz des Bundes wurde vorgeschlagen:

„Ein musterhaftes Leben, Humanität und Anfesselung jedes Menschen an jeden und an das Gesetz, ist das Strebeziel dieses Vereins. Festigkeit des Sinnes und irgend welche gute Auszeichnung sind die Bedingungen der Wahl der Mitglieder. Der Verein ist nicht geheim und scheut nicht das Licht. Alle seine Mitglieder treten auch nicht vorschnell zu Tage, sondern treten verborgen zurück, wenn nicht die Pflicht sie aufruft. Die Mitglieder arbeiten mündlich oder schriftlich durch alle

*) Noack schrieb dieses im Jahre 1862.

**) Der Verwirklichung dieses Ideals sind die Schmidt-Warneck'schen Bücher gewidmet.

Mittel ihrer Macht darauf hin, daß Vaterlandsliebe, deutsche Selbstheit, Geradsinn, Liebe zu den natürlichen Verhältnissen der Familie, Anhänglichkeit an den Monarchen und die Verfassung, Achtung gegen Gesetz und Obere, Religiosität, festes Streben gegen Unsitte, Laster und Künstelei, Liebe zur Kunst und Wissenschaft, Humanität und Brüderlichkeit, daß der Haß gegen Luxus, dieses Gift der Treue, der Natürlichkeit und offenen Schlichtheit und dieser Pfleger von Falschheit, Selbstsucht und gekünstelten Sitten, daß die Tugenden des Muths, der Hoffnung, der Freimüthigkeit und der körperlichen Festigkeit, daß endlich der Haß gegen Schmeichelei, Kriecherei, Verweichlichung, Menschenscheu u. dgl. wachse. Ueberhaupt soll wahre Menschheit die Seele des Vereins sein und das Laster sein Haß. Er entsagt aller Einwirkung auf die Politik, Staatsverfassung und bürgerliche Behörden. Er soll kein Strafgericht gegen die Großen des Landes bilden, noch sich Anmaßungen in ihrem Wirkungskreis erlauben."

Aus diesem Entwurf ging Ende des April das in einer Versammlung sämmtlicher Mitglieder vorgetragene und von allen gebilligte Grundreglement hervor, welches den bald nachher wieder geänderten Titel führte: „Verfassung der moralischen und scientivischen Gesellschaft zur Uebung öffentlicher Tugenden, genannt der Tugendverein." Am 2. Mai richteten nun die fünf erwählten Geschäftsführer, nachdem der General v. Scharnhorst und v. Klewitz die baldige Ertheilung eines Gutachtens versprochen hatten, ein Schreiben an Stein, in welchem sie denselben um Unterstützung ihres Beginnens baten.

Den fünf Geschäftsführern wurde mit Cabinetsschreiben vom 30. Juni 1808 eröffnet: „Die Belebung von Sittlichkeit, Religiosität, ernstem Geschmack und Gemeingeist ist allerdings sehr löblich: und insofern die unter dem Namen eines Tugendvereins entstehende Gesellschaft sich hiermit ganz in den Grenzen der Landesgesetze und ohne alle Einmischung in Politik und Staatsverwaltung beschäftigt, billigen Seine Königliche Majestät von Preußen den Zweck und die Verfassung der Gesellschaft. Dies eröffnen Allerhöchstdieselben den Vorstehern des Vereins, Lehmann, v. Both, Velhagen, Chiffland und Bardeleben auf ihre Eingabe vom 18. d. M. in der Erwartung, daß sie jede Ausartung der Gesellschaft, welche sogleich ihre Auflösung herbeiführen würde, vermeiden werden, und haben sie ein Verzeichniß ihrer Mitglieder nicht allein jetzt, sondern auch vierteljährlich einzureichen."

Die Ausbreitung des Vereins, zu welcher sich jedes Mitglied desselben bei seiner Aufnahme zu verpflichten hatte, wurde nun von Königsberg aus in Angriff genommen. Mit Generalvollmachten zu derselben wurden versehen der preußische Major Prinz Hermann zu Hohenzollern-Hechingen, im August des Jahres 1808 Mitglied des Königsberger Stammvereins, und der Regierungsassessor Bardeleben, der zu diesem Zweck nach Schlesien und der Mark gesandt wurde. In Folge dieser Propaganda, die über die Grenzen des preußischen Staats nicht hinausging und auch nicht hinausgehen sollte, stieg die Gesammtzahl aller Mitglieder der Kammern, wie die Localvereine hießen, laut einer am 5. April 1809 dem Könige eingereichten Liste, auf 334. Davon kamen auf Königsberg 231, unter denen sich besonders viele Militärs befanden, aber auch Professoren, Schullehrer, städtische Magistratspersonen, Regierungs- und Justizbeamte, Kaufleute, Gutsbesitzer u. A. In

den anderen Städten war die Zahl der Mitglieder nur gering; am stärksten war noch die Kammer in Braunsberg mit 33 Mitgliedern besetzt: unter den schlesischen Städten stand Breslau mit nahe an 30 Mitgliedern oben an: in den übrigen war die Zahl ungleich geringer. In dem von den Franzosen besetzten Berlin stieg sie niemals über 4; es bestand daselbst demnach auch nie eine Kammer. Bardeleben hatte hier nur seinen Schwager, den Geheimen Secretär Jochmus, den Kriegsrath v. Ahlefeld und den Geheimen Rath Schmalz gewinnen können und Letzterer hatte durch seine Bedenklichkeit und Unentschlossenheit Ausbreitung und Organisation unmöglich gemacht; endlich lehnte er mit Ahlefeld die Theilnahme am Verein ab, und dieser bestand im November 1808 nur aus vier Mitgliedern aus dem Rang der Secretäre, zu denen dann noch der Professor Gubitz kam.

Dennoch fehlte es im Vereine keineswegs an Männern, die durch Geist, Tüchtigkeit der Gesinnung und Verdienste in der Staatsverwaltung, im Kriegsfelde und in der Wissenschaft hervorragten. So sind zu nennen; Major v. Boyen (nachmals Kriegsminister), Lieutenant v. Witzleben (späterhin ebenfalls Kriegsminister), Major v. Grolmann (nachmals General der Infanterie), neben dem Prinzen Hermann von Hohenzollern-Hechingen der Herzog von Holstein-Beck, v. Ingersleben, damals Kapitän, späterhin Oberpräsident in Pommern und am Rhein, v. Thile, damals Capitän im Generalstabe, v. Ladenberg, damals Kammerdirector in Marienwerder, v. Selasinski, damals Lieutenant in Memel, Staatsrath v. Ribbentropp, Merkel, damals Regierungsrath zu Breslau, v. Mathy, damals Domprobst zu Frauenburg, späterhin Bischof von Kulm, Professor Krug, damals Professor in Königsberg, später nach Leipzig berufen, Professor Eichhorn an der Universität zu Frankfurt, Professor v. Borzko in Königsberg, der aber im April 1809 wieder austrat, Professor und Rector Manso in Breslau, die Professoren Rhode und Eisler ebendaselbst u. A. m.

Die Verfassung des Vereins und seine innere Organisation war Anfangs sehr einfach. Die Kammern in Königsberg, dem Stiftungsorte, sollten als Hauptkammer an der Spitze des Vereins stehen; von dem Stammverein sollten die Zweigvereine ausgehen und die zu einer bestimmten Geschäftsthätigkeit im Sinne des Vereins zusammentretenden Mitglieder eine Kammer heißen. Die einzelnen Zweige der auf den Vereinszweck hinzielenden Thätigkeit sonderte man sodann in folgender Weise: 1) Erziehung, 2) Volksbildung, 3) Wissenschaft und Kunst, 4) Volkswohlstand, 5) äußere Polizei, 6) innere Polizei.

Ueber das durch Napoleon herbeigeführte Schicksal des nationalen Culturbundes berichteten wir bereits vorn nach Noack. — Die eigentlichen Zwecke desselben haben, abgesehen von der Abschüttelung des äußeren Franzosen-Jochs, seit 1808 leider keine Veraltung erfahren. Schmidt-Warneck behauptet sogar, der einzige Fortschritt, den Deutschland im Punkte einer wirklichen Nationalerziehung gemacht habe, sei der, daß es aus einem geographischen Begriff zu einem Portraitbegriff wurde. Er sagt (Seite 117 der „Volksseele"):

„K a i s e r W i l h e l m und B i s m a r c k - M o l t k e, das ist Deutschland, das ist die deutsche Nation — das stimmt voll — sonst nichts. Das Bild dieser Personen ist es, welches überall in der Welt, sobald von Deutschland die Rede ist, jedem Menschen vor Augen tritt. Dieses Bild

verleiht ausschließlich dem Wort deutsch oder Deutschland einen bestimmten Inhalt, wobei sich unmittelbar etwas denken läßt und zwar genug, um es immer voll und ganz gelten zu lassen. Daß sich aber deßhalb schon die Deutschen selbst für voll ansehen wollten, weil sie einen Kaiser Wilhelm, einen Bismarck und einen Moltke haben — das ist es, was die Außenwelt so sehr in Harnisch bringt und zu dem Verlangen nach gründlichen Gegenbeweisen reizt."

Wie steht es nun mit den Gründen, welche das Ausland hat, wenn es bezweifelt, daß das deutsche Volk gleichwerthig sei mit den großen Wiederherstellern des deutschen Reiches? Sind solche Zweifelsgründe nicht überreichlich vorhanden? War es nicht die Mehrheit des Volkes, welche sich während der Conflictszeit dem Werke des Königs Wilhelm und seines ersten Dieners Bismarck mit Raserei widersetzte? Hat sich dieser Geist des Widerspruchs etwa seit 1870 gänzlich verloren? Ist den nationalen Regierungsgewalten durch die Sozialdemokratie nicht ein neuer Todfeind entstanden? Hat der gebildete Theil des deutschen Volkes die Hoffnungen erfüllt, welche Thomas Carlyle vor 50 Jahren auf die „deutschen Denker und Dichter" gründete? Sind diese in Deutschland lebendig? Beherrschen ihre Lehren, Beispiele und Werke unser Erziehungswesen, unsere Theater, unsere Vergnügungen, unsere Sitten? Ist Deutschland wirklich das sittenreine, fromme, gottesfürchtige, solide Land, als welches Carlyle es 1870 pries, auf welche moralische Ueberlegenheit er unsere militärische Ueberlegenheit zurückführte und in solcher Weise die Zermalmung Frankreichs als ein Gottesgericht feierte? Sind die genannten guten Eigenschaften der deutschen Nation im Aufschwung oder Niedergang begriffen? Haben die Beispiele und Ermahnungen Kaiser Wilhelms und Kaiser Friedrichs irgend eine sicht- und greifbare Wirkung hervorgebracht, oder auch nur ernstliche Anläufe dafür? Wir haben auf diese Fragen in unsern Abhandlungen „Die moderne Staatskunst" und „Kaiser Friedrichs Ermahnungen zur Gottesfurcht" der Wahrheit zu Liebe eine durchaus verneinende Antwort geben müssen. Auch Dr. Schmidt-Warneck verneint in seinen Schriften alle diese Fragen und empfiehlt deshalb die Wiederanknüpfung unserer nationalen Bestrebungen an die Fichte'schen Reden. Wie Fichte ist auch er, hinsichtlich des sittlichen Untergrundes unseres Volkes, mit froher Hoffnung erfüllt. Neben dieser Hoffnung, welche bei Fichte die einzige war, baut er noch auf die neuen Reichsinstitutionen, vornehmlich auf das neue Kaiserthum. Im Jahre 1883 schrieb er über unsern jetzigen Kaiser Friedrich Folgendes:

„Der Zukunft Deutschlands leuchtet noch ein heller Stern. Wie Kaiser Wilhelm zum äußeren Aufbau des Reiches sich das nöthige Mittel schuf und die entsprechenden Männer fand, so wird sein allverehrter Thronerbe seiner Zeit zu neuen Versuchswegen auch die entsprechenden Hülfskräfte gewinnen, um den inneren Ausbau des Reiches zu bewerkstelligen, ohne welchen der äußere keinen Bestand haben kann."

Wie begründet diese Hoffnung war, hat Kaiser Friedrich in seinem Regierungsprogramm vom 12. März 1888 seinem Volke kund gethan. Was der durch schwere Krankheit gelähmte Herrscher zur thatsächlichen Verwirklichung seiner landesväterlichen Gedanken und Absichten nothgedrungen unterlassen muß, das soll der treue, ritterliche Sinn des

deutschen Volkes in den Schlußergebnissen ausgleichen. Was der kranke Kaiser mit schwerer, mit tragischer Entsagung vielleicht weniger thun kann, wird das treue, hochherzige Volk der Deutschen mehr thun. Damit ihm dieser im Herzen ruhende Wunsch auch zu einer bewußten Sache des Kopfes werde, sind wiederum die Geister zu beschwören, welche Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" mit so wunderbarem Erfolge beschwor. Und nichts Anderes hatten wir im Sinne mit unseren 18 Aufsätzen „Ueber die moderne Staatskunst und das Schulwesen"; und nichts Anderes möchten wir nach dem Maße unserer Kräfte befördern, wenn wir die bestimmtere Gestaltung des nationalen Ideals als sichtbare und wirksame Standarte befürworten.

Berlin, 3. Juni 1888, 12 Tage vor dem Hinscheiden Kaiser Friedrichs.

III. Die Einzelgestaltungen des nationalen Ideals.

Im Abschnitt I deuteten wir bereits kurz an, welche Gesichtspunkte uns vorschweben, wenn wir

von einem deutsch-nationalen Religions-Ideale,
" " " Priester-Ideale,
" " " Beamten-Ideale,
" " " Adels-Ideale

redeten.

Heute fahren wir mit solchen Andeutungen hinsichtlich noch anderer National-Ideale fort.

Die leitenden Gedanken für solche Gestaltungen haben wir zwar in früheren Artikeln des „Deutschen Adelsblatts" bereits zur Darstellung gebracht, ganz besonders nachdrücklich auch in den 18 Capiteln der Abhandlung „Die moderne Staatskunst und das Schulwesen"; indessen ist der nationalerzieherische Zweck solcher Bestrebungen für die Praxis von so großer Bedeutung schon zur Verhütung zerrbildlicher Ausartungen und Verirrungen des vaterländischen Aufschwungs, daß gar nicht genug geschehen kann, um die nationalen Ideale aus der Dämmerung zwar starker, aber noch dunkler Gefühle herauszuheben und sie in plastischer Gestalt als sichtbare und wirksame Standarten aller Welt, Freund und Feind, vor Augen zu stellen.

In diesem Sinne bitten wir unsere nachfolgenden Andeutungen auffassen zu wollen.

Deutsch-nationales Regierungs-Ideal.

In dieser Hinsicht sind wir in Deutschland sehr glücklich gestellt, weil für die Ausgestaltung dieses Idealbildes nicht nur die leuchtenden Vorbilder deutscher Herrscher und Staatsmänner, sondern auch ebenso leuchtende Regierungsprogramme als Wegweiser aus den Wirrsalen der gänzlich undeutschen Staatskunst des Manchesterthums vorhanden sind.

Den großen Anforderungen der sozialen Frage heutiger Gestalt gegenüber hat unsere Staatskunst in Kaiser Wilhelms weltgeschichtlicher Botschaft vom 17. November 1881 Stellung genommen, namentlich in denjenigen Sätzen, welche die Arbeiterversorgung für „eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens erklärt, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens ruht", und sodann „im genossenschaftlichen Zu-

sammenschluß der realen Kräfte dieses Volkslebens unter staatlichem Schutze und staatlicher Förderung" auch die Ermöglichung von „Aufgaben erblickt, denen die Staatsgewalt allein in gleichem Umfange nicht gewachsen sein würde."

In diesen Kaiserworten blinkt der Leitstern für Auffindung eines „deutschen Rechts", d. h. für Schaffung und Einbürgerung einer neuen Wirthschaftsordnung als materielle Grundlage einer deutschen Nationalerziehung, wie sie Fichte's „Reden an die deutsche Nation" und neuerdings Professor Dr. Schmidt-Warneck's Schriften vorschwebt. Die heutige Volkswirthschaft züchtet gleichsam das wirthschaftliche und sittliche Elend, verkehrt den Zweck der Regierungskunst also in ihr Gegentheil. Näheres hierüber brachten wir bereits früher bei. Ergänzungsbeweise wird das Buch: „Materialien zu einem Katechismus der Sozialreform" liefern, namentlich in den Abschnitten:

„Soziales Königthum als moderne Gestaltung der Landesväterlichkeit",
„Die Organe der Landesväterlichkeit im Sinne des practischen Christenthums und sozialen Königthums",
„Nothwendigkeit und Möglichkeit der Sozialreform".

Deutsch-nationales Parlaments-Ideal.

Kaiser Wilhelm richtete seine Botschaft vom 17. November 1881 an den deutschen Reichstag, weil ohne dessen Zustimmung die deutschen Fürsten außer Stande sind, die Staatshülfe in den Dienst der sozialen Frage zu stellen.

„In Unseren darauf gerichteten Bestrebungen — heißt es — sind Wir der Zustimmung aller verbündeten Regierungen gewiß und vertrauen auf die Unterstützung des Reichstags ohne Unterschied der Parteistellung."

Carlyle schleuderte gegen das englische Parlament im Jahre 1843 den schweren Vorwurf, daß es die Staatskunst durch Abweisung der sozialen Frage zur Vogelscheuche mache. Er meinte: „Parlamente, aus 600 Köpfen bestehend, seien wohl gut zu schwatzen, aber der elenden Welt aufzuhelfen, dazu seien sie durchaus unbrauchbar. Der Anstoß zu allem Guten und Großen sei von jeher nicht von Körperschaften, sondern von einzelnen gottbegnadeten Personen ausgegangen, Personen, die die Last der Welt auf ihre Schulter nahmen, sich vor den verfahrenen Wagen spannten und zugleich, wie aus einer Eingebung heraus, neue Ideen als zündende Funken in den verrotteten Haufen des Bestehenden werfen."

Indem die „Materialien zu einem Katechismus der Sozialreform" diesen Carlyle'schen Ausspruch mittheilen, fügen sie die Bemerkung hinzu:

„Da wir nun einmal Parlamente haben, sie in irgend einer Art auch wohl nicht entbehren können, so müssen die „gottbegnadeten Persönlichkeiten" auf die Parlamente einzuwirken suchen."

Am naturgemäßesten und sichersten würde diese Einwirkung stattfinden, nach vorheriger Gestaltung eines „deutsch-nationalen Parlaments-Ideals" mit Rücksicht auf den Verfassungsstaat als Gegensatz zu der absoluten Staatskunst Friedrich d. Gr., sowie mit Rücksicht auf die be-

sonderen Pflichten und Verantwortlichkeiten, welche durch die geschichtliche Entwickelung den Volksvertretungen zufielen.

Deutsch-nationales Sitten- und Familien-Ideal.

In Cäsars Bericht über die alten Germanen heißt es u. A.:

„Wer am spätesten zum Manne sich entwickelt, trägt unter den Seinen das höchste Lob davon. Das, meinen sie, nähre staatlichen Wuchs, stärke die Kräfte und stähle die Sehnen. Vor dem zwanzigsten Jahre von einem Weib gewußt zu haben, halten sie für überaus schimpflich."

In dem Berichte des Tacitus über die alten Germanen heißt es:

„Am meisten treibt sie zur Tapferkeit der Umstand an, daß kein blindes Ungefähr, noch die zufällige Zusammenstellung den Schlachthaufen oder den Keil ordnet, sondern die Familie und die Verwandtschaft. Dazu sind ihre Lieben in der Nähe. Sie hören den Zuruf ihrer Weiber und das Geschrei ihrer Kinder. In ihnen sieht ein Jeder seine heiligsten Zeugen, seine größten Lobredner. Zur Mutter, zur Gattin bringt er seine Wunden, und jene scheuen sich nicht, diese zu zählen und nach ihnen zu fragen. . . .

. . . Streng wird hier die Ehe heilig gehalten. Keine ihrer Sitten verdient wohl höheren Ruhm. Denn fast allein unter allen Barbaren nimmt der Germane nur ein Weib. Ausnahmen sind sehr selten."

. . . So lebt die Frau in keuscher Sitte dahin, durch kein lüsternes Schauspiel, kein sinnreizendes Gastgelage verderbt. Höchst selten kommt Ehebruch bei diesem doch so zahlreichen Volke vor. Für entweihte Keuschheit giebt es keine Nachsicht. Nicht Schönheit, nicht Jugend, nicht Reichthum möchte ihr einen Gatten gewinnen. Dort lacht man über das Laster nicht, und schlecht mit Schlechten sein, nennt man hier nicht den Geist der Zeit.

Die Zahl der Kinder zu beschränken oder ein nachgeborenes zu tödten, gilt für schändlich. Mehr aber als anderswo ein gutes Gesetz, gilt hier die gute Sitte.

So wächst in jeglichem Hause nackt, selbst ohne Sorge für die Reinlichkeit, die Jugend zu jenem Gliederbau, zu jenen Riesengestalten heran, die wir staunend betrachten. Jeden hat die Brust der Mutter genährt. Keiner blieb Mägden und Ammen überlassen. Herren- und Sclavenkind unterscheidet keine feinere Pflege. Zwischen demselben Vieh, auf dem gleichen Boden kriechen sie herum, bis das Alter sie trennt und die Tüchtigkeit dem Freien höheren Werth verleiht. Spät lernt der Jüngling die Freuden der Liebe kennen. Daher seine unerschöpfliche Manneskraft. Auch mit den Jungfrauen beeilt man sich nicht. Von derselben Jugendfrische sind sie, von ähnlichem stattlichen Wuchs. Ebenbürtig an Kraft, vermählen sie sich dem Manne, und der Eltern Stärke vererbt sich den Kindern."

Ganz und gar dem von Cäsar und Tacitus gezeichneten Sitten-Ideale der alten Germanen entsprach es, daß kürzlich in Dänemark, ebenfalls einem germanischen Lande, ein Verein zur Hebung der Sittlichkeit in's Leben gerufen wurde. Derselbe heißt das „weiße Corps".

Als seinen Zweck bezeichnet der Verein, die Keuschheit und die den Frauen schuldige Achtung zu fördern und einen reineren Ton in der

Unterhaltung anzustreben. Jeder junge Mann über 16 Jahre kann Mitglied werden, ein Gelübde wird nicht abgelegt, nur hat der Eintretende eine schriftliche Erklärung abzugeben, daß er es als seine Ehrenpflicht erachte 1) keusch zu bleiben, 2) den Frauen mit der schuldigen Achtung zu begegnen und gegebenen Falls sie vor dem Fall und der Erniedrigung zu schützen, 3) leichtfertige Reden und unzüchtige Aeußerungen möglichst zu verhindern, 4) den Grundsatz aufrecht zu erhalten, daß die Keuschheit von den Männern in selbem Grade wie von den Frauen zu fordern ist, 5) für die Ausbreitung dieser Grundsätze zu wirken.

Deutsch-nationales Bildungs-Ideal.

Ueber diesen Punkt haben wir in den 13 Aufsätzen „Die moderne Staatskunst und das Schulwesen" bereits sehr reichliches Material beigebracht. An dieser Stelle wollen wir noch den folgenden Abschnitt aus der höchst bemerkenswerthen Abhandlung einfügen, welche Dr. med. Hermann Klencke unter dem Titel: „Gehirnöconomie und das deutsch-nationale Gymnasium" in Heft 16, Jahrgang 1888 der vorzüglichen Zeitschrift „Universum" veröffentlichte.

Nachdem er vom medizinischen Standpunkt aus geschildert und des Längeren bewiesen hat, daß unser höheres Schulwesen auf eine körperliche Degeneration namentlich des Gehirns hinauslaufe, fährt er fort:

„So kann es nicht weiter gehen. Man muß sich entschließen, eine deutsch-nationale Bildung herzustellen und das classische Alterthum, wie werthvoll es auch ist, mehr zurückdrängen. Ich bin dafür, nur eine classische Sprache zu lernen und diese erst später (in Quarta oder Tertia) zu beginnen. Von dem modernen Staatsleben, von den schwerlastenden sozialen Fragen wissen viele Gelehrte selbst im reifen Alter Nichts, Nichts von ihrem Körperbau, aber von dem Gerichts-Kriegs-Verfassungswesen der Alten sollen sie Alles wissen. Sind die Heldenthaten der Freiheitskriege nicht eben so viel werth als die Perserkriege? Der preußische Unteroffizier, der sich auf den Düppeler Schanzen mit dem Pulversacke in die Luft sprengte, um Bresche zu legen, ist unbekannt, von Mucius Skävola aber muß jeder Gebildete wissen. Die Tugenden der Alten haben ihre große Kehr- und Schattenseite; es ist eben nun einmal so mode und conventionell, die Griechen und Römer als Muster aller Tugenden zu preisen. — Wie ist seitdem der Werth des Menschenlebens gewachsen, der damals ganz gering war, wie die Menschlichkeit in Behandlung der Gefangenen, Verbrechersclaven. Plato und Aristoteles, Lysias, Cicero muß man kennen, gelesen haben als Gebildeter; kennt man denn auch Leibniz, Spinoza, Kant, die wahrhaft modernen Denker? Aus Spinoza's Ethik und Kant's Anthropologie ist heute noch sehr viel zu lernen, und mit weniger Schwierigkeit, als Plato und Cicero bieten. Kennt man richtig und versteht Goethe und sein Bildungsideal? Ueber die nationale Philosophie und Denker rümpft man die Nase, aber alte Philosophen, die vieles Fremdartige und Unbrauchbare für uns haben, die muß man mit Aufwendung der frischen Jugendkraft in ihrer Ursprache lesen. Von den Heilmethoden und Aerzten der Alten liest man; wenn man selbst krank ist, wendet man sich an Pilzdoctoren und Schwindler und alte Weiber. Vorurtheile giebt es auf allen Ge-

bieten für die Menge, des Gebildeten Ehrenschmuck aber ist es gerade, vorurtheilslos zu sein.

Wohl gemerkt, wir unterschätzen nicht den Bildungswerth, der in diesen alten vollendeten Culturen liegt, aber wir glauben, daß auch in guten Uebersetzungen der Geist des Alterthums zu erfassen ist. Schiller hatte seine Kenntniß des Griechischen aus schlechten Uebersetzungen. Heute giebt es viel bessere. Was aber Goethe anbetrifft, so hat er gerade die Gegenständlichkeit und Anschaulichkeit im Ausdrucke, die man bei den Alten sucht. Hier ist nie Phrase, sondern der treffende Ausdruck an richtiger Stelle, also hier könnte sich der vergleichende Scharfsinn sehr üben und dabei zugleich für den eigenen Stil in der Muttersprache viel gewonnen werden.

Wir glauben, die Gesundheit unserer Jugend ist mehr werth, als die classische Gelehrtheit, und da nun einmal der Bildungsstoff so angewachsen ist, so muß gestrichen und damit bei Griechisch oder Lateinisch zunächst angefangen werden.

Unser Gymnasium ist ein Gebäude aus dem Mittelalter mit einer Menge angehängten neuen Anbauten und Umbauten, so daß ein einheitlicher Plan gar nicht mehr da ist. Aber ich möchte durchaus nicht, daß diese Frage der Neuregelung des Unterichts in einen Streit zwischen Gymnasium und Realschule ausarte, sie geht viel tiefer als dieser Unterschied. Ich will gleich hier bemerken, daß ich es für dieselbe Verkehrtheit halten würde, blos und namentlich Naturwissenschaften zu treiben, das würde das Geistesleben der Jugend ebenso austrocknen und veröden. Einseitige Beschäftigung mit Mathematik ist ebenso gefährlich wie einseitige Beschäftigung mit philologischen Dingen; Goethe meinte ja sogar: Die größten Pedanten seien unter den Mathematikern. Die erste Jugend hat meist noch gar keinen Sinn für das Schematische, Abstracte der Mathematik. Außerdem ist zu bemerken, daß die Mathematik heutzutage auf vieles Absurde gerathen ist in der sogenannten Metamathemathik, daß gerade zu weit gehende Beschäftigung mit Mathematik von der Wirklichkeit abzieht, daß sich in der Naturwissenschaft jetzt manches Dogmatische zeigt, daß die Methode des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts manches zu wünschen übrig läßt. Ich meine, Mathematik und Naturwissenschaften sind zur Verstandesbildung gut und nöthig, aber außerdem und als Gegengewicht brauchen wir Gemüths- und sittliche Willensbildung und diese können wir, statt wie bisher, nur aus dem Alterthum, aus Uebersetzungen der Alten und besonders aus modernen Denkern und Dichtern (Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Macaulay, Carlyle, Buckle, Hume, Shakespeare 2c.), aus der Geschichte und Poesie holen. Dann würden unter den Gebildeten noch mehr und bessere Denker sein und dadurch der Fortschritt unserer inneren Cultur sich rascher vollziehen. Auf diese Weise erhalten wir zugleich eine harmonische Bildung nach der Verstandes-, Gemüths- und Willensseite und andererseits eine deutsch-nationale Bildung.

Man kann ruhig sagen, was von Griechen und Römern ewigen Werthes ist, das ist unserer deutschen Cultur seit der Reformationszeit in Fleisch und Blut übergegangen. Nach wie vor werden sich eine Reihe Forscher mit den alten Sprachen gründlich beschäftigen — aber jeden deutschen Jungen, der eine höhere Bildung anstrebt, wollen wir nicht damit plagen, immer das Alte ausgraben zu helfen, wo so vieles

Deutsche, Neue, Schöne, Gute zur Existenz emporstrebt und so viel am inneren Ausbau des deutschen Reiches fehlt. Deutsch-national sei unsere Bildung auch, wie ja dies Stichwort auf allen anderen Gebieten immer ausgegeben wird. Und wenn sie dies wird, da wird zugleich statt des jetzigen multa wieder ein multum möglich sein, statt des bunten Durcheinander ein einheitliches, harmonisches Ganze, statt der Oberflächlichkeit wieder mehr deutsche Tiefe.

Dazu gehört aber nicht blos Aenderung des Wissensstoffes, sondern auch der Methode.

Die Grundsätze, die wir hier vorschlagen, sind:

1) Nicht zu viel nebeneinander in derselben Classe anfangen, wie Französisch und Lateinisch zusammen, und mit dem Leichteren beginnen, also mit Englisch und Französisch.

2) Mehr das Classenlehrersystem in den unteren Classen als das Spezialistenwesen, so daß ein einheitliches Regime stattfindet und intimes persönliches Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler.

3) Immer vom Einfachen ausgehen und von der Anschauung und dem Leben und Emporleiten zu Regeln und Grundsätzen, dabei die heuristische Methode — den Schüler selbst finden lassen.

4) Die schwereren, mehr Abstractes verlangenden Fächer, wie Mathematik, Latein, in die höheren Classen erst verlegen, wo mit reiferem Verstande dann schneller gelernt und also der Zeitverlust ausgeglichen wird.

5) Nicht um jeden Preis ein Classenpensum durchpeitschen, sondern wichtige und besonders instructive Capitel ganz gründlich durchnehmen und vielfach durchsprechen erst in emporleitender, dann bei der Repetition in herabsteigender Methode.

6) Französisch besser sprechen lernen und Lust an der Literatur erwecken als nur Regeln und Grammatik treiben, in der Geschichte mehr Culturgeschichte und Charakter- und Sittenschilderungen als Auswendiglernen von Namen und Schlachten.

7) Die ästhetische Bildung, die man vom Alterthume und den classischen Sprachen erwartete, kann in den obersten Classen gefördert werden durch Besuch der Museen und classischen Dramen durch Aufführung von guten Bühnenwerken mit einfachen Mitteln.

8) Müssen öfters (vielleicht jeden Sonnabend) Excursionen gemacht werden, in denen die Naturbeobachtung gepflegt und in persönlichem Verkehr der Lehrer und Schüler Anschauungsunterricht geübt wird, ohne strenge Methode, wie es der Zufall giebt

Das Gehirn eines Zehn- bis Zwölfjährigen nimmt mit Begierde neue Sinnesbilder und Anschauungen auf, hat aber noch weniger Neigung, sie denkend zu verarbeiten, zeichnet sich weiter durch ein lebhaftes, starkes Gedächtniß aus, also müssen hier Naturbeschreibung, Französisch und Auswendiglernen von Stellen aus unseren Classikern, Zeichnen gepflegt werden und Stunden für religiöse und Geschichtserzählungen dazwischen hinein fallen. Da in diesem Alter Alles von der Persönlichkeit des Lehrers abhängt und Alles persönlich aufgefaßt wird, so müßte hier ein Classenlehrer die meisten Stunden geben. Gerade hier kommt es darauf an, daß ein Lehrer die Entwicklung überwache und in allen Fächern übersehe und so einheitliches Gesammturtheil

gewinne. Es sollte immer ein älterer erfahrener Pädagoge sein, der noch mit discretionärer Vollmacht versehen wäre, die Zeit für die einzelnen Fächer je nach den Fortschritten der Classe zu mehren oder zu mindern.

Nach dem zwölften Jahre ungefähr tritt erst die Fähigkeit ein, das durch die Sinne aufgenommene Material gründlich zu zerlegen und zu verarbeiten, es tritt jetzt erst das Abstractionsvermögen, die Fähigkeit in scharfen Begriffen am Denken ein. Jetzt kann man allmählich neben dem mechanischen Gedächtniß und der Sinnesanschauung anfangen, die Bildung abstrakter Vorstellungen zu fördern, also mit Lateinisch und Mathematik kommen, aber immer so, daß man die Schüler selbst auf die allgemeinen Sätze und Begriffe hinleitet, nicht daß man Regeln und Sätze blos dictirt und auswendig lernen läßt. Gerade in diesem Alter von 12—15 Jahren kommt es darauf an, daß der Grund ein ganz sicherer wird, daß in den ersten abstrakten Vorstellungen volle Klarheit herrscht, dann ergiebt sich leichter der weitere Aufbau. Darum lieber am Wissensstoff verschneiden, nur einzelne wichtige prägnante Capitel gründlich durchnehmen, sodaß hier Alles fest und klar ist. So würde ich vorschlagen, jede Woche ein Extemporale in der Classe über einen Gegenstand, der im Laufe der Woche besprochen ist. Dann wird der Schüler nach dem Gesetze der Analogie leicht sich auch in den anderen Kapiteln und Gebieten zurecht finden und eventuell für sich selbst zu Hause weiter studiren.

Wie der Arzt den Gang der Natur beobachten und nicht in das Räderwerk jäh hineintölpeln soll, sondern den Gang der Natur unterstützen und leiten soll, so auch der Lehrer. Naturam sequi! Fehler, die in diesen Entwicklungsjahren gemacht werden, sind nie wieder oder schwer gut zu machen. Man muß immer bedenken: Nicht der Lehrer macht die Bildung, sondern das Gehirn bildet sich aus sich selbst, nur muß die kundige Führung und Diätetik vom Lehrer und von den Eltern übernommen werden. Schon: „Nicht stören" ist sehr viel werth, das Gehirn bildet in Freiheit nach seinem Entwicklungsgesetz von selbst abstrakte Vorstellungen und verarbeitet das Material, das ihm geboten wird. Nur hier und da, je nach Entwicklungsfehlern und vererbten Schwächen sind Nachhülfen, Hemmungen und Förderungen nöthig und das ist die Erziehungskunst. Zuviel und gewaltsam thun ist immer gefährlich.

Außerdem kommt es darauf an, die Schüler genußfähig für das Schöne zu machen. „Willst Du Dich Deines Lebens freuen, so mußt der Welt Du Werth verleihen." Viele Menschen können das Schöne nicht genießen, weil ihr Sinn dafür nicht ausgebildet ist, weil sie nicht sehen können. Poesie und Kunst verschönt das Leben und erhöht seinen Werth. Durch das classische Alterthum allein wird dieser Sinn nicht ausgebildet, man muß ihn wecken und erziehen in Anschauung der Natur und guten Ab- und Nachbildungen von Kunstwerken. Dazu gehört freilich ein Lehrer, der selbst eine poetische und künstlerische Natur ist, und deren giebt es ja viele. Man lese mit vertheilten Rollen unsere schönen poetischen Dichterwerke, man besuche fleißig die Museen und lehre die Schüler schon mit künstlerischem Auge sehen, so erhalten sie einen reichen Schatz von Genüssen, der nicht mit Geld zu erkaufen ist. Denn nicht allein ein nützliches

Glied des Staates soll der Mensch sein, sondern auch ein schönes Ganze für sich, das in sich befriedigt ist. So wird der Werth des Lebens und der Genuß am Leben immer steigen! So wird die Menschheit immer höhere Culturstufen ersteigen in körperlicher*) und geistiger Gesundheit und das deutsche Volk nicht blos Militarismus und die materielle Cultur, sondern auch in Gesittung Kunst und Wissenschaft die Führerrolle behaupten und zugleich die Gefahr einer sozialen Revolution vermeiden!"

Soweit ein deutscher Arzt. Zu denselben Schlüssen gelangen zahlreiche Pädagogen. Das Beweismaterial für die Nothwendigkeit einer baldigen Umkehr ist wahrhaft drückend geworden. Der Worte sind genug gewechselt; man muß endlich zu reformirenden Thaten schreiten, um uns von Verirrungen zu befreien, welche das deutsch-nationale Bildungsideal immer mehr in ein ebenso häßliches wie verderbliches Zerrbild zu verwandeln drohen.

Deutsch-nationales Bürger- und Städte-Ideal.

Professor Dr. Schmidt-Warneck schreibt in seinem Buche „Die Volksschule und die politische Erziehung der Nation" Folgendes:

„Wie leicht könnten doch gerade deutsche Stammesgenossen mit dem reichen deutschen Herzen, das bei aller Verschiedenartigkeit seiner Inhaltsfülle immer noch einen ausreichenden Spannungsrest zu gleichem Pulsiren behält, ein einig Volk von Brüdern sein und bleiben, trotz oder just wegen alles Hetzens von rechts und links.

Wenn nur Eins wäre — wenn sie sich verstehen lernten! Und wenn nur Eins nicht wäre — wenn auf dem Wege hierzu von dem heimtückischen Parteijargon mit seinen gefirmelten Stich- und Schlagwörtern leider nicht das wesentlichste Verständigungsmittel, die Sprache, gerade zur unübersteiglichen Scheidemauer für hüben und drüben gemacht würde! Was soll aber aus einer Nation werden, wenn selbst ihre besten, zur Versöhnung geeignetsten Glieder, die Verkünder des Friedens, die beste Reflexion nicht vor, sondern nach dem Auseinandergehen vollziehen."

Dr. Schmidt-Warneck wurde zu diesen Aussprüchen veranlaßt durch ein Erlebniß mit zwei evangelischen Geistlichen, welche, einer verschiedenen Kirchenrichtung angehörig, nach einer persönlichen Berührung die Erfahrung machten, daß ihre frühere Abneigung grundlos war. Die nämliche Erfahrung kann Jedermann täglich machen.

Ueber die staatsbürgerliche Erziehung sagt Schmidt-Warneck in seinem Buch: „Die Nothwendigkeit einer sozialpolitischen Propädeutik" Folgendes:

---

*) Was die körperliche Ausbildung der studirenden Jugend betrifft, so empfehlen wir zu Aufklärungszwecken außer den Reclam'schen noch folgende Schriften:

1) Jahresberichte der Berliner Exercierschule von W. Lauer zu Berlin, W. Genthinerstr. 14.

2) Der Verein für Körperpflege in Volk und Schule zu Bonn. Von Dr. F. A. Schmidt. (Separatabdruck aus dem Centralblatt für allgemeine Gesundheitspflege (Bonn bei Emil Strauß).

„Wie man durch Gymnastik die körperliche Entwickelung der heranwachsenden Nation fördert, so muß durch eine sozialpolitische Propädeutik der staatsbürgerlichen Entwickelung nachgeholfen werden. Wie Generalstab und Offiziercorps ohne entsprechende Mannestüchtigkeit des ganzen Heeres nicht die äußere Sicherheit des Reiches verbürgen, so machen es jetzt auch in Bezug auf die innere Ordnung nicht mehr die Staatsmänner allein, bringen es nicht mehr die politischen Fachleute auf eigene Hand fertig. Der militärischen Wehrpflicht der Nation trete eine sozialpolitische zur Seite, damit der Kriegstüchtigkeit nach Außen auch eine Friedenstüchtigkeit nach Innen entspreche.

Selbst wenn für einen geringeren oder größeren Theil der Nation die nächste Wirkung der hierzu von competenter Seite verwandten Buchdruckerschwärze keine andere ist, als daß nur „schwarz auf weiß" überhaupt etwas nach Hause getragen wird, so ist selbst diese Wirkung keineswegs zu unterschätzen. Alles Uebrige besorgt dann schon die von uns vorhin hervorgehobene Pressionsmacht des Conventionellen. Für die Mehrzahl wird es noch eine gute Weile mit der Politik sich ebenso verhalten, wie mit dem Rechnen. Mit der formalen Anweisung, wie es geschieht, fühlen sich schon die Meisten völlig zufriedengestellt und rechnen auch sehr richtig, ohne nach der inneren Ratio zu fragen. Die Pressionsmacht des Conventionellen, daß es einmal so und nicht anders ist, würde sich alsbald auch bezüglich einer positiven Politik in den weiteren Kreisen der Nation geltend machen, wenn nur ein entsprechendes „Wie" in den Brennpunkt jener Macht gestellt wird.

Man mache also in dem beregten sozialpolitischen Katechismus*) zuerst einen richtigen Staatsbürger „schwarz auf weiß" im Buche stehen, wie er „getrost nach Hause" kann getragen werden, und man wird alsbald den richtigen Staatsbürger auch leibhaftig in Fleisch und Blut zu sehen bekommen, wie überall am rechten Platz, so auch bei der Wahlurne und im Parlamente.

Aufgabe und Charakter des richtigen Herrschers hat in so fern liegender Vergangenheit sich bereits zu einer solchen Offenkundigkeit herausgestalten können, daß vor Jahrhunderten die Charakterzeichnung: „jeder Zoll ein König" entstanden und verstanden ist.

Hat die Wechselwirkung zwischen dem Thron und seinen Inhabern schon vor Zeiten eine so ehrenvolle Folge gegenseitiger Dienstleistung zeitigen können, so sollte doch wohl endlich die Wechselwirkung zwischen Staat und Bürger bis zu einer solchen Einheit harmonischer Gegenseitigkeit gelangen, daß aus der verschwommenen Vielfarbigkeit einmal das positive Lichtbild: Staatsbürger emanirt!

Sollte namentlich das deutsche Volk, welches gegenwärtig das Glück hat, in der Heldengestalt seines Herrschers jenes Ruhmeswort „jeder Zoll ein König", im edelsten Sinne seiner Bedeutung, verwirklicht zu sehen, nicht vor allen anderen Nationen die Recompensationsverpflichtung fühlen, in seinem Schooße einen Bürgertypus zu zeitigen, der die Berechtigung des Wortes begründete:

Jeder Zoll — ein Staatsbürger!"

---

*) Prof. Dr. Schmidt-Warneck befürwortet die Abfassung eines sozialpolitischen Katechismus.

Soweit Schmidt=Warneck.

Für die Ausgestaltung eines deutschen Bürger= und Städte=Ideals wollen wir noch eine Aeußerung Fichte's, sowie eine solche von Schulze=Delitzsch beibringen.

In der sechsten seiner „Reden an die deutsche Nation" redet Fichte von den deutschen Reichsstädten des Mittelalters.

„Die Geschichte Deutschlands, deutscher Macht, deutscher Unternehmungen, Erfindungen, Denkmale, Geistes ist in diesem Zeitraum lediglich die Geschichte dieser Städte. Auch ist dieser Zeitpunkt der einzige in der deutschen Geschichte, in der diese Nation glänzend und ruhmvoll und mit dem Range, der ihr als Stammvolk gebührt, dasteht. . . .

Und mit welchem Geiste brachte hervor und genoß dieser deutsche Stand diese Blüthe? Mit dem Geiste der Frömmigkeit, der Ehrbarkeit, der Bescheidenheit, des Gemeinsinns. . . .

Ganz unter denselben äußeren Bedingungen, wie in Deutschland, waren auch in Italien freie Städte entstanden. Man vergleiche die Geschichte beider; man halte die fortwährenden Unruhen, die inneren Zwiste, ja Kriege, den beständigen Wechsel der Verfassungen und der Herrscher, in den ersten, gegen die friedliche Ruhe und Eintracht in den letzteren. Wie konnte klarer sich aussprechen, daß ein innerlicher Unterschied in den Gemüthern der beiden Nationen gewesen sein müsse?"

An der Hand dieses von Fichte gezeichneten deutschen Städte= und Bürger=Ideals möge sich das deutsche Volk fragen, ob seiner heutigen Städteentwicklung nicht wesentliche Züge fehlen, auf welche Fichte den Ruhm der alten deutschen Reichsstädte zurückführt? Wie steht es heute mit der Frömmigkeit und der Ehrbarkeit in unseren Großstädten?

Wenden wir uns jetzt der Aeußerung von Schulze=Delitzsch zu.

In seiner ersten genossenschaftlichen Schrift aus 1858: „Die arbeitenden Classen und das Assoziationswesen in Deutschland als Programm zu einem deutschen Congreß" schildert er sein genossenschaftliches Ideal, gleichzeitig als ein Ideal des Bürgerthums und des staatsbürgerlichen Strebens, wie folgt:

„Daß die Früchte einer genossenschaftlichen Hebung der arbeitenden Classen für die ganze Gesellschaft, für alle übrigen Classen der Bürger nicht ausbleiben, versteht sich von selbst. Zunächst werden durch ein solches System, wo die Arbeiter das lebhafteste Interesse an den Erfolgen des Geschäfts haben, die Leistungen derselben außerordentlich gesteigert und dadurch die Gesammtmasse der Güter natürlich immer reichlicher und billiger hergestellt, was dem ganzen consumirenden Publikum zu statten kommt. Sodann aber gewinnen wir auch auf diesem Wege die Erhaltung und Kräftigung eines tüchtigen Mittelstandes, dieses unentbehrlichen Trägers jeder gesunden politischen wie sozialen, geistigen wie materiellen Entwicklung. Ist nur erst eine Anzahl solcher Assoziationsetablissements von den Arbeitern errichtet und das bisherige Monopol der Großunternehmer hierbei durchbrochen, so kann es nicht ausbleiben, daß sich die enormen Gewinne derselben, welche sie früher ausschließlich zogen, vermindern, weil sie den Arbeitern ihr Theil davon zukommen lassen müssen. Während also der Reichthum von der einen Seite etwas bescheidenere Dimensionen annehmen wird, schwindet auf der anderen Seite der Nothstand mehr und mehr, und die Zustände beginnen sich dem Niveau eines allgemeinen Wohlstandes zu nähern.

Damit ist sowohl dem Mammonismus wie dem Pauperismus eine Grenze gezogen, diesen unseligen Auswüchsen unserer Industrie, in denen wir zwei gleich feindliche Mächte wahrer Cultur erblicken. Denn so ist einmal der Mensch geartet, daß er nur da wahrhaft gedeiht, wo ihm einerseits nicht Noth und Mangel Zeit und Kraft zu jedem höheren Streben rauben, andrerseits aber doch das Erreichen wünschenswerther Zustände als ein durch seine Thätigkeit erst zu gewinnendes Ziel vor Augen schwebt und sein Streben immer rege hält. Wie das Elend seine Kraft verzehrt, seinen Gedankenflug in die niedere Fessel der gemeinsten Nothdurft schlägt, so erschlafft dagegen sein Streben nur gar zu leicht im faden Genügen des Ueberflusses, und jedes edlere Gefühl wird in geiler Genußsucht erstickt. Darum ist auch in Deutschland insbesondere von jeher das Bedeutendste und Tüchtigste in Wissenschaft und Kunst, wie auf den practischen Lebensgebieten, aus dem Schooße des Mittelstandes hervorgegangen, und ihm fast ausschließlich gehören die wahrhaft großen Männer an, die im 16. wie im 18. Jahrhundert die gewaltigen Bewegungen auf geistigem und materiellem Gebiete leiteten und unserm Volke den Rang sicherten, den noch jetzt unter den gebildeten Nationen Europas einzunehmen sein Stolz ist. So mag, was dem Mittelstande zugute kommt, dem ganzen Volke frommen, und wir dürfen hoffen, sobald wir ihn wieder in jeder Hinsicht gesichert und gekräftigt sehen, daß aus ihm heraus der Genius Deutschlands unaufhaltsam seinen erhabenen, durch die Ungunst der Zeiten gehemmten Flug wieder aufnimmt, um zu dem materiellen Besitz alle die idealen Güter zu erobern, die uns bisher noch vorenthalten worden sind."

Soweit Schulze-Delitzsch. Bekanntlich hat sein Genossenschaftswesen in den 30 Jahren von 1858—1888 dieses Ideal nicht verwirklicht, dem Mammonismus und Pauperismus keine Grenze gezogen, und zwar deshalb nicht, weil die Ausschließung der Staatshülfe das Genossenschaftswesen solchen Riesenaufgaben gegenüber zur Ohnmacht verdammte. Gleichwohl behält das von Schulze gezeichnete genossenschaftliche Idealbild für das deutsche Bürgerthum seine volle Geltung. Für unsere Zeit muß aus demselben noch abgeleitet werden:

Ein nationales Ideal für deutsche Großcapitalisten.

Es ist in der großcapitalistischen Entwicklung unserer Volkswirthschaft längst der Punkt erreicht, wo die Anhäufung großer Reichthümer in wenigen Händen für den Einzelnen und die Gesammtheit nicht mehr als Segen erscheint. Ganz augenscheinlich artet diese Entwicklung für alle Theile bereits in Fluch aus. Ein einziger Blick blos auf England und Amerika stellt diesen sozialen Krankheitscharakter außer Zweifel.

Fassen die Großcapitalisten ihre volkswirthschaftliche Mission als eine aristokratische auf, so fordert dieses ihr Berufsideal in der sozialen Frage eine aristokratische That, und zwar nach den Mahnungen Victor Aimé Huber's durch eine solche Unterstützung des Genossenschaftswesens, daß Mammonismus und Pauperismus eine den Erfordernissen der sozialen Frage entsprechende Begrenzung finden.

Deutsch-nationales Kunst-Ideal.

Der Ausgestaltung eines solchen ist bekanntlich die „Bayreuther Arbeit" auf Grund der Richard Wagner'schen Kunstphilosophie gewidmet.

In den Bayreuther Blättern waltet ein heiliger Ernst. Hier werden die idealen Maßstäbe der Großmeister Goethe, Schiller, Beethoven angelegt. Den Künstlern wird ohne Unterlaß mit Schiller zugerufen:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie,
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!“

Als Bayreuther Leitstern gilt auch das Wort Goethe's über Ethik und Aesthetik:

„Die sittliche Bildung ist mit der ästhetischen so nahe verwandt, ja ihr verkörpert, daß eine ohne die andere zu wechselseitiger Vollkommenheit nicht gedacht werden kann.“

Als Ideal eines Künstlers führt Richard Wagner den sittenstrengen Beethoven vor. Indem Wagner in seiner herrlichen Schilderung Beethoven's erwähnt, daß der taube Musiker mit seiner Vernunft in den schwärmerischen Humanitätstendenzen des vorigen Jahrhunderts wurzelte, fährt er fort:

„Jeden gemüthlichen Zweifel, der ihm aus den Erfahrungen des Lebens gegen die Richtigkeit dieser Lehre aufstieß, bekämpfte er mit ostensibler Documentirung religiöser Grundmaximen. Sein Innerstes sagte ihm: Die Liebe ist Gott; und so decretirte er auch: Gott ist die Liebe. Nur was mit Emphase an diese Dogmen anstreifte, erhielt aus unseren Dichtern seinen Beifall; fesselte ihn der „Faust“ stets gewaltig, so war ihm Klopstock und mancher flachere Humanitätssänger doch eigentlich besonders ehrwürdig. Seine Moral war von strengster bürgerlicher Ausschließlichkeit; eine frivole Stimmung brachte ihn zum Schäumen. Gewiß bot er so selbst dem aufmerksamsten Umgange keinen einzigen Zug von Geistreichigkeit dar, und Goethe mag, trotz Bettina's seelenvollen Phantasien über Beethoven in seinen Unterhaltungen mit ihm wohl seine herzliche Noth gehabt haben. Aber wie er, ohne alles Bedürfniß des Luxus, sparsam, ja oft bis zur Geizigkeit sorgsam sein Einkommen bewachte, so drückt sich, wie in diesem Zuge, auch in seiner streng religiösen Moralität der sicherste Instinkt aus, durch dessen Kraft er sein edelstes, die Freiheit seines Genius, gegen die unterjochende Beeinflussung der ihn umgebenden Welt bewahrte.“

Wir haben hier eine Art Erklärung der geheimnißvollen Wirkung Beethoven'scher Kunst, daß sie dem nicht verdorbenen Menschen den großen moralischen Dienst leistet, welchen Fichte von seiner Schrift „Die Bestimmung des Menschen“ erwartete: „anzuziehen, zu erwärmen und kräftig von der Sinnlichkeit zum Uebersinnlichen fortzureißen.“

Mit diesen Andeutungen wollen wir vorläufig diese (dem „Deutschen Adelsblatt“ entnommenen) Artikel über die Nothwendigkeit einer bestimmteren Ausgestaltung der deutsch-nationalen Ideale als sichtbare und wirksame Standarten schließen. Vielleicht gelangen wir später dazu, jedem einzelnen Ideale besondere Sammlungen der reichlichen Baumaterialien zu widmen, welche in unserer Literatur vorhanden sind, so daß aus denselben ein Katechismus der deutsch-nationalen Ideale entstände. Noch lieber würde es uns freilich sein, wenn berufenere Kräfte, Gelehrte, Professoren, Autoritäten aller Art, an ein solches Werk gingen, denn auch von einem solchen Katechismus wäre

der Nutzen zu erhoffen, welchen Dr. Schmidt-Warneck einem „sozialpolitischen Katechismus" für die Zwecke der staatsbürgerlichen Erziehung zuschreibt.

Den größten Segen solcher Volksbücher allerdings erblicken wir in der Schaffung und Vermehrung idealer Arbeitsfelder für alle Vaterlandsfreunde, in der Schaffung neuer Verständigungsmittel zur Beseitigung der unnatürlichen und gefährlichen Zerklüftung des deutschen Volkes in unnöthige Feindschaften, in störende und zerstörende Parteien.

Berlin, 10. Juni 1888.

Die Frauenfrage
unter den
Gesichtspunkten des deutsch-nationalen Ideals.

> Mehr als ein Verspüren des Hauches vom Geiste Fichte's geziemt deutschen Frauen und Jungfrauen; sie sollen nicht nur empfänglich sein für diesen Hauch — nein, dieser Hauch soll von ihnen ausgehen, ihre Wangen röthen, ihren Blick leuchten lassen, wenn es das Vaterland gilt. Prof. Dr. Schmidt-Warneck.

A. Die drei Mißgestalten der heutigen Frauenfrage.

In der vortrefflichen Wochenschrift „Das Volkswohl" veröffentlicht die Schriftstellerin Engel-Günther eine grauenerregende Schilderung des russischen Volksschriftstellers Gljeb Mspenki über die in Rußland gewohnheitsmäßige Mißhandlung der Frauen durch ihre Männer, welche man mit der ganz gegensätzlichen Behandlung der Frauen selbst im germanischen Alterthum vergleichen muß, um ein grelles Bild von der wesentlichen Verschiedenheit beider Racen zu erhalten.

„Die Frauen verrichten — heißt es — die schwersten Arbeiten in Haus und Feld, indem sie zugleich Unglaubliches von der Tyrannei ihrer Männer, die größtentheils in den Fabriken arbeiten, und nur in trunkenem Zustande nach Hause zu kommen pflegen, zu erdulden haben. Einer klemmte den Zopf seines armen Weibes zwischen zwei Dielen und prügelte sie dann unbarmherzig. Ein Anderer nahm seinen Kindern die Kleider vom Leibe, um sie zu versaufen, und da die Frau ihn daran hindern wollte, trat er sie buchstäblich beinahe todt. Ein Dritter warf sein Kind aus der Wiege in den bittersten Frost hinaus, und schlug die Mutter, als sie es zurückholen wollte, mit Fäusten zu Boden. Wieder ein Anderer mißhandelte seine schwache Frau, die ein todtkrankes Töchterchen im Schooße hielt, trotz der Bitten des Kindes, bis sie mit Blut überströmt war. Sie suchte indeß nur die Kleine zu beruhigen, die aber bereits nach einer Stunde starb. Das arme Weib eines Dorfschulzen, der mit einer Andern lebte, wurde täglich von ihm geprügelt, auf's Fürchterlichste geplagt, und nichts konnte diesem ab-

scheulichen Riesen Vernunft beibringen: „Ich bin Herr über deinen Körper und es macht mir Spaß, dich wie eine Katze zu behandeln;" schrie er stets, während sie klagte, daß ihr Kopf schon wie ein Klotz sei, und ihr ganzer Leib wie zerbrochen. Endlich starb sie, und das war das Einzige, was sie befreien konnte! Da die Bauerngerichte, die über Ehestandssachen zu entscheiden haben, immer aus Kerlen bestehen, die gewohnt sind, jedes Unrecht, das ihnen von Anderen geschieht, mit der Keule an ihren armen Frauen zu rächen, kann man ihre „Gerechtigkeit" sich wohl vorstellen."

Frau Engel-Günther setzt über ihren kleinen Artikel, in welchem sie unter der Ueberschrift: „Zur Stellung des weiblichen Geschlechtes" vorstehende Schilderung mittheilt, das Motto: „Keine wahre Sittlichkeit ist möglich, keine Besserung der sozialen Zustände, ohne Hebung der Frau."

Dieser schön klingende Sinnspruch enthält neben einer unzweifelhaften Wahrheit auch eine gefährliche Unwahrheit, welche mit schuld daran ist, daß alle Bestrebungen für Lösung der sogenannten Frauenfrage seither nicht einmal den Erfolg hatten, eine Verschlimmerung des Frauen-Elends zu verhüten, geschweige denn eine Verbesserung zu bewirken.

Der Satz muß zunächst heißen: „Keine wahre Sittlichkeit ist möglich, keine Hebung der Frau, ohne Besserung der sozialen Zustände."

Rohheit und Trunksucht der Männer hängen ursächlich zusammen mit den untersten Stufen der sozialen Entwickelung, in der Regel mit thierischer Unwissenheit, und in der europäischen Gesellschaft fast stets mit einem Uebermaß von körperlicher Arbeit und materieller Noth. In solchen Verhältnissen ist die Ehe nur eine andere Form der Sclaverei. Hier kann man nicht sagen: verbessert die Stellung der Frau, und die Besserung der sozialen Verhältnisse kommt dann von selbst. Nein, hier muß man sagen; verbessert die sozialen Verhältnisse, und die Stellung der Frau verbessert sich dann von selbst.

Doch hat die Frauenfrage in den civilisirten Theilen Europas bekanntlich einen viel größern Umfang, und dabei einen fast noch unheimlicheren Charakter als in barbarischen oder halbcivilisirten Ländern. Während in letzteren, entweder die Vielweiberei oder die geringe Dichtigkeit der Bevölkerung dafür sorgt, daß keine Frauensperson ohne Mann bleibt, gewinnt in den civilisirten Ländern die Frauenfrage immer mehr und mehr eine fürchterliche Gestalt dadurch, daß die vorhandenen Frauen ihre Bestimmung in der Familie verfehlen, theils durch wachsende Ehelosigkeit, theils durch vermehrte Heranziehung armer Frauen für den Familienerwerb, theils durch die überhand nehmende Ueppigkeit reicher Frauen. In den civilisirten Ländern steigen die Hochwasser des weiblichen Unglücks in jeder dieser drei Richtungen. Es wächst von Jahr zu Jahr die Zahl der Mädchen, welche nicht zur Ehe gelangen und in Folge dessen theilweise den sittlichen, theilweise den wirthschaftlichen, Alle aber den Tod ihrer verfehlten weiblichen Bestimmung erleiden.

Ferner wächst von Jahr zu Jahr die Zahl der verheiratheten Frauen, welche helfen müssen, Mann und Kind zu ernähren. Auch diese verfehlen ihren Beruf als Gattin und Mutter. Moritz Wirth behauptet und beweist, unser Erwerbsleben entwickle sich mit elementarer Gewalt

in dieser Richtung, sodaß sich die Vorschrift: „Der Mann an die Arbeit, die Frau in's Haus, die Kinder in die Schule" mehr und mehr in die moderne Wirthschaftsformel verwandele: „Die Kinder und Frauen an die Arbeit, der Mann auf's Pflaster."

Endlich wächst von Jahr zu Jahr in Folge einer falschen sozialen Ordnung die Zahl der reichen Frauen, die ihre weibliche Bestimmung und Frauenwürde in den Versuchungen des Wohllebens, in den Saturnalien der Uebercultur einbüßen.

Die Frauenfrage hat in unkultivirten Ländern nur eine Gestalt: die Frau ist Sclavin meist roher Männer. In civilisirten Ländern aber hat sie drei entsetzliche Gestalten: sie gleicht den Gorgonen in der griechischen Sagenwelt. Wie jene drei Ungeheuer zur Strafe verwandelte Schönheiten waren, so entstanden auch die drei Mißgestalten der modernen Frauenfrage nur als Strafe für den sozialen Frevel gegen das höchste und schönste Culturideal: die Frauen- und Mutterwürde. Wie sich die Alten das Aussehen der Gorgonen so grauenhaft dachten, daß der bloße Anblick hinreichte, um Jeden zu versteinern, so haben die Neuern gerechte Ursache, sich die drei monströsen Ausgestaltungen ihrer Frauenfrage ähnlich auszumalen; denn was hier allen unseren Cultur-, Staats- und Familienidealen droht, ist für jeden Menschenfreund, namentlich aber für das weibliche Empfinden, ebenfalls zum Versteinern. Fehlt doch auch die dritte Aehnlichkeit nicht: die Gorgonen wohnten nach Hesiod an den Grenzen der Nacht. Dort wohnen auch die drei Mißgestalten unserer Frauenfrage. Wir würden selbst von der Nacht der Hoffnungslosigkeit sprechen, wenn nicht auch hier die griechische Sage eine trostreiche Aehnlichkeit darböte. Wie die schrecklichste der drei Gorgonen (Medusa) sterblich war und durch einen Helden (Theseus) getödtet wurde, so ist auch die schrecklichste der drei Gorgonengestalten der modernen Frauenfrage (das materielle Elend) sterblich, und sie wird getödtet werden durch einen großen Heldenact der Staatskunst: durch die Sozialreform.

B. Zurückverwandlung der „Dame" in die „Hausfrau".

„Kein tüchtiger Mann hat noch jemals
eine Närrin zur Mutter gehabt."
Thomas Carlyle.

In dem Heft 19, Jahrgang III, der vortrefflichen illustrirten Zeitschrift „Universum" veröffentlicht Heinrich Stobitzer in Gesprächsform einen Artikel über „Das Zeitlich-Unweibliche". Eine junge Dame, ihr Bruder und ihr Bräutigam unterhalten sich über die Schopenhauer'schen Ausfälle gegen die „Weiber". Die Dame klagt den Frankfurter Pessimisten heftig an, ihr Bruder vertheidigt den Schopenhauer'schen Standpunkt und der Liebhaber entscheidet den Streit, indem er der Dame einen Heirathsantrag macht. Man könnte sich bei dieser „Entscheidung" beruhigen, wenn überall, wo uns dieses Thema in Gestalt von heirathsfähigen Jünglingen und Jungfrauen entgegentritt, immer ein junger Mann mit den Verhältnissen und Gesinnungen zur Stelle wäre, um den bösen Streit durch einen „Heirathsantrag" wenigstens zu ihrer augenblicklichen Beglückung zu schlichten. Da die Zahl dieser Männer,

wie die allgemeine Klage geht, aber geringer wird, so kann die im Stobitzer'schen Aufsatz getroffene „Entscheidung" nicht beruhigen, sondern es müssen Mittel aufgesucht werden, um die Zahl der heirathslustigen und heirathsfähigen Männer zu vermehren. Der Stobitzer'sche Schopenhauerianer erblickt ein solches Mittel in der Zurückverwandlung der Dame in die Hausfrau.

Eine schwere Anklage gegen die moderne Erziehung erhebend, sagt er:

„Sie erschwert es unseren Mädchen unendlich, dereinst ihre Mission als Gattinnen und Mütter zu erfüllen. Statt das Herz zu veredeln durch Bekämpfung der Selbstsucht, fördert sie diese auf die unvernünftigste Weise. Die süßen Schwärmereien eines edlen Sinnes für romantische Grillen erklärend und als wichtigstes Erziehungsprinzip die Entwickelung des praktischen Verstandes proclamirend, bildet sie Geschöpfe heran, die vom Weib nur noch die Gestalt und den Namen haben."

„Denn die schönsten weiblichen Eigenschaften fehlen ihnen. Sie denken nur an das eigene Wohl, schrecken vor jeder Entsagung zurück und sind unfähig jeder wahren, opferwilligen und opferfreudigen Liebe. Die Ehe gilt ihnen nur als bequemes Mittel zur Erlangung ihrer „Ideale", als da sind Villas, Equipagen und sonstige Nichtigkeiten, und so machen sie aus ihr, die ein Bund der Seelen sein sollte, einen schmachvollen Kaufvertrag, so würdigen sie die verehrungswürdigste Institution zu ihrer verächtlichsten herab."

„Der ideallose, materialistische Zug unserer Frauen ist ein Hauptgebrechen unserer Zeit. Wenn aber solchergestalt die Ehe corrumpirt wird, muß nicht auch die Gesellschaft corrumpirt werden, die auf ihr ruht? In der Ehe bestehen soviele Wechselwirkungen, daß die Verschlimmerung des einen Theils nicht ohne Einfluß auf den andern bleiben kann, und die Gesellschaft, deren Weib kein Ideal mehr hat, muß in den crassesten Materialismus versinken. Denn so gewiß uns das Ewig-Weibliche hinan zieht, so gewiß zieht uns das Zeitlich-Unweibliche herab. Das Weib ist die geborene Priesterin des Ideals. Sie bestrebe sich, den Glauben daran auch im Gatten lebendig zu erhalten, ihn unsern Kindern in die Brust zu pflanzen und als lebendiges Beispiel hochherziger Menschenliebe zur Nachahmung anzuspornen. Es sei ihr höchster Stolz, das Gute um seiner selbst willen, ohne Rücksicht auf den eigenen Vortheil zu thun, dann wird es ihr in Wahrheit zum Vortheil gereichen; denn sie gewinnt stets am meisten, wenn sie am wenigsten zu gewinnen sucht. Wenn ihr aber in eurer Klugheit eure Vorzüge so genau taxirt, daß ihr nichts verschenkt ohne entsprechenden Lohn; wenn ihr da, wo euer Herz sprechen sollte, nur schnöder Berechnung das Wort gebt; wenn ihr ein Opfer nur bringt, um ein zweifaches zurück zu fordern: wie sollte da des Mannes Liebe und Verehrung nicht schwinden? Woher rührt die überhandnehmende Scheu unserer Männer vor der Ehe? Sie suchen vergeblich das Weib, das sich ihr Herz ersehnt. Diese hohlen weiblichen Existenzen, die nur für Putz und Tand Sinn haben*), im Herzen nur den Muskel sehen, der für

*) Das erste Bedürfniß eines Barbaren ist Putz, wie wir das jetzt noch an den Negerweibern sehen, die für die fratzenhafteste Frisur ihre ganze Kunstfertigkeit aufbieten. Der Müßiggang unserer „Damen" wirft sie auf die barbarische Culturstufe der Negerin zurück.

den Blutumlauf zu sorgen hat, und als liebenswürdigsten Gatten den betrachten, der auf der Börse am meisten gilt: sie eignen sich wahrlich schlecht dazu, als Ideale verehrt zu werden.*) Wenn sich heute ein Mann zur Ehe entschließt, folgt auch er meist dem gegebenen Beispiele; er läßt das Herz bei Seite und setzt der weiblichen Berechnung die männliche entgegen. Das Resultat dieses Schachergeschäftes sind dann diese modernen Ehen, die keine Ruhe, keine Befriedigung, kein Glück gewähren und das Herz und Gemüth immer mehr veröden. Das Resultat sind diese modernen Gatten, die — weil ihre nüchternen, selbstsüchtigen Frauen nimmermehr ihr Herz auszufüllen vermögen — anderwärts Befriedigung suchen; die — weil sie das Glück der Familie nicht kennen — nach des Tages Last ihre Erholung auf Bällen und Gesellschaften suchen, wo ihre Frauen in der neidischen Bewunderung ihrer Toiletten Ersatz finden für die dankbaren Blicke eines glücklichen Gatten, Ersatz für das herzige Geplauder ihrer Kinder, die mittlerweile der Obhut bezahlter Diener anvertraut sind und frühzeitig in der Führung der Eltern das Beispiel sehen, dem sie dereinst nacheifern werden. Das Resultat endlich sind diese modernen Gattinnen, die nur in der Oeffentlichkeit glänzen wollen und ihren Gatten betrügen oder verlassen, wenn dieselben ihre Modewaarenrechnungen nicht mehr bezahlen können. Und das letzte Resultat ist der Schwindel, die Hohlheit, die Charakterlosigkeit allüberall! Cherchez la femme!"

„Die Familie ist der heiligste Hort aller Tugenden und das Weib ist seine Priesterin. Eine glückliche, auf die gemeinschaftlichen Interessen der Herzen und Geister gegründete Ehe ist die Leiter zur menschlichen Vollkommenheit. Gegenseitig veredelnd wirken die Gatten auf einander, Eins zieht das Andere empor zum höchsten Streben! Das Weib besitzt Zauberkräfte über den Mann und wird zur schöpferischen Göttin, so lange sie seine Liebe besitzt, zu seinem Dämon aber, so bald sie sich derselben unwürdig gemacht hat. Und zwischen die Wahl gestellt, Göttin oder Dämon zu sein: giebt es da ein Besinnen?" . . .

. . . „Pflegt die Keime, die die Natur gelegt, statt sie zu unterdrücken. Veredelt eure Herzen, das verbürgt euer und eurer Männer Glück und der Menschheit Heil! Ihr sollt darüber den Geist nicht verkümmern lassen; der Mann unserer Zeit will auch in geistiger Gemeinschaft mit seinem Weibe leben: aber die Geistesbildung erhebe sich auf der Grundlage wahrer Herzensbildung — so nur werdet ihr die Harmonie eures Wesens und damit die Fähigkeit, glücklich zu werden und glücklich zu machen, wiedererlangen. Die Geschichte lehrt uns, daß jene Fälle, wo die Frauen aus der Sphäre der Familie heraustraten und eine öffentliche Rolle spielten, nur selten von heilsamem Einfluß waren. Die Zeiten, da die Frauen allzu sehr in den Vordergrund traten und Leben und Männer beherrschten, waren stets Zeiten des Verfalls. Darum muß die Herzensbildung über die Geistesbildung gesetzt, müssen die guten Eigenschaften des weiblichen Charakters entwickelt, jene Einflüsse aber, die den Egoismus großziehen, fern gehalten werden. Dann allein wird das Weib seinem opfervollen Beruf als Gattin und Mutter voll genügen können. Die Modedame aber, deren brillante Geistesentwickelung um den Preis trostloser Herzensverödung erkauft ist, sie gleicht

*) Sie sind ja das Gegentheil des germanischen Frauen-Ideals.

der künstlichen Blume, die durch vollendete Formen und herrliche Farben besticht, aber jenes köstlichen Duftes ermangelt, den nur die Natur verleiht. Leider halten viele Männer in ihrer Kurzsichtigkeit die Kunst für Natur, erwerben sie um theuren Preis und werden die Täuschung erst gewahr, wenn — ein Regen fällt, d. h. wenn ein Unglück hereinbricht. Dann verlieren diese Blumen Form und Farbe und enthüllen ihre ganze Nichtigkeit, während echte gerade da ihren süßesten Duft entwickeln."

Soviel aus dem Aufsatz der Zeitschrift „Universum". Leider werden in demselben nur fromme Wünsche, aber kein einziges Mittel zur praktischen Verwirklichung geäußert. Alles, was in der weiblichen Natur an Schwächen, Nichtigkeiten und Gefahren liegt, wird durch die modernen Verhältnisse geradezu groß gezogen, als wenn es darauf abgesehen wäre, die jetzige Gesellschaft recht schnell zu Grunde zu richten, indem man ihr das sittliche Rückgrat bricht, nämlich die Familie vernichtet, einmal durch Entartung der Hausfrau zur „Dame", und dann durch volkswirthschaftliche Erschwerung der Familiengründung.

Unsere „höhere Töchtererziehung" und unsere Unterhaltungsliteratur sind für das erstere, und unser Zerrbild von Volkswirthschaft ist für das letztere Verbrechen an der Menschheit verantwortlich zu machen.

Wenn Carlyle meinte, die moderne Erziehung sei kaum noch werth, daß man sie verachte, so gilt das besonders von der modernen Frauen-Erziehung.

C. Wohin mit den höheren Töchtern?

> „Ich habe niemals daran gezweifelt, daß der wahre und edelste Beruf eines Weibes in dieser Welt war, ist und für alle Zeiten der sein wird: einem würdigen Manne Gattin und Gehülfin zu sein und die Pflichten treulich zu erfüllen, die ihr in Folge dessen als Mutter ihrer Kinder und Herrin des Hauses obliegen."
>
> Thomas Carlyle.

Unter der Ueberschrift: „Wohin mit den höheren Töchtern?" brachte das sozialdemokratische „Berliner Volksblatt" am 8. Juni 1888 einen Leitartikel, aus welchem wir den folgenden Eingang hierher setzen:

„Die Frage: „Was soll aus unseren Söhnen werden?" beschäftigt unsere Mittelclassen schon seit sehr langer Zeit, und alle möglichen und unmöglichen Vorschläge sind aufgetaucht, um für den männlichen Nachwuchs unserer Bourgeoisie und Beamten- und Gelehrtenclasse ein „standesgemäßes" Unterkommen zu schaffen. Es herrscht hier ein riesiger Ueberschuß von Arbeitsangebot, obwohl, um dem abzuhelfen, eine ungeheure Vermehrung des Beamtenpersonals in den letzten Jahrzehnten stattgefunden hat und obwohl das Bestreben vorherrscht, den Erwerbskreis für die sogenannte gebildete Jugend immer mehr zu erweitern, indem man für eine ganze Reihe von Berufen, die früher aus den tüchtigeren Elementen der Arbeiterwelt heraus besetzt wurden, heute eine Summe technischer Kenntnisse verlangt, die im Berufe zwar nichts schaden, ohne deren Kenntniß es aber auch geht, über die aber der Arbeiter, der nur gewöhnlichen Elementarunterricht genossen hat, unter keinen Umständen

verfügt. So z. B. gehören unsere älteren Locomotivführer fast ausschließlich der Metallarbeiterbranche an. Es waren Schlosser, Schmiede, Klempner 2c., die erst in den Eisenbahnwerkstätten arbeiteten, dann als Heizer zum Fahrdienst kommen, um schließlich zum Locomotivführer aufzusteigen.

Mit diesem Avancement ist es heute so ziemlich zu Ende. Die Ansprüche an das technische Wissen der Locomotivführer sind allmälig so hoch gesteigert worden, daß ein gewöhnlicher Arbeiter, wenn er nicht technische Schulen besucht hat, die Prüfungen nicht mehr zu bestehen vermag. Wie auf diesem Gebiete, so ist es auf allen übrigen. Nach allen halbwegs bezahlten Stellen im Staats- oder Communaldienst ist ein so großer Andrang von Elementen, die eine über das Normalmaß hinausgehende Schulbildung genossen haben, daß die Anforderungen bei den Prüfungen ruhig überall gesteigert werden konnten, ohne daß dadurch ein Candidatenmangel eingetreten wäre.

Zu dieser alten Sorge um die Zukunft der Herren Söhne kommt nun in neuerer Zeit noch die Frage: was soll aus den Fräulein Töchtern werden? Haben die Söhne kein „standesgemäßes" Unterkommen gefunden, so können sie sich natürlich auch nicht den Luxus erlauben und eine Familie begründen. Die Folge davon ist, daß die Töchter sitzen bleiben. Sitzen gebliebene Töchter sollen aber etwas anfangen können, etwas gelernt haben, mit dem sie sich ihren Lebensunterhalt verdienen können, denn die Eltern vermögen ihnen nur in den seltensten Fällen so viel zu hinterlassen, daß sie ohne Sorge in die Zukunft sehen können.

Eine große Zahl dieser Mädchen hat sich nun in den letzten Jahren dem Lehrerinnenberufe zugewandt, was zur Folge hatte, daß es heute so viele geprüfte Lehrerinnen giebt, daß an ihre Unterbringung in öffentlichen Schulen gar nicht zu denken ist, so daß ein großer Theil derselben Stellen als Erzieherinnen annehmen muß, wobei die Bezahlung sehr häufig durchaus in keinem Verhältniß steht zu den Kosten, welche die Ausbildung eines solchen Mädchens verursacht hat. Um nun diesem Uebelstande abzuhelfen, haben sich eine ganze Anzahl philantropisch angelegter Herren und Damen auf die Suche gemacht, um „neue Lebensberufe für unsere arbeitslustige Mädchenwelt aus den höheren Ständen" aufzusuchen. Einer dieser Herren, ein Geh. Oberregierungsrath, glaubt nun einen solchen Beruf aufgefunden zu haben, und er beeilte sich, in einem Vortrag der neugierigen Welt von seinem Funde Mittheilung zu machen. Der geehrte Herr ist nämlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß man in unseren höheren Gesellschaftskreisen noch zu viele Vorurtheile gegen weibliche Thätigkeit in kaufmännischen Geschäften hege, und daß, wenn man der Cassirerin eine eben solche gesellschaftliche Stellung anweise wie der Lehrerin, der Zudrang zu dem letzteren Berufe aufhören und somit ein großer Uebelstand beseitigt sein würde."

Nachdem das sozialdemokratische Blatt dann den Geh. Regierungsrath mit seinem Vorschlag weidlich verspottet hat, schließt es seinen Artikel wieder in ernsthafter Sprache wie folgt:

„Ist auch keine Gefahr vorhanden, daß der Vorschlag irgend eine practische Verwirklichung finden werde, so ist derselbe doch bezeichnend dafür, in welch' kopfloser Weise bei uns Vorschläge zur Abhülfe sozialer Uebelstände gemacht werden. Alle Welt beklagt es, daß die Zahl der

Männer, deren Verhältnisse es ihnen erlauben, eine Familie zu gründen, gerade in den Mittelschichten unseres Volkes immer mehr abnimmt, und daß in Folge dessen die erzwungene Ehelosigkeit mit allen ihren schlimmen Folgen in sittlicher und wirthschaftlicher Beziehung gerade auf dem Mittelstande lastet. Und nun kommt so ein Geheimer Rath und macht den Vorschlag, die männlichen Cassirer durch weibliche zu ersetzen, d. h. verheirathete Männer brodlos zu machen, um unverheirathete Frauen unterzubringen. Mit jedem durch ein Mädchen besetzten Cassirerposten geht aber die Möglichkeit für einen Mann verloren, eine Familie zu begründen, d. h. wird die Chance für die „höheren Töchter", unter die Haube zu kommen, verringert. Und das soll, wie ein offiziöses Blatt über den erwähnten Vortrag schreibt, ein „wirkliches Verdienst" sein, solchen Vorschlag zu machen!"

Soweit das „Berliner Volksblatt".

Wie überhaupt, ist die Sozialdemokratie auch in der vorstehend behandelten Frage in der absprechenden Kritik stark, in besseren Vorschlägen aber schwach.

Was uns betrifft, so kommt uns der Geh. Regierungsrath durchaus nicht lächerlich vor, wohl aber beklagen wir ihn und alle seine Strebensgenossen, daß sie auf der Universität nicht in eine Volkswirthschaftslehre eingeweiht werden konnten, welche jedem tüchtigen Manne die Möglichkeit der Familienbildung und dadurch auch das einzig richtige Mittel zur Versorgung der „höheren Töchter" gewährt. Unsere heutige Volkswirthschaft hat den „Kampf um's Dasein" bis zu der sittlichen Ungeheuerlichkeit gesteigert, daß in vielen Geschäftszweigen die Anstellung junger Mädchen zu einer offenkundigen Brutstätte der Prostitution wurde. Wir sind also auf einem der wichtigsten Gebiete des bürgerlichen Lebens in der nationalen Entwicklung bei der Carricatur des deutsch-nationalen Ideals angelangt. Wer hier eine Umkehr will, muß zunächst eine volkswirthschaftliche Umkehr wollen, und zwar auf den Wegen, welche in dem Abschnitt VI dieses Buches: „Nothwendigkeit und Möglichkeit der Sozialreform" angedeutet wurden. Auf dem Boden des volkswirthschaftlichen Gehenlassens muß Deutschland auf das alte germanische Frauen- und Familien-Ideal verzichten. Deshalb hat Herr Geheimrath a. D. von Selchow guten Grund, als er in seinem schönen Artikel über „Kaiser Wilhelm und die Entwicklung des christlichen oder deutschen Rechts" (Adelsblatt vom 22. April 1888) den Zusammenhang zwischen deutscher Volkswirthschaft und deutscher Sittlichkeit wie folgt hervorhob:

„Das deutsche Recht, dessen ideales Vollendungsbild Ranke in dem ergreifenden letzten Abschiede Kaisers Otto des Großen von seiner Mutter zur künstlerischen Darstellung bringt, kannte keinen Bettler, und, weil ihm die Sättigung Aller für den Inbegriffszweck alles Rechts gilt, keine Menschen und vor Allem auch keine unglücklichen Frauenspersonen, welche gezwungen waren, sich als Waare zu verkaufen. Es kannte nur Männer und Frauen, welche wahrhaft frei sein konnten, wenn sie es wollten! Hierin hat man den Kern des durch's Christenthum verklärten deutschen Rechts zu erblicken. Denselben zu einem lautern Strom lebendigen Wassers klar wie ein Krystall zu machen, ist das Botschaftsvermächtniß Kaiser Wilhelms, des Vielgeliebten."

D. Thomas Carlyle über die Frauenfrage.

Wenn es sich um bestimmtere Ausgestaltung und Festhaltung des deutsch-nationalen Frauenideals gegenüber den Verirrungen und Ausartungen einer falschen Cultur handelt, so ist auch hier der große und ehrliche Schotte zur Hülfleistung heranzuziehen. Fühlte er sich doch stets als ein Angehöriger des teutonischen Stammes.*)

Im Jahre 1866 wandte sich im selbstquälerischen Geisteszustande ein junges Mädchen voller Zuversicht an den Greis um Rath. Carlyle antwortete in einem prächtigen Briefe, der seine Sympathie mit der Jugend, namentlich mit der strebenden und zweifelnden Jugend, auf's schönste zeigt. Derselbe lautet:

„Geehrtes Fräulein! Ihr Gesuch ist sehr rührend und ich habe die größte Sympathie mit Ihnen, wenn ich auch nicht einsehe, wie ich Ihnen helfen kann. Meine Zeit ist mir auf's Kärgste zugemessen, da viele andere höhere Anforderungen an mich herantreten. Ich will Ihnen aber trotzdem ein paar Worte schreiben, die, wenn auch wenig Gutes, doch wenigstens keinen Schaden thun können. In Ihrem Falle, wie in so vielen anderen Fällen muß der Patient sich selbst helfen. Der beste Doctor kann nur wenig thun. Das beste Heilmittel gegen solche geistige Krankheiten und Qualen ist, sich durch thätige Arbeit und Leistungen von außen gegen sie zu erheben. Unsere Gedanken, gute oder böse, stehen nicht unter unserer Controlle: aber ein Jeder von uns hat zu allen Stunden gewisse Pflichten zu erfüllen und diesen kann er nachlässig nachkommen wie ein Sclave oder getreulich wie ein treuer Diener. „Thue die Pflicht, die dir am nächsten liegt", diese zuerst und diese getreulich. Das Uebrige wird sich dann schon mit wachsender Klarheit zu erkennen geben und seine Anforderungen stellen. Wären Ihre Pflichten auch noch so gering, fassen Sie dieselben mit doppelter, dreifacher Energie an, Stunde auf Stunde und trotz aller Drohungen des Teufels. Unsere einzige Antwort gegenüber allen inwendigen bösen Geistern, wie man sie zu nennen pflegt, ist die: „Dies kann ich thun, o Teufel, und ich thue es, wie Du siehst, im Namen Gottes." Es ist erfreulich und ganz erstaunlich zu sehen, welch ein schnell wirkender Bannfluch in diesem Vorgehen liegt und wie bei dem ersten wirklichen Schimmer davon alle schlimmen Geister und krankhaften Quälereien sich aufmachen und verschwinden.

---

*) In dieser Hinsicht sei nur auf folgendes Zeugniß verwiesen. Carlyle schrieb 1843 in „Vergangenheit und Gegenwart" über das schöne Goethe'sche Gedicht:

„Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
Schrittweis dem Blicke,
Doch ungeschrecket
Dringen wir vorwärts"

die charakteristischen Worte: „Mir klingt dies Gedicht des größten deutschen Mannes, in dem ich mit Freuden Vieles finde, mit Freuden Vieles vermisse, wie eine Stanze aus dem Marschliede unseres großen teutonischen Stammes, das sich tapfer und siegreich seinen Weg bahnt in die unentdeckten Tiefen der Zeit."

Ich hoffe, Sie werden nicht oft solche Erfahrungen wie diese machen, armes Kind! Halten Sie mir nicht entgegen, daß Ihre Pflichten so unbedeutend seien, halten Sie dieselben vielmehr für Pflichten von unendlicher und für Sie einziger Bedeutung. Wäre es auch nur ein vollkommeneres Arrangement Ihres Zimmers, das Aufbewahren Ihrer Kleider und Schmucksachen, das Ordnen Ihrer Papiere: „was auch immer deine Hand zu thun findet, thue es mit all' deiner moralischen Energie und mit Standhaftigkeit". Falls Sie aber einen Bruder, eine Schwester, einen Vater oder eine Mutter haben, so haben Ihre Pflichten augenscheinlich einen viel größeren Spielraum. Dann erwägen Sie ernstlich, was von Ihnen für einen jeden von diesen verlangt wird und betrachten Sie es als das Eine was Noth thut, ihnen immer ehrlicher und schöner Alles zu vergelten, was Sie ihnen schulden. Was macht's, wenn man elend ist, sofern man nur das thun kann? Das ist die sichere und feste Ausscheidung und Vernichtung von allem Elend, unter dem wir in dieser Welt leiden. Ein anderes geistiges Heilmittel kann ich nicht entdecken; ich glaube auch nicht, daß andere existiren oder zu existiren brauchen.

Im Uebrigen sind Sie, liebes Kind, augenscheinlich zu strenge gegen sich selbst; diese bösen Gedanken machen Sie nicht zu einem „bösen Mädchen", so lange Sie denselben nicht willig nachgeben. Ihre übergroße Reue und Selbstverachtung ist an und für sich ein Beweis von einem hohen, edlen Charakter. Wir müssen alle durch Schläge erzogen werden, durch Leiden; auf andere Weise wollen wir nicht lernen. Muth, Muth! Arbeit, Arbeit! Sorgen Sie sich um nichts anderes. Wählen Sie mit größter Sorgfalt aus der Zahl Ihrer Altersgenossen einige wirkliche Freundinnen aus; seien Sie nicht zu oft mit Ihren Gedanken allein, denn diese sind ihrer Natur nach grundlos. Schließlich seien Sie sorgfältig mit Ihrer Gesundheit; körperliches Leiden, von dem Sie noch keine Erfahrung haben können, mag viel mit Ihrem beklagenswerthen Zustand zu thun haben. Leben Sie wohl!

Th. Carlyle.

An einen Edinburgher Studenten, der ihn über „Emancipation der Frauen" um Rath gefragt, schrieb Carlyle:

Nur mit Widerstreben schreibe ich Ihnen auch nur das Geringste über die Frage der Frauenemancipation, die jetzt zu solcher Höhe angewachsen ist. Die Wahrheit zu gestehen, muß ich sagen, daß der Gegenstand in den letzten fünf und zwanzig, insbesondere in den letzten drei oder vier Jahren mir nichts als Schmerzen gemacht hat. Es ist einer der traurigsten Beweise von der elenden Anarchie, die in der menschlichen Gesellschaft herrscht, und ich habe es vermieden mich in meinen Gedanken damit zu beschäftigen, ausgenommen, wenn ich durchaus dazu gezwungen wurde. Das Wenige, was mir darüber klar geworden ist, will ich nun versuchen Ihnen mitzutheilen, zu allererst sei denn gesagt, daß ich niemals daran gezweifelt habe, daß der wahre und edelste Beruf eines Weibes in dieser Welt war, ist und für alle Zeiten der sein wird: einem würdigen Manne Gattin und Gehülfin zu sein und die Pflichten treulich zu erfüllen, die ihr in Folge dessen als Mutter ihrer Kinder und Herrin des Hauses obliegen, Pflichten, die so hoch und edel und in ihrer Stille wichtig sind wie irgend welche, die

einem menschlichen Wesen zufallen können; Pflichten, die, wenn recht erfüllt, das Weib in einer sanften, schönen und beinahe heiligen Weise zur Königin der Welt machen und die ihm in Folge seiner natürlichen Fähigkeiten, seiner Anmuth, seiner Stärke und seiner Schwachheiten ihm ganz besonders zustehen. Der wahre Beruf des Weibes ist daher, einen Mann zu heirathen, den es lieben und achten kann und unter seinem Schutze mit all' der Weisheit, der Freundlichkeit und dem Heldenmuthe, der in ihr liegt, geräuschlos das ihr vorgeschriebene Leben zu führen.

Zweifellos erscheint mir ferner, daß, falls ein Weib diesen Beruf verfehlt oder auf denselben verzichtet hat, es vor Gott und Menschen ein Recht hat, irgend eine ehrliche Beschäftigung, die es für sich in der Welt offen findet, zu ergreifen. Es giebt wahrscheinlich mehrere oder viele Beschäftigungen, die augenblicklich ausschließlich in den Händen von Männern liegen, die aber auch für Frauen mehr oder weniger passend wären, z. B. Drucken, Schneidern, Weben, Buchführen u. s. w. Daß die Medizin an sich nicht unpassend für Frauen ist, beweist, daß in viel gesünderen und ernsteren Zeiten als die unserige, ehe noch ein eigentlicher medizinischer Beruf in's Leben getreten war, sie wirklich Aerzte und Wundärzte sowohl wie Krankenpflegerinnen waren: Alles, was die Welt damals hatte.

Die Art ihres Verstandes, ihre Sympathie, ihre wunderbare Beobachtungsgabe u. s. w. scheinen in ihnen auf ganz vorzügliche Eigenschaften zur Krankenbehandlung hinzudeuten. Augenscheinlich haben sie in gewissen Branchen (den weiblichen Krankheiten) ganz ausnahmsweise Gelegenheiten nützlich zu sein. Meine Antwort auf Ihre Frage ist also die, daß zweierlei mir in Bezug darauf keinem Zweifel unterliegt:

1) daß Frauen, die mit Ueberlegung sich dazu entschließen, auch ein Recht haben, Medizin zu studiren, und daß es nützlich und förderlich sein dürfte, Vorrichtungen zu treffen, wodurch ihnen dies erleichtert oder wenigstens möglich gemacht würde;

2) daß aus naheliegenden Gründen weibliche Studenten womöglich weibliche Lehrer haben sollten, oder doch eine außerordentlich ausgewählte Classe von Männern und insbesondere daß junge Frauenzimmer mit jungen Männern zusammen in anatomischen Classen, klinischen Vorlesungen oder auch nur allgemein in gemeinsamem Studium der Medizin, eine völlig unerhörte und für das reine und bescheidene Gefühl eines jeden Menschen auf's Höchste abstoßende Erscheinung ist.

Richard Wagner über „Deutsch" und „deutschen Geist".

(Aus dem Wagner-Lexikon.)

Die Frage: „Was ist Deutsch?" hat mich seit lange ernstlich eingenommen. Immer gestaltete sie mir sich neu: glaubte ich sie in der einen Form untrüglich sicher beantworten zu können, so stand sie bald wieder in ganz veränderter Gestalt vor mir, und zweifelnd blieb ich mir oft selbst die Antwort schuldig. Ein zu offener Verzweiflung getriebener

Patriot, der wunderliche Arnold Ruge, glaubte schließlich aussagen zu müssen, der Deutsche sei „niederträchtig". Wer dieses schreckliche Wort einmal vernommen, dem mag es wohl in Augenblicken des sich bäumenden Unmuths wiederkehren; und vielleicht ist es dann einem jener starken Orkane zu vergleichen, mit welchen Aerzte einen tödtlichen Krankheitsanfall zu bewältigen suchen: es läßt uns nämlich schnell inne werden, daß wir ja selbst der „Deutsche" sind, der vor seinem eigenen entarteten Wesen zurückschreckt; dieser gewahrt, daß nur ihm diese Entartung, als solche, erkennbar ist, und was Anderes bietet ihm die Möglichkeit dieser Erkenntniß als das unerschütterlich feste Bewußtsein von seiner wahren eigenen Art? Nur kann ihn jetzt kein Trug mehr täuschen; er vermag nicht mehr wohlgefällig sich zu belügen und mit einem Anscheine sich zu schmeicheln, der alle Kraft für ihn verloren hat. An keiner lebensgiltigen Realität, an keiner wirkenden Form des Daseins kann er das Deutschsein erkennen, außer da, wo es sich in dieser Form eben schlecht, oft wirklich empörend ausnimmt. Selbst seine Sprache, dieses einzige heilige, durch die größten Geister ihm mühsam erhaltene und neugeschenkte Erbe seines Stammes, sieht er stumpfsinnig dem Verderbniß durch öffentlichen Mißbrauch preisgegeben; er gewahrt, wie sich fast Alles dazu vorbereitet, das prahlende Wort des Präsidenten der nordamerikanischen Staaten wahr zu machen, daß nämlich bald auf der ganzen Erde nur eine Sprache noch gesprochen werden würde, — worunter, bei näherer Betrachtung der Sache, doch lediglich nur eine aus allen Ingredienzien gemischter Universaljargon gemeint sein kann, zu welchem der heutige Deutsche sich allerdings schmeicheln darf, einen recht hübschen Beitrag bereits geliefert zu haben.

Wer zur Zeit auch von diesem jammervollen Gedanken tief gepeinigt war, vernahm wohl eine unwiderstehlich ihn erfüllende Verheißung, als er an jenem Tage (22. Mai 1872) eben in diesem wunderlichen Rococosaale des Bayreuther Opernhauses das: „Seid umschlungen Millionen!" sich zurufen hörte, und er empfand vielleicht, daß das Wort des Generals Grant sich in anderer Weise erfüllen könnte, als es dem ehrenwerthen Amerikaner vorschweben mochte.

* *
*

Das Wort „deutsch" bezeichnet nach den Ergebnissen der neuesten und gründlichsten Forschungen nicht einen bestimmten Volksnamen; es giebt kein Volk in der Geschichte, welches sich den ursprünglichen Namen „deutsch" beilegen könnte. Jacob Grimm hat dagegen nachgewiesen, daß „dinstik" oder „deutsch" nichts Anderes bezeichnet als das, was uns, den in verständlicher Sprache Redenden, heimisch ist. Es war frühzeitig dem „wälsch" entgegengesetzt, worunter die germanischen Stämme das den gälisch-keltischen Stämmen Eigene begriffen. Das Wort „deutsch" findet sich in dem Zeitworte „deuten" wieder: „deutsch" ist demnach, was uns deutlich ist, somit das Vertraute, uns Gewohnte, von den Vätern Ererbte, unserem Boden Entsprossene. Auffallend ist nun, daß nur die Völker, welche diesseits des Rheines und der Alpen verblieben, sich mit dem Namen „Deutsche" zu bezeichnen begannen, als Gothen, Vandalen, Franken und Longobarden ihre Reiche im übrigen Europa gegründet hatten. An der Sprache und der Urheimath haftet daher der Begriff „deutsch", und es trat die Zeit ein, wo diese

„Deutschen“ des Vortheils der Treue gegen ihre Heimath und ihre Sprache sich bewußt werden konnten; denn aus dem Schooße dieser Heimath ging Jahrhunderte hindurch die unversiegliche Erneuerung und Erfrischung der bald in Verfall gerathenden ausländischen Stämme hervor.

Vaterland, Muttersprache: wehe dem um sie Verwaisten! Unermeßliches Glück aber, in seiner Muttersprache die Sprache seiner Urväter selbst erkennen zu dürfen! Durch solche Sprache reicht unser Fühlen und Erschauen bis in das Urmenschenthum selbst hinab; keine Besitzesgrenzen schließen da unsern Adel ein, und weit über das zuletzt uns zugefallene Vaterland, weit über die Marken unsrer geschichtlichen Kenntniß und der durch sie zu erklärenden äußeren Gestaltungen unseres Bestehens, empfinden wir uns der schöpferischen Urschönheit der Menschen verwandt. Und dies ist unsere deutsche Sprache, das einzige echt erhaltene Erbtheil unserer Väter. Fühlen wir unter dem Drucke einer fremden Civilisation uns den Athem vergehen und uns in schwankendes Urtheil über uns selbst gerathen, so dürfen wir nur in dem wahren väterlichen Boden unserer Sprache nach deren Wurzel graben, um sofort beruhigenden Aufschluß über uns, ja über das wahrhaft Menschliche selbst zu gewinnen. Und diese Möglichkeit, stets noch aus dem Urbronnen unserer eigenen Natur zu schöpfen, welche uns nicht mehr als eine Raçe, als eine Abart der Menschheit, sondern als einen Urstamm der Menschheit selbst fühlen läßt, sie erzog uns von je die großen Männer und geistigen Helden, von denen es uns nicht zu bekümmern braucht, ob die Schöpfer fremder vaterloser Civilisationen sie zu verstehen und zu schätzen vermögen; wogegen wir im Stande sind, von den Thaten und Gaben unsrer Vorfahren erfüllt, mit klarem Geiste erschauend, jene wiederum zu erkennen und nach dem ihrem Werke innewohnenden Geiste reiner Menschlichkeit zu würdigen. So fragt und forscht denn der echte deutsche Instinkt eben nur nach diesem rein Menschlichen, und durch dieses Forschen allein kann er hilfreich sein, — dann aber nicht blos sich selbst, sondern allem noch so Entstellten, an sich aber Reinen und Echten.

* *
*

Es ist das Besondere des deutschen Bildungsganges, daß er Motiv und Form seiner Bildung sich meist von außen entnimmt, daß er somit einen Bildungscomplex sich anzueignen sucht, dessen Elemente, nicht nur im Raum, sondern auch in der Zeit, ihm ursprünglich ferne liegen. Während die romanischen Völker einem bedenklichen Leben auf den Augenblick hin sich überlassen und eigentlich nichts recht empfinden, als was die unmittelbare Gegenwart ihnen bietet, baut der Deutsche die Welt der Gegenwart sich aus den Motiven aller Zeiten und Zonen auf.

* *
*

Die universelle Richtung, deren der deutsche Genius fähig ist, macht es dem deutschen Künstler leicht, sich selbst auf fremdem Terrain einheimisch zu machen. Wir sehen, wie die Deutschen sich schnell in das, was Nationaleigenthümlichkeit bei ihrem Nachbar zur Geburt brachte, hineinfühlen und sich dadurch von Neuem einen festen Standpunkt verschaffen, von dem aus sie dann den ihnen innewohnenden Genius weit

über die Grenzen der beschränkenden Nationalität hinaus die schöpferischen Schwingen ausbreiten lassen.

* *
*

Romanische, wälische, französische Sagen und Bücher übersetzt sich der Deutsche, und während Romanen, Welsche und Franzosen nichts von ihm wissen, sucht er eifrig sich Kenntniß von ihnen zu verschaffen. Er will aber nur nicht das Fremde, als solches, als rein Fremdes anstarren, sondern er will es „deutsch" verstehen. Er dichtet das fremde Gedicht deutsch nach, um seines Inhaltes innig bewußt zu werden. Er opfert hierbei von dem Fremden das Zufällige, Aeußerliche, ihm Unverständliche und gleicht diesen Verlust dadurch aus, daß er von seinem eigenen zufälligen äußerlichen Wissen so viel darein giebt, als nöthig ist, den fremden Gegenstand klar und unentstellt zu sehen. Mit diesen natürlichen Bestrebungen nähert er sich in seiner Darstellung der fremdartigen Abenteuer der Anschauung der rein menschlichen Motive derselben. So wird von Deutschen „Parzival" und „Tristan" wieder gedichtet, während die Originale heute zu Curiosen von nur literargeschichtlicher Bedeutung geworden sind, erkennen wir in den deutschen Nachdichtungen poetische Werke von unvergänglichem Werthe.

* *
*

Mit der Religion nimmt der Deutsche es ernst: die Sittenverderbniß der römischen Curie und ihr demoralisirender Einfluß auf den Clerus verdrießt ihn tief.*) Unter Religionsfreiheit versteht er nichts Anderes, als das Recht, mit dem Heiligsten es ernst und redlich meinen zu dürfen. Hier wird er empfindlich und disputirt mit der unklaren Leidenschaftlichkeit des aufgestachelten Freundes der Ruhe und Bequemlichkeit. — Die Politik mischt sich hinein: Deutschland soll eine spanische Monarchie, das freie Reich unterdrückt, seine Fürsten sollen zu bloßen vornehmen Höflingen gemacht werden. Kein Volk hat sich gegen Eingriffe in seine innere Freiheit, sein eigenes Wesen gewehrt wie die Deutschen: mit nichts ist die Hartnäckigkeit zu vergleichen, mit welcher der Deutsche seinen völligen Ruin der Fügsamkeit unter ihm fremde Zumuthungen vorzog.

* *
*

Ein Volk, welches, wie durch den dreißigjährigen Krieg das deutsche, numerisch auf den zehnten Theil seines früheren Bestandes herabgebracht war, konnte, seiner Bedeutung nach, nur noch in der Erinnerung Einzelner bestehen. Selbst diese Erinnerung mußte von den ahnungsvollsten Geistern erst wieder aufgesucht und anfänglich mühsam genährt werden. Es ist ein wundervoller Zug des deutschen Geistes, daß, nachdem er in seiner früheren Entwickelungsperiode die von außen kommenden Einflüsse sich innerlichst angeeignet hatte, er nun, da der Vortheil des äußerlichen politischen Machtlebens ihm gänzlich entschwunden war, aus seinem eigensten innerlichsten Schatze sich neu gebar. Die Erinnerung ward ihm recht eigentlich zur Er-Innerung; denn aus seinem tiefsten Innern schöpfte er, um sich der nun übermäßig gewordenen äußeren Einflüsse zu erwehren.

*) Auch den deutschen Katholiken gereicht es zu tiefem Aergerniß.

Wo die eigene Gestalt, die eigene Sprache selbst sich verlor, blieb dem deutschen Geiste eine letzte, ungeahnte Zuflucht, sein innigstes Innere sich deutlich auszusprechen. Von den Italienern hatte der Deutsche sich auch die Musik angeeignet. Will man die wunderbare Eigenthümlichkeit, Kraft und Bedeutung des deutschen Geistes in einem unvergleichlich beredten Bilde erfassen, so blicke man scharf und sinnvoll auf die sonst fast unerklärlich räthselhafte Erscheinung des musikalischen Wundermannes Sebastian Bach. Er ist die Geschichte des innerlichsten Lebens des deutschen Geistes während des grauenvollen Jahrhunderts der gänzlichen Erloschenheit des deutschen Volkes. Da seht diesen Kopf, in der wahnsinnigen französischen Allongenperrücke versteckt, diesen Meister — als elenden Cantor und Organisten zwischen kleinen thüringischen Ortschaften, die man kaum dem Namen nach kennt, mit nahrungslosen Anstellungen sich hinschleppend, so unbeachtet bleibend, daß es eines ganzen Jahrhunderts wiederum bedurfte, um seine Werke der Vergessenheit zu entziehen; selbst in der Musik eine Kunstform vorfindend, welche äußerlich das ganze Abbild seiner Zeit war, trocken, steif, pedantisch, wie Perrücke und Zopf in Noten dargestellt: und nun sehe man, welche Welt der unbegreiflich große Sebastian aus diesen Elementen aufbaute!

Während sich dies mit dem großen Bach begab, wimmelten die großen und kleinen Höfe der deutschen Fürsten von italienischen Operncomponisten und Virtuosen, die man mit ungeheuern Opfern dazu erkaufte, dem verachteten Deutschland den Abfall einer Kunst zum Besten zu geben, welcher heutzutage nicht die mindeste Beachtung mehr geschenkt werden kann. — Doch Bach's Geist, der deutsche Geist, trat aus dem Mysterium der wunderbarsten Musik, seiner Neugeburtsstätte, hervor. Als Goethe's „Götz" erschien, jubelte es auf: „Das ist deutsch!" Und der sich erkennende Deutsche verstand es nun, auch sich und der Welt zu zeigen, was Shakespeare sei, den sein eigenes Volk nicht verstand; er entdeckte der Welt, was die Antike sei, er zeigte dem menschlichen Geiste, was die Natur und die Welt sei. Diese Thaten vollbrachte der deutsche Geist aus sich, aus seinem innigsten Verlangen, sich seiner bewußt zu werden. Und dieses Bewußtsein sagte ihm, was er zum ersten Mal der Welt verkünden konnte, daß das Edle und Schöne nicht um des Vortheils, ja selbst nicht um des Ruhmes und der Anerkennung willen in die Welt tritt: und Alles, was im Sinne dieser Lehre gewirkt wird, ist „deutsch", und deshalb ist der Deutsche groß; und nur, was in diesem Sinne gewirkt wird, kann zur Größe Deutschlands führen.

Hier also kam es zum Bewußtsein und erhielt seinen bestimmten Ausdruck, was deutsch sei, nämlich: die Sache, die man treibt, um ihrer selbst und der Freude an ihr willen treiben; wogegen das Nützlichkeitswesen, d. h. das Prinzip, nach welchem eine Sache des außerhalb liegenden persönlichen Zweckes wegen betrieben wird, sich als undeutsch herausstellte. Die hierin ausgesprochene Tugend des Deutschen fiel daher mit dem durch sie erkannten höchsten Prinzipe der Aesthetik zusammen, nach welchem nur das Zwecklose schön ist.

Nur ein großes, auf seine unerschütterliche Macht mit vornehmer Gelassenheit vertrauendes Volk konnte ein solches Prinzip in sich ausbilden und zur Beglückung der ganzen Welt in Anwendung bringen: denn gewiß setzt es eine sichere Ordnung aller der nächsten den noth-

wendigen Lebenszwecken dienenden Verhältnisse voraus; und die Aufgabe der politischen Mächte war es, diese Ordnung in diesem erhabenen, welterlösenden Sinne zu begründen, — das heißt: Deutschlands Fürsten mußten ebenso deutsch sein, als seine großen Meister es waren. Fiel diese Begründung hinweg, so mußte der Deutsche an seiner Tugend geradewegs zu Grunde gehen: und das ist er da, wo er deutsch geblieben ist.

Unstreitig ist der ganzen Anlage des Deutschen eine große, anderen Nationen kaum erkennbare Aufgabe vorbehalten. Die ausnehmenden Schwierigkeiten, mit denen die Entwickelung der deutschen Kunst zu ringen hat, beruhen fast hauptsächlich in jener Anlage, der wir, wenn sie glücklich ausgebildet wird, den Charakter der Universalität beilegen müssen. Was unser Hinderniß für die Correctheit und die Reife unserer Leistungen ist, macht zugleich die große Bedeutung unserer Kunsttendenz aus. Daß wir Bach, Beethoven, Goethe und Schiller uns nur incorrect vorzuführen vermögen, zeigt blos, wie hoch die Anlage des deutschen Geistes über die Beschränkung der Verhältnisse durch Zeit und Raum erhaben ist.

Was die Ungunst dieser Verhältnisse uns heute und hier verwehrt, muß uns zu erreichen doch einst vorbehalten sein, da jene großen Meister gerade so und nicht anders die Bedingungen für ihr Verständniß aus tief innerlichem Grunde zu bilden sich genöthigt fühlten. Während der italienische und französische Künstler in Mitte seines Volkes im Triumph getragen wird, gleicht der edle deutsche Meister Friedrich dem Großen, als er bei Kollin allein zum Angriff einer Schanze vorrückte und erst beim Umsehen gewahr wurde, daß seine Grenadiere weit zurück blieben. Diese Schlacht war verloren; aber noch in gleichem Jahre schlug sein kleines Heer die wunderbaren Schlachten von Roßbach und Leuthen, zum Staunen aller Welt.

Keine noch so erhabene Erscheinung steht gänzlich losgelöst vom Boden der menschlichen Umgebung da; in Etwas ist jeder Deutsche seinen großen Meistern verwandt, und dieses Etwas ist eben der Natur des Deutschen nach einer bedeutenden Entwickelung fähig und deshalb einer langsamen Entwickelung bedürftig. Der deutsche Sinn für wahre Poesie und Musik ist keine Fabel. Wenn ein deutsches Mädchen heute bei der Vorführung der entstellendsten Farçe, die wohl je einem edlen deutschen Dichtergebilde als parodistisches Gewand umgeworfen ist, bei der Aufführung der Gounod'schen Pariser Boulevard-Oper „Faust", in Thränen ausbricht, so kommt dem gebildeteren Beobachter fast ein ähnlicher Jammer an, wie den Goethe'schen Faust bei seinem Eintritte in den Kerker: er ist erstaunt, wie das Gefühl für das Echte und Wahre so wunderlich irregeleitet und gemißbraucht werden kann, daß hier nicht ästhetischer Ekel sofort vor der Verzerrung und Lüge zurückschreckt. Dennoch fließen diese Thränen des deutschen Mädchens aus einem Quell der Empfindung, der nicht urverschieden von dem Borne sein muß, aus welchem der große Dichter selbst die Begeisterung zu seinem Gretchen schöpfte. Nicht nur, daß aus unserer Mitte Beethoven und Goethe hervorgingen, sondern auch, daß ihre Werke, trotzdem wir sie noch nie ganz deutlich uns vorführen konnten, ahnungsvoll von uns begriffen und geliebt werden, zeugt für unsere bedeutenden Anlagen.

Die Geburtsstätte des deutschen Geistes ist aber auch der Grund

der Fehler des deutschen Volkes. Die Fähigkeit, sich innerlich zu versenken und vom Innersten aus klar und sinnvoll die Welt zu betrachten, setzt überhaupt den Hang zur Beschaulichkeit voraus, welcher im minder begabten Individuum leicht zur Lust an der Unthätigkeit, zum reinen Phlegma wird. Was uns bei glücklichster Befähigung dem allerhöchst begabten alten Indusvolke als am verwandtesten hinstellt, kann der Masse des Volkes aber den Charakter der gewöhnlichen orientalischen Trägheit geben, ja selbst die naheliegende Entwickelung zur höchsten Befähigung kann uns zum Fluche werden, indem sie uns zur phantastischen Selbstgenügsamkeit verleitet. Daß aus dem Schooße des deutschen Volkes Goethe und Schiller, Mozart und Beethoven erstanden, verführt die große Zahl der mittelmäßig Begabten gar zu leicht, diese großen Geister als von Rechts wegen zu sich gehörig zu betrachten und der Masse des Volkes mit demagogischem Behagen vorzureden, sie selbst sei Goethe und Schiller, Mozart und Beethoven. Nichts schmeichelt dem Hange zur Bequemlichkeit und Trägheit mehr, als sich eine hohe Meinung von sich beigebracht zu wissen, die Meinung, als sei man ganz von selbst etwas Großes, und habe sich, um es zu werden, gar keine Mühe erst zu geben. Diese Neigung ist grunddeutsch, und kein Volk bedarf es daher mehr aufgestachelt und in die Nöthigung zur Selbsthülfe, zur Selbstthätigkeit versetzt zu werden, als das deutsche.

* * *

Der Ausgang des dreißigjährigen Krieges vernichtete das deutsche Volk; daß ein deutsches Volk wieder erstehen konnte, verdankt es aber doch einzig eben diesem Ausgange. Das Volk war vernichtet, aber der deutsche Geist hatte bestanden.

Es ist das Wesen des Geistes, den man in einzelnen hochbegabten Menschen „Genie" nennt, sich auf den weltlichen Vortheil nicht zu verstehen. Was bei anderen Völkern endlich zur Uebereinkunft, zur praktischen Sicherung des Vortheils durch Fügsamkeit führte, das konnte den Deutschen nicht bestimmen: zur Zeit, als Richelieu die Franzosen die Gesetze des politischen Vortheils anzunehmen zwang, vollzog das deutsche Volk seinen Untergang; aber, was den Gesetzen dieses Vortheils sich nie unterziehen konnte, lebte fort und gebar sein Volk von Neuem: der deutsche Geist.

Der deutsche Geist war es, der dem Aufschwunge gegen die französische Herrschaft einst die Kraft gab, welche jetzt einzig nach den Gesetzen des Nützlichkeitszwecks verwendet wird; dieser deutsche Geist, von dem es sich leicht reden und in nichtssagenden Phrasen sich ergehen läßt, der aber unserer Einsicht, unserem Gefühle kenntlich nur erst noch in dem idealen Aufschwunge der großen Schöpfer der deutschen Wiedergeburt des vorigen Jahrhunderts nachweisbar ist.

Die vierzehnte der Fichte'schen „Reden an die deutsche Nation".

Die Reden, welche ich hierdurch beschließe, haben freilich ihre laute Stimme zunächst an Sie gerichtet, aber Sie haben im Auge gehabt die

ganze deutsche Nation, und sie haben in ihrer Absicht Alles, was, so weit die deutsche Zunge reicht, fähig wäre, dieselben zu verstehen, um sich herum versammelt, in den Raum, in dem Sie sichtbarlich athmen. Wäre es mir gelungen, in irgend eine Brust, die hier unter meinem Auge geschlagen hat, einen Funken zu werfen, der da fortglimme und das Leben ergreife, so ist es nicht meine Absicht, daß diese allein und einsam bleiben, sondern ich möchte, über den ganzen gemeinsamen Boden hinweg, ähnliche Gesinnungen und Entschlüsse zu ihnen sammeln und an die ihrigen anknüpfen, so daß über den vaterländischen Boden hinweg bis an dessen fernste Grenzen, aus diesem Mittelpunkte heraus eine einzige fortfließende und zusammenhängende Flamme vaterländischer Denkart sich verbreite und entzünde. Nicht zum Zeitvertreib müßiger Ohren und Augen haben sie sich diesem Zeitalter bestimmt, sondern ich will endlich einmal wissen, und jeder Gleichgesinnte soll es mit mir wissen, ob auch außer uns etwas ist, das unserer Denkart verwandt ist. Jeder Deutsche, der noch glaubt, Glied einer Nation zu sein, der groß und edel von ihr denkt, auf sie hofft, für sie wagt, duldet und trägt, soll endlich herausgerissen werden aus der Unsicherheit seines Glaubens; er soll klar sehen, ob er recht habe oder nur ein Thor oder Schwärmer sei, er soll von nun an, entweder mit sicherem und freudigem Bewußtsein seinen Weg fortsetzen, oder mit rüstiger Entschlossenheit Verzicht thun auf ein Vaterland hienieden, und sich allein mit dem himmlischen trösten. Ihnen, nicht als diesen und diesen Personen in unserm täglichen und beschränkten Leben, sondern als Stellvertretern der Nation, und hindurch durch Ihre Gehörswerkzeuge, der ganzen Nation rufen diese Reden also zu:

Es sind Jahrhunderte herabgesunken, seitdem ihr nicht also zusammenberufen worden seid, wie heute: in solcher Anzahl; in einer so großen, so dringenden, so gemeinschaftlichen Angelegenheit, so durchaus als Nation und Deutsche. Auch wird es euch niemals wiederum also geboten werden. Merket ihr jetzt nicht auf und gehet in euch, lasset ihr auch diese Reden wieder als einen leeren Kitzel der Ohren, oder als ein wunderliches Ungethüm an euch vorübergehen, so wird kein Mensch mehr auf euch rechnen. Endlich einmal höret, endlich einmal besinnet euch. Gehet nur diesesmal nicht von der Stelle, ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben; und jedweder, der diese Stimme vernimmt, fasse diesen Entschluß bei sich selbst und für sich selbst, gleich als ob er allein da sei und Alles allein thun müsse. Wenn recht viele einzeln so denken, so wird bald ein großes Ganzes dastehen, das in eine einige engverbundene Kraft zusammenfließe. Wenn dagegen jedweder, sich selbst ausschließend, auf die übrigen hofft, und den andern die Sache überläßt, so giebt es gar keine anderen, und alle zusammen bleiben, so wie sie vorher waren. — Fasset ihn auf der Stelle, diesen Entschluß. Saget nicht, laß uns noch ein wenig ruhen, noch ein wenig schlafen und träumen, bis etwa die Besserung von selber komme. Sie wird niemals von selbst kommen. Wer, nachdem er einmal das Gestern versäumt hat, das noch bequemer gewesen wäre zur Besinnung, selbst heute noch nicht wollen kann, der wird es morgen noch weniger können. Jeder Verzug macht uns nur noch träger, und wiegt uns nur noch tiefer ein in die freundliche Gewöhnung an unsern elenden Zustand. Auch können die äußern Antriebe zur Besinnung niemals stärker und dringender werden. Wen

diese Gegenwart nicht aufregt, der hat sicher alles Gefühl verloren. — Ihr seid zusammenberufen, einen letzten und festen Entschluß und Beschluß zu fassen; keineswegs etwa zu einem Befehle, einem Auftrage, einer Anmuthung an andere, sondern zu einer Anmuthung an euch selber. Eine Entschließung sollt ihr fassen, die jedweder nur durch sich selbst und in seiner eigenen Person ausführen kann. Es reicht hierbei nicht hin jenes müßige Vorsatznehmen, jenes Wollen, irgend einmal zu wollen, jenes träge Sichbescheiden, daß man sich darein ergeben wolle, wenn man etwa einmal von selber besser würde; sondern es wird von euch gefordert ein solcher Entschluß, der zugleich unmittelbar Leben sei, und inwendige That, und da ohne Wanken oder Erkältung fortdaure und fortwalte, bis er am Ziele sei.

Oder ist vielleicht in euch die Wurzel, aus der ein solcher in das Leben eingreifender Entschluß allein hervorwachsen kann, völlig ausgerottet und verschwunden? Ist wirklich und in der That euer ganzes Wesen verdünnet, und zerflossen zu einem hohlen Schatten, ohne Saft und Blut und eigene Bewegkraft; und zu einem Traume, in welchem zwar bunte Gesichter sich erzeugen und geschäftig einander durchkreuzen, der Leib aber todtähnlich und erstarrt daliegen bleibt? Es ist dem Zeitalter seit langem unter die Augen gesagt, und in jeder Einkleidung wiederholt worden, daß man ungefähr also von ihm denke. Seine Wortführer haben geglaubt, daß man dadurch nur schmähen wolle, und haben sich für aufgefordert gehalten, auch von ihrer Seite wiederum zurück zu schmähen, wodurch die Sache wieder in ihre natürliche Ordnung komme. Im Uebrigen hat nicht die mindeste Aenderung oder Besserung sich spüren lassen. Habt ihr es vernommen, ist es fähig gewesen, euch zu entrüsten: nun, so strafet doch diejenigen, die so von euch denken und reden, geradezu durch eure That der Lüge; zeiget euch anders vor aller Welt Augen, und jene sind vor aller Welt Augen der Unwahrheit überwiesen. Vielleicht, daß sie gerade in der Absicht, von euch also widerlegt zu werden, und weil sie an jedem andern Mittel, euch aufzuregen, verzweifelten, also hart von euch geredet haben. Wie viel besser hätten sie es sodann mit euch gemeint, als diejenigen, die euch schmeicheln, damit ihr erhalten werdet in der trägen Ruhe und in der nichts achtenden Gedankenlosigkeit!

So schwach und so kraftlos ihr auch immer sein möget, man hat in dieser Zeit euch die klare und ruhige Besinnung so leicht gemacht, als sie vorher niemals war. Das, was eigentlich in der Verworrenheit über unsere Lage, in unsere Gedankenlosigkeit, in unser blindes Gehenlassen uns stürzte, war die süße Selbstzufriedenheit mit uns und unserer Weise dazusein. Es war bisher gegangen und ging eben so fort; wer uns zum Nachdenken aufforderte, dem zeigten wir, statt einer andern Widerlegung, triumphirend unser Dasein und Fortbestehen, das sich ohne alles unser Nachdenken ergab. Es ging aber nur darum, weil wir nicht auf die Probe gestellt wurden. Wir sind seitdem durch sie hindurchgegangen. Seit dieser Zeit sollten doch wohl die Täuschungen, die Blendwerke, der falsche Trost, durch die wir alle uns gegenseitig verwirrten, zusammengestürzt sein! — Die angeborenen Vorurtheile, welche, ohne von hier oder da auszugehen, wie ein natürlicher Nebel über alle sich verbreiteten, und alle in dieselbe Dämmerung einhüllten, sollten doch wohl nun verschwunden sein? Jene Dämmerung hält nicht

mehr unsere Augen; sie kann uns aber auch nicht ferner zur Entschuldigung dienen. Jetzt stehen wir da, rein, leer, ausgezogen von allen fremden Hüllen und Umhängen, blos als das, was wir selbst sind. Jetzt muß es sich zeigen, was dieses Selbst ist oder nicht ist.

Es dürfte Jemand unter euch hervortreten und mich fragen: was giebt gerade Dir, dem einzigen unter allen deutschen Männern und Schriftstellern, den besondern Auftrag, Beruf, und das Vorrecht uns zu versammeln und auf uns einzudringen? Hätte nicht jeder unter den tausenden der Schriftsteller Deutschlands eben dasselbe Recht dazu, wie du, von denen keiner es thut, sondern du allein dich hervordrängst? Ich antworte, daß allerdings jeder dasselbe Recht gehabt hätte, wie ich, und daß ich gerade darum es thue, weil keiner unter ihnen es vor mir gethan hat; und daß ich schweigen würde, wenn ein anderer es früher gethan hätte. Dies war der erste Schritt zu dem Ziele einer durchgreifenden Verbesserung; irgend einer mußte ihn thun. Ich war der, der es zuerst lebendig einsah; darum wurde ich der, der es zuerst that. Es wird nach diesem irgend ein anderer Schritt der zweite sein; diesen zu thun haben jetzt alle dasselbe Recht; wirklich thun aber wird ihn abermals nur ein einzelner. Einer muß immer der erste sein, und wer es sein kann, der sei es eben!

Ohne Sorge über diesen Umstand verweilet ein wenig mit eurem Blick bei der Betrachtung, auf die wir schon früher euch geführt haben, in welchem beneidenswürdigen Zustande Deutschland sein würde, und in welchem die Welt, wenn das erstere das Glück seiner Lage zu benutzen, und seinen Vortheil zu erkennen gewußt hätte. Heftet darauf euer Auge auf das, was beide nunmehr sind; und lasset euch durchdringen von dem Schmerz und dem Unwillen, der jeden Edlen hierbei erfassen muß. Kehret dann zurück zu euch selbst, und sehet, daß ihr es seid, die die Zeit von den Irrthümern der Vorwelt lossprechen, von deren Augen sie den Nebel hinwegnehmen will, wenn ihr es zulaßt, daß es euch verliehen ist, wie keinem Geschlechte vor euch, das Geschehene ungeschehen zu machen, und den nicht ehrenvollen Zwischenraum auszutilgen aus dem Geschichtsbuche der Deutschen.

Lasset vor euch vorübergehen die verschiedenen Zustände, zwischen denen ihr eine Wahl zu treffen habt. Gehet ihr ferner so hin in eurer Dumpfheit und Achtlosigkeit, so erwarten euch zunächst alle Uebel der Knechtschaft; Entbehrungen, Demüthigungen, der Hohn und Uebermuth des Ueberwinders; ihr werdet herumgestoßen in allen Winkeln, weil ihr allenthalben nicht recht und im Wege seid, so lange, bis ihr durch Aufopferung eurer Nationalität und Sprache euch irgend ein untergeordnetes Plätzchen erkauft, und bis auf diese Weise allmählich euer Volk auslöscht. Wenn ihr euch dagegen ermannt zum Aufmerken, so findet ihr zuvörderst eine erträgliche und ehrenvolle Fortdauer, und sehet noch unter euch und um euch herum ein Geschlecht aufblühen, das euch und den Deutschen das rühmlichste Andenken verspricht. Ihr sehet im Geiste durch dieses Geschlecht den deutschen Namen zum glorreichsten unter allen Völkern erheben, ihr sehet diese Nation als Wiedergebärerin und Wiederherstellerin der Welt.

Es hängt von euch ab, ob ihr das Ende sein wollt und die letzten eines nicht achtungswürdigen und bei der Nachwelt gewiß sogar über die Gebühr verachteten Geschlechts, bei dessen Geschichte die Nachkommen,

falls es nämlich in der Barbarei, die da beginnen wird, zu einer Geschichte kommen kann, sich freuen werden, wenn es mit ihnen zu Ende ist, und das Schicksal preisen werden, daß es gerecht sei; oder, ob ihr der Anfang sein wollt, und der Entwicklungspunkt einer neuen, über alle eure Vorstellungen herrlichen Zeit, und diejenigen, von denen an die Nachkommenschaft die Jahre ihres Heils zähle. Bedenket, daß ihr die letzten seid, in deren Gewalt diese große Veränderung steht. Ihr habt doch noch die Deutschen als Eins nennen hören, ihr habt ein sichtbares Zeichen ihrer Einheit, ein Reich und einen Reichsverband gesehen, oder davon vernommen, unter euch haben noch von Zeit zu Zeit Stimmen sich hören lassen, die von dieser höheren Vaterlandsliebe begeistert waren. Was nach euch kommt, wird sich an andere Vorstellungen gewöhnen, es wird fremde Formen und einen andern Geschäfts- und Lebensgang annehmen; und wie lange wird es noch dauern, daß keiner mehr lebe, der Deutsche gesehen, oder von ihnen gehört habe?

Was von euch gefordert wird, ist nicht viel. Ihr sollt es nur über euch erhalten, euch auf kurze Zeit zusammenzunehmen und zu denken über das, was euch unmittelbar und offenbar vor den Augen liegt. Darüber nur sollt ihr euch eine feste Meinung bilden, derselben treu bleiben, und sie in eurer nächsten Umgebung auch äußern und aussprechen. Es ist die Voraussetzung, es ist unsere sichere Ueberzeugung, daß der Erfolg dieses Denkens bei euch allen auf die gleiche Weise ausfallen werde; und daß, wenn ihr nur wirklich denket, und nicht hingehet in der bisherigen Achtlosigkeit, ihr übereinstimmend denken werdet; daß wenn ihr nur überhaupt Geist euch anschaffet, und nicht in dem bloßen Pflanzenleben verharren bleibt, die Einmüthigkeit und Eintracht des Geistes von selbst kommen werde. Ist es aber einmal dazu gekommen, so wird alles Uebrige, was uns nöthig ist, sich von selbst ergeben.

Dieses Denken aber wird denn auch in der That gefordert, von jedem unter euch, der da noch denken kann über etwas offen vor seinen Augen Liegendes, in seiner eigenen Person. Ihr habt Zeit dazu; der Augenblick will euch nicht übertäuben und überraschen; die Acten der mit euch gepflogenen Unterhandlungen bleiben unter euren Augen liegen. Legt sie nicht aus den Händen, bis ihr einig geworden seid mit euch selbst. Lasset, o lasset euch ja nicht lässig machen durch das Verlassen auf andere, oder auf irgend etwas, das außerhalb eurer selbst liegt; noch durch die unverständige Weisheit der Zeit, daß die Zeitalter sich selbst machen, ohne alles menschliche Zuthun, vermittelst irgend einer unbekannten Kraft. Diese Reden sind nicht müde geworden, euch einzuschärfen, daß euch durchaus nichts helfen kann, denn ihr euch selber, und sie finden nöthig, es bis auf den letzten Augenblick zu wiederholen. Wohl mögen Regen und Thau und unfruchtbare oder fruchtbare Jahre gemacht werden, durch eine uns unbekannte und nicht unter unserer Gewalt stehende Macht; aber die ganz eigenthümliche Zeit der Menschen, die menschlichen Verhältnisse, machen nur die Menschen sich selber, und schlechthin keine außer ihnen befindliche Macht. Nur wenn sie alle insgesammt gleich blind und unwissend sind, fallen sie dieser verborgenen Macht anheim: aber es steht bei ihnen, nicht blind und unwissend zu sein. Zwar in welchem höheren oder niedern Grade es uns übel gehen wird, dies mag abhängen theils von jener unbekannten Macht, ganz besonders aber von dem Verstande und dem Willen derer, denen wir

unterworfen sind. Ob aber jemals es uns wieder wohlgehen soll, dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird sicherlich nie wieder irgend ein Wohlsein an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen, und insbesondere, wenn nicht jeder einzelne unter uns in seiner Weise thut und wirket, als ob er allein sei, und als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geschlechter beruhe.

Dies ist's, was ihr zu thun habt; dies ohne Säumen zu thun, beschwören euch diese Reden.

Sie beschwören euch, Jünglinge. Ich, der ich schon seit geraumer Zeit aufgehört habe, zu euch zu gehören, halte dafür, und habe es auch in diesen Reden ausgesprochen, daß ihr noch fähiger seid eines jeglichen über das Gemeine hinausliegenden Gedankens und erregbarer für jedes Gute und Tüchtige, weil euer Alter noch näher liegt den Jahren der kindlichen Unschuld und der Natur. Ganz anders sieht diesen Grundzug an euch die Mehrheit der älteren Welt an. Diese klaget euch an der Anmaßung, des vorschnellen, vermessenen und eure Kräfte überfliegenden Urtheils, der Rechthaberei, der Neuerungssucht. Jedoch lächelt sie nur gutmüthig dieser eurer Fehler. Alles dieses, meint sie, sei begründet lediglich durch euren Mangel an Kenntniß der Welt, d. h. des allgemeinen menschlichen Verderbens, denn für etwas anders an der Welt haben sie nicht Augen. Jetzt nur, weil ihr gleichgesinnte Gehilfen zu finden hoffet und den grimmigen und hartnäckigen Widerstand, den man euren Entwürfen des Bessern entgegensetzen werde, nicht kennet, hättet ihr Muth. Wenn nur das jugendliche Feuer eurer Einbildungskraft einmal verflogen sein werde, wenn ihr nur die allgemeine Selbstsucht, Trägheit und Arbeitsscheu wahrnehmen würdet, wenn ihr nur die Süßigkeit des Fortgehens in dem gewohnten Gleise selbst einmal recht würdet geschmeckt haben, so werde euch die Lust, besser und klüger sein zu wollen, denn die andern alle, schon vergehen. Sie greifen diese gute Hoffnung von euch nicht etwa aus der Luft; sie haben dieselbe an ihrer eigenen Person bestätigt gefunden. Sie müssen bekennen, daß sie in den Tagen ihrer unverständigen Jugend ebenso von Weltverbesserung geträumt haben, wie ihr jetzt; dennoch seien sie bei zunehmender Reife so zahm und ruhig geworden, wie ihr sie jetzt sehet. Ich glaube ihnen; ich habe selbst schon in meiner nicht sehr langwierigen Erfahrung erlebt, daß Jünglinge, die erst andere Hoffnung erregten, dennoch späterhin jenen wohlmeinenden Erwartungen dieses reifen Alters vollkommen entsprachen. Thut dies nicht länger, Jünglinge, denn wie könnte sonst jemals ein besseres Geschlecht beginnen? Der Schmelz der Jugend zwar wird von euch abfallen, und die Flamme eurer Einbildungskraft wird aufhören, sich aus sich selber zu ernähren: aber fasset diese Flamme und verdichtet sie durch klares Denken, macht euch zu eigen die Kunst dieses Denkens, und ihr werdet die schönste Ausstattung des Menschen, den Charakter, noch zur Zugabe bekommen. An jenem klaren Denken erhaltet ihr die Quelle der ewigen Jugendblüthe; wie auch euer Körper altere, oder eure Kniee wanken, euer Geist wird in stets erneuter Frischheit sich wiedergebären, und euer Charakter feststehen und ohne Wandel. Ergreift sogleich die sich hier euch darbietende Gelegenheit; denkt klar über den euch zur Berathung vorgelegten Gegenstand; die Klarheit, die in einem Punkte für euch angebrochen ist, wird sich allmählich auch über alle übrigen verbreiten.

Diese Reden beschwören euch Alten. So wie ihr eben gehört habt, denkt man von euch, und sagt es euch unter die Augen; und der Redner setzt in seiner eigenen Person freimüthig hinzu, daß, die freilich auch nicht selten vorkommenden und um so verehrungswürdigeren Ausnahmen abgerechnet, in Absicht der großen Mehrheit unter euch man vollkommen recht hat. Gehe man durch die Geschichte der letzten zwei oder drei Jahrzehnte; alles außer ihr selbst stimmt überein, sogar ihr selbst, jeder in dem Fache, das ihn nicht unmittelbar trifft, stimmt mit überein, daß, immer die Ausnahmen abgerechnet und nur auf die Mehrheit gesehen, in allen Zweigen, in der Wissenschaft, sowie in den Geschäften des Lebens, die größere Untauglichkeit und Selbstsucht sich bei dem höheren Alter gefunden habe. Die ganze Mitwelt hat es mit angesehen, daß jeder, der das Bessere und Vollkommnere wollte, außer dem Kampfe mit seiner eigenen Unklarheit und den übrigen Umgebungen, noch den schwersten Kampf mit euch zu führen hatte; daß ihr des festen Vorsatzes waret, es müsse nichts aufkommen, was ihr nicht ebenso gemacht und gewußt hättet; daß ihr jede Regung des Denkens für eine Beschimpfung eures Verstandes ansahet; und daß ihr keine Kraft ungebraucht ließet, um in dieser Bekämpfung des Bessern zu siegen; wie ihr denn gewöhnlich auch wirklich sieget. So waret ihr die aufhaltende Kraft aller Verbesserungen, welche die gütige Natur aus ihrem stets jugendlichen Schooße uns darbot, so lange, bis ihr versammelt wurdet zu dem Staube, der ihr schon vorher waret, und das folgende Geschlecht, im Kriege mit euch, euch gleich geworden war und eure bisherige Verrichtung übernahm. Ihr dürft nur auch jetzt handeln, wie ihr bisher bei allen Anträgen zur Verbesserung gehandelt habt, ihr dürft nur wiederum eure eitle Ehre, daß zwischen Himmel und Erde nichts sein solle, das ihr nicht schon erforscht hättet, dem gemeinsamen Wohle vorziehen: so seid ihr durch diesen letzten Kampf alles fernern Kämpfens überhoben, es wird keine Besserung erfolgen, sondern Verschlimmerung auf Verschlimmerung, so daß ihr noch manche Freude erleben könnt.

Man wolle nicht glauben, daß ich das Alter als Alter verachte und herabsetze. Wird nur durch Freiheit die Quelle des ursprünglichen Lebens und seiner Fortbewegung aufgenommen in das Leben, so wächst die Klarheit und mit ihr die Kraft, so lange das Leben dauert. Ein solches Leben lebt sich besser, die Schlacken der irdischen Abkunft fallen immer mehr ab, und es veredelt sich herauf zum ewigen Leben und blüht ihm entgegen. Die Erfahrung eines solchen Alters söhnt nicht aus mit dem Bösen, sondern sie macht nur die Mittel klarer und die Kunst gewandter, um dasselbe siegreich zu bekämpfen. Die Verschlimmerung durch zunehmendes Alter ist lediglich die Schuld unsrer Zeit, und allenthalben, wo die Gesellschaft sehr verdorben ist, muß dasselbe erfolgen. Nicht die Natur ist es, die uns verdirbt, diese erzeugt uns in Unschuld, die Gesellschaft ist's. Wer nun der Einwirkung derselben einmal sich übergiebt, der muß natürlich immer schlechter werden, je länger er diesem Einflusse ausgesetzt ist. Es wäre der Mühe werth, die Geschichte anderer sehr verdorbener Zeitalter in dieser Rücksicht zu untersuchen und zu sehen, ob nicht z. B. auch unter der Regierung der römischen Imperatoren das, was einmal schlecht war, mit zunehmendem Alter immer schlechter geworden.

Euch Alte sonach und Erfahrene, die ihr die Ausnahme macht, euch zuvörderst beschwören diese Reden, bestätigt, bestärkt, berathet in dieser

Angelegenheit die jüngere Welt, die ehrfurchtsvoll ihre Blicke nach euch richtet. Euch andere aber, die ihr in der Regel seid, beschwören sie: helfen sollt ihr nicht, störet nur dieses einzige Mal nicht, stellt euch nicht wieder, wie bisher immer, in den Weg mit eurer Weisheit und euren tausend Bedenklichkeiten. Diese Sache, sowie jede vernünftige Sache in der Welt, ist nicht tausendfach, sondern einfach, welches auch unter die tausend Dinge gehört, die ihr nicht wißt. Wenn eure Weisheit retten könnte, so würde sie uns ja früher gerettet haben, denn ihr seid es ja, die uns bisher berathen haben. Dies ist nun, so wie alles andere, vergeben, und soll euch nicht weiter vorgerückt werden. Lernt nur endlich einmal euch selbst erkennen und schweiget.

Diese Reden beschwören euch Geschäftsmänner. Mit wenigen Ausnahmen waret ihr bisher dem abgezogenen Denken und aller Wissenschaft, die für sich selbst etwas zu sein begehrte, von Herzen feind, obwohl ihr euch die Miene gabet, als ob ihr dieses alles nur vornehm verachtetet; ihr hieltet die Männer, die dergleichen trieben, und ihre Vorschläge so weit von euch weg, als ihr irgend konntet; und der Vorwurf des Wahnsinnes, oder der Rath, sie in's Tollhaus zu schicken, war der Dank, auf den sie bei euch am gewöhnlichsten rechnen konnten. Diese hinwiederum getrauten sich zwar nicht über euch mit derselben Freimüthigkeit sich zu äußern, weil sie von euch abhingen, aber ihres innern Herzens wahrhafte Meinung war die: daß ihr mit wenigen Ausnahmen seichte Schwätzer seiet und aufgeblasene Prahler, Halbgelehrte, die durch die Schule nur hindurchgelaufen, blinde Zutapper und Fortschleicher im alten Geleise, und die sonst nichts wollten oder könnten. Straft sie durch die That der Lüge und ergreifet hierzu die jetzt euch dargebotene Gelegenheit; legt ab jene Verachtung für gründliches Denken und Wissenschaft, laßt euch bedeuten und höret und lernet, was ihr nicht wißt; außerdem behalten eure Ankläger Recht.

Diese Reden beschwören euch Denker, Gelehrte und Schriftsteller, die ihr dieses Namens noch werth seid. Jener Tadel der Geschäftsmänner an euch war in gewissem Sinne nicht ungerecht. Ihr ginget oft zu unbesorgt in dem Gebiete des bloßen Denkens fort, ohne euch um die wirkliche Welt zu bekümmern und nachzusehen, wie jenes an diese angeknüpft werden könne; ihr beschriebet euch eure eigene Welt, und ließet die wirkliche zu verachtet und verschmähet auf der Seite liegen. Zwar muß alle Anordnung und Gestaltung des wirklichen Lebens ausgehen vom höheren ordnenden Begriffe, und das Fortgehen im gewohnten Geleise thut's ihm nicht; dies ist eine ewige Wahrheit, und drückt in Gottes Namen mit unverhohlener Verachtung jeglichen nieder, der es wagt, sich mit den Geschäften zu befassen, ohne dieses zu wissen. Zwischen dem Begriffe jedoch und der Einführung desselben in jedwedes besondere Leben liegt eine große Kluft. Diese Kluft auszufüllen ist sowohl das Werk des Geschäftsmannes, der freilich schon vorher so viel gelernt haben soll, um euch zu verstehen, als auch das eurige, die ihr über der Gedankenwelt das Leben nicht vergessen sollt. Hier trefft ihr beide zusammen. Statt über die Kluft hinüber einander scheel anzusehen und herabzuwürdigen, beeifere sich vielmehr jeder Theil von seiner Seite dieselbe auszufüllen, und so den Weg zur Vereinigung zu bahnen. Begreift es doch endlich, daß ihr beide untereinander euch also nothwendig seid, wie Kopf und Arm sich nothwendig sind.

Diese Reden beschwören noch in andern Rücksichten euch Denker, Gelehrte, Schriftsteller, die ihr dieses Namens noch werth seid. Eure Klagen über die allgemeine Seichtigkeit, Gedankenlosigkeit und Verflossenheit, über den Klugdünkel und das unversiegbare Geschwätz, über die Verachtung des Ernstes und der Gründlichkeit in allen Ständen mögen wahr sein, wie sie es denn sind. Aber welcher Stand ist es denn, der diese Stände insgesammt erzogen hat, der ihnen alles Wissenschaftliche in ein Spiel verwandelt und von der frühesten Jugend an zu jenem Klugdünkel und jenem Geschwätze sie angeführt hat? Wer ist es denn, der auch die der Schule entwachsenen Geschlechter noch immerfort erzieht? Der in die Augen fallendste Grund der Dumpfheit des Zeitalters ist der, daß es sich dumpf gelesen hat an den Schriften, die ihr geschrieben habt. Warum laßt ihr dennoch immerfort euch so angelegen sein, dieses müßige Volk zu unterhalten, unerachtet ihr wißt, daß es nichts gelernt hat und nichts lernen will; nennt es Publikum, schmeichelt ihm als eurem Richter, hetzt es auf gegen eure Mitbewerber und sucht diesen blinden und verworrenen Haufen durch jedes Mittel auf eure Seite zu bringen; gebt endlich selbst in euren Recensiranstalten und Journalen ihm so Stoff wie Beispiel seiner vorschnellen Urtheilerei, indem ihr da eben so ohne Zusammenhang und so aus freier Hand in den Tag hinein urtheilt, meist ebenso abgeschmackt, wie es auch der letzte eurer Leser könnte? Denkt ihr nicht alle so, giebt es unter euch noch Bessergesinnte, warum vereinigen sich denn nicht diese Bessergesinnten, um dem Unheile ein Ende zu machen? Was insbesondere jene Geschäftsmänner anbelangt: diese sind bei euch durch die Schule gelaufen, ihr sagt es selbst. Warum habt ihr denn diesen ihren Durchgang nicht wenigstens dazu benutzt, um ihnen einige stumme Achtung für die Wissenschaften einzuflößen, und besonders dem hochgeborenen Jünglinge den Eigendünkel bei Zeiten zu brechen, und ihm zu zeigen, daß Stand und Geburt in Sachen des Denkens nichts fördert? Habt ihr ihm vielleicht schon damals geschmeichelt und ihn ungebührlich hervorgehoben, so traget nun, was ihr selbst veranlaßt habt!

Sie wollen euch entschuldigen, diese Reden, mit der Voraussetzung, daß ihr die Wichtigkeit eures Geschäfts nicht begriffen hättet; sie beschwören euch, daß ihr euch von Stund an bekannt macht mit dieser Wichtigkeit und es nicht länger als ein bloßes Gewerbe treibt. Lernt euch selbst achten, und zeigt in euerm Handeln, daß ihr es thut, und die Welt wird euch achten. Die erste Probe davon werdet ihr ablegen durch den Einfluß, den ihr auf die angetragene Entschließung euch geben, und durch die Weise, wie ihr euch dabei benehmen werdet.

Diese Reden beschwören euch Fürsten Deutschlands. Diejenigen, die euch gegenüber so thun, als ob man euch gar nichts sagen dürfte, oder zu sagen hätte, sind verächtliche Schmeichler, sie sind arge Verleumder eurer selbst; weiset sie weit weg von euch. Die Wahrheit ist, daß ihr eben so unwissend geboren werdet, als wir andern alle, und daß ihr hören müßt und lernen, gleich wie auch wir, wenn ihr herauskommen sollt aus dieser natürlichen Unwissenheit. Euer Antheil an der Herbeiführung des Schicksals, das euch zugleich mit euren Völkern betroffen hat, ist hier auf die mildeste, und wie wir glauben, auf die allein gerechte und billige Weise dargelegt worden, und ihr könnt euch, falls ihr nicht etwa nur Schmeichelei, niemals aber Wahrheit hören wollt, über

diese Reden nicht beklagen. Dies alles sei vergessen, so wie wir andern alle auch wünschen, daß unser Antheil an der Schuld vergessen werde. Jetzt beginnt, so wie für uns alle, also auch für euch, ein neues Leben. Möchte doch diese Stimme durch alle die Umgebungen hindurch, die euch unzugänglich zu machen pflegen, bis zu euch dringen! Mit stolzem Selbstgefühl darf sie euch sagen: ihr beherrschet Völker, treu, bildsam, des Glücks würdig, wie keiner Zeit und keiner Nation Fürsten sie beherrscht haben. Sie haben Sinn für die Freiheit und sind derselben fähig; aber sie sind euch gefolgt in den blutigen Krieg gegen das, was ihnen Freiheit schien, weil ihr es so wolltet. Einige unter euch haben späterhin anders gewollt, und sie sind euch gefolgt in das, was ihnen ein Ausrottungskrieg scheinen mußte gegen einen der letzten Reste deutscher Unabhängigkeit und Selbstständigkeit; auch weil ihr es so wolltet. Sie dulden und tragen seitdem die drückende Last gemeinsamer Uebel; und sie hörten nicht auf, euch treu zu sein, mit inniger Ergebung an euch zu hangen, und euch zu lieben als ihre ihnen von Gott verliehenen Vormünder. Möchtet ihr sie doch, unbemerkt von ihnen, beobachten können; möchtet ihr doch, frei von den Umgebungen, die nicht immer die schönste Seite der Menschheit euch darbieten, herabsteigen können in die Häuser des Bürgers, in die Hütten des Landmanns, und dem stillen und verborgenen Leben dieser Stände, zu denen die in den höhern Ständen seltener gewordene Treue und Biederkeit ihre Zuflucht genommen zu haben scheint, betrachtend folgen können; gewiß, o gewiß würde euch der Entschluß ergreifen, ernstlicher denn jemals nachzudenken, wie ihnen geholfen werden könne. Diese Reden haben euch ein Mittel der Hülfe vorgeschlagen, das sie für sicher, durchgreifend und entscheidend halten. Lasset eure Räthe sich berathschlagen, ob sie es auch so finden, oder ob sie ein besseres wissen, nur, daß es eben so entscheidend sei. Die Ueberzeugung aber, daß etwas geschehen müsse, und auf der Stelle geschehen müsse, und etwas Durchgreifendes und Entscheidendes geschehen müsse, und daß die Zeit der halben Maßregeln und der Hinhaltungsmittel vorüber sei; diese Ueberzeugung möchten sie gern, wenn sie könnten, bei euch selbst hervorbringen, indem sie zu eurem Biedersinne noch das meiste Vertrauen hegen.

Euch Deutsche insgesammt, welchen Platz in der Gesellschaft ihr einnehmen möget, beschwören diese Reden, daß jeder unter euch, der da denken kann, zuvörderst denke über den angeregten Gegenstand, und daß jeder dafür thue, was gerade ihm an seinem Platze am nächsten liegt.

Es vereinigen sich mit diesen Reden und beschwören euch eure Vorfahren. Denket, daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegen gestemmt haben der heranströmenden römischen Weltherrschaft, die mit ihrem Blute erkämpft haben die Unabhänigkeit der Berge, Ebenen und Ströme, welche unter euch den Fremden zur Beute geworden sind. Sie rufen euch zu: vertretet uns, überliefert unser Andenken eben so ehrenvoll und unbescholten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen ist, und wie ihr euch dessen und der Abstammung von uns, gerühmt habt. Bis jetzt galt unser Widerstand für edel und groß und weise, wir schienen die Eingeweihten zu sein, nnd die Begeisterten des göttlichen Weltplans. Gehet mit euch unser Geschlecht aus, so verwandelt sich unsre Ehre in Schimpf, und unsre Weisheit in Thorheit. Denn sollte der deutsche

Stamm einmal untergehen in das Römerthum, so war es besser, daß es in das alte geschähe, denn in ein neues. Wir standen jenem und besiegten es; ihr seid verstäubt worden vor diesem. Auch sollt ihr nun, nachdem einmal die Sachen also stehen, sie nicht besiegen mit leiblichen Waffen; nur euer Geist soll sich ihnen gegenüber erheben und aufrecht stehen. Euch ist das größere Geschick zu Theil worden, überhaupt das Reich des Geistes und der Vernunft zu begründen, und die rohe körperliche Gewalt insgesammt, als beherrschendes der Welt, zu vernichten. Werdet ihr dies thun, dann seid ihr würdig der Abkunft von uns.

Auch mischen in diese Stimmen sich die Geister eurer spätern Vorfahren, die da fielen im heiligen Kampfe für Religions- und Glaubensfreiheit. Rettet auch unsere Ehre, rufen sie euch zu. Uns war nicht ganz klar, wofür wir stritten; außer dem rechtmäßigen Entschlusse, in Sachen des Gewissens durch äußere Gewalt uns nicht gebieten zu lassen, trieb uns noch ein höherer Geist, der uns niemals sich ganz enthüllte. Euch ist er enthüllt, dieser Geist, falls ihr eine Sehkraft habt für die Geisterwelt, und blickt euch an mit hohen klaren Augen. Das bunte und verworrene Gemisch der sinnlichen und geistigen Antriebe durch einander soll überhaupt der Weltherrschaft entsetzt werden, und der Geist allein, rein und ausgezogen von allen sinnlichen Antrieben, soll an das Ruder der menschlichen Angelegenheiten treten. Damit diesem Geiste die Freiheit werde, sich zu entwickeln und zu einem selbstständigen Dasein emporzuwachsen, dafür floß unser Blut. An euch ist's, diesem Opfer seine Bedeutung und seine Rechtfertigung zu geben, indem ihr diesen Geist einsetzt in die ihm bestimmte Weltherrschaft. Erfolgt nicht dieses, als das Letzte, worauf alle bisherige Entwicklung unsrer Nation zielte, so werden auch unsre Kämpfe zum vorüberauschenden leeren Possenspiele und die von uns erfochtene Geistes- und Gewissensfreiheit ist ein leeres Wort, wenn es von nun an überhaupt nicht länger Geist oder Gewissen geben soll.

Es beschwören euch eure noch ungeborne Nachkommen. Ihr rühmt euch eurer Vorfahren, rufen sie euch zu, und schließt mit Stolz euch an an eine edle Reihe. Sorget, daß bei euch die Kette nicht abreiße; machet, daß auch wir uns eurer rühmen können, und durch euch, als untadeliches Mittelglied hindurch, uns anschließen an dieselbe glorreiche Reihe. Veranlasset nicht, daß wir uns der Abkunft von euch schämen müssen, als einer niedern, barbarischen, sclavischen, daß wir unsere Abstammung verbergen oder einen fremden Namen und eine fremde Abkunft erlügen müssen, um nicht sogleich, ohne weitere Prüfung, weggeworfen und zertreten zu werden. Wie das nächste Geschlecht, das von euch ausgehen wird, sein wird, also wird euer Andenken ausfallen in der Geschichte: ehrenvoll, wenn dieses ehrenvoll für euch zeugt; sogar über die Gebühr schmählich, wenn ihr keine laute Nachkommenschaft habt, und der Sieger eure Geschichte macht. Noch niemals hat ein Sieger Neigung oder Kunde genug gehabt, um die Ueberwundenen gerecht zu beurtheilen. Je mehr er sie herabwürdigt, desto gerechter steht er selbst da. Wer kann wissen, welche Großthaten, welche treffliche Einrichtungen, welche edle Sitten manchen Volkes der Vorwelt, in Vergessenheit gerathen sind, weil die Nachkommen unterjocht wurden, und der Ueberwinder seinen Zwecken gemäß, unwidersprochen, Bericht über sie erstattete.

Es beschwöret euch selbst das Ausland, inwiefern dasselbe nur noch

im mindesten sich selbst versteht, und noch ein Auge hat für seinen wahren Vortheil. Ja, es giebt noch unter allen Völkern Gemüther, die noch immer nicht glauben können, daß die großen Verheißungen eines Reichs des Rechts, der Vernunft und der Wahrheit an das Menschengeschlecht, eitel und ein leeres Trugbild seien, und die daher annehmen, daß die gegenwärtige eiserne Zeit nur ein Durchgang sei zu einem bessern Zustande. Diese, und in ihnen die gesammte neuere Menschheit rechnet auf euch. Ein großer Theil derselben stammt ab von uns, die übrigen haben von uns Religion und jedwede Bildung erhalten. Jene beschwören uns bei dem gemeinsamen vaterländischen Boden, auch ihrer Wiege, den sie uns frei hinterlassen haben; diese bei der Bildung, die sie von uns, als Unterpfand eines höhern Glücks bekommen haben, — uns selbst auch für sie, und um ihrer willen zu erhalten, so wie wir immer gewesen sind, aus dem Zusammenhange des neu entsprossenen Geschlechts nicht dieses ihm so wichtige Glied herausreißen zu lassen, damit wenn sie einst unsers Rathes, unsers Beispiels, unsrer Mitwirkung gegen das wahre Ziel des Erdenlebens hin bedürfen, sie uns nicht schmerzlich vermissen.

Alle Zeitalter, alle Weise und Gute, die jemals auf dieser Erde geathmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höhern, mischen sich in diese Stimmen und umringen euch und heben flehende Hände zu euch auf; selbst, wenn man so sagen darf, die Vorsehung und der göttliche Weltplan bei Erschaffung eines Menschengeschlechts, der ja nur da ist, um von Menschen gedacht, und durch Menschen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beschwöret euch, seine Ehre und sein Dasein zu retten. Ob jene, die da glaubten es müsse immer besser werden mit der Menschheit, und die Gedanken einer Ordnung und einer Würde derselben seien keine leeren Träume, sondern die Weissagung und das Unterpfand der einstigen Wirklichkeit, recht behalten sollen, oder diejenigen, die in ihrem Thier- und Pflanzenleben hinschlummern und jedes Auffluges in höhere Welten spotten: — darüber ein letztes Endurtheil zu begründen, ist euch anheimgefallen. Die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit und Größe, so wie mit ihren Mängeln ist versunken, durch die eigne Unwürde und durch die Gewalt eurer Väter. Ist in dem, was in diesen Reden dargelegt worden, Wahrheit, so seid unter allen neueren Völkern ihr es, in denen der Keim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt, und denen der Vorschritt in der Entwicklung derselben aufgetragen ist. Gehet ihr in dieser eurer Wesenheit zu Grunde, so gehet mit euch zugleich alle Hoffnung des gesammten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Uebel zu Grunde. Hoffet nicht und tröstet euch nicht mit der aus der Luft gegriffenen, auf blose Wiederholung der schon eingetretenen Fälle rechnenden Meinung, daß ein zweites mal, nach Untergang der alten Bildung, eine neue auf den Trümmern der ersten, aus einer halb barbarischen Nation hervorgehen werde. In der alten Zeit war ein solches Volk mit allen Erforderniſſen zu dieser Bestimmung ausgestattet, vorhanden, und war dem Volke der Bildung recht wohl bekannt, und ist von ihnen beschrieben; und diese selbst, wenn sie den Fall ihres Unterganges zu setzen vermocht hätten, würde an diesem Volke das Mittel der Wiederherstellung haben entdecken können. Auch uns ist die gesammte Oberfläche der Erde recht wohl bekannt, und alle die Völker, die auf derselben

leben. Kennen wir denn nun ein solches, dem Stammvolke der neuen Welt ähnliches Volk, von welchem die gleichen Erwartungen sich fassen ließen? Ich denke, jeder, der nur nicht blos schwärmerisch meint und hofft, sondern gründlich untersuchend denkt, werde diese Frage mit Nein beantworten müssen. Es ist daher kein Ausweg: wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.

Dies war es, E. V., was ich Ihnen, als meinen Stellvertreter der Nation, und durch Sie der gesammten Nation, am Schlusse dieser Reden noch einschärfen wollte oder sollte.

Nachwort
über die
sozialreformatorische Bedeutung
der
Kaiserlichen Botschaften.

A. Der Wortlaut der Botschaften.

I. Die Botschaft Kaiser Wilhelms I. vom 17. November 1881

erging behufs Eröffnung der ersten Reichstagssession des damals neugewählten Reichstags und trat an die Stelle einer Thronrede, welche Kaiser Wilhelm in Folge von Unwohlsein zu halten, „wider Erwarten" verhindert war. Die Botschaft wurde durch den Reichskanzler im Weißen Saale verlesen. Die Botschaft sprach u. A. auch von dem Reichshaushaltsetat pro 1882/83, von dem Zollanschluß Hamburgs, von der Concurrenz der Reichstags- und Landtagssessionen, von der Herstellung einer Berufsstatistik, von den Begegnungen mit dem Kaiser von Oesterreich in Gastein und dem Kaiser von Rußland in Danzig. Abgesehen von diesen Ausführungen, welche nur auf die Verhältnisse des damaligen Jahres Bezug hatten, lautet die Botschaft in ihrem sozial- und finanzpolitischen mittleren Theil wörtlich wie folgt:

„Schon im Februar dieses Jahres haben Wir Unsere Ueberzeugung aussprechen lassen, **daß die Heilung der sozialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde.** Wir halten es für Unsere Kaiserliche Pflicht, dem Reichstage diese Aufgabe von Neuem ans Herz zu legen; und würden Wir mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mit zu nehmen, **dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen.** In Unseren darauf gerichteten Bestrebungen sind Wir der Zustimmung aller verbündeten Regierungen gewiß und vertrauen auf die Unterstützung des Reichstags ohne Unterschied der Parteistellung. In diesem Sinne wird zunächst der von den verbündeten Regierungen in der vorigen Session vorgelegte Entwurf eines Gesetzes über die Versicherung

der Arbeiter gegen Betriebsunfälle mit Rücksicht auf die im Reichstag stattgehabten Verhandlungen über denselben einer Umarbeitung unterzogen, um die erneute Berathung desselben vorzubereiten. Ergänzend wird ihm eine Vorlage zur Seite treten, welche sich eine gleichmäßige Organisation des gewerblichen Krankencassenwesens zur Aufgabe stellt. Aber auch diejenigen, welche durch Alter oder Invalidität erwerbsunfähig werden, haben der Gesammtheit gegenüber einen begründeten Anspruch auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge, als ihnen bisher hat zu Theil werden können. **Für diese Fürsorge die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht. Der engere Anschluß an die realen Kräfte dieses Volkslebens und das Zusammenfassen der letzteren in der Form corporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Förderung werden, wie Wir hoffen, die Lösung auch von Aufgaben möglich machen, denen die Staatsgewalt allein in gleichem Umfange nicht gewachsen sein würde.** Immerhin aber wird auch auf diesem Wege das Ziel nicht ohne die Aufwendung erheblicher Mittel zu erreichen sein. Auch die weitere Durchführung der in den letzten Jahren begonnenen Steuerreform weist auf die Eröffnung ergiebiger Einnahmequellen durch indirecte Reichssteuern hin, um die Regierungen in den Stand zu setzen, dafür drückende directe Landessteuern abzuschaffen und die Gemeinden von Armen- und Schullasten, von Zuschlägen zu Grund- und Personalsteuern und von andern drückenden directen Abgaben zu entlasten. Der sicherste Weg hierzu liegt nach den in den benachbarten Ländern gemachten Erfahrungen in der Einführung des Tabakmonopols, über welche Wir die Entscheidung der gesetzgebenden Körper des Reichs herbeizuführen beabsichtigen. Hierdurch und demnächst durch Wiederholung früherer Anträge auf stärkere Besteuerung der Getränke sollen nicht finanzielle Ueberschüsse erstrebt werden, sondern die Umwandlung der bestehenden directen Staats- und Gemeindelasten in weniger drückende, indirecte Reichssteuern. **Diese Bestrebungen sind nicht nur von fiscalischen, sondern auch von reactionären Hintergedanken frei; ihre Wirkung auf politischem Gebiete wird allein diese sein, daß Wir kommenden Generationen das neu entstandene Reich gefestigt durch gemeinsame und ergiebige Finanzen hinterlassen."**

II. Erlaß Kaiser Friedrichs an den Reichskanzler.

Mein lieber Fürst!

Bei dem Antritt Meiner Regierung ist es Mir ein Bedürfniß, Mich an Sie, den langjährigen vielbewährten ersten Diener Meines in Gott ruhenden Herrn Vaters zu wenden. Sie sind der treue und muthvolle Rathgeber gewesen, der den Zielen Seiner Politik die Form gegeben und deren erfolgreiche Durchführung gesichert hat.

Ihnen bin Ich und bleibt Mein Haus zu warmem Dank verpflichtet.

Sie haben daher ein Recht, vor Allem zu wissen, welches die Gesichtspunkte sind, die für die Haltung Meiner Regierung maßgebend sein sollen.

Die Verfassungs- und Rechtsordnungen des Reiches und Preußens müssen vor Allem in der Ehrfurcht und in den Sitten der Nation sich befestigen. Es sind daher die Erschütterungen möglichst zu vermeiden, welche häufiger Wechsel der Staatseinrichtungen und Gesetze veranlaßt.

Die Förderung der Aufgaben der Reichsregierung muß die festen Grundlagen unberührt lassen, auf denen bisher der preußische Staat sicher geruht hat.

Im Reiche sind die verfassungsmäßigen Rechte aller verbündeten Regierungen ebenso gewissenhaft zu achten, wie die des Reichstags; aber von Beiden ist eine gleiche Achtung der Rechte des Kaisers zu erheischen. Dabei ist im Auge zu behalten, daß diese gegenseitigen Rechte nur zur Hebung der öffentlichen Wohlfahrt dienen sollen, welche das oberste Gesetz bleibt, und daß neu hervortretenden, unzweifelhaften nationalen Bedürfnissen stets in vollem Maße Genüge geleistet werden muß.

Die nothwendige und sicherste Bürgschaft für ungestörte Förderung dieser Aufgaben sehe Ich in der ungeschwächten Erhaltung der Wehrkraft des Landes, Meines erprobten Heeres und der aufblühenden Marine, der durch Gewinnung überseeischer Besitzungen ernste Pflichten erwachsen sind. Beide müssen jederzeit auf der Höhe der Ausbildung und der Vollendung der Organisation erhalten werden, welche deren Ruhm begründet hat und welche deren fernere Leistungsfähigkeit sichert.

Ich bin entschlossen, im Reiche und in Preußen die Regierung in gewissenhafter Beobachtung der Bestimmungen von Reichs- und Landesverfassung zu führen. Dieselben sind von Meinen Vorfahren auf dem Throne in weiser Erkenntniß der unabweisbaren Bedürfnisse und zu lösenden schwierigen Aufgaben des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens begründet worden und müssen allseitig geachtet werden, um ihre Kraft und segensreiche Wirksamkeit bethätigen zu können.

Ich will, daß der seit Jahrhunderten in Meinem Hause heilig gehaltene Grundsatz religiöser Duldung auch ferner alle Meine Unterthanen, welcher Religionsgemeinschaft und welchem Bekenntnisse sie auch angehören, zum Schutze gereiche. Ein Jeglicher unter ihnen steht Meinem Herzen gleich nahe — haben doch Alle gleichmäßig in den Tagen der Gefahr ihre volle Hingebung bewährt.

Einig mit den Anschauungen Meines Kaiserlichen Herrn Vaters, werde Ich warm alle Bestrebungen unterstützen, welche geeignet sind, das wirthschaftliche Gedeihen der verschiedenen Gesellschaftsclassen zu heben, widerstreitende Interessen derselben zu versöhnen und unvermeidliche Mißstände nach Kräften zu mildern, ohne doch die Erwartung hervorzurufen, als ob es möglich sei, durch Eingreifen des Staats allen Uebeln der Gesellschaft ein Ende zu machen.

Mit den sozialen Fragen enge verbunden erachte Ich die der Erziehung der heranwachsenden Jugend zugewandte Pflege. Muß einerseits eine höhere Bildung immer weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden, so ist doch zu vermeiden, daß durch Halbbildung ernste Gefahren geschaffen, daß Lebensansprüche geweckt werden, denen die wirthschaftlichen Kräfte der Nation nicht genügen können, oder daß durch einseitige Erstrebung vermehrten Wissens die erziehliche Aufgabe unberücksichtigt bleibe.

Nur ein auf der gesunden Grundlage von Gottesfurcht in einfacher Sitte aufwachsendes Geschlecht wird hinreichend Widerstandskraft besitzen,

die Gefahren zu überwinden, welche in einer Zeit rascher wirthschaftlicher Bewegung, durch die Beispiele hochgesteigerter Lebensführung Einzelner, für die Gesammtheit erwachsen. Es ist Mein Wille, daß keine Gelegenheit versäumt werde, in dem öffentlichen Dienste dahin einzuwirken, daß der Versuchung zu unverhältnißmäßigem Aufwande entgegengetreten werde.

Jedem Vorschlage finanzieller Reformen ist Meine vorurtheilsfreie Erwägung im Voraus gesichert, wenn nicht die in Preußen altbewährte Sparsamkeit die Auflegung neuer Lasten umgehen und eine Erleichterung bisheriger Anforderungen herbeiführen läßt.

Die größeren und kleineren Verbänden im Staate verliehene Selbstverwaltung halte Ich für ersprießlich. Dagegen stelle Ich es zur Prüfung: ob nicht das diesen Verbänden gewährte Recht der Steuerauflagen, welches von ihnen ohne hinreichende Rücksicht auf die gleichzeitig von Reich und Staat ausgehende Belastung geübt wird, den Einzelnen unverhältnißmäßig beschweren kann.

In gleicher Weise wird zu erwägen sein, ob nicht in der Gliederung der Behörden eine vereinfachende Aenderung zulässig erscheint, in welcher die Verminderung der Zahl der Angestellten eine Erhöhung ihrer Bezüge ermöglichen würde.

Gelingt es, die Grundlagen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens kräftig zu erhalten, so wird es Mir zu besonderer Genugthuung gereichen, die Blüthe, welche deutsche Kunst und Wissenschaft in so reichem Maße zeigt, zu voller Entfaltung zu bringen.

Zur Verwirklichung dieser Meiner Absichten rechne Ich auf Ihre so oft bewiesene Hingebung und auf die Unterstützung Ihrer bewährten Erfahrung.

Möge es Mir beschieden sein, dergestalt unter einmüthigem Zusammenwirken der Reichsorgane, der hingebenden Thätigkeit der Volksvertretung, wie aller Behörden, und durch vertrauensvolle Mitarbeit sämmtlicher Classen der Bevölkerung Deutschland und Preußen zu neuen Ehren in friedlicher Entwickelung zu führen.

Unbekümmert um den Glanz ruhmbringender Großthaten, werde Ich zufrieden sein, wenn dereinst von Meiner Regierung gesagt werden kann, sie sei Meinem Volke wohlthätig, Meinem Lande nützlich und dem Reiche ein Segen gewesen!

Berlin, 12. März 1888.

Ihr wohlgeneigter

Friedrich III.

III. Botschaften des Kaisers Wilhelm II.

1. Aus der Proclamation „An Mein Volk" vom 18. Juni 1888.

Auf den Thron Meiner Väter berufen, habe Ich die Regierung im Aufblick zu dem Könige aller Könige übernommen und Gott gelobt, nach dem Beispiel Meiner Väter Meinem Volke ein gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen, den Frieden zu schirmen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer, dem Rechte ein treuer Wächter zu sein.

2. Aus der Thronrede vom 25. Juni 1888 zur Eröffnung des deutschen Reichstags.

An der Gesetzgebung des Reiches habe Ich nach der Verfassung mehr in Meiner Eigenschaft als König von Preußen, wie in der des deutschen Reiches mitzuwirken; aber in beiden wird es Mein Bestreben sein, das Werk der Reichsgesetzgebung in dem gleichen Sinne fortzuführen, wie Mein Hochseliger Herr Großvater es begonnen hat. Insbesondere eigne Ich Mir die von ihm am 17. November 1881 erlassene Botschaft ihrem vollen Umfange nach an und werde im Sinne derselben fortfahren, dahin zu wirken, daß die Reichsgesetzgebung für die arbeitende Bevölkerung auch ferner den Schutz erstrebe, den sie, im Anschluß an die Grundsätze der christlichen Sittenlehre, den Schwachen und Bedrängten im Kampfe um das Dasein gewähren kann. Ich hoffe, daß es gelingen werde, auf diesem Wege der Ausgleichung ungesunder gesellschaftlicher Gegensätze näher zu kommen und hege die Zuversicht, daß Ich zur Pflege unserer inneren Wohlfahrt die einhellige Unterstützung aller treuen Anhänger des Reiches und der verbündeten Regierungen finden werde, ohne Trennung nach gesonderter Parteistellung.

3. Aus der Thronrede vom 27. Juni 1888 zur Eröffnung des preußischen Landtags.

Ich vertraue, daß es uns auch in Zukunft gelingen werde, in gemeinschaftlicher, von gegenseitigem Vertrauen getragener und durch die Verschiedenartigkeit prinzipieller Grundanschauungen nicht gestörter Arbeit die Wohlfahrt des Landes zu fördern.

In bewegter Zeit habe Ich die Pflichten Meines königlichen Amtes übernommen, aber Ich trete an die Mir nach Gottes Fügung gestellte Aufgabe mit der Zuversicht des Pflichtgefühls heran und halte Mir dabei das Wort des großen Friedrich gegenwärtig, daß in Preußen „der König des Staates erster Diener ist.“

B. Betrachtungen über die Botschaften.

I. Das Herz des alten Kaisers.

(Niedergeschrieben am 11. März 1888.)

Am 3. Januar 1849 empfing der damalige Prinz von Preußen eine Deputation des 31. Stadtbezirks. Der jetzt Entschlafene nahm bei dieser Gelegenheit Bezug auf die revolutionäre Inschrift „Nationaleigenthum“, mit welcher im März 1848 die königlichen Schlösser über Nacht bedeckt wurden. „Sie Alle, meine Herren,“ sagte er, „haben die Worte gelesen, die an diesen Mauern standen. Das ist kein Nationaleigenthum, das sind todte Wände. (Die Hand an sein Herz legend): Das ist das wahre Nationaleigenthum und hierher gehören diese Worte.“

Die „Post" vom 10. März 1888 fügt dieser Erzählung folgende Bemerkung hinzu:

„Und sein Wort hat er seinem Volke gehalten. Sein Herz ist unser Nationaleigenthum gewesen und geblieben, und die trauernden Mitlebenden werden die Pflicht ewiger Dankbarkeit den nachfolgenden Geschlechtern als heiliges Vermächtniß übermachen."

Wir möchten, daß diese Pflicht der Dankbarkeit zunächst nicht dem nachfolgenden, sondern schon dem lebenden Geschlecht wie ein heiliges Vermächtniß vor Augen geführt werde. Namentlich möchten wir, daß die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 als ein Ausfluß des landesväterlichen Herzens unseres entschlafenen Herrschers in seiner großen Bedeutung endlich mit dem vollen, sittlich ergriffenen Herzen des deutschen Volkes erfaßt werde.

Was in dieser Botschaft groß, weltgeschichtlich, imponirend und völlig unanfechtbar erscheint, und selbst der Sozialdemokratie ehrwürdig und dankenswerth erscheinen sollte, ist die kaiserliche Empfindung, die sozialreformatorische Herzensregung. Der greise Landesvater verkündet, daß die Staatshülfe für die Armen und Elenden angespannt werden soll, und daß er bei diesen Bestrebungen auf die Unterstützung des Reichstags ohne Unterschied der Parteistellung vertraut.

In dieser Herzens- und Willenskundgebung liegt das heilige Vermächtniß, in ihr die eigentliche Bedeutung der kaiserlichen Botschaft. Was in ihr an Mitteln und Wegen genannt wird, gehört mit ihren Mängeln und Unzulänglichkeiten den Mängeln der Wissenschaft an, für welche der Kaiser keine Verantwortlichkeit trägt. Hätte diese Wissenschaft über Ausnutzung der Staatshülfe auf der Höhe der Zeit gestanden, so würde die Höhe des kaiserlichen Willensaktes nicht dahinter zurück geblieben sein. Jetzt wußte diese Wissenschaft für die Gegenwartsversorgung der gesunden Arbeiter kein Mittel der Staatshülfe darzubieten, sondern ein solches nur für kranke und invalide Arbeiter in Vorschlag zu bringen. Das genügt aber nicht, das entspricht der großen Empfindung des Landesvaters nicht: das Herz des alten Kaisers wollte mehr. Es verlangte „eine moralische Ueberwindung der Sozialdemokratie durch positive Förderung des Wohls der Arbeiter"; es wollte den „inneren Frieden" und „dauernde Bürgschaften" dafür. So steht es in der kaiserlichen Botschaft als Ausfluß des kaiserlichen Herzens. Möge diese Thatsache endlich begriffen, mögen die Gefühle der Denker und Gesetzgeber endlich davon ergriffen werden, damit aus der Entflammung ihrer Herzen endlich die Erleuchtung auch ihres Geistes für Auffindung der rechten Wege erfolgt.

Die Berliner Zeitungen bringen die furchtbare Kunde, daß am Todestage des edlen Kaisers in Berlin eine Mutter ihre zwei Kinder erhängt und dann selbst den Tod gesucht habe, durch die schlechten Verhältnisse der Familie dazu getrieben. Was ist das für ein entsetzliches Ereigniß! Noch entsetzlicher aber, daß Aehnliches jetzt so häufig vorkommt. Mögen solche Ausgeburten des sozialen Elends doch endlich die Empfindungen unseres Volkes tiefer ergreifen und zu Acten der Staatshülfe führen, welche den landesväterlichen Herzens- und Willenskundgebungen des todten Kaisers in Wahrheit entsprechen!

Wie der edle Herrscher sein Herz als das wahre Nationaleigenthum erklärte, so sollte sich das deutsche Volk jetzt mit der Leidenschaft er-

füllen, d. h. zu einer Herzenssache machen, dem großen Kaiser das denkbar schönste Nationaldenkmal durch ganze Vollstreckung seines sozialreformatorischen Testaments zu errichten, zunächst aber dafür den ersten und wichtigsten Schritt zu thun, indem man in diesem Testament das landesväterliche Herz des alten Kaisers ergründet und die Botschaft als einen Herzens- und Willensact für allgemeine Anspannung der Staatshülfe gegen das soziale Elend auffaßt.

II. Der Erlaß Kaiser Friedrichs steht mit der Botschaft vom 17. November 1881 nicht im Widerspruch.

(Aus dem „Deutschen Adelsblatt“ vom 18. März 1888.)

In dem Augenblicke, wo wir uns anschicken, das bevorstehende Erscheinen des Buches „Materialien zu einem Katechismus der Sozialreform“ anzukündigen, veröffentlichen die Tageszeitungen die beiden Erlasse Sr. k. k. Majestät des Kaisers Friedrich III. vom 12. März 1888: „An mein Volk“ und „An den Reichskanzler!“

Wie jede Zeile in den „Materialien zu einem Katechismus der Sozialreform“ vom Geiste der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 dictirt war, so kam es ganz von selbst, daß sich jede Zeile auch mit dem landesväterlichen Geiste der beiden neuen kaiserlichen Erlasse deckt.

Wenn Kaiser Friedrich in seiner Staatsschrift an den Reichskanzler bei Erwähnung der verfassungsmäßigen Rechte aller Factoren des Reiches hervorhebt:

„daß diese gegenseitigen Rechte nur zur Hebung der öffentlichen Wohlfahrt dienen sollen, welche das oberste Gesetz bleibt, und daß neu hervortretenden, unzweifelhaften nationalen Bedürfnissen stets in vollem Maße Genüge geleistet werden muß“,

so enthalten diese inhaltschweren Worte ebenso dringliche Aufforderungen wie trostvolle Zusicherungen: dringliche Aufforderungen zu gewissenhafter Prüfung, ob und auf welchen Gebieten „neue nationale Bedürfnisse unzweifelhafter Art“ etwa hervortraten, und tröstliche Zusicherungen, daß bejahenden Falls diesen neuen nationalen Bedürfnissen in vollem Maße Genüge geleistet werden soll.

Die „Materialien zu einem Katechismus der Sozialreform“ fußen auf der Voraussetzung, daß derartige „neue nationale Bedürfnisse unzweifelhafter Art“ auf dem Gebiete der staatsbürgerlichen Erziehung, der religiösen Bildung, der nationalen Sittlichkeit, namentlich aber der moralischen Ueberwindung der Sozialdemokratie hervorgetreten sind, und daß diesen neuen nationalen Bedürfnissen nur dann in vollem Maße Genüge geleistet werden kann, wenn die großen Hebelwerke nicht nur der Staatshülfe, sondern auch der bürgerlichen Selbsthülfe mehr und stärker als seither angesetzt werden.

„Einig mit den Anschauungen Meines kaiserlichen Herrn Vaters“ — heißt es in dem kaiserlichen Erlaß weiter — „werde Ich warm alle Bestrebungen unterstützen, welche geeignet sind, das wirthschaftliche Gedeihen der verschiedenen Gesellschaftsclassen zu heben, widerstreitende

Interessen derselben zu versöhnen und unvermeidliche Mißstände nach Kräften zu mildern, ohne doch die Erwartung hervorzurufen, als ob es möglich sei, durch Eingreifen des Staats allen Uebeln der Gesellschaft ein Ende zu machen."

Die „Materialien zu einem Katechismus der Sozialreform" gehen von der Annahme aus, daß eine weise Staatskunst sich und dem Staate keine unmöglichen Aufgaben aufbürdet, sondern ihre Verantwortlichkeit zu vermindern sucht, indem sie einen Theil der Sorge dem organisirten und geschulten Staatsbürgerthum auf die Schultern legt. In letzterer Hinsicht wendet sich Kaiser Friedrich behufs Verwirklichung seiner landesväterlichen Absichten an die „vertrauensvolle Mitarbeit sämmtlicher Classen der Bevölkerung."

Unser Buch bemüht sich, eine Anzahl Wegweiser für diese Mitarbeit aufzustellen. Es hat sich nämlich gezeigt, daß solche nöthig sind, denn die gleiche Aufforderung, welche die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 zur Mitarbeit enthielt, hatte keineswegs den beabsichtigten Erfolg, wie solches in den „Materialien 2c." nachgewiesen wird.

Kaiser Friedrich verspricht: „alle Bestrebungen warm zu unterstützen, welche geeignet sind, das wirthschaftliche Gedeihen der verschiedenen Gesellschaftsclassen zu heben, widerstreitende Interessen derselben zu versöhnen und unvermeidliche Mißstände nach Kräften zu mildern."

Dieses Versprechen geht noch über die concreten Ankündigungen der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 hinaus; es enthält für die Wirthschafts- und Sozialreformer die Aufmunterung, neben der seither in Angriff genommenen Versorgung kranker und invalider Arbeiter, auch die bessere Gegenwartsversorgung der gesunden Arbeiter endlich in's Auge zu fassen, sowie practische Bestrebungen einzuleiten, um die wachsende Kluft zwischen Arm und Reich zunächst zum Stillstand und dann zu der dringend erforderlichen Rückbildung zu bringen. Ohne dieses Ziel verlohnt es sich nicht, von Wirthschafts- und Sozialreform auch nur zu reden.

Glücklicherweise befinden sich die Wirthschafts- und Sozialreformer mit Kaiser Friedrich nicht in Widerspruch, denn der Kaiser sagt seine „warme Unterstützung" für alle Bestrebungen zu, welche darauf ausgehen, den furchtbaren Widerstreit der Interessen zu versöhnen, wie er sich gegenwärtig zwischen Capital und Arbeit offenbart. Der Kaiser will alle „unvermeidlichen" Mißstände nach Kräften mildern helfen; ganz gewiß aber auch diejenigen schweren Mißstände, welche „vermeidbar" sein würden, wenn die Staatshülfe der bürgerlichen Selbsthülfe mehr als seither unter die Arme griffe.

Kaiser Friedrich betrachtete es offenbar für selbstverständlich, daß die „vermeidbaren" Mißstände nicht nur gemildert, sondern gänzlich beseitigt werden müssen, so daß sich die zugesagte „Milderung" nur auf diejenigen volkswirthschaftlichen und sozialen Mißstände bezieht, welche stets unvermeidlich sein werden, wenn die Gesellschaft nicht auf jede Freiheit der persönlichen Bewegung Verzicht leisten und für die gänzliche Beseitigung der Armuth nicht die Zwangsjacke in Tausch nehmen will. Freilich, bei einer Organisation der Arbeit auf Grundlage des absoluten Staatszwanges läßt sich die volkswirthschaftliche Noth gänzlich verbannen. Dieses Kunststück wurde ein halbes Jahrtausend lang durch den Staatssozialismus im Inkareiche vollkommen geleistet, und zwar

ohne die Hülfsmittel der heutigen Naturwissenschaft: ohne Maschinen, ohne Dampf, ohne Elektricität und ohne Chemie. Der einzige Kaufpreis bestand im Verzicht auf die Freiheit. Die europäische Civilisation will diesen Kaufpreis nicht zahlen, und sie braucht ihn nicht zu zahlen.

Unser Buch setzt voraus, daß das schlimmste soziale Elend der Gegenwart ohne Verzicht auf freie Bewegung vermeidbar ist. Es weist nach, daß die furchtbare Arbeitslosigkeit, die grausame, in stetem Wachsen begriffene Ausbeutung der Frauen- und Kinderarbeit, die scheinbar trostlose Ueberfüllung aller Erwerbszweige, keineswegs zu den unvermeidlichen, sondern auch mit Beibehaltung der wichtigsten Freiheiten zu den vermeidlichen Mißständen gehören. Es deutet Mittel und Wege zur Beseitigung jener und ähnlicher Mißstände an und fordert zu dahinzielenden Bestrebungen auf. Wohlan, die stärkste Aufforderung und Ermunterung enthält der landesväterliche Erlaß Kaiser Friedrichs durch Verheißung warmer Unterstützung.

In dieser kaiserlichen Verheißung liegt wesentlich Alles, was unser Buch als „Soziales Königthum" zur Darstellung bringt..

„Mit den sozialen Fragen enge verbunden," heißt es im kaiserlichen Erlaß vom 12. März 1888 weiter, „erachte ich die der Erziehung der heranwachsenden Jugend zugewandte Pflege."

Von der nämlichen Annahme geht das „Deutsche Adelsblatt" und unser Buch aus, wie wir unter Hinweis auf Fichte, Carlyle und Schmidt-Warneck andeuteten.

In derselben Uebereinstimmung befindet sich unser Buch mit den kaiserlichen Worten über „Gottesfurcht und einfache Sitte" als „gesunde Grundlage" für das heranwachsende Geschlecht.

Hochbedeutsam ist die Aeußerung im kaiserlichen Erlaß an den Reichskanzler über den ursächlichen Zusammenhang zwischen den sozialen Verhältnissen und den Fortschritten von Kunst und Wissenschaft.

„Gelingt es, die Grundlagen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens kräftig zu erhalten, so wird es mir zu besonderer Genugthuung gereichen, die Blüthe, welche deutsche Kunst und Wissenschaft in so reichem Maße zeigt, zu voller Entfaltung zu bringen."

In diesen Worten stellt Kaiser Friedrich die moralische Ueberwindung der Sozialdemokratie, die Beseitigung des sozialen Elends, ausdrücklich als eine Voraussetzung seiner Absichten hin, Kunst und Wissenschaft zu voller Entfaltung zu bringen. Ueber diesen sehr wichtigen Punkt in dem Erlaß darf man nicht schweigen. Das würde eine schwere unheilvolle Versündigung an dem Kaiser sein.

Unsere „Materialien zu einem Katechismus der Sozialreform" gehen auf den Zusammenhang zwischen den „Grundlagen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens" und den Fortschritten von Kunst und Wissenschaft näher ein, indem sie nachweisen, daß ohne soziale Reformen alle Bestrebungen für den wissenschaftlichen und künstlerischen Fortschritt in der Luft schweben.

Was der kaiserliche Erlaß über das „einmüthige Zusammenwirken der Reichsorgane, die hingebende Thätigkeit der Volksvertretung, wie aller Behörden" behufs Verwirklichung seiner landesväterlichen Absichten sagt, betrifft diejenige wichtigste Vorausbedingung der staatlichen

Wohlfahrt, welche unser Buch in dem Abschnitt VI „Organe der Landesväterlichkeit" genauer beleuchtet.

III. Kaiser Friedrich und der christliche Staatssozialismus.

(Aus dem „Deutschen Adelsblatt" vom 25. März 1888.)

Der landesväterliche Erlaß Kaiser Friedrichs an den Fürsten Reichskanzler vom 12. März 1888 darf nicht dazu mißbraucht werden, der „großen Lüge heutiger Civilisation"*) neues Leben, neue Kraft, neuen Glanz zu verleihen. Unter dieser Lüge verstehen wir das satte Schwelgen im Genuß der sogenannten Fortschritte und Herrlichkeiten einer blos äußerlichen Cultur, ohne störendes Gefühl für ihre Schattenseiten, ohne nagenden Schmerz um das wirthschaftliche und sittliche Elend, welches in der materialistischen und manchesterlichen Glückslotterie den schrecklichen Einsatz bildet.

In zahlreichen Tageszeitungen findet die Meinung eines italienischen Blattes (des „Fracassa"), „daß die Proclamation des Kaisers Friedrich dem christlichen Staatssozialismus keinen Raum mehr gewähre", ein beifälliges Echo. Eine freihändlerische Zeitung drückte sich wie folgt aus:

„Auch in den Erörterungen über das wirthschaftliche Gedeihen wird die Fortsetzung einer Sozialpolitik in gewissem Sinne in Aussicht gestellt, der eigentliche Staatssozialismus aber mit seiner Uebertreibung und seinem rücksichtslosen Uebergreifen in die private Erwerbsthätigkeit in deutlich fühlbarer Weise zurückgewiesen."

In diesen Kundgebungen ist ein mehrfacher Irrthum zu berichtigen:

Einmal, daß ein „christlicher Staatssozialismus" das äußerste Gegentheil eines „rücksichtslosen Staatssozialismus" sein würde.

Dann, daß in der landesväterlichen Botschaft Kaiser Wilhelms und in den staatssozialistischen Reden des Fürsten Bismarck kein anderer Staatssozialismus angekündigt wurde, als in dem landesväterlichen Erlasse Kaiser Friedrichs.

Und endlich, daß auch die Anhänger und Wortführer einer thätigen Sozialpolitik auf den Grundlagen des „Praktischen Christenthums" und „Sozialen Königthums" den „christlichen Staatssozialismus" ganz genau so auffassen, wie Kaiser Friedrich seinen landesväterlichen Beistand zur Milderung des sozialen Elends zusagt.

Wir haben die Entstehung des neuen Wortes „Staatssozialismus" auf's Genaueste verfolgt, und können bezeugen und nachweisen, daß die neue Benennung im Gegensatz zu der überschätzten „Selbsthülfe" lediglich die nothwendige Ergänzung derselben durch „Staatshülfe" ausdrücken wollte, also dasselbe, was neuerdings auch die „Vossische Zeitung" (Seite 424 dieses Buchs) als den Weg des Heils bezeichnet.

---

*) Ein Ausdruck des edlen Heinrich von Stein in dem Aufsatz „Luther und die Bauern" (Aprilheft der Bayreuther Blätter, Jahrg. 1882). Stein sagt, daß ein von den besten und tiefsten, durch Wagners Werke erweckten Empfindungen durchdrungener Mensch fernerhin außer Stande sei, an den nur scheinbar gleichgültigen, im tiefsten Grunde aber mörderischen Alltäglichkeiten des Lebens Theil zu nehmen und also der großen Lüge heutiger Civilisation sich mitschuldig zu machen.

In der Zeitschrift „Staatssozialist" wurde in den Jahren 1878 bis 1882 der „Staatssozialismus" im Anschluß an Schmoller als die auf die moderne Gestalt der sozialen Frage zugeschnittene und zugespitzte Fortsetzung der alten landesväterlichen Hohenzollernpolitik aufgefaßt und behandelt. „Staatssozialismus" bedeutete diesem Blatte „Abwendung der Staatskunst von dem Prinzip des wirthschaftlichen Gehenlassens", und „christlicher Sozialismus" nichts als „möglichste Verwirklichung der christlichen Bruderliebe auch in den wirthschaftlichen und sozialen Verhältnissen."

Zwischen diesem „christlichen Staatssozialismus" und dem landesväterlichen Erlaß Kaiser Friedrichs besteht keinerlei Gegensatz, sondern vollste Uebereinstimmung.

Derselbe Gleichklang besteht zwischen dem Kaiserwort vom 12. März 1888 und den Erklärungen, welche Fürst Bismarck am 2. April 1881 im Reichstag von seinem „Staatssozialismus" gab.

„Ich habe das Gefühl, daß der Staat auch für seine Unterlassungen verantwortlich werden kann. Ich bin nicht der Meinung, daß das „laissez faire, laissez aller", das „reine Manchesterthum in der Politik", „Jeder sehe, wie er's treibe, Jeder sehe, wo er bleibe", „wer nicht stark genug ist zu stehen, wird niedergerannt und zu Boden getreten", „wer da hat, dem wird gegeben, wer nicht hat, dem wird genommen" — im Staat namentlich in dem monarchischen, landesväterlich regierten Staat Anwendung finden könne."

Was der Fürst Reichskanzler hier als hohenzollernsche Wirthschaftspolitik verkündete, ist der äußerste Gegensatz des „Inbegriffs hoher Staatsweisheit", welchen ein Wortführer der deutschen Freihandelspartei im preußischen Abgeordnetenhause am 10. Februar 1888 mit den Worten verherrlichte: „Laß sie nur Alle, so frißt Einer den Andern auf."

Zu dieser „hohen Weisheit", welche — nach des Redners ausdrücklicher Erklärung „Alles in sich schließt, was wir als Manchesterthum vertheidigen", bekennt sich Kaiser Friedrich in seinem Erlaß nicht, sondern er sagt „einig mit den Anschauungen Meines kaiserlichen Herrn Vaters" seine warme Unterstützung für alle Bestrebungen zu, welche darauf hinauslaufen, daß Einer den Andern nicht auffrißt.

Es ist ein sehr schweres Unrecht, den edelherzigen Kaiser als einen Gesinnungsgenossen des erbarmungslosen „Gehenlassens" und als Widersacher des „christlichen Staatssozialismus" dahinzustellen, welchen Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck einleiteten und vertraten.

Es ist aber auch ein schweres Unrecht, den neuen Kaiser-Erlaß in Widerspruch mit den Anhängern der Botschaft Kaiser Wilhelms zu stellen. Solches Thun kann nur Erbitterung erzeugen und die Versöhnungspolitik Kaiser Friedrichs erschweren.

Wir deuteten bereits oben an, wie unanfechtbar der Vorkämpfer des sogenannten Staatssozialismus, der von den namhaftesten National-Oeconomen bediente „Staatssozialist" den „christlichen Staatssozialismus" auffaßte. Um den Einwand zu beseitigen, als bewerkstellige sich erst nach der Botschaft Kaiser Friedrichs eine „Schwenkung" der Staatssozialisten, halten wir es für nützlich, nachfolgend aus der Programm-Nummer der Zeitschrift „Staatssozialist" vom 20. December 1877 einige besonders charakteristische Stellen mitzutheilen:

„Der Staatssozialist richtet das Wort zunächst an die Diener des Staates und der Kirche, außerdem aber auch an Alle, welche die zwei großen Grundsäulen der staatlichen und moralischen Ordnung: Monarchie und Religion — vor den um sich fressenden Spülwellen der republikanischen und religionsfeindlichen Sozialdemokratie sicher stellen wollen. Alle diese für den geistigen und politischen Kampf bis jetzt meist schlummernden Kräfte zu erwecken, in den Wirrnissen der sozialpolitischen Erörterung auf den rechten Weg zu leiten und für die Erfüllung ihrer besonderen Pflichten mit den Waffen eines ausreichenden Fachwissens auszurüsten, soll das Bemühen dieses Blattes sein.

Der „Staatssozialist" soll der Monarchie erleuchtete Diener schaffen, der practischen Religionsübung neue Gebiete der Liebesthätigkeit anweisen. Er soll in monarchischer Hinsicht die Loyalität durch Intelligenz und in religiöser den guten Willen durch Kenntniß zeitgemäßer Wege stärken. . . . .

. . . . Die politischen und moralischen Grundsäulen des Staats- und Volkslebens können nur dadurch vor den sozialdemokratischen Hochfluthen sicher gestellt werden, daß sich die Träger des religiösen und monarchischen Gedankens volkswirthschaftlich wenigstens auf den Standpunkt der freien Forschung stellen, etwa in Art der Kathedersozialisten, und den Arbeitern nicht schroff die Pforten der wirthschaftlichen Hoffnung vor dem Gesicht zuschlagen. Letzteres geschah seither, indem sich jene Factoren mehr oder weniger mit der Manchesteröconomie identificirten und dadurch die Arbeiter nicht nur der Religion, sondern auch der Monarchie und Nationalitäts-Idee entfremdeten.

Die für die Anhänger dieses Programms in's Leben gerufene Gesellschaft wurde „Centralverein für Sozialreform auf religiöser und constitutionell-monarchischer Grundlage" genannt, weil in dieser Benennung genau das brennende Zeitbedürfniß ausgedrückt ist, und zwar hinlänglich deutlich, um die Hoffnung zu beleben, und hinlänglich gedämpft, um revolutionäre Gelüste niederzuhalten und einem revolutionären Verdachte auszuweichen.

Die sittliche Grundlage wurde ganz allgemein eine „religiöse" genannt, um jedem religiösen Gefühle, ja sogar dem blos philosophischen Verständniß für die Unausrottbarkeit des religiösen Bedürfnisses die Betheiligung zu ermöglichen.

Der politische Standpunkt ist der constitutionell-monarchische und beseitigt als solcher nicht nur den Verdacht conservativ-reactionärer Hintergedanken, sondern öffnet auch den ideal gesinnten Elementen und tiefer blickenden Geistern des Liberalismus die Vereinsthüren."

Soweit das Programm der Zeitschrift „Staatssozialist", welche unter ihren Mitarbeitern nahezu sämmtliche Wortführer des sogenannten „Staatssozialismus" versammelt hatte.

Jeder Wahrheitsfreund wird zugeben, daß dieser „christliche Staatssozialismus" durch den Kaiser-Erlaß vom 12. März 1888 keineswegs verabschiedet wurde.

Ganz ebenso unanfechtbar wie der geschilderte Staatssozialismus ist derjenige, zu welchem sich die conservative Partei bekannte. Für diese unsere Behauptung wird ein überzeugender Beweis geliefert durch das Büchlein, welches im Jahre 1881 durch den Wahlverein der deutschen Conservativen unter dem Titel: „Für Fürst Bismarck und seine

Wirthschaftspolitik als Materialien zur Wahlagitation" herausgegeben wurde. Das vertraulich verbreitete Schriftchen offenbart die geheimsten Gedanken der Partei.

Das erste Capitel beantwortete die Frage:

Was bedeutet die neue Wirthschaftspolitik der Regierung? wie folgt:

„Man wird im Wesentlichen nicht fehl gehen, wenn man diese Frage dahin beantwortet, daß die von dem Fürsten Reichskanzler eingeleitete Wirthschafts- und Reformpolitik auf ein dreifaches Ziel lossteuert, und zwar:

1) auf ein möglichst hohes Maß von wirthschaftlicher und industrieller Unabhängigkeit des neuen Reichs vom Ausland,
2) auf ein möglichst hohes Maß von finanzieller Selbstständigkeit der Reichsverwaltung gegenüber etwaigen partikularistischen und parlamentarischen Gegenströmungen und
3) auf ein möglichst hohes Maß sozialer Friedensstiftung zur Abwendung der überall in Europa drohenden Sozialrevolution."

Was den unter 3 bezeichneten Zielpunkt betrifft, so äußert sich darüber die conservative Programmschrift wie folgt:

Der Reichskanzler geht in Uebereinstimmung mit den heutigen Conservativen von der Annahme aus, daß das Wesen des wirklichen Conservatismus nicht in der Erstarrung, sondern in der organischen Fortbildung des Bestehenden beruht. Demgemäß erkennt der Reichskanzler und mit ihm die conservative Partei die Nothwendigkeit gewisser Sozialreformen unumwunden an. Regierung und Conservative stehen im Gegensatz zu dem ebenso leichtsinnigen wie hartherzigen „Sichselbstüberlassungssysteme" der Manchesterschule auf dem Boden der „activen Staatsidee", der „vorsorgenden Landesväterlichkeit".

Der Bismarckische Staatssozialismus ist weder als ein System der Enteignungen und der Staatsindustrie, noch als ein System der polizeilichen Bevormundung aufzufassen.

Nicht ohne Absicht und nicht ohne denjenigen wunderbaren Instinkt, der den Reichskanzler für Beurtheilung der Zeitbedürfnisse und für die Wahl seiner politischen Parolen auszeichnet, hat Fürst Bismarck in die offizielle Terminologie das Wort: „Staatssozialismus" eingefügt, weshalb auch die conservative Wahlbewegung zu dem Wort und Begriff Stellung nehmen muß, und zwar umsomehr, als die Regierung ausdrücklich erklärte, daß nur das Wort neu, Sache und Begriff aber, als zur christlichen Staatsidee gehörig, alt seien und nur aufgefrischt und conservirt zu werden brauchen. Die „Nordd. Allg. Ztg." erklärte bei Ankündigung der Reichsunfallversicherung: „Das Gesetz ist ein erster Schritt auf der Bahn einer gesunden, staatssozialistischen Politik."

Wie die Regierung diese „gesunde staatssozialistische Politik" versteht, hat sie in der Einleitung ihrer, dem gedachten Gesetz beigegebenen Motive klar ausgedrückt. Da diese staatssozialistische Definition im Stande ist, nicht nur alle Bedenken der besitzenden Classen zu beseitigen, sondern auch die trostvollsten Hoffnungen der arbeitenden Classen zu beleben und ihr Vertrauen zur Regierung und der sie unterstützenden conservativen Partei zu kräftigen, so schalten wir jene Stelle aus den Motiven hier ein:

„Daß der Staat — heißt es wörtlich — sich in höherem Maße als bisher seiner hülfsbedürftigen Mitglieder annahm, ist nicht blos eine Pflicht der Humanität und des Christenthums, von welchem die staatlichen Einrichtungen durchdrungen sein sollen, sondern auch eine Aufgabe staatserhaltender Politik, welche das Ziel zu verfolgen hat, auch in den besitzlosen Classen der Bevölkerung, welche zugleich die zahlreichsten und am wenigsten unterrichteten sind, die Anschauungen zu pflegen, daß der Staat nicht blos eine nothwendige, sondern auch eine wohlthätige Einrichtung ist. Zu deren Ende müssen sie durch erkennbare directe Vortheile, welche ihnen durch gesetzgeberische Maßregeln zu Theil werden, dahin geführt werden, den Staat nicht als eine lediglich zum Schutz der besser situirten Classen erfundene, sondern als eine auch ihren Bedürfnissen und Interessen dienende Institution aufzufassen.

Das Bedenken, daß in die Gesetzgebung, wenn sie dieses Ziel verfolge, ein sozialistisches Element eingeführt werde, darf von der Betretung dieses Weges nicht abhalten. Soweit dies wirklich der Fall, handelt es sich nicht um etwas ganz Neues, sondern um eine Weiterentwicklung der aus der christlichen Gesittung erwachsenen modernen Staatsidee, nach welcher dem Staat neben der defensiven, auf den Schutz bestehender Rechte abzielenden, auch die Aufgabe obliegt, durch zweckmäßige Einrichtungen und Verwendung der zu seiner Verfügung stehenden Mittel der Gesammtheit das Wohlergehen aller seiner Mitglieder und namentlich der schwachen und hülfsbedürftigen positiv zu fördern. In diesem Sinne schließt namentlich die gesetzliche Regelung der Armenpflege, welche der moderne Staat im Gegensatze zu dem des Alterthums und des Mittelalters als eine ihm obliegende Aufgabe anerkannt, ein sozialistisches Moment in sich, und in Wahrheit handelt es sich bei den Maßnahmen, welche zur Verbesserung der Lage der besitzlosen Classen ergriffen werden können, nur um eine würdigere Ausgestaltung der staatlichen Armenpflege und um eine Weiterentwicklung der dieser bereits zu Grunde liegenden Idee."

Aus diesen historischen Actenstücken geht hervor, daß sich derjenige „christliche Staatssozialismus", welcher der durch Kaiser Wilhelm am 17. November 1881 entrollten Fahne folgte, ja ihr schon mehrere Jahre vorausmarschirte, mit dem Kaiser-Erlaß vom 12. März 1888 in keinerlei Widerspruch steht und von diesem also auch nicht verabschiedet werden konnte.

Es ist in diesem Falle wieder mit Händen zu greifen, daß sich die Parteileidenschaft nicht mit den Gegensätzen begnügt, welche in den verschiedenen Standpunkten sachlich vorhanden sind, sondern diese bis zur Gespensterhaftigkeit verunstaltet und steigert, ja sogar künstlich Gegensätze und Feinde schafft, wo gar keine sind und gar keine sein dürfen.

Jeder Unbefangene wird zugeben, daß in vorstehendem, nach der Natur aufgenommenen Bilde des „Staatssozialismus" kein einziger Zug vorkommt, welcher dem verabscheuten „Zerrbilde" ähnlich sähe.

Mögen die Gegner und Angreifer dieses Zerrbildes also aufhören, das unanfechtbare Urbild anzufeinden. Es wird ihnen diese Unterlassung leicht werden, wenn sie ohne Unduldsamkeit und Parteivorurtheil in die Vorstellungen eindringen, welche die Anhänger des „Christlichen Staatssozialismus" mit dieser Benennung verbinden. Der verstorbene Waldeck sagte als ernster, tiefehrlicher und tiefreligiöser Mann einmal:

„Werfen wir die Redensarten ab und halten wir uns an die Sachen, die zu thun sind." Auf den Namen, welchen man der auf Lösung der sozialen Frage zugespitzten Staatskunst der Landesväterlichkeit giebt, kommt es in der That wenig an. Ob man sie „Staatssozialismus", „Soziales Königthum", „Practisches Christenthum" oder sonstwie nennt, ist von geringerer Bedeutung als die sozialreformatorische Bethätigung selbst. Nur die That, das practische Vorwärtsstreben auf dem sozialreformatorischen Arbeitsfelde wird den theoretischen Nebel verscheuchen, der gegenwärtig die Worte einhüllt und die Wortführer so irre führt, daß sie tragikomische Gefechte mit eingebildeten Feinden veranstalten. Ein solcher Gespensterkrieg ist, wie wir gezeigt haben, die Anfeindung des „Christlichen Staatssozialismus".

Auch noch gegen andere Scheingegner wird er geführt, z. B. gegen die Bethätigung des religiösen Lebens als „Muckerthum" und gegen die soziale Führerpflicht der Aristokratie als „Junkerthum".

Wahrlich, Worte führen uns nicht weiter; soll der Nebel und der durch ihn verursachte Streit mit Scheingegnern aufhören, so muß man mit den Worten sogleich eine genaue Beschreibung der Sachen verbinden, welche man beim Gebrauch der Worte im Sinne hat.

Hauptsächlich dieser Nothwendigkeit verdankt das Buch „Materialien zu einem Katechismus der Sozialreform" seine Entstehung.

Es ist ganz und gar von dem Geiste beseelt, welcher die proclamirten Regierungsgrundsätze Kaiser Friedrichs als eine zweckbewußte Versöhnungspolitik erscheinen läßt.

Die „Materialien ꝛc." sollen eine Menge Scheinfeindschaften beseitigen helfen, indem sie den trügerischen Nebel verscheuchen, welcher augenblicklich noch die Worte „Staatssozialismus", „Practisches Christenthum", „Soziales Königthum" umhüllt; sie sollen durch genaue Beschreibung der Sachen, welche man seither beim Gebrauch jener Worte im Sinne hatte, bis zur Handgreiflichkeit anschaulich beweisen, daß kein feindlicher Gegensatz vorhanden ist, ja, daß durch jene Begriffe sogar alle diejenigen Zerrbilder ausgeschlossen sind, welche man als „Schwarze Reaction", „Staatssozialistisches Zwangsjackenthum", „Polizeiknechtschaft", „Bureaukratenallmacht", „Muckerthum, Pfaffenthum und Junkerthum" mit Recht verabscheut, und eben deshalb auch kein Grund vorliegt, den schädlichen und pietätlosen Streit über die fehlende Uebereinstimmung zwischen den Regierungsgrundsätzen Kaiser Wilhelms und Kaiser Friedrichs fortzusetzen und neue Erbitterungen dadurch zu schaffen.

IV. Kaiser Friedrichs Aufforderung zur Gottesfurcht und Einfachheit.

(Aus dem „Deutschen Adelsblatt" vom 1. und 7. April 1888.)

In dem landesväterlichen Erlasse Sr. k. k. Majestät Friedrichs III. vom 12. März 1888 werden für die nationale Erziehungskunst Richtungen und Zielpunkte festgehalten, welche der sogenannte „Culturfortschritt" thatsächlich als längst veraltete und überwundene erachtet. Der kaiserliche Erlaß sagt wörtlich Folgendes:

„Nur ein auf der gesunden Grundlage von Gottesfurcht in einfacher Sitte aufwachsendes Geschlecht wird hinreichend Widerstandskraft besitzen, die Gefahren zu über-

winden, welche in einer Zeit rascher wirthschaftlicher Bewegung, durch Beispiele hochgesteigerter Lebensführung Einzelner, für die Gesammtheit erwachsen."

Der Kaiser betrachtet die „Gottesfurcht" als die „gesunde Grundlage" der Erziehung, und die „einfache Sitte", die Widerstandsfähigkeit gegen schlechte Beispiele, als eine naturgemäße und selbstverständliche Folge, als die reife Frucht der Gottesfurcht.

Diese Empfehlung der Religion in dem Erlasse Kaiser Friedrichs unterscheidet sich durch gar nichts von den häufigen Mahnungen Kaiser Wilhelms, „dem Volke die Religion zu erhalten." Sollte aber eine freigeistige Auffassung etwa annehmen, Kaiser Wilhelm habe unter dem „Volke" nur die armen, ungebildeten Volksclassen, nicht aber die Vornehmen und Gebildeten gemeint, so steht diese Annahme in offenbarem Widerspruch mit anderen Aussprüchen des großen Kaisers, namentlich mit seiner nicht mißzuverstehenden Aeußerung an die Universität Greifswald vom 18. December 1878:

„Die wissenschaftliche Bildung des Verstandes allein hat nicht die sittliche Läuterung des Menschen zur Folge."

In früheren Betrachtungen des „Deutschen Adelsblattes" über die religiösen Mahnungen Kaiser Wilhelms gelangten wir zu dem traurigen Ergebniß, daß jene kaiserlichen Ermahnungen ihren landesväterlichen Zweck nicht nur verfehlten, sondern bei der herrschenden Art, religiöse Wahrheiten in den Schulen zu lehren und in Kirchen und kirchlichen Zeitschriften zu vertheidigen, nothwendig verfehlen mußten, weil diese Verfahrungsart die der Religion feindlichen Gegenströmungen in Wissenschaft, Tagespresse und alltäglichem Leben nicht hinreichend in Betracht zieht, zu wenig oder gar nicht Rücksicht nimmt auf die vollständige Umwandlung des Empfindens, Denkens und sprachlichen Ausdrucks, welche sich bei einem großen, vielleicht dem größten Theile der gebildeten und ungebildeten Bevölkerung namentlich hinsichtlich der religiösen Dinge vollzogen hat, so daß nicht einmal mehr die Worte „Religion", „Gottesfurcht", „Christenthum" ihrem eigentlichen Sinne nach verstanden werden. Wir sind alle Zeugen gewesen, wie selbst die idealsten Bestrebungen auf dem Gebiete der christlichen Bruderliebe — diejenigen der inneren Mission — mit einer sittlichen Entrüstung hohen Grades als „Muckerei" an den Schandpfahl des öffentlichen Abscheus gestellt wurden, so daß ein in Berlin angelangter Fremdling auf den Gedanken kommen konnte, die innere Mission sei eine neue Ausgeburt des religiösen Hasses und Fanatismus zur Verbrennung Andersdenkender, nicht aber ein Ausfluß der christlichen Liebe zur Aufsuchung und Milderung des geistigen und moralischen Elends lediglich auf den Wegen derjenigen Gewalt, welche das Mitgefühl, das Gebet, die religiöse Ansprache und das erschütternde Beispiel der uneigennützigen, demüthigen und geduldigen Bethätigung auszuüben vermag.

Angesichts dieser traurigen Erfahrung, welche eine Kundgebung des religiösen Empfindens trotz der Mahnungen des Kaisers Wilhelm und trotz seiner ausdrücklichen Billigung machte, drängt sich die bekümmerte Frage auf, ob die dringende Anempfehlung der Gottesfurcht Kaiser Friedrichs schnellere Wirkungen hervorbringen wird?

Sollte der in freisinnigen Kreisen verbreitete Glaube, Kaiser Friedrich stehe ihrer politischen und religiösen Auffassung näher als Kaiser Wilhelm, eine günstigere Stimmung und größere Empfänglichkeit für die kaiserlichen Religionsermahnungen erzeugen und die namentlich in der Zeitungspresse außerordentlich mächtige und einflußreiche Partei bewegen, die von ihr stets verherrlichte Duldsamkeit in religiösen Dingen nicht nur von anderen Standpunkten zu fordern, sondern auch andern zu gewähren, so würden wir jenen Glauben als nützlichsten Bundesgenossen aufs Freudigste und Wärmste willkommen heißen. Stimmungen des Herzens und Geistes haben häufig genug zu den großen geschichtlichen Thatsachen gehört, im Guten und im Bösen. Selbst in der neueren Geschichte Preußens spielten sie eine mächtige, und in Anwendung auf unsere beiden vorletzten Könige leider sehr tragische Rolle. König Friedrich Wilhelm IV., einer der edelsten Fürsten, die je einen Thron zierten, wurde ein Märtyrer volksfeindlicher Stimmungen. Aber auch Kaiser Wilhelm I. wurde zweimal, in den achtundvierziger und in den Conflictsjahren, das Opfer von Volksantipathien, die sachlich grundlos waren und schon in heutiger Geschichtsbetrachtung als traurige Verdunkelungen des Volksgeistes erscheinen.

Vielleicht gehen wir unter Kaiser Friedrich einer Ausgleichung entgegen. Vielleicht erzeugt der Glaube liberaler Kreise, daß dieser Kaiser ihrem politischen und religiösen Empfinden näher stehe, bei ihnen Gefühls- und Geistesstimmungen zu Gunsten einer schnelleren Wirkung der kaiserlichen Religionsmahnungen.

Wie schon bemerkt, wir wünschen, daß eine solche Wendung eintrete, denn die Religionslosigkeit mit allen ihren furchtbaren Gefahren für den Einzelnen und das Ganze, für Familie und Staat, läßt sich nicht bannen, ja nicht einmal vermindern, wenn nicht auf der ganzen Linie zum Rückzug geblasen wird.

Von dieser Ueberzeugung müssen sich zunächst alle diejenigen Kreise durchdringen, welche als Träger und Vollstrecker des religiösen Gedankens und kirchlichen Lebens auftreten. Gerade sie haben ihr Thun und Lassen dem großen Missionszwecke anzupassen, die religionslosen Kreise wieder für eine religiöse Weltauffassung und eine religiöse Lebensbethätigung zurückzugewinnen.

Was die Weltauffassung betrifft, so haben wir uns darüber durch Hinweisung auf wissenschaftliche Bundesgenossenschaften und Kluftüberbrückungen in jüngster Zeit häufig ausgelassen.

Heute möchten wir diese Aufsätze durch eine kurze Betrachtung über die religiöse Lebensthätigkeit auf der von Kaiser Friedrich betonten „gesunden Grundlage der Gottesfurcht" ergänzen.

Wer sich ein zutreffendes Bild von den ungeheuren Schwierigkeiten machen will, auf welche die kaiserliche Ermahnung stößt, muß zunächst das Bild der religionsfeindlichen Literatur in's Auge fassen, welche seit Voltaire die weltliche Bildung beherrscht hat. Diese Literatur hat nicht das religiöse Ideal, sondern das Zerrbild der Religion verbreitet. Die Ausgeburten des religiösen Wahns erschienen dadurch als natürliche und unvermeidliche Ausflüsse des religiösen Gefühls. In Millionen von Geistern wurden und werden immer von Neuem die Scheiterhaufen angezündet, so daß zwischen dem 19. und 16. Jahrhundert insofern eine culturgeschichtliche Aehnlichkeit entstand, als der religiöse Pöbel des

16. wie der religionslose Pöbel des 19. Jahrhunderts die Ketzerverfolgungen als die Religion schlechthin betrachtete und betrachtet.

Während der Märztrauer dieses Jahres versuchten wir bei einem gänzlich religionslosen, aber sonst vortrefflichen Menschen die deutsche Landestrauer, die rührenden Sterbescenen, die ergreifenden Worte des Hofpredigers Kögel für religiöse Erweckungen auszunutzen. Was war die Antwort? „Ich kann nicht vergessen, daß selbst Calvin einen Ketzer verbrennen ließ, und zwar auf grünem Holz, so daß Servetus eine halbe Stunde lang gebraten wurde, bis er starb. Jeder neue religiöse Aufschwung wird wahrscheinlich wieder neuen religiösen Fanatismus, neue Ketzerverfolgungen, also neue Frevel gegen die christliche Liebe erzeugen. Deshalb meine ich, die Religion muß ganz beseitigt und an ihre Stelle die Humanität gesetzt werden." Natürlich, die Humanität nach Robespierre und Johann Most, war unsere Antwort. Aber was hilft das Alles gegen das furchtbare Vorurtheil, gegen die reife Geistes- und Gemüthsfrucht einer hundertjährigen literarischen Aussaat!

Wie es furchtbarer Offenbarungen des religiösen Fanatismus, einer langen literarischen Widerspiegelung derselben sowie einer naturalistischen Wissenschaft bedurfte, um die heutige Religionslosigkeit zu erzeugen, so bedarf es leuchtender Offenbarungen der christlichen Liebe, sowie einer religionsfreundlichen Literatur und Wissenschaft, um die Religion wieder zum Allgemeingut zu machen. Vor allen Dingen aber bedarf es leuchtender Liebesthaten als Ausstrahlungen des practischen Christenthums.

Glücklicherweise stehen uns in allen diesen Punkten große Hoffnungen zur Seite.

Die sich an die Person Kaiser Friedrichs anlehnende Hoffnung erwähnten wir bereits durch Hervorhebung des in freisinnigen Kreisen verbreiteten Glaubens, der neue Herrscher stehe ihrer politischen und religiösen Auffassung näher als Kaiser Wilhelm, so daß das in diesen Kreisen tief eingewurzelte Vorurtheil, als sei Gottesfurcht und Glaubenshaß, Religion und Ketzerverfolgung ein und dasselbe, diesmal eine starke Erschütterung erfahren dürfte.

Freilich lag auch bei Kaiser Wilhelm kein Anlaß zu einem solchen Mißtrauen vor, aber Gefühle und Stimmungen lassen sich durch Gründe und Raisonnements nicht immer meistern. Ja, nicht einmal ganz offenkundige Thatsachen sind dazu im Stande. Wären sie das, so würde es schon dem vorurtheilsfreien, duldsamen und milden Wiederhersteller des deutschen Reichs gelungen sein, jenes Vorurtheil auszurotten. Denn das ganze Leben Kaiser Wilhelms war eine thatsächliche Widerlegung jenes Vorurtheils, jenes liberalen Mißtrauens. In Wort und That bewies er die Unrichtigkeit jener Auffassung. Gerade, weil er ein echter Christ war, begann er seine Regententhätigkeit mit einer Zurückweisung orthodoxer Ausartungen und Gefahren:

„In der evangelischen Kirche ist eine Orthodoxie eingekehrt, die mit ihrer Grundanschauung nicht verträglich ist und die sofort in ihrem Gefolge Heuchler hat. Diese Orthodoxie ist dem segensreichen Wirken der evangelischen Union hinderlich in den Weg getreten, und wir sind nahe daran gewesen, sie verfallen zu sehen. Die Aufrechterhaltung derselben und ihre Weiterbeförderung ist Mein fester Wille und Entschluß, mit aller billigen Berücksichtigung des confessionellen Standpunktes.

Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven.

Die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen; dies ist immer in's Auge zu fassen und von äußerem Gebahren und Schaustellungen zu unterscheiden."

Leider genügte ein solcher Protest den religionslosen Kreisen nicht. Das Mißtrauen gegen das Kirchenthum und das Mißverständniß religiöser Dinge waren zu groß. Auch dieser Baum sollte nicht durch einen Schlag fallen. Wie auf allen anderen Gebieten wurde der edle Herrscher auch auf diesem Gebiete nicht verstanden. Daher seine Klage vom 14. October 1862:

„Es ist sehr schmerzlich für einen Monarchen, seine besten Absichten verkannt zu sehen. Bei solchen Anfechtungen ist es sehr schwer, nicht irre zu werden, sondern fest zu stehen."

Und er blieb in der That auch in seinen wahrhaft freisinnigen Ansichten fest.

Am 22. Juni 1868 sagte er den Geistlichen Hannovers:

„Jeder Zwang auf kirchlichem Gebiete widerstrebt Meinem Denken und Fühlen."

In dem kaiserlichen Erlaß an die preußischen Bischöfe vom 18. October 1871 heißt es:

„In meinen Staaten soll jedem Glaubensbekenntniß das volle Maß der Freiheit, welches mit den Rechten Anderer und mit der Gleichheit Aller vor dem Gesetze verträglich ist, gewahrt bleiben."

Dem Vorstand der General-Synode vom 28. November 1875 wurde gesagt:

„Es ist überall nicht gut, etwas zu thun, was nicht aus der Ueberzeugung und dem Gewissen kommt, am wenigsten aber in christlichen und religiösen Dingen."

Ist das nicht religiöse Aufklärung in des Wortes bester Bedeutung? Aber wie wirkungslos blieb dieses strahlende Beispiel gerade bei den Freunden der „Aufklärung"? Wie hartnäckig beharrten sie in dem passiven und activen Widerstande, welchen sie der Mahnung eines so freisinnigen Monarchen „dem Volke die Religion zu erhalten" entgegensetzten! In der That, Richard Wagner hat Recht, wenn er in seinem gedankentiefen Aufsatze „Ueber Staat und Religion" (Band 8 der gesammelten Schriften) sagt:

„Erst am Loose und Leide der Könige kann die tragische Bedeutung der Welt ganz und voll zur Erkenntniß gebracht werden."

Der edle Kaiser blieb trotz der tragischen Verkennung seiner besten und weisesten Absichten unerschüttert in seiner Milde, aber ebenso unerschüttert auch in seinen religiösen Ueberzeugungen. Auch hier legte er die Folgen seiner Willensacte in Gottes Hand*), und wurde auch hier durch sein Beispiel der Erzieher und Wohlthäter seines Volkes.

---

*) In der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 erklärte er sich zur Einleitung sozialer Reformen „vor Gott und den Menschen verpflichtet, ohne Rücksicht auf den unmittelbaren Erfolg."

Welch ein Beispiel!

Denn dieses Beispiel wird auch auf dem religiösen Gebiete tausendfältige Früchte tragen. Wie Hunderttausende aus den politisch-liberalen Kreisen bereits zur Erkenntniß gelangten, daß sie den großen Kaiser in den achtundvierziger und den Conflictsjahren verkannten und nicht einsahen, daß Er der Bessere und Weisere war, so werden Hunderttausende, ja Millionen aus den religiösliberalen Kreisen zur Erkenntniß kommen, daß der fromme Kaiser auch in seinem religiösen Denken, Empfinden und Handeln der Bessere, Weisere und Nachahmungswürdigere war. Die Wege zu diesem Umschlag wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, Kaiser Friedrich ebnen. Kaiser Wilhelm war ebenfalls in schönster Bedeutung freisinnig, aber die sogenannten „Freisinnigen" hielten ihn nicht dafür und lehnten seine religiösen Ermahnungen deshalb mißtrauisch ab. Kaiser Friedrich brachte aus seiner kronprinzlichen Zeit als Geschenk einer gütigen Vorsehung das nützliche Erbtheil mit, auch für freisinnig gehalten zu werden. Aus seinem Munde werden die religiösen Ermahnungen deshalb in den liberalen Ohren anders, günstiger klingen. Es muß tiefen Eindruck in liberalreligiösen Kreisen machen, daß der von ihnen vergötterte Herrscher seinem Volke ebenfalls die „Gottesfurcht als gesunde Grundlage" der nationalen Erziehung dringend empfiehlt, und zwar in ganz denselben Worten, wie sein großer Vater und Vorgänger. Oder besteht da etwa ein Unterschied? Wir erblicken nicht den allergeringsten.

Kaiser Friedrich sagte am 12. März 1888 wörtlich:

> „Nur ein auf der gesunden Grundlage von Gottesfurcht in einfacher Sitte aufwachsendes Geschlecht wird hinreichend Widerstandskraft besitzen, die Gefahren zu überwinden, welche in einer Zeit rascher wirthschaftlicher Bewegung durch Beispiele hochgesteigerter Lebensführung Einzelner für die Gesammtheit erwachsen."

Kaiser Wilhelm sagte am 5. December 1878 zu den städtischen Behörden Berlins wörtlich:

> „Bei der Erziehung der Jugend gilt es die Augen offen zu halten. Und dabei ist das Wichtigste die Religion; die religiöse Erziehung muß noch viel tiefer und ernster gefaßt werden."

Dieser Gedanke wurde in dem Erlaß an die Universität Greifswald in folgender Fassung wiederholt:

> „Es wird jetzt in den Schulen gar Vieles gelehrt, doch darf es nicht hinten angesetzt werden, was für die Erziehung von besonderer Wichtigkeit ist. Dahin gehört vor allen Dingen die Religion, die Jugend in wahrer Gottesfurcht zu unterweisen und mit Achtung vor den heiligen Gütern zu erfüllen.
>
> Die wissenschaftliche Bildung des Verstandes allein hat nicht die sittliche Läuterung des Menschen zur Folge."

Also in den religiösen Mahnungen beider Kaiser ganz dieselben Gedanken und Worte! Mögen die liberalen Kreise die Worte Kaiser Friedrichs nicht nur günstiger aufnehmen, sondern auch ernstlicher bethätigen, als diejenigen seines Vaters! In den dafür sprechenden Stimmungen erblicken wir eine große Hoffnung.

Aber noch andere Hoffnungen stehen dem religiösen Aufschwung zur Seite.

Ein zur ehemaligen Fortschrittspartei gehöriger Gelehrter, Friedrich Albert Lange, machte in seinem berühmten Buche über und gegen den Materialismus eine neue, glückliche Culturperiode abhängig von einer neuen sittlichen Idee und einer neuen sittlichen That. Aehnlich faßte ein anderer Liberaler, der Verfasser des dem Herrn von Bennigsen gewidmeten Buches: „Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit" die Lösung des nächsten großen Zeiträthsels, das „Maturitätsexamen der Epoche", auf. Wenn dieses Examen in der energischen, volleren und folgerichtigeren Verwirklichung der christlichen Ethik auf dem Gebiete der sozialen Frage bestehen soll, so ist der Grundgedanke der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881, nämlich die Inanspruchnahme des christlichen Staates für die moralische Ueberwindung der Sozialdemokratie, nicht nur als die ersehnte „neue Idee", sondern auch als die geforderte „sittliche That" anzusehen, wie wir solches mehrfach, besonders in den Artikeln: „Neue Hoffnungssterne und Zukunftskeime", „Die Auferstehung der christlichen Staatsidee" und „Das Christenthum als Princip des Fortschritts" nachgewiesen haben. Es treten in der durch Kaiser Wilhelm eingeleiteten neuen Sozialpolitik in der That strahlende Offenbarungen der christlichen Liebe hervor. Kaiser Wilhelm wie auch sein großer Rathgeber und Helfer, Fürst Bismarck, haben diese ihre Politik ausdrücklich als eine christliche bezeichnet. Kaiser Wilhelm nennt in seiner Botschaft die soziale Fürsorge eine „der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des **christlichen** Volkslebens steht." Fürst Bismarck charakterisirte die eingeleitete Sozialreform wiederholt als „Practisches Christenthum". Diese culturgeschichtlichen Thatsachen werden nicht nur dem Ansehen des Königthums, sondern auch demjenigen der Religion in demselben Maße zu Gute kommen, in welchem der ihnen zu Grunde liegende Gedanke immer mehr zum Leitstern der Staatskunst wird. Aber auch abgesehen davon liegt schon in der weltgeschichtlichen, monumentalen Größe Kaiser Wilhelms und seines Kanzlers und in dem christlichen Untergrund ihres Fühlens, Denkens und Handelns eine religiöse Thatsache an sich vor, welche für Verwirklichung der auch von Kaiser Friedrich empfohlenen Gottesfurcht als gesunde Grundlage der Jugenderziehung unter allen Umständen als Hoffnung ersten Ranges in die Wagschale fällt. Denn ist das Beispiel schon an und für sich die beste Predigt, so ganz gewiß das Beispiel vaterländischer Heroen.

Kronprinz Wilhelm hat bei der jüngsten Geburtstagsfeier des Reichskanzlers einen Trinkspruch ausgebracht, der in wenigen, unvergleichlich schönen Worten ein ganzes nationales Programm enthält, und als ein solches jedem Vaterlandsfreund tief zu Herzen gehen muß.

Der Kronprinz, sich eines militärischen Bildes bedienend, verglich unsere jetzige Lage mit einem Regimente, das zum Sturm schreitet. „Der Regimentscommandeur ist gefallen, der Nächste im Commando reitet, obwohl schwer getroffen, noch kühn voran. Da richten sich die Blicke auf die Fahne."

Ganz gewiß, nach der Fahne haben sich alle Blicke und Herzen zu richten: nach der Fahne, auf welcher uns in weltgeschichtlichen Lettern die Namen der großen Hohenzollern-Herrscher, vor allen Dingen aber

die Heldennamen aus des deutschen Reiches Wiedergeburt, wie auch die Grundsätze entgegenleuchten, welche den großen Männern als Leitsterne dienten.

Die geschichtliche Wahrheit würde eine ungeheure Fälschung erleiden, wenn die trost- und hoffnungsreiche Thatsache nur die geringste Verschleierung erlitte, daß jene Grundsätze ausgesprochenermaßen christliche Grundsätze waren, und daß in dieser ihrer religiösen Beschaffenheit ihr eigentlicher Gattungscharakter besteht.

Zahllos und zweifellos liegen dafür die Beweise vor. An dieser Stelle finde nur das folgende Glaubensbekenntniß des Kanzlers Platz. Es entwand sich der Brust des großen Staatsmannes vor den Mauern von Paris, also in Augenblicken und unter Umständen ernstester Seelensammlung und Gewissenserforschung.

„Wie man ohne Glauben an eine geoffenbarte Religion, an Gott, der das Gute will, an einen höheren Richter und ein zukünftiges Leben zusammenleben kann in geordneter Weise, das Seine thun und Jedem das Seine lassen, begreife ich nicht. Wenn ich nicht mehr Christ wäre, bliebe ich keine Stunde mehr auf meinem Posten. Wenn ich nicht auf meinen Gott rechnete, so gäbe ich gewiß nichts auf irdische Herren. Ich hätte ja zu leben und wäre vornehm genug. Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten aussetzen, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit thun zu müssen. Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, welche diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen haben! Orden und Titel reizen mich nicht. Ich habe die Standhaftigkeit, die ich zehn Jahre lang an den Tag gelegt habe gegen alle möglichen Absurditäten, nur aus meinem entschlossenen Glauben. Nehmen Sie mir diesen Glauben und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben. Schaffen Sie mir einen Nachfolger mit jener Basis, und ich gehe auf der Stelle. Aber ich lebe unter Heiden. Ich will keine Proselyten damit machen, aber ich habe das Bedürfniß, diesen Glauben zu bekennen.“

Ein wahrhaft erschütterndes Bekenntniß aus einem solchen Munde; erschütternd auch die Klage: „ich lebe unter Heiden“. Ja, eben weil der große Mann unter Heiden lebt, wird sein religiöser Standpunkt gar nicht begriffen. Er redet, wenn er über die ewigen Dinge redet, in einer fremden Sprache. Nur die Sprache seines Beispiels ist vielen verständlich geworden. Mögen diese nun auch weiter in die Sprache seiner religiösen Begriffe eindringen und sie dann damit Proselyten machen. Es ist das eine nothwendige Voraussetzung auch für die Verwirklichung der Aufforderung Kaisers Friedrich zur Gottesfurcht, denn auch diese Mahnung stößt auf lauter Heiden, die sich bei dem Worte „Gottesfurcht“ nicht viel denken und deshalb keinen Nutzen daraus schöpfen können.

„Das Ziel des religiösen Glaubens, Hoffens und

Fürchtens — daher „Gottesfurcht" — besteht in der Aufregung des Herzens und Gewissens zur guten That: diese erkennt auch der Böse wie der Einfältige leicht."

Mit diesen Worten erklärt ein Philosoph, der verstorbene Geheime Justizrath F. Dorguth, in seiner vor 43 Jahren erschienenen Schrift über „Schopenhauer in seiner Wahrheit" das Wesen der Gottesfurcht. Als Frucht der Gottesfurcht erscheint ihm die „gute That", welche auch der Böse wie der Einfältige leicht erkennen.

Am 6. Februar d. J. schloß der Reichskanzler seine Friedensrede mit den Worten:

„Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt; und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt."

Hier erscheint die „gute That" in Gestalt der Friedenspolitik als reife Frucht der Gottesfurcht, und zwar so strahlend, daß selbst die „Bösen und Einfältigen" in der ganzen Welt sie leicht erkennen, wie die am Grabe des großen Kaisers dargebrachten Huldigungen bewiesen haben.

Leider waltet dieses Verhältniß nur ob hinsichtlich der Gottesfurcht der obersten Träger der deutschen Politik, nicht aber auch hinsichtlich der Gottesfurcht des deutschen Volkes. Heidnisch, wie es theilweise noch war und theilweise wieder wurde, erkennt es als „Ziel des religiösen Glaubens, Hoffens und Fürchtens" durchaus nicht mehr die Aufregung des Herzens und Gewissens zur guten That, und eben deshalb wird es den „Bösen und Einfältigen" nicht leicht, die Gottesfurcht überhaupt zu erkennen, sich einen anschaulichen Begriff von ihrem Wesen und Segen zu machen.

Freilich ist die moralische Umwandlung der sündigen Menschennatur auf der Grundlage wahrer Gottesfurcht schon für die Einzelperson die schwierigste und höchste Aufgabe religiöser Erziehung, noch schwieriger aber für ganze Völker. Zeigt uns doch die Geschichte, wie häufig sich auch hier das geheimnißvolle Wort des Euripides: „Die Götter verkehren alle Dinge in ihr Gegentheil", seine schreckliche Wahrheit bewährt hat.

Um der Gottesfurcht eine bessere Grundlage in der Priestererziehung zu verschaffen, gründete Calvin eine Akademie. Er ließ unter das Portal des stattlichen Gebäudes den schönen Spruch schreiben:

„Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang."

Calvins Gottesfurcht strebte mit tiefem Ernste gewiß nach der „guten That", aber als eine solche erschien ihm leider auch die Verbrennung des Servetus, weil dieser fromme, tugendhafte und gelehrte Mann in einigen Glaubenspunkten andere Ansichten verfocht, als der Genfer Reformator.

Verstand Calvin unter der Furcht des Herrn, die ihn statt zu einer guten zu einer grausamen That bewog, die Beachtung der göttlichen Gebote und die Furcht vor ihrer Uebertretung? Offenbar verstand er darunter noch etwas Anderes, denn in den zehn Geboten steht: „Du sollst nicht tödten", und des Heilands Befehl lautete ganz

bestimmt: „Petrus, stecke das Schwert in die Scheide, denn wer zum Schwert greift, wird durch's Schwert umkommen.“

Letztere Strafandrohung hat sich furchtbar erfüllt, denn das von der Kirche gebrauchte Schwert hat die Liebe zur Kirche in Millionen von Herzen umgebracht.

Es gehört zu den Räthseln der Culturgeschichte, wie die Gottesfurcht je anders als zu guten Thaten führen konnte, namentlich bei christlichen Völkern, da gerade im Punkte der Gottesfurcht die heilige Schrift die deutlichsten Fingerzeige giebt. Gottesfürchtig ist in der Bibel gleichbedeutend mit Befolgung der göttlichen, auf Menschenliebe und nicht auf Menschenvernichtung hinzielenden Gebote. Selbst das alte Testament läßt in dieser Hinsicht, abgesehen von der Behandlung fremder Völker, keinen Zweifel zu. Völlig zweifellos aber treten uns die Gebote des neuen Testaments entgegen, welche jede Verfolgung, jeden Haß, jede grausame That ausdrücklich verdammen, und lediglich auf „gute Thaten“ ausgehen, die auch der Böse und Einfältige leicht erkennt.

Mystische Gemüther haben jenes Räthsel durch die Einwirkungen des Teufels erklärt, welcher das Reich Gottes zu vereiteln trachtet, indem er die Menschen verleitet, im Namen Gottes Teufelsthaten zu verüben. Augenblicklich können sich die bösen Mächte dieses Mittels kaum noch bedienen. Wenn sie das Reich Gottes früher durch Mißleitung der Gottesfurcht vereitelten, so suchen sie es heute durch Untergrabung der Gottesfurcht, durch Rückführung des Heidenthums zu vereiteln. Wir halten das für einen Rückzug des Teufels, denn das Christenthum kann das Heidenthum überwinden, während es an einer Verzerrung seiner ureigenen Idee zu Grunde gehen muß. David Strauß antwortete auf die Frage: „Sind wir noch Christen?“ mit einem bestimmten „Nein!“ Noch passender wäre diese verneinende Antwort auf die Frage gewesen: „Waren wir schon jemals Christen?“ Der Reichskanzler klagte: „Ich lebe unter Heiden.“ Dieselbe Klage hätte in jedem der zurückgelegten neunzehn Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung ertönen können, und sie ertönte wirklich. In jedem Zeitalter wurde die Gottesfurcht mißachtet, sowohl in den großen wie in den kleinen Angelegenheiten. Unsere Zeit charakterisirt sich dadurch, daß in den großen Dingen der Welt, in der Staatsmoral, mehr als sonst die Gottesfurcht als Leitstern dient, in den kleinen Dingen, in der Privatmoral, aber weniger als sonst. Und auf diesen wunden Punkt legt die Aufforderung Kaiser Friedrich's den Finger.

Als der göttliche Heiland gefragt wurde, was soll ich Gutes thun, da erfolgte die Antwort: „Willst Du zum Leben eingehen, so halte die Gebote.“ Und auf die Frage: welche? gab Jesus Lehren, welche in keiner christlichen Zeit so sehr mißachtet, ja sogar in ihrer moralischen Berechtigung bestritten wurden als heute. Die Vorschriften der Bergpredigt z. B. werden durch den theoretischen und practischen Materialismus systematisch ausgerottet.

„Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.“

Diese christliche Verschärfung verwandelt sich unter unsern Augen in einen Rückfall in's brutalste Heidenthum. Eine ganze Literatur

verherrlicht den Ehebruch. Die öffentliche Schaubühne predigt, das practische Leben bethätigt ihn mehr und mehr fast ohne Scheu. Der „Reichsbote“ berichtete kürzlich, daß auch in der Provinz die sittliche Verwüstung des Familienlebens zunehme.

„Führe uns nicht in Versuchung!“ heißt es im „Gebet des Herrn“. Niemals aber war die Versuchung größer, und die Mißachtung der göttlichen Weisheit also gröblicher als heute.

„Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen. Sammelt euch Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen, noch die Diebe sie stehlen.“

In diesem Punkte ist die Christenheit vollkommen in's Heidenthum zurück versunken, denn niemals in christlichen Zeiten war die Geldgier wilder und die religiöse Gegenwirkung machtloser als heute.

Nicht die Gottesfurcht, sondern ihr dämonisches Gegentheil beherrscht heute das wirthschaftliche Treiben, und zwar unter den Christen mehr als unter den außereuropäischen Heiden. In dieser Hinsicht veröffentlichte die Monatsschrift „Sphinx“ kürzlich statistische Zahlen, aus welchen erhellt, daß die Sittlichkeit der Christen in Indien viel tiefer steht, als diejenige der Mohammedaner und Hindus.

1 Bestrafter	schon	auf je	274	Europäer (Christen),
„	erst	„ „	509	Mischlinge (Eurasier, do.)
„	„	„ „	799	christliche Eingeborene,
„	„	„ „	856	Mohammedaner,
dagegen nur	1	„ „	1361	Hindus (Brahmanismus),
und sogar nur	1	„ „	3787	Buddhisten.

Der Christ muß solchen Wahrheiten in's Gesicht schauen, damit er endlich inne werde, was er seinem Christenthum schuldig ist. Namentlich verlangen wir solches vom deutschen Christen, denn ihm ist es leichter gemacht, die Gottesfurcht als Aufregung des Herzens und Gewissens zur guten That aufzufassen und zu bethätigen, weil ihm seine großen Staatsmänner nicht nur auf dem Gebiete der Staatsmoral ein glänzendes Beispiel solcher Bethätigungen gaben, sondern auch auf dem Gebiete der Privatmoral nicht müde werden, mit eigenen Beispielen und guten Lehren voranzuleuchten, während seine großen Denker und Künstler andererseits eine Philosophie und Kunst schufen, welche berufen erscheint, den heiligen Lehren des Christenthums auch in den weltlichen Sphären einen neuen Boden zu bereiten.

„Der Zukunft Deutschlands — sagt Professor Dr. Schmidt-Warneck in seinem vor vier Jahren herausgegebenen Buche über „Die Nothwendigkeit einer sozialpolitischen Propädeutik — leuchtet noch ein heller Stern. Wie Kaiser Wilhelm zum äußeren Aufbau des Reiches sich das nöthige Mittel schuf und die entsprechenden Männer fand, so wird sein allverehrter Thronerbe seinerzeit zu neuen Versuchswegen auch die entsprechenden Hülfskräfte gewinnen, um den inneren Ausbau des Reiches zu bewerkstelligen, ohne welchen der äußere keinen Bestand haben kann.“

Diese Hoffnung hat durch Kaiser Friedrichs Aufforderung zur Gottesfurcht und Einfachheit eine Bestätigung erfahren.

Kaiser Wilhelm II. und die Sozialreform.

(Aus dem „Deutschen Adelsblatt“ vom 1. Juli 1888.)

Bereits wiederholt führten wir unseren Lesern aus dem bedeutenden Buche „Die Nothwendigkeit einer sozialpolitischen Propädeutik“ folgenden Sehnsuchts- und Hoffnungsruf vor:

„Der Zukunft Deutschlands leuchtet noch ein heller Stern. Wie Kaiser Wilhelm zum äußeren Aufbau des Reiches sich das nöthige Mittel schuf und die entsprechenden Männer fand, so wird sein allverehrter Thronerbe seiner Zeit zu neuen Versuchswegen auch die entsprechenden Hülfskräfte gewinnen, um den inneren Ausbau des Reiches zu bewerkstelligen, ohne welchen der äußere keinen Bestand haben kann.“

Professor Dr. Schmidt-Warneck schrieb diese Worte vor fünf Jahren. Wie Kaiser Friedrichs Botschaft vom 12. März 1888 jene Hoffnung auf den Thronerben bestätigte, so bestätigen die ersten Regierungskundgebungen Kaiser Wilhelms II., daß die große Hoffnung fortlebt.

In der Proclamation „An mein Volk“ vom 18. Juni 1888 heißt es:

„Auf den Thron Meiner Väter berufen, habe Ich die Regierung im Aufblick zu dem König aller Könige übernommen und Gott gelobt, nach dem Beispiel Meiner Väter Meinem Volke ein gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer, dem Rechte ein treuer Wächter zu sein.“

Noch deutlicher spricht sich die Thronrede vom 25. Juni 1888 aus:

„An der Gesetzgebung des Reiches — heißt es — habe Ich nach der Verfassung mehr in Meiner Eigenschaft als König von Preußen, wie in der des deutschen Kaisers mitzuwirken; aber in beiden wird es Mein Bestreben sein, das Werk der Reichsgesetzgebung in dem gleichen Sinne fürtzuführen, wie Mein hochseliger Herr Großvater es begonnen hat. Insbesondere eigne Ich Mir die von ihm am 17. November 1881 erlassene Botschaft ihrem vollen Umfange nach an, und werde im Sinne derselben fortfahren, dahin zu wirken, daß die Reichsgesetzgebung für die arbeitende Bevölkerung auch ferner den Schutz erstrebe, den sie im Anschluß an die Grundsätze der christlichen Sittenlehre den Schwachen und Bedrängten im Kampfe um das Dasein gewähren kann. Ich hoffe, daß es gelingen werde, auf diesem Wege der Ausgleichung ungesunder gesellschaftlicher Gegensätze näher zu kommen, und hege die Zuversicht, daß Ich zur Pflege unserer inneren Wohlfahrt die einhellige Unterstützung aller treuen Anhänger des Reiches und der verbündeten Regierungen finden werde, ohne Trennung nach gesonderter Parteistellung.“

Der an der Spitze unseres Staatswesens fortbestehende Kaiserwille, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer zu sein, die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 im vollen Umfang aufrecht zu erhalten, die Grundsätze der christlichen Sittenlehre zu einem Evangelium der Sozialreform und zum Leitstern der Staatskunst behufs Ausgleichung ungesunder gesellschaftlicher Gegensätze zu machen, ist in einem der feierlichsten Augenblicke des Staatslebens von Neuem beurkundet, so daß es nur an dem Volke selbst, an

der Wissenschaft und der Volksvertretung liegen wird, wenn aus dem kaiserlichen Reformwillen keine Reformthaten erblühen, welche dem Zeitbedürfnisse voll entsprechen.

Wie wir dieses verstehen, mag aus einer kurzen Betrachtung über das sozialreformatorische Testament Kaiser Wilhelms I. erhellen, welche am 12. März d. J. unter der Ueberschrift: „Das Herz des alten Kaisers" zur Niederschrift gelangte. (Hier läßt das „Deutsche Adelsblatt" den auf Seite 530 abgedruckten Artikel folgen. Dann heißt es weiter:)

Soweit eine sozialreformatorische Betrachtung über das „Herz des alten Kaisers".

Ganz die nämliche Betrachtung ist an das durch die Proclamation vom 18. Juni 1888 und die Thronrede vom 25. Juni 1888 offenbarte „Herz des jungen Kaisers" zu knüpfen. Beide Staatsschriften verbreiten eine sozialreformatorische Gefühlswärme, welche zu den höchsten Hoffnungen berechtigt. Zum Beweise, daß wir uns in dieser Hinsicht nicht durch unsere eigenen Wünsche zu einem schönen Wahnglauben verführen lassen, mögen hier folgende Stimmen zweier Zeitungen Platz greifen, welche in politischer Hinsicht schroffe Partei-Extreme darstellen.

„Der Kaiser — sagt die „Neue Preuß. Ztg." — wird es als seine erste Pflicht betrachten, den sozialen Zielen, wie sie in der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 gekennzeichnet sind, nachzustreben und die einzelnen Aufgaben vom Standpunkte der christlichen Sittenlehre zu lösen suchen.

Das weist auf eine noch tiefere Auffassung hin, als sie in dem berühmten Worte vom „practischen Christenthum" zum Ausdruck kommt. Wenn sich in dem letzteren eine gewisse Neigung, die Dinge sozusagen „von Fall zu Fall" in's Auge zu fassen kund zu geben scheint, so läßt das Bekenntniß zur christlichen Sittenlehre eine grundsätzlich zusammenhängende Behandlung der großen Fragen erhoffen, mit denen die Zukunft noch unerbittlicher an uns herantreten wird, als es die Gegenwart schon thut."

Das „Berliner Tageblatt" giebt den empfangenen Eindruck wie folgt wieder:

„Der Monarch will in ähnlicher Weise wie Kaiser Wilhelm I. als Hort der Schwachen und Bedrängten im Kampfe um's Dasein angesehen werden, und es liegt nahe, anzunehmen, daß diesem Kaiserwort eine Reminiscenz an den Fridericianischen Gedanken nicht fern geblieben ist, nach welchem der König von Preußen sich als „Roi des gueux", als „König der Bettler" zu fühlen verstand."

In der That, alle Welt hat durch die Kundgebungen Kaiser Wilhelms II. den Eindruck eines ebenso starken wie edlen Willens empfangen.*)

---

*) Die Hinzpeter'sche Schrift über „Kaiser Wilhelm II." spricht sich über das sozialreformatorische Herz des jungen Kaisers wie folgt aus: „Eine genauere persönliche Einsicht in die harte und hoffnungsarme Existenz der Arbeiterbevölkerung, wie der reflectirende Vergleich derselben mit der eigenen materiellen Behaglichkeit und Sorgenfreiheit, wie die eingehende Beschäftigung mit den sozialen Fragen der Gegenwart machten für seinen durch und durch gerechten Sinn die Nothwendigkeit sozialer Reformen zu einem unanfechtbaren Axiom und zu einer persönlichen Lieblingsvorstellung."

Dieser Wille ist aber im Zeitalter des Parlamentarismus nicht mehr allmächtig. Die kaiserliche Empfindung reicht für Förderung der öffentlichen Wohlfahrt, für die soziale Hülfe zu Gunsten der Armen und Bedrängten nicht aus, sondern die Gefühle der Denker und Gesetzgeber müssen ebenfalls ergriffen werden, damit aus der Entflammung ihrer Herzen endlich auch die Erleuchtung ihres Geistes für Auffindung der rechten Wege erfolgt.

Letzteres ist besonders nöthig rücksichtlich der von Kaiser Wilhelm II. bedeutsam betonten „Grundsätze der christlichen Sittenlehre", damit das große unheilvolle Aergerniß wenigstens einigermaßen aufhört, welches der ehrliche Thomas Carlyle mit der furchtbaren Frage kennzeichnete: „Was bedeuten die Lehrsätze, die im Namen Gottes an den Sonntagen verkündigt und im Namen des Teufels in der übrigen Zeit in ihr directes Gegentheil verwandelt werden?"

Dieser, unsere christliche Civilisation tief beschämende Widerstreit zwischen Lehre und That findet in der Botschaft Kaiser Wilhelms II. eine so vielsagende Betonung, daß wir in derselben die lauteste Aufforderung an alle Vaterlandsfreunde erblicken, in neuer nationaler und sittlicher Aufraffung an der Beseitigung jenes schmerzlichen Widerstreits mit vermehrten Kräften zu helfen, zunächst aber dafür bessere Mittel und Wege aufzusuchen.

Indem wir diese Nothwendigkeit als erstes Erforderniß ausreichender Sozialreformen hervorheben, glauben wir dem neuen Kaiser diejenige Treue zu erweisen, welche er als „treuer Fürst von einem treuen Volke" erwartet.

Die Rede des Oberhofpredigers D. Kögel bei dem Gottesdienst in der Schloßcapelle zur Eröffnung des deutschen Reichstags.

Text: 1. Corinther 15, 10. Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin.

Als im Januar dieses Jahres in den Räumen unserer Capelle der Gottesdienst des Krönungsfestes begangen ward, da war der Sessel des Kaisers verhüllt — wie ein Vorzeichen des sobald folgenden Abschiedes. Und als bei derselben Feier für den im Süden weilenden Kronprinzen gebetet ward: „Sprich nur ein Wort, so wird dein Knecht gesund", da ging durch die Versammlung ein schmerzliches Ahnen, diese Hoffnung werde unerfüllt, dieses Gebet unerhört bleiben. Diese Doppelerinnerung empfängt uns heut an dieser Stätte. Kaiser Wilhelm, Kaiser Friedrich, beide sind dorthin gezogen, wo sie fortan im Chor der Ueberwinder Palmen tragen und Kleider, helle gemacht im Blut des Lammes.

Ernst bewegt schart sich um des jetzt regierenden Kaisers und Königs Majestät der Kreis der verbündeten Fürsten in Gemeinschaft mit dem Reichstag. Worauf soll die Weihe dieser Stunde beruhen? Wie lautet an der Schwelle einer neuen Zukunft der Wahlspruch?

Von Gottes Gnaden bin ich, das ich bin.

1. Dieses Wort bezeichnet des Kaisers Demuth und Muth.
2. Dieses Wort bezeichnet des deutschen Reiches Dank und Hoffnung.

Anfang, Mitt' und Ende, Herr Gott, zum Besten wende. Amen.

1.

Dieses Wort bezeichnet des Kaisers Demuth und Muth.

Was sich dem Apostel Paulus als den Ertrag all' seiner Erfahrungen und Segnungen darstellt, wenn er einerseits behauptet: „Ich habe mehr gearbeitet als die anderen Apostel alle", andererseits alles eigene Rühmen ablehnt: „Nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mir ist"; was Christus der Herr allen Jüngern zur segnenden Demüthigung gereichen läßt, wenn er auf die Wurzel des Heils zurückgeht und bezeugt: „Nicht ihr habt mich, sondern ich habe euch erwählt"; was in dem Lehrtext des heutigen Tages, in dem Bekenntniß der Kirche als Summe wiederkehrt: „Wir glauben durch die Gnade des Herrn Jesu Christi selig zu werden"; was einst der greise Kaiser Wilhelm an seinem Regierungsjubiläum beim Rückblick auf ein unaussprechlich gesegnetes Leben empfand, wenn er mit David ausrufen konnte: „Was bin ich und was ist mein Haus, daß du mich bis hierher gebracht hast", das will auch des gegenwärtigen Kaisers und Königs Leitstern sein. Anbetende Beugung vor den göttlichen Rathschlüssen und Wegen, die bis hierher geführt, heiliges Bangen vor einer aus dem Ringen der Väter und Brüder erwachsenen Kaiserkrone, aufrichtiges Verlangen, an die großen Vermächtnisse, die an dieser Krone, an der mit tausend Opfern erkämpften Einheit, haften, zu wahren, Alles das spricht sich in dem einen Worte aus: „Von Gottes Gnaden bin ich, das ich bin" — — ein Wort, das weit entfernt, den Bekenner der Verantwortlichkeit zu entrücken, vielmehr Gemüth und Gewissen bindet und an eine ewige Rechenschaft mahnt, ein Wort, das jedem Hochmuth steuert, weil es in dem Tone geht: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!"

Mit dem Gelübde der Demuth ist in diesem Wort froher, frommer Muth beschlossen. Sind die Höhen der Könige einsam, die Wege steil, oft von Wolken umhüllt, Blitzen und Stürmen ausgesetzt: Gottes Wort will Stecken und Stab, Gottes Gnade will das Amen auf das Gebet sein: Sende dein Licht und deine Wahrheit, daß sie mich leiten. Gehen von einem Throne Ströme in's Land hinaus, entweder zu befruchten oder zu verheeren, Gottes Gnade will königliche Gedanken, heilsame Rathschläge, gerechte Werke, verständige und getreue Räthe verleihen. Hängt an der Würde die Bürde, an der Gabe die Aufgabe, am Recht die Pflicht — der Name, der über alle Namen ist, den vorher die Epistel preist, der von der Schloßcapelle in die Hauptstadt herniederglänzt, Jesus Christus gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit, will des Gerechten Macht und Heil sein! Im Kreuz wirst Du siegen, in der Liebe sollst Du dienen, als Held ein Träger und Bringer des Friedens sein. Kraft der Ermuthigung, die in dem Wahlspruch liegt: „Von Gottes Gnaden bin ich, das ich bin".

2.

Dasselbe Wort des deutschen Reiches Dank und Hoffnung.

Und wie sollte Deutschland nicht danken, daß nach hundertjähriger Zwietracht und Zerrissenheit es wunderbar geeint ist, daß Gott in seiner Gnade mit dem deutschen Reiche Gedanken des Friedens hat und nicht des Leids, daß er auch gegenwärtig nach Verlust, Grab und Gram seinen Bogen in den Wolken zeigt, danken, daß die Treue gegen Kaiser und Reich nicht mitgestorben, nicht mitbegraben, sondern nach wie vor ein lebendiger Herzschlag ist und ein freier Tribut.

Wahrhaftiger Dank besinnt sich auf das Eine, was noth ist, besinnt sich darauf, daß ein Mensch, daß ein Volk nicht vom Brod allein lebt, sondern von jedem Wort, das durch Gottes Mund geht. Die Zeiten sind freilich vorüber, wo der Rath der Völker den Deutschen halb verachtend, halb bedrohend ansah: **„Da kommt der Träumer her, auf, laßt ihn uns erwürgen!“ — mag aber nie der Tag erscheinen, wo der Weinstock seinen Saft, wo der Träumer seine prophetische Kraft, wo Deutschland sein eigenstes Erbe, wo unser Volk die Erschlossenheit für die Ideale, den Sinn für das Reine und Rechte, das Große, Wahre und Schöne, den Glauben an die Offenbarung Gottes in Christo Jesu und damit seine ganze innere Herrlichkeit verliert. Gegen moderne Flachheit schützt uns der Ernst der Ewigkeit. Gegen Frömmelei schützt nur die Frömmigkeit. Gegen Scheinwesen schützt nur die Gottesfurcht, gegen Selbstüberhebung schützt nur das Bewußtsein: „Von Gottes Gnaden bin ich, das ich bin.“**

Das bleibt zugleich Deutschlands Hoffnung. Gnade unseres Volkes Wolkensäule bei Tage, Gnade die Feuersäule bei Nacht. „Unsere Väter hofften auf dich, und da sie hofften, halfest du ihnen aus.“ Gnade ruft Hur und Aaron herbei, daß sie betend Moses sinkende Arme unterstützen, Gnade flicht einen Bund zwischen der Pietät und der Autorität.

Die Pietät ist es, die, ehe sie von dieser Stunde scheidet, eine Wallfahrt unternimmt. Die erste nach der Gruftcapelle zu Charlottenburg.

Gebt dem Kaiser Wilhelm I., was dieses Kaisers ist, so lange die deutsche Geschichte ist. Dem Vaterlande warst du, verklärter Fürst, ein Vater, unserm Heer ein Führer, der Sieg um Sieg an seine Fahnen kettete, dem Reich warst du, bis dein Auge brach, ein unermüdlicher Wächter, ein Ehrfurcht gebietender Schirmherr. Ruhe aus in der Mitte deiner unvergeßlichen Eltern, deren Aussaat du ernten durftest. Vale senex imperator!

Und die Pietät geht ihren zweiten Gang zur Friedenskirche und beugt sich dort über den eben geschlossenen Sarg. Held auf dem Schlachtfelde, nicht minder hochherziger Held auf dem Siechbett, du hast das Wort der heiligen Schrift unterschrieben: „Ein Geduldiger ist besser denn ein Starker, und der seines Muthes Herr wird, besser, denn der Städte gewinnt.“ Wie hast du mit deinen stummen Lippen, mit deinem still getragenen Leid beredt zu sprechen gewußt znm Herzen unseres Volkes. Fahre wohl zu deinem Gott und zu unserem Gott, zu deinem Heiland und zu unserem Heiland!

Und abermals ertönt die Weisung: Gebt dem Kaiser, was des

Kaisers ist, die fromme deutsche Treue, die den Scheidegruß des alten Kaisers vernahm: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren," die gestern in allen Kirchen des Vaterlandes dem Sohne nachrief: „Selig der Mann, der die Anfechtung erduldet," — — dieselbe Treue ist Zeugin, wie der Gott alles Segens zu dem sein Regiment antretenden jungen Fürsten spricht: „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein, sollst unverwirrt sein durch böse Tage, unverwöhnt durch gute Tage. In die Huldigung stimmt die Treue ein: Gottes Gnade zum Gruß, Jesu Frieden zum Geleit!

In den Schutz deiner Barmherzigkeit und Treue, ewiger Gott und Vater in Christo, stellen wir unsern Kaiser und König, unsere Kaiserin und Königin, die beiden nun vereinsamten Kaiserinnen, die verbündeten Fürsten und die deutschen Stämme, den Reichstag mit seinen Arbeiten, das Vaterland mit seinen Geschicken, uns Alle mit unserem Ausgang und Eingang.

Sieh herab vom Himmel droben,
Herr, den der Engel Zungen loben,
Sei gnädig unserm deutschen Lande.
Donnernd aus der Feuerwolke
Sprich zu den Fürsten, sprich zum Volke,
Halt sie vereint mit starker Hand,
Sei du uns feste Burg;
Du führst uns wohl hindurch.
Hallelujah!
Denn dein ist heut und alle Zeit
Das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit.
Amen!

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Urtheile.

A. Ueber J. Hensel's Buch: „Das Leben."

„Von der überzeugenden Beweisführung des Verfassers gefesselt, verdanke ich der Befolgung seiner Rathschläge meine Gesundheit (Heilung der Zuckerruhr) und glaube es der allgemeinen Wohlfahrt schuldig zu sein, daß ich die Aufmerksamkeit kompetenter Persönlichkeiten auf das wichtige Buch hinlenke. (Lehrer Neumann in der „Nordd. Allg. Ztg." vom 10. Oct. 1885.)

„Hensel's Buch wird und muß Epoche machen."

(Ingenieur Keßler in Wiesbaden.)

„Hensel hat uns eine Himmelsleiter gebaut." (Eine Schweizerin.)

„Hensels Buch ist das fünfte Evangelium." (Dr. E. Kapp, Verfasser der Philosophie der Technik.)

„Auf Grund des Hensel'schen Buchs erscheint die sociale Frage von nun ab der Lösung fähig." (Dr. med. Berthelen in „Ueber Land und Meer".)

B. Ueber F. Hochfärbers „Recept."

Die Bedeutung des Hochfärberschen „Recept" (Praktische Anweisung zur Schaffung neuer Paradiese) besteht in der Thatsache, daß der achtzigjährige Hochfärber seit 20 Jahren bereits ausführte, was Hensels geniales Buch der trostbedürftigen Menschheit gegen Armuth und Krankheit empfiehlt. Hochfärbers Beispiel zeigt wirklich, wie „neue Paradiese zu schaffen" sind, und zwar nicht nur Paradiese an landwirthschaftlicher Schönheit und üppiger Fruchtbarkeit, sondern auch Paradiese an Familienglück und Seelenfrieden, an poetischer und wissenschaftlicher Vergeistigung. Es zeigt, was der Landwirth zu thun hat, um ein tüchtiger wahlhabender Bauer zu werden, ohne zu verbauern.

C. Ueber das Barden'sche Buch:

1. „Einer meiner Mitarbeiter schreibt mir soeben über E. Barden's Buch:

„Die Schrift ist von hinreißender Wärme erfüllt,"

das erste Wort, welches ich darüber höre, und woran ich mich aufrichtig erfreue."

(Aus dem Briefe des Herrn Freih. von Wolzogen an den Pionier vom 15. März 1888.)

2. Unter der Ueberschrift „Zur Beachtung empfohlen" schreibt Freiherr Hans von Wolzogen in der neuesten Nummer der „Bayreuther Blätter" Folgendes:

Wer von unseren Genossen eine kleine Summe deutscher Reichspfennige daran wenden will, um das in voriger Uebersicht angezeigte Büchlein von E. Barden „die reformatorische Weltanschauung in R. Wagner's letzten Werken" anzuschaffen, der unterstützt damit eine bei der Pflege kranker Mitmenschen in drückende Noth gerathene Persönlichkeit, deren ideales Bestreben im Sinne unseres Kulturwerkes ohnehin wärmere Theilnahme verdiente.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Materialien zu einem Katechismus der Sozialreform gesammelte Aufsätze

Berlin 1888